Andreas Weich

SELBST VERDATUNGS MASCHINEN

Genealogie und Medialität des Profilierungs-Dispositivs

Andreas Weich

SELBSTVERDATUNGSMASCHINEN

Genealogie und Medialität des Profilierungs-Dispositivs

21.04.2016

Red. überarb. am 15.12.2020

https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/

This is the author's version of the work.
The definitive version was published as

Weich, Andreas (2017): Selbstverdatungsmaschinen. Zur Genealogie und Medialität des Profilierungsdispositivs. Bielefeld: transcript.

The text is posted here by permission of transcript Verlag.

**Dissertation zur Erlangung des Grades eines
Doktors der Philosophie (Dr. phil.) an der
Fakultät für Kulturwissenschaften**

**der Universität Paderborn
im Fach Medienwissenschaft**

**Erstgutachter:
Prof. Dr. Hartmut Winkler
Universität Paderborn**

**Zweitgutachter:
Prof. Dr. Rolf F. Nohr
Hochschule für Bildende Künste Braunschweig**

Dank

Das Vorhandensein der vorliegenden Arbeit ist nur dank der Unterstützung durch eine Vielzahl von Personen möglich geworden. Den wichtigsten von ihnen möchte ich meinen herzlichen Dank aussprechen. In erster Linie danke ich meiner Frau Steffi für ihre bedingungslose emotionale und organisatorische Unterstützung, die unzähligen Ratschläge und Coachings sowie die Geduld und das Verständnis dafür, mich auch nach Feierabend, an Wochenenden und im ‚Urlaub' über Jahre hinweg zu entbehren. Meiner Tochter Mia danke ich dafür, dass sie trotz meiner häufigen körperlichen und geistigen Abwesenheiten nie die Bindung zu mir aufgegeben und mir in der Endphase immer wieder Kraft und Motivation gegeben hat. Meinen Eltern danke ich für das Leben, das sie mir ermöglicht haben sowie für die stets von Herzen kommende Unterstützung und die Sicherheit, die es erleichtert hat, die Unwägbarkeiten der wissenschaftlichen Beschäftigungsverhältnisse in Kauf zu nehmen. Großer Dank gilt meinen beiden Gutachtern Hartmut Winkler und Rolf F. Nohr, die meine Arbeit stets konstruktiv begleitet und mich immer wieder inspiriert und motiviert haben, eine medienwissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen und weiter zu verfolgen. Auch den vielen Kolleginnen und Kollegen danke ich, mit denen ich mich über viele der in der Arbeit angestellten Überlegungen austauschen durfte – darunter insbesondere Julius Othmer, der in der jahrelangen Zusammenarbeit und unzähligen Gesprächen in Seminaren und Publikationskooperationen ebenso wie während langer Auto- und Bahnfahrten zweifellos der wichtigste Diskussionspartner war und zudem die umfassendste Rückmeldung zum gesamten Manuskript dieser Arbeit gegeben hat. Ebenso möchte ich Christian Köhler, Stefan Böhme und Dominik Leibenger herausheben und ihnen für ihre kritische Lektüre teils sehr langer Auszüge des Manuskripts und ihre hilfreichen Anmerkungen danken. Besonderer Dank gilt auch meiner Schwester Susanne Werner und meiner guten Freundin Sandy Greulich, die die Rechtschreib- und Grammatikprüfung der Arbeit auf sich genommen haben. Schließlich danke ich dem DFG-Graduiertenkolleg Automatismen an der Universität Paderborn, in dem ich mich drei Jahre lang unter besten Bedingungen meiner Arbeit widmen durfte und das mir nicht nur die Veröffentlichung der Dissertation finanziell erleichtert, sondern auch unzählige produktive Diskussionen mit KollegiatInnen, Kollegiaten, Post Docs, Betreuerinnen und Betreuern sowie die Konzeption und Umsetzung von Tagungs- und Publikationsprojekten ermöglicht hat.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Hinführungen 7

1.1 Ein kurzer geschichtlicher Überblick der Verwendungsweisen des Wortes ‚Profil' 11

1.2 Profile: Zusammenstellung von Merkmalen 31

1.3 Eingrenzungen und Konkretisierungen 38

1.4 Medienwissenschaftliche Perspektiven und Fragestellungen 48

2. Theorie und Verfahren: Genealogische Rekonstruktion eines Dispositivs als Mediengenealogie 55

2.1 Das Dispositiv als theoretisches Konzept 56

2.2 Medien(wissenschaft) und Dispositivtheorie 72

2.3 Mediengenealogie: zum Schreiben einer Geschichte der medienkulturellen Gegenwart 78

3. Genealogie des Profilierungs-Dispositivs 87

3.1 Registrieren 89

3.2 Erheben 115

3.3 Auswerten und Einordnen 159

3.4 Auffinden und Authentifizieren 202

3.5 (Re-)Präsentieren 234

3.6 Anpassen 265

4. Das Profilierungs-Dispositiv 283

4.1 Profil als inter(spezial)diskursives Konzept 284

4.2 Form und Medialität 288

4.3 Elemente, Relationen, Strategien und Subjekte 294

4.4 Urgence(s) 307

4.5 Bruchlinien und Grenzen des Dispositivs und seiner Beschreibung 319

5. Schlüsse 325

Quellenverzeichnis 328

1. Einleitung und Hinführungen

Der Mensch ist wie ein Autoreifen. Nur wenn er genügend Profil besitzt, hat er genügend Griff, voranzukommen und nicht so leicht aus der Bahn geworfen zu werden.

FRANK DOMMENZ

Sie werden in jeder einzelnen Phase des Bewerbungsverfahrens […] positiv auffallen, wenn Sie Ihr individuelles berufliches Profil auf jeder Stufe schriftlich oder mündlich fokussiert, aussagekräftig und glaubwürdig vermitteln können.

CHRISTIAN PÜTTJER UND UWE SCHNIERDA

Aber es ist auch offensichtlich, dass er nicht gerade zum Standardprofil eines IS-Attentäters passt.

AUS: DIE ZEIT

Um jede noch so winzige Lücke im Persönlichkeitsprofil zu schließen, zapfen Datenhändler immer neue Quellen an.

MARKUS MORGENROTH

"profiles": [{"id": "100007797067548", "name": "Andreas Weich", "firstName": "Andreas", "vanity": "andreas.weich.90", […] "gender":2, "type": "friend"]

QUELLCODE-AUSSCHNITT VON FACEBOOK

Profil bearbeiten.

SCHALTFLÄCHE IN FACEBOOK

Wir legen sie selbst an, geben sie uns, pflegen sie und streben an bzw. werden genötigt, welche zu haben, problematisieren sie, wenn andere sie von uns erstellen, halten sie mittlerweile für eine unvermeidliche Tatsache – und: von der Seite betrachtet, hat ohnehin jede/r eins. Profile. Die Phänomene, die gegenwärtig mit diesem Begriff belegt werden, sind keinesfalls kohärent und könnten auf der Ebene ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Bewertung unterschiedlicher kaum sein. Und doch verbindet sie mehr als nur ihre Bezeichnung. Das Schillern des Profil-Begriffs scheint ein sprachliches Indiz für eine von inneren Spannungen durchzogene aber gleichzeitig relativ dominante bzw. gar populäre medienkulturelle Konstellation zu sein, in der spezifische Praktiken, Diskurse und Technologien – auch unabhängig vom Profil-Begriff selbst – sich verschränken. Die vorliegende Arbeit verfolgt das Ziel, diese Konstellation genealogisch und medientheoretisch verständlich zu machen und im Schreiben einer Geschichte der Gegenwart als Profilierungs-Dispositiv zu modellieren.

Die titelgebenden ‚Selbstverdatungsmaschinen' sind dabei zugleich Ausdruck und konkrete Implementierung dieses Dispositivs. Der Neologismus soll eine semantische Verdichtung einiger zentraler Aspekte von Profilen und Profilierungspraktiken ermöglichen, da er bei näherer Betrachtung auf verschiedene Weisen zu verstehen ist: 1. objektbezogen bzw. im Genitivus objektivus, als Bezeichnung einer Maschine, die ein bestimmtes Selbst verdatet; 2. reflexiv bzw. im Genitivus subjectivius, als eine Maschine, die a) sich selbst oder b) mit deren Hilfe man sich selbst verdatet; 3. prozessbezogen bzw. im Genitivus qualitatis, als eine Maschine, die von selbst etwas verdatet.

Der erste Punkt verweist darauf, dass Daten auf ein wie auch immer geartetes Selbst bezogen sind. Diese Eigenschaft ist insofern von großer Wichtigkeit, als eine Vielzahl von Profilen in den folgenden Betrachtungen weitgehend außen vor bleiben, die auf gänzlich andere Objekte – wie beispielsweise die Bodenzusammensetzung anderer Planeten, radioaktive Verbindungen oder dergleichen mehr – bezogen sind. Der zweite Punkt deutet eine reflexive Beziehung an, in der der Prozess der Verdatung auf den Akteur der Verdatung selbst bezogen ist. Im Fall a) würden darunter Maschinen verstanden, die sich selbst verdaten, z. B. durch die Protokollierung von Prozessen oder die Speicherung von GPS-Daten. Hier wäre jedoch fraglich, ob eine Maschine, der ein Selbst im psychologischen Sinne abzusprechen wäre, überhaupt in dieser Weise reflexiv modelliert werden kann. Im Fall b), und das ist für diese Arbeit die relevantere Lesart, würde eine bestimmte Maschine von einem Subjekt genutzt, um sich selbst bzw. sein Selbst zu verdaten – mithin zu profilieren. Die durch die Maschine erzeugten, bereitgestellten, gespeicherten, prozessierten und/oder präsentierten Daten würden dabei vom Subjekt reflexiv auf das eigene Selbst bezogen werden. Der dritte Punkt verweist auf eine bestimmte Autonomie bzw. begrenzte Verfügbarkeit des Prozesses der Verdatung. Wenn die Verdatung ‚von selbst' geschieht, ist sie nicht – zumindest nicht gänzlich und nicht unmittelbar – verfügbar. Einerseits geht es dabei um – insbesondere computerbasierte – Apparate, die im Sinne eines Automaten regelmäßig und selbsttätig bestimmte Daten produzieren. Andererseits geht es auch um Prozesse und Praktiken der Verdatung, die sich nicht in bewussten und intentionalen Handlungen erschöpfen. Profilierung, insbesondere von ‚Selbsten', wäre somit insofern so-

wohl auf der Ebene konkreter technischer Implementierungen als auch auf der Ebene kultureller Praktiken als eine Verdatung zu begreifen, die den Beteiligten nicht gänzlich verfügbar ist und eine gewisse Autonomie aufweist. Selbstverdatung kann auf dieser Ebene als Automatismus im Sinne eines verteilten und den Akteuren teils unbewussten Prozesses verstanden werden, der gleichwohl zur Entstehung von spezifischen Strukturen – in diesem Fall in erster Linie: ‚Selbsten' – führt.[1]

Wie lässt sich nun aber der medienkulturellen Bedeutung der so verstandenen Selbstverdatungsmaschinen beikommen? Ein Ansatzpunkt hierfür ist die Frage, wie die Konzepte ‚Daten' und ‚Selbst' überhaupt miteinander zusammenhängen.[2] Wie organisiert sich ein datenbasiertes Wissen über Subjekte bzw. inwiefern ist das Subjekt immer schon auf seine Verdatung angewiesen? An derartigen Fragen, so die Grundannahme dieser Arbeit, hängt sowohl die Erklärung für die bereitwillige Nutzung von Selbstverdatungsmaschinen, als auch für das Unbehagen, das damit verbunden ist. Profile und Profilierungspraktiken sind dabei auf beiden Ebenen zentrale Konzepte. Im Falle Facebooks beispielsweise wird vom User selbst explizit ein Profil angelegt und gleichzeitig steht als Schreckensszenario die Verknüpfung aller jemals dort produzierten Daten zu ‚umfassenden Persönlichkeitsprofilen' durch Facebook selbst oder dessen ‚KundInnen', wie beispielsweise die NSA, im Raum. Unabhängig davon, wie viele Daten zur Verfügung stehen, scheint das Konzept des Profils unumgänglich, wenn aus Daten eine sinnvolle Bedeutung bzw. ein bestimmtes Selbstbild abgeleitet werden soll. Oder anders formuliert: Sobald ein Datensatz auf ein Selbst bezogen wird, kommt scheinbar notwendigerweise das Konzept des Profils ins Spiel. An ihm, so die Annahme, hängt sowohl die Beliebtheit als auch das Unbehagen im Hinblick auf Selbstverdatungsmaschinen, da es selbst hochgradig ambivalent bewertet wird. Einerseits wird es in Privacy-, Datenschutz- und Überwachungsdebatten grundlegend problematisiert und andererseits in ökonomischen Diskursen vehement gefordert – beispielsweise in Bewerbungsratgebern oder dem Marketing. Profile sind also gesellschaftlich, ökonomisch und kulturell gleichzeitig gefordert und gefürchtet. In gegenwärtigen Diskursen steht eine latente Angst, profiliert zu werden, der Pflicht zur eigenen Profilierung gegenüber. Ins Extrem übersteigert steht auf der einen Seite die paranoide Überwachungsangst und auf der anderen Seite die Profilneurose – allein die Tatsache, dass es das Profil zu einer pathologischen Form gebracht hat, ist ein Indiz für die inneren Spannungen, die das Konzept durchziehen. Doch wie sind diese Spannungen und die gleichzeitige relative Stabilität der Konstellation zu verstehen? Spätestens angesichts der unbeirrt fortgesetzten Nut-

1 | Siehe zum Automatismen-Begriff exemplarisch den ersten Band der Schriftenreihe des Kollegs: Bublitz, Hannelore/Marek, Roman/Steinmann, Christina Louise/Winkler, Hartmut (Hg.) (2010): *Automatismen.* Paderborn: Fink; online einsehbar unter: http://digital.ub.uni-paderborn.de/ubpb/urn/urn:nbn:de:hbz:466:2-10716.; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

2 | Der Begriff des Selbst wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch genauer konturiert werden. Der Datenbegriff bleibt dagegen ein durchaus schillernder und soll im Anschluss an Marcus Burkhardts Differenzierung sowohl verstanden werden als „Voraussetzung respektive Vorstufe von Information", „Repräsentation von Information", „(numerische) Information über Realität" und „Inhalt computertechnischer Information" sowie als „digitaler Text" (Burkhardt, Marcus (2015): *Digitale Datenbanken. Eine Medientheorie im Zeitalter von Big Data.* Bielefeld: Transcript, S. 194ff).

zung von profilbasierten Diensten wie Facebook nach der ‚NSA-Affäre' hat zumindest die schlichte Gegenüberstellung zwischen ‚privacy' und Überwachung ihr Erklärungspotenzial verloren – und muss konsequenterweise in der Diagnose einer paradoxen Situation enden.[3]

Die theoretische und historisierende Auseinandersetzung mit dem Konzept des Profils, so die These und die Hoffnung dieser Arbeit, kann demgegenüber ein aufschlussreicher und vielversprechender Ansatz für die medienwissenschaftliche Bearbeitung einer Vielzahl aktueller medienkultureller Phänomene in diesem Kontext sein. Gerade die genealogische Perspektive kann zum einen zeigen, woraus sich die beschriebenen Spannungen der aktuellen Gemengelage ergeben und zum anderen, dass die postulierte ‚Generation Facebook'[4] nicht ‚vom Himmel gefallen' ist, sondern viel mehr verschiedene Kontinuitäten mit sehr alten Praktiken, Techniken und Diskursen – eben jenen der Profilierung – aufweist. Eine genauere Betrachtung des Profils kann helfen, neue Fragen aufzuwerfen und womöglich neue Antworten zu finden.

Die übergeordnete Frage der Arbeit lautet vor diesem Hintergrund: Wie kommt es, dass das Profil-Konzept trotz der ambivalenten Bewertung so wirkmächtig werden konnte? Oder kürzer: Warum profilieren wir uns überhaupt?[5] Diese Frage ist im Hinblick auf die beschriebene Ambivalenz in zweierlei Lesarten zu verstehen: 1. Warum profilieren wir uns gegenseitig?; und 2. Warum profilieren wir uns selbst bzw. lassen uns profilieren? Eine denkbar schlichte Antwort hierauf könnte sein: „Weil wir es können". Eine solche Aussage ist jedoch immer und von Grund auf unbefriedigend. Denn angesichts der unüberschaubar vielen Möglichkeiten, die potenziell umsetzbar wären, entfalten nur einige tatsächlich Wirksamkeit und etablieren sich. Es muss also spezifische Gründe geben, Existenzbedingungen, die über die reinen Möglichkeitsbedingungen hinausgehen und die für eine sinnvolle Beantwortung der genannten Fragen herausgearbeitet werden müssen.

Damit der skizzierte Fragenkomplex im Folgenden bearbeitet werden kann, sind einige Vorarbeiten hilfreich, um sich den angesprochenen Phänomenen anzunähern und eine spezifische medienwissenschaftliche Perspektive auf sie zu entwickeln. In vier Hinführungen sollen zunächst die verschiedenen Bedeutungen des Profil-Begriffs diskursiv und historisch verortet werden, um das ‚Schillern' analytisch aufzubrechen und für die weitere Arbeit produktiv zu machen. Anschließend gilt es, aus den mannigfaltigen Bedeutungsfacetten eine Arbeitsdefinition zu konstruieren und drittens Eingrenzungen und Konkretisierungen für die Fokussierung auf bestimmte Profile und Profilierungspraktiken vorzunehmen. Letztlich wird eine medienwissenschaftliche Perspektive aufgezeigt, die eine Präzisierung der konturierten Fragestellungen ermöglicht.

---

3 | Die Ambivalente Konstellation aus bereitwilliger Nutzung von SNS bei gleichzeitiger Problematisierung des Datenschutzes firmiert seit rund zehn Jahren als „Privacy Paradox" (Barnes, Susan B. (2006): A privacy paradox: Social networking in the United States. In: *First Monday*, 11 (9).).

4 | Vgl. exemplarisch Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.) (2011): *Generation Facebook. Über das Leben*

5 | Die Frage, wer mit „Wir" im Rahmen dieser Arbeit gemeint ist, ist nicht trennscharf zu beantworten, doch der Fokus liegt auf dem europäischen und US-amerikanischen Kulturraum.

1.1 EIN KURZER GESCHICHTLICHER ÜBERBLICK DER VERWENDUNGSWEISEN DES WORTES ‚PROFIL'

	Singular	Plural
Nominativ	das Profil	die Profile
Genitiv	des Profils	der Profile
Dativ	dem Profil	den Profilen
Akkusativ	das Profil	die Profile

Aussprache: IPA: [pʀoˈfiːl], Plural: [pʀoˈfiːlə]
Wortbildungen: Adjektive/Adverbien: profillos
Substantive: Geländeprofil, Lichtraumprofil, Profilleiste
Verben: profilieren

WICTOINARY

Um sich den aufgeworfenen Fragen anzunähern und die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs vorzubereiten, ist es zunächst nützlich, eine Bestandsaufnahme der unterschiedlichen Bedeutungen des Profil-Begriffs und seiner historischen Wandlungen zu erstellen. Welche unterschiedlichen Phänomene bezeichnen wir also so selbstverständlich als Profile, in welchen Diskursen wird und wurde der Begriff verwendet und mit welcher Bedeutung versehen?[6] Im alltäglichen Sprachgebrauch wird der Profil-Begriff zumeist als gegeben und geklärt vorausgesetzt und dementsprechend ohne nähere Erläuterung verwendet. Doch welche Gemeinsamkeiten teilen die so bezeichneten Phänomene? Ziel dieses Kapitels soll es nicht sein, nach einer Ontologie ‚des Profils' zu fahnden, sondern sich dem Begriff in einer historischen Zusammenschau zu nähern. Aus etymologischer Perspektive kann man dabei auf die Entstehung des Wortes selbst eingehen; hauptsächlich soll es aber um eine (historische) Semasiologie des Begriffs gehen, die „sich mit der Wortbedeutung" beschäftigt und „das Wort als Ausgangspunkt für die Untersuchung der mit diesem Wort in Verbindung stehenden Bedeutungen oder Objekte" nimmt.[7] Ein Blick in das *Etymologische Wörterbuch des Deutschen* zeigt, dass das Wort ‚Profil' im Deutschen seit dem 17. Jahrhundert verwendet wird und sich aus dem Italienischen ableitet: „Es handelt sich um eine Rückbildung aus ital. *profilare* ‚aufzeichnen, im Umriß zeichnen, umreißen, umsäumen, am Rande (mit Fäden) verzieren', zu ital. *filo* ‚Faden,

6 | Eine stark komprimierte Version dieser Historisierung des Begriffs findet sich teils wortidentisch in Weich, Andreas (in Vorb.): Sich profilieren und profiliert werden – zur (Medien-)Genealogie zweier Seiten einer Medaille. In: Ders./Degeling, Martin/Othmer, Julius/Westermann, Bianca (Hg.): *Profile.* Lüneburg: Meson Press.

7 | Tafreschi, Agnes (2006): *Zur Benennung und Kategorisierung alltäglicher Gegenstände. Onomasiologie, Semasiologie und kognitive Semantik*. Kassel: Kassel University Press, S. 14.

Garn, Zwirn‘ (aus lat. *filum* ‚Faden, Gewebe, Form, Gepräge‘).“[8] Ein Profil ist demnach zunächst und allgemein formuliert eine Form der Abbildung von etwas durch das Aufzeichnen oder Nachvollziehen seines Umrisses. Die Bedeutung des Wortes ‚Profil‘ – und hiermit nehmen wir nun die semasiologische Perspektive ein – verändert sich jedoch je nach kontextueller und historischer Verortung.

Textilverarbeitung

Geht man von der Etymologie aus, ist die Textilverarbeitung als einer der ältesten Kontexte des Profil-Begriffs zu veranschlagen. Eine erste Erwähnung in deutscher Sprache liefert 1741 das *Grosse vollständige Universallexicon* unter dem Begriff ‚Profil‘: „Einprofilen heissen die Perlensticker, wenn die gestickten Figuren am Rande mit gedrehten Schnüren umleget werden, damit man die Stiche desto besser verbergen möge.“[9] Dabei wurde ein (meist auffälliger) Faden zur Umsäumung von Textilerzeugnissen oder der umrandenden Fixierung von einzelnen Teilen darin als „Profilfaden“ bezeichnet.[10] Je nach Perspektive, aus der das Objekt dargestellt wird, kann es allein durch diese Grenzlinie mehr oder weniger eindeutig erkennbar werden. Dies lässt Vermutungen über die Verwendung und die damit einhergehende Bedeutungsverschiebung des Begriffs im Feld der Abbildungsformen zu: Insbesondere bei der Abbildung menschlicher Portraits bietet die Umrisslinie der Seitenansicht des Kopfes viele Wendungen und Variationen und damit potenzielle Unterscheidungsmerkmale. Darüber hinaus ist gerade in der Stickerei geboten mit möglichst wenigen Linien und Stichen, möglichst gut erkennbare Darstellungen zu produzieren. Die Favorisierung der Seitenansicht, wie sie sich beispielsweise auch auf dem Teppich von Bayeux (s. Abb. 1) findet, scheint folglich wahrnehmungs- und produktionsökonomisch durchaus plausibel.

Abbildung 1: Teppich von Bayeux (Ausschnitt, 11. Jh.)

---

8 | Pfeifer, Wolfgang et al. (2005[1989]): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 1046.

9 | Zedler, Johann-Heinrich (1741): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschafften und Künste, Welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden. Band 29: Pr-Pz*. Leipzig und Halle: Zedler, S. 774.

10 | Siehe exempl. die Beschreibung des Profilfadens bei Krünitz: „Bey den Stickern ist *das Profel*, oder besser *Profil*, eine goldene oder silberne Schnur, womit man die Figuren, welche nicht in das Zeug der Kleider genähet, sondern besonders gestickt und dann aufgenähet werden, umgibt, um darunter die Enden der Fäden zu verbergen. Diese Schnur heißt daher bey ihnen die *Profilschnur*.“ Krünitz, Johann Georg (1811): *Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft. Band 117: Prämie - Protea.* Berlin (Herv. im Original; dort fett); online einsehbar unter http://www.kruenitz1.uni-trier.de//xxx/p/kp07777.htm, zuletzt eingesehen am 16.07.2011.

Portraitmalerei und -fotografie

Der Begriff des Profils – das ist vor diesem Hintergrund wenig überraschend und zudem dem Alltagsverständnis intuitiv entsprechend – fand auch Eingang in die bildende Kunst, um insbesondere das Portrait eines Menschen von der Seite zu bezeichnen. Obwohl die Seitenansicht als Darstellungspraktik wohl älter als jede Formulierung einer kunsttheoretischen Reflexion ist, wird sie laut Pfeifer et al. erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts als Darstellung ‚im Profil' bezeichnet.[11] In *Das Grosse Königliche Wörter-Buch*[12] von 1700 taucht der Begriff noch nicht auf und auch im *Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*[13] findet sich keine Erwähnung ‚menschlicher' Profile vor 1750. Im ersten englischsprachigen Wörterbuch *The new world of English words, or, A general dictionary* von 1658 ist nur der allgemeine Hinweis „*Profile,* (Ital.) a Term in painting, being a picture onely drawn side-ways"[14] aufgeführt. In italienischer Sprache dagegen findet sich im *Vocabulario della Crusca*[15] bereits 1612 unter den Stichworten ‚proffilo' und ‚proffilare' der Verweis auf die Seitenansicht eines Gesichts, ebenso 1690 im französischen Wörterbuch *Dictionaire universel*[16]. Eine erste explizite Erwähnung in deutscher Sprache liefert auch hier 1741 das *Grosse vollständige Universallexicon* von Zedler:

> Profil, hießt der Umriß um eine Figur: man sagt *profiler*, das ist, die Umrisse von einer Sache abreissen; ingleichen saget man auch, der Profil von einem Gesichte oder Kopffe, so ferne man nichts als die Hälfte, und nur eine Seite davon siehet. Ob nun auch gleich das Wort Profil general ist, wenn man alle Umrisse eines Leibes ausdrücken soll, so braucht man selbiges doch auch ordentlich in der Mahlerey, für zeichnen, umzühen, oder umreissen.[17]

---

11 | Vgl. Pfeifer et al. (2005[1989]): *Etymologisches Wörterbuch*, S. 1046. Auch eigene Recherchen stützten diese Behauptung, da sich beispielsweise bei Pisanello, Da Vinci und Dürer, trotz ihrer systematischen Verwendung der Seitenansicht bei der Porträitierung von Menschen, der Begriff ‚Profil' nicht finden lässt.

12 | Pomey, Francisco (1700): *Das Grosse Königliche Wörter-Buch: I. Teutsch-Frantzösisch-Lateinisch. II. Frantzösisch-Lateinisch-Teutsch. III. Lateinisch-Teutsch-Frantzösisch .../Hiebevor in Frantzösischer und Lateinischer Sprach außgefertiget von P. Francisco Pomey, Soc. Jesu, Nunmehro auch in die Teutsche übersetzet.* Franckfurt am Mäyn: Andreä.

13 | Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1889): *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Bd. 13.* Leipzig: Hirzel, S. 2162; online einsehbar unter http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GP07877; zuletzt eingesehen am 19.02.2013.

14 | Phillips, Edward (1658): *The new world of English words, or, A general dictionary.* London: Printed by E. Tyler, for Nath. Brooke, S. k.A. (Herv. im Original).

15 | Accademia della Crusca (Hg.) (1612): *Vocabolario degli Accademici della Crusca.* Venedig: Giouanni Alberti.

16 | Furetière, Antoine (1690): *Dictionaire universel, Contenant generalement tous les mots françois tant vieux que modernes, & les termes de toutes les sciences et des arts*. Rotterdam/Haye: Leers, S. k.A.; online einsehbar unter: http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k50614b/f1678.image; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

17 | Zedler (1741): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon*, S. 774 (Herv. im Original).

Im zweiten Band von Johann Georg Sulzers *Allgemeine Theorie der Schönen Künste* von 1774 ist dann bereits etwas klarer zu lesen:

> Wer einen Menschen nur von der rechten oder linken Seite so sieht, daß dessen andere Seite ganz von der dem Auge entgegenstehenden bedekt wird; der sieht den Umriß desselben nach des Mahlers Ausdruk, im Profil, und diese Art der Ansicht ist der geraden entgegengesezt, da man eine Person von Vorne so ansieht, das die rechte und linke Seite des Körpers gleich vollständig in das Aug fallen. Hieraus versteht man auch den Ausdruk, halb- und dreyviertel-Profil; jener bedeutet die Ansicht, da man von der hintern Hälfte des Körpers noch etwa die Hälfte, diese wenn man noch etwa ein Viertel davon sähe.[18]

Auch Johann Christoph Adelung schreibt in seinem 1798 erschienenen Wörterbuch: „Das Profil […], die Abbildung eines Körpers, so wie er sich dem Auge darstellen würde, wenn er senkrecht durchschnitten worden; der Durchschnitt. […] Von menschlichen Figuren bedeutet es die Abbildung derselben von der Seite. Jemanden im Profile mahlen.“[19] Eine besondere Bedeutung bekommt das Profil als Darstellungs- bzw. Abbildungsformat in der Physiognomik Ende des 18. Jahrhunderts im Zuge der verstärkten Nutzung von Schattenrissen u. a. in Johann Caspar Lavaters *Physiognomischen Fragmenten*[20]. Lavater nutzt den Profil-Begriff in den *Fragmenten* häufig und misst der Darstellung von der Seite eine große Bedeutung bei. Insbesondere dann, wenn es sich um Abbildungen handelt, die Ergebnis der Schattenriss-Technik sind: „Die Schattenrisse sind solche Darstellungen im Profile, aber nach der bloßen Umrißlinie.“[21] Bei dieser Technik wird die Silhouette eines Menschen, wie sie über ihren Schattenwurf auf einer Mattscheibe sich abzeichnet, durch das zeichnende Nachvollziehen ihres Umrisses fixiert. Laut Lavater entsteht so „das getreueste [Bild des Menschen], weil es ein unmittelbarer Abdruck der Natur ist, wie keiner, auch der geschickteste Zeichner, einen nach der Natur von freyer Hand zu machen im Stande ist.“[22] Die von Lavater hervorgehobenen Vorteile

---

18 | Sulzer, Johann Georg (1774): *Allgemeine Theorie der Schönen Künste, Band 2.* Leipzig: Weidmann, S. 925-926.

19 | Adelung, Johann Christoph (1798): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Th. 3: Von M-Scr.* Leipzig, S. 845-846.

20 | Lavater, Johann Caspar (1968a[1775]): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Band 1.* Zürich: Orell Füssli Verlag. Und: Ders. (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Band 2.* Zürich: Orell Füssli Verlag. Darstellungen von Menschen – und speziell ihren Köpfen – von der Seite kamen in der Physiognomik bereits 1586 bei Giambattista della Porta vor, doch waren sie dabei eine Darstellungsweise unter anderen, die keine besondere Erwähnung fand und zudem reine Illustrationen zur Veranschaulichung der aus der Anschauung gewonnenen Ansichten. Der Profil-Begriff kommt dabei weder in der lateinischen, noch in der 1601 erschienenen deutschen Ausgabe vor. (Vgl. Della Porta, Giambattista (1586): *De humana physiognomonia libri IIII. Vici Aequensis: Apud Iosephum Cacchium.* und Della Porta, Giambattista (1601[1581]): *Menschliche Physiognomy, daß ist, Ein gewisse Weiß vnd Regel, wie man auß der eusserlichen Gestalt, Statur, vnnd Form deß Menschlichen Leibs, vnd dessen Gliedmassen ... schliessen könne, wie derselbige auch innerlich ... geartet sey; Jn vier vnterschiedene Bücher abgetheilet ....* Franckfurt am Mayn: Romani Beati Erben).

21 | Krünitz (1811): *Oekonomische Encyklopädie.*

22 | Lavater (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente*, S. 90.

der Schattenriss-Abbildungen (Präzision, ‚Unmittelbarkeit') werden von der Fotografie ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts fortgesetzt und gleichzeitig wird die Reduzierung auf die bloße Umrisslinie überkommen.[23] Der Profil-Begriff, das ist wenig überraschend, wird dabei als Bezeichnung der Seitenansicht (hauptsächlich von menschlichen Köpfen) in den Bereich der Fotografie übertragen. Eine besondere Bedeutung in diesem Feld kommt ihm jedoch vor allem gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Rahmen kriminalistischer Verfahren zu. Wie Susanne Regener in ihrer Arbeit zur fotografischen Erfassung von Kriminellen herausgearbeitet hat, entsteht dabei eine „Art Genre der Kriminellenfotografie"[24], das insbesondere durch die systematische Vermessungs- und Registrierungspraktik der Bertillonage eine gewisse Standardisierung erfuhr. Auch Bertillon bevorzugte bei der Fotografie die Seitenansicht, da seiner Überzeugung nach „doch das Profil mit seinen genauen Linien in viel höherem Grade als das en face-Bild geeignet [ist], uns die bestimmte Individualität von jedem Gesicht darzustellen".[25]

Baukunst und Ingenieurswesen

Doch wie schon auf dem Teppich von Bayeux wurden nicht nur Menschen, sondern auch Objekte oftmals in einer Seitenansicht dargestellt. In Veduten beispielsweise wurden seit dem 17. Jahrhundert[26] Abbildungen von Gebäuden in der Seitenansicht als Profil bzw. ‚Porfil' bezeichnet, wodurch in erster Linie eine begriffliche und konzeptionelle Abgrenzung zur kartografischen Draufsicht erreicht wurde (s. Abb. 2). Der Profil-Begriff wurde darüber hinaus in technischen Zeich-

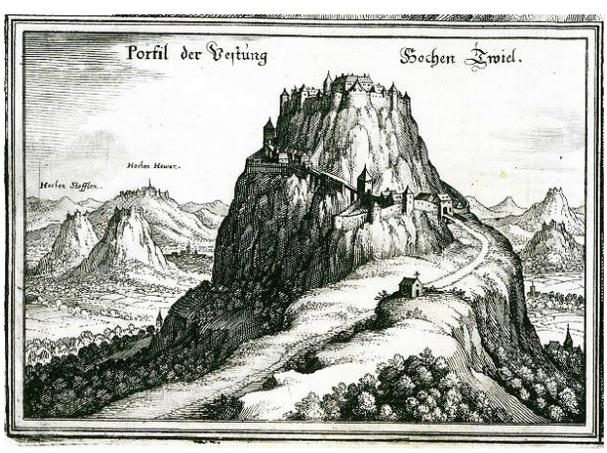


Abbildung 2: „Porfil der Vestung Hochen Twiel" (1656)

23 | Susanne Regener schreibt dazu mit Verweis auf Wolf Lepenies: „Die Erfindung der Fotografie fügt sich ein in jenes sich seit etwa 1800 ausbreitende Realismusparadigma […]. Das Bild erhält eine eigene Wirkmächtigkeit als Dokument physiognomischer Studien. Johann Caspar Lavaters Archiv steht stellvertretend für die Wendung von der Vorherrschaft des Textes über die Abbildung zur Aufwertung des Bildes als Darstellungsmedium." (Regener, Susanne (1999): *Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen.* Fink: München, S. 14).
24 | Ebd., S. 131.
25 | Bertillon zit. n. Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 150.
26 | In der Karten- und Vedutensammlung „Städte der Welt", die 363 Kupferstiche von Städten in Drauf- und Seitenansichten versammelt, die zwischen 1572 und 1617 angefertigt wurden, taucht der Profil-Begriff in keiner der darin zur Anwendung kommenden Sprachen (darunter Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Latein) auf, was darauf schließen lässt, dass die Verwendung tatsächlich erst im 17. Jahrhundert begann. Siehe hierzu: Füssel, Stephan (Hg.) (2008): *Städte der Welt: 363 Kupferstiche revolutionieren das Weltbild; Gesamtausgabe der kolorierten Tafeln 1572-1617; nach dem Original des Historischen Museums Frankfurt = Civitates orbis terrarum von Georg Braun und Franz Hogenberg.* Hong Kong u. a.: Taschen.

nungen im Bereich der Baukunst verwendet, fand aber auch hier erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts Eingang in die Fachliteratur, obwohl die Darstellungspraktik selbst auch in diesem Bereich wesentlich älter ist. Im *Vocabulario della Crusca*[27] von 1612 wird eine Verwendung in der Baukunst unter ‚proffilare' nicht erwähnt, was auch als Indiz dafür verstanden werden kann, dass der Profil-Begriff sich zunächst eher auf die Darstellung von Menschen, denn auf jene von Objekten bezog. Diese These wird durch die Tatsache gestützt, dass sich in der Erstausgabe des englischen Wörterbuchs *The new world of words*[28] nur der oben erwähnte, allgemeine Eintrag zur Seitenansicht in der Malerei findet und erst in der Ausgabe von 1696 zu lesen ist: „*Profile, (Ital.)* The figure of a Building, Fortification or Structure, wherin are set down the breadths, length, dephts and height of the whole."[29] Interessant ist hier zum einen, dass bereits Bemaßungen als Teil des Profils definiert werden und zum anderen, dass die Malerei in dieser Auflage keine Erwähnung mehr findet, wahrscheinlich ab 1706, sicher aber ab 1720[30] als eine von mehreren Bedeutungstexten wieder aufgenommen wird. In französischer Sprache existiert eine erste Erwähnung bezüglich der Baukunst im bereits erwähnten *Dictionaire universel*[31] von 1690 und in deutscher Sprache erneut 1741 in Zedlers *Universallexicon*:

> In der Civil- und Kriegs-Baukunst ist *Profil*, *Intersektio*, *Orthographie interna*, der Durchschnitt, nichts anderes als ein solcher Riß von einem Gebäude oder Vestungs-Wercke, wie sich dasselbe den Augen darstellen würde, wenn man es mit einem Plano dergestalt durchschnitte, daß die Proportion der Theile, die man sonst nicht sehen würde, deutlich müste in die Augen fallen. Siehe hiervon ein mehreres im Artickel: Durchschnitt.[32]

Die Bedeutung des Begriffs in diesem Feld weist demnach große Schnittmengen mit Begriffen wie ‚Durchschnitt' oder auch ‚Aufriss' auf. Auch in der erstmals 1570 erschienenen italienischen Originalausgaben von Andrea Palladios *Die vier Bücher zur Architektur*[33] beispielsweise wird die Seitenansicht zumeist als ‚sacoma', ‚modeno', ‚alzato' oder ‚diritto del fianco' bezeichnet und nur an zwei Stellen des vierten Buches als ‚profillo' bzw. ‚profilo'.[34] In der deut-

---

27 | Accademia della Crusca (Hg.) (1612): *Vocabolario degli Accademici della Crusca.* Venedig: Giouanni Alberti.

28 | Phillips (1658): *The new world of English words,* S. k.A.

29 | Phillips, Edward (1696): *The new world of English words, or, A general dictionary.* London: Verlag: k.A., S. k.A. (Herv. im Original).

30 | Phillips, Edward (1720): *The new world of English words, or, A general dictionary.* London: Verlag: k.A., S. k.A.

31 | Furetière, Antoine (1690): *Dictionaire universel, Contenant generalement tous les mots françois tant vieux que modernes, & les termes de toutes les sciences et des arts.* Rotterdam/Haye: Leers, S. k.A; online einsehbar unter: http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k50614b/f1678.image; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

32 | Zedler (1741): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon*, S. 774 (Herv. im Original).

33 | Palladio, Andrea (1581[1570]): *I Qvattro Libri Dell'Architettvra. Ne' quali, dopo vn breue trattato de' cinque ordini, [e] di quelli auertimenti, che sono piu necessarij nel fabricare; Si Tratta Delle Case Private, delle Vie, dei Ponti, delle Piazze, dei Xisti, et de' Tempij.* Venedig: Carampello; online einsehbar unter: http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/palladio1581; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

34 | Der Begriff ‚profillo' bzw. ‚profilo' findet sich tatsächlich erst und ausschließlich in den Kapiteln 10 und 31 des letzten Buches, um eine Darstellung im Durchschnitt und im Aufriss zu bezeichnen. Identi-

schen Übersetzung von 1698, die leider nur die ersten beiden Bücher umfasst, werden die Seitenansichten recht unspezifisch als „Visierungen“[35] bezeichnet, während die vollständige Übersetzung von 1983 dann konsequent von ‚Profilen‘ spricht – laut den Übersetzern/Herausgebern auch mangels einer hinreichend präzisen alternativen Begrifflichkeit im Deutschen.[36] Trotz des Fehlens des Begriffs in der Übersetzung von 1698 wird er spätestens ab dem 17. Jahrhundert im Bereich der Architektur und insbesondere des Festungsbaus verwendet, um Darstellung der Seitenansicht eines Gebäudes oder auch eines beliebigen anderen Objekts zu bezeichnen.[37] Gerade die Abgrenzung zu den bereits erwähnten Begrifflichkeiten mit ähnlicher Bedeutung ist jedoch im 17. Jahrhundert nicht einheitlich.

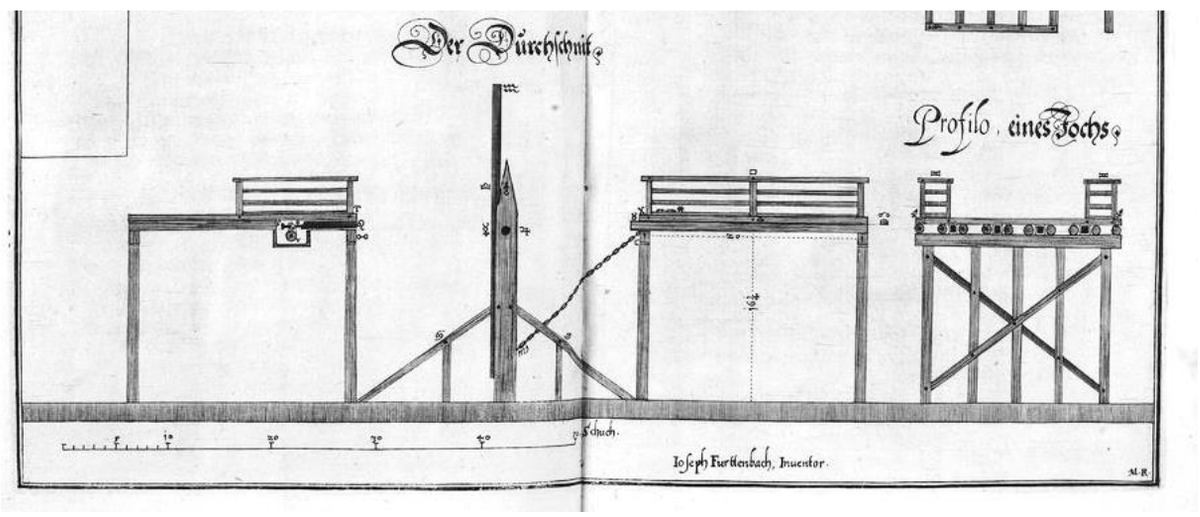


Abbildung 3: Durchschnitt und Profilo in Joseph Furttenbachs *Architectura vniversalis* (1635)

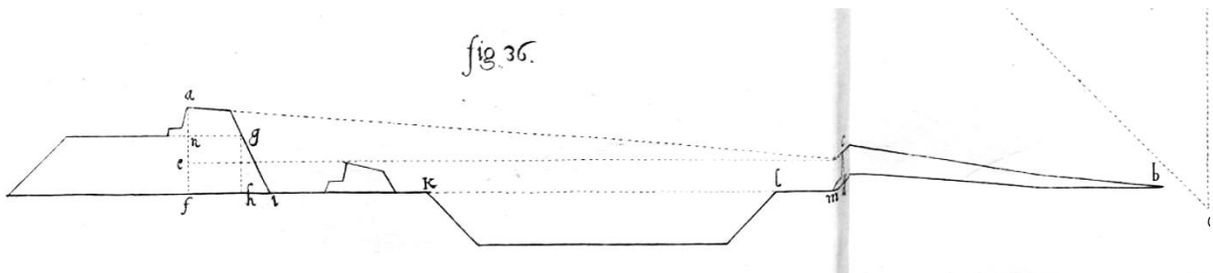
sche Darstellungsweisen werden bis zu diesem Punkt mit den anderen genannten Begriffen bezeichnet. Ein besonderer Grund dieser scheinbar beliebigen und späten Einführung des Profil-Begriffs im Buch ist nicht auszumachen.

35 | Siehe exemplarisch Böckler, Georg Andreas (1991[1698]): *Die Baumeisterin Pallas/Oder der in Teutschland erstandene Palladius. Kommentierte und illustrierte Übersetzung der ersten zwei Bücher von Andrea Palladios I Quattro Libri dell'Architettura. Faksimile der Ausgabe Nürnberg 1698. Mit einer Einführung von Bernd Vollmar.* Nördlingen: Verlag Dr. Alfons Uhl, S. 34.

36 | Siehe hierzu das Vorwort der deutschen Übersetzung von 1983: Beyer, Andreas/Schütte, Ulrich (1993[1983]): Zu dieser Ausgabe. In: Dies. (Hg.): *Andrea Palladio: Die vier Bücher zur Architektur. Nach der Ausgaben Venedig 1570. I Quattro Libri Dell'Architettura.* 4. Auflage. Zürich und München: Artemis, S. 10.

37 | Mehr oder weniger standardisierte und auch bemaßte Darstellungen gab es natürlich bereits vorher in der Architektur (vgl. exemplarisch Vitruv (1524): *De architectura.* Venedig: da Sabio) doch der Profil-Begriff scheint vor dem 17. Jahrhundert tatsächlich keine Verwendung in diesem Bereich zu finden. Auch die Darstellung der Vermessung von Körpern von der Seite, wie beispielsweise bei Dürer, wird in der Frühen Neuzeit noch nicht unter dem Begriff des Profils verhandelt. (Vgl. Dürer, Albrecht (1970[1528]): *Vier Bücher von der menschlichen Proportion.* London: Wagner).

Der Architekt und Mathematiker Joseph Furttenbach beispielsweise unterscheidet in seiner *Architectura vniversalis* von 1635[38] explizit zwischen dem Durchschnitt als Darstellung einer Ebene innerhalb des Objekts und dem Profil als Darstellung seiner Ansicht von der Seite. Beim Kriegsbaumeister Adam Freitag, der 1631 seine *Architectura militaris nova et actua* veröffentlichte, ist das Profil dagegen mit dem Durchschnitt identisch: „Das Profil ist gleichsam eine abschneidung und durchschnitt des Walls, welcher perpendicular [d.h. senkrecht] durch den selben gehet, als wenn etwas mit dem messer in die mitten durchschnitten wehre".[39]



TAFFEL DER PROFIL. Gehört Pag. 37.

		Füsse der zwölff-füssigen ruthen.						Füsse der zehen-füssigen ruthen.					
		IV.	V.	VI.	VII.	VIII	IX.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.
	Figura.	39	40	41	42	43	44						
Anlege des Walls.	IA	54	60	66	72	78	84	45. 00	50. 00	55. 00	60. 00	65. 00	70. 00
Eusserliche böschung des Walls.	LA	6	7	$7\frac{1}{2}$	8	9	9	5. 00	5. 83	6. 25	6. 67	7. 50	7. 50
Innerliche böschung des Walls.	IK	12	14	15	16	18	18	10. 00	11. 67	12. 50	13. 33	15. 00	15. 00
Höhe des Walls.	HK. LB	12	14	15	16	18	18	10. 00	11. 67	12. 50	13. 33	15. 00	15. 00
Die oberbreite des Walls.	HB	36	39	$43\frac{1}{2}$	48	51	57	30. 00	32. 50	36. 24	40. 00	42. 50	47. 50
Anlege der Brustwehr des Walls.	OB	12	14	15	18	20	24	10. 00	11. 67	12. 50	15. 00	16. 67	20. 00
Eusserliche böschung der Brustwehr.	MB	2	2	2	2	2	2	1. 67	1. 67	1. 67	1. 67	1. 67	1. 67
Innerliche böschung der Brustwehr.	ON	1	1	1	1	1	1	0. 83	0. 83	0. 83	0. 83	0. 83	0. 83
Eusserliche höhe der Brustwehr.	MC	4	4	4	4	4	4	3. 33	3. 33	3. 33	3. 33	3. 33	3. 33

Abbildung 4: Profil und Maßtabelle einer Wehranlage in Adam Freitags *Architectura militaris* (1631)

Im Gegensatz zur eher illustrativen Profil-Ansicht bei Furttenbach dient das Profil hierbei zunächst der analytischen Berechnung von Flächen und Volumina sowie als genaue Gestaltungsvorschrift der charakteristischen Form einer – dem Fachdiskurs entsprechend – idealen Wehranlage. Das Profil ist im Festungsbau dieser Zeit also eine mathematisch-geometrische *Prä*skription für eine spätere Umsetzung. Hierbei werden für verschiedene Umweltgegebenheiten, Fassungsvermögen und Baustile der Festung je eigene Profile als adäquat angenommen. Andererseits ist das Profil auch eine Abbildungsform im Sinne einer *Des*kription bereits bestehender Objekte. Dabei werden verschiedene Messungen mit speziellen Instrumenten

38 | Furttenbach, Joseph (1635): Architectura Universalis. das ist: von Kriegs-, Statt- u. Wasser-Gebäwen; erstlich, wie man d. Statthor u. Einlaß zu Wasser u. zu Land ... erbawen; zum andern, wie im Stattgebäw d. Schulen ... zuverfertigen seyen; drittens, in was Gestalt auff d. siessen fliessenden Wassern, d. wehrhaffte Flöß, sowol auch d. Schiff u. Formen also zuerbawen ... zum vierdten, e. Pulfferthurn, ingleichem e. Zeughauß nach rechter bequemer Manier zu erbawen. Ulm: Meder.
39 | Freitag, Adam (1631): *Architectura militaris nova et actua, oder Newe vermehrte Fortification*. Leyden: Elzeviers, S. 25.

durchgeführt „um das Profil der […] Festung vom felde auff das papier zu bringen“.[40] Über diese Abbildungsfunktion können Objekte in zuvor definierte numerische Längen-, Volumen- und Winkelangaben übersetzt und anschließend mit den idealisierten Profilen oder untereinander verglichen und in idealisierte, typische Klassen eingeordnet werden. In diesem Kontext hatten Profile also nicht nur ästhetische und/oder kulturelle Bedeutungen, sondern auch und insbesondere operationale Eigenschaften. Etwas zu profilieren bedeutet laut Pfeifer et al. seit dem 17. Jahrhundert demzufolge auch „‚im Schnitt, im Umriß zeichnen, gestalten, anlegen, gliedern‘, dann ‚die Oberfläche eines Gegenstandes mit Rillen, Kerbungen versehen‘, übertragen ‚einer Sache, sich eine charakteristische Gestalt, Prägung geben‘“.[41] Dieser Bedeutungs- und Verwendungsrahmen des Profil-Begriffs als Vermessungsabbildung und Produktionsvorschrift findet sich seit dem 18. Jahrhundert und bis heute beispielsweise noch im Hinblick auf Reifenprofile, Tragflächenprofile, Stahlprofile[42] oder auch Halsprofile von Gitarren wieder.

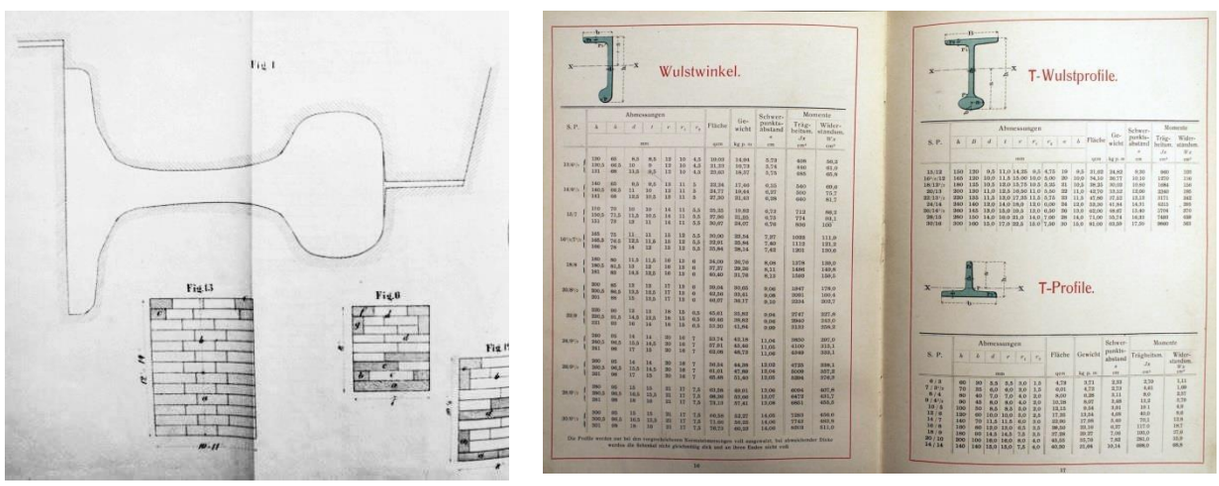


Abbildung 5: Profil einer Eisenbahnschiene (1860) und Stahlprofildarstellungen und -tabellen (1908)

Naturwissenschaften

Der Aspekt der Vermessung ist vor allem auch in den Naturwissenschaften mit dem Begriff des Profils verknüpft. Analog zur Verwendung in der Baukunst wurde er als Abbildung von Messergebnissen in Durchschnitts- oder Seitenansichten zunächst in der Geografie und Geologie eingeführt. Im Gegensatz zur Baukunst handelt es sich hier jedoch nicht um Darstellungskonventionen zur späteren Gestaltung von Artefakten, sondern um ein Mess- und Darstellungsinstrument zur Erkenntnisgewinnung. 1771 erscheint dieser Logik entsprechend beispielsweise die Publikation *Profile der Elb-Tieffen in der Gegend von Brunsbüttel* (s. Abb. 6), in der die besagten Profile für sich selbst stehende Ergebnisse der vorangegangenen Vermessungen sind.

40 | Freitag (1631): *Architectura militaris*, S. 60.
41 | Pfeifer et al. (2005[1989]): *Etymologisches Wörterbuch*, S. 1046.
42 | Eine Datenbank aktueller standardisierter Stahlprofile findet sich unter http://www.lssnet.de/profilelibrary/aspprofile.aspx; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

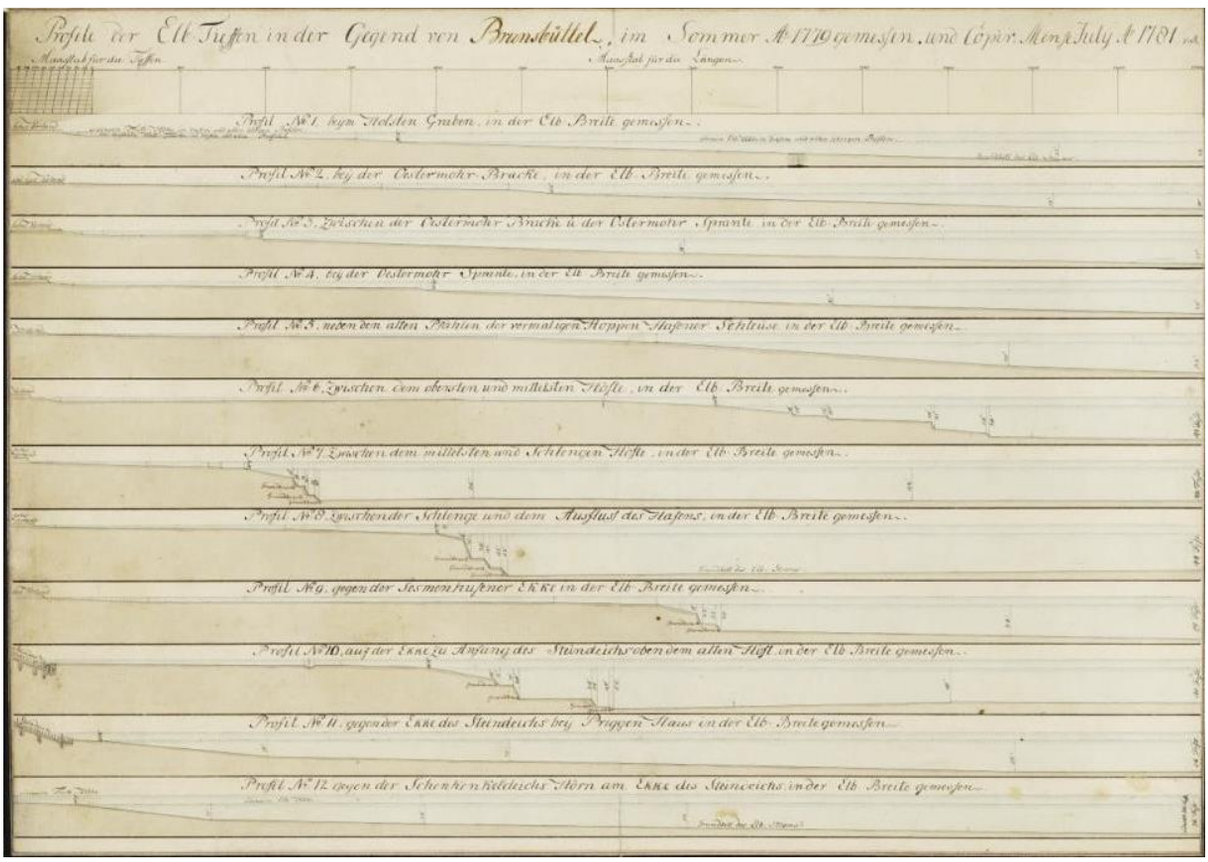


Abbildung 6: Profile der Elb-Tiefen (1779/1781)

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts legt der Ingenieur Hans Höfer von Heimhalt mit der *Anleitung zum geologischen Beobachten, Kartieren und Profilieren*[43] eine ausführliche Methodenbeschreibung u. a. zum Profilieren von Landabschnitten vor, in der er minutiös die verschiedenen Vermessungswerkzeuge und -praktiken, Berechnungen und Darstellungskonventionen beschreibt. Neben der Tatsache, dass das Profil-Konzept damit Eingang in die Methodenreflexion genommen hat, wird deutlich, dass Messdaten in diesem Bereich mittlerweile konstitutiver Teil der Profildarstellung geworden sind. Teils wird der Profil-Begriff seit einiger Zeit jedoch auch in den Naturwissenschaften eher als unspezifische Form der erforschenden Beschreibung eines Phänomens genutzt, wie beispielsweise der pharmazeutische Tagungsband *Diflunisal – Profil einer neuen Substanz*[44] verdeutlicht, in dem keine systematische Profilierung im Sinne der oben angesprochenen durchgeführt wird.

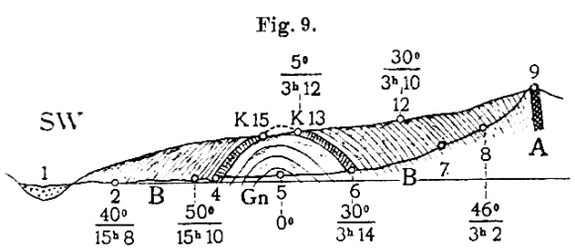


Abbildung 7: Geologisches Profil mit Messdaten (1915)

43 | Heimhalt, Hans Höfer von (1915): *Anleitung zum geologischen Beobachten, Kartieren und Profilieren.* Braunschweig: Vieweg und Sohn, S. 37.

44 | Gross, Franz Heinrich (Hg.) (1981): *Diflunisal – Profil einer neuen Substanz*. München: Zuckerschwerdt Verlag.

Empirische Persönlichkeits- und Sozialforschung

In der experimentellen Psychologie wird der Profil-Begriff spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts verwendet. Eine prominente Publikation aus diesem Bereich ist *Das Psychologische Profil und andere experimentell-psychologische, individuale und kollektive Methoden zur Prüfung der Psychomechanik bei Erwachsenen und Kindern* des russischen Neurologen Grigori Iwanowitsch Rossolimo.[45] Darin beschreibt er ein standardisiertes Testverfahren zum „Studium der Funktionen des Nervensystems im normalen wie auch im pathologischen Zustande“[46], bei dem 26 verschiedene psychische Funktionen definiert und mit je zehn Aufgaben geprüft werden. Für jede erfolgreich absolvierte Aufgaben wird ein Punkt (+) vergeben.

> Nach Schluß der Untersuchung findet man für jeden der 26 psychischen Prozesse eine bestimmte Anzahl +, die die Stärke des entsprechenden Prozesses ausdrücken. Wenn nun diese Zahl auf einer entsprechenden Ordinate abgetragen wird, so erhält man 26 einzelne Höhen für alle in das Programm der Untersuchung aufgenommenen Prozesse. Werden alle diese durch Punkte bezeichneten Höhen durch ausgezogene Linien verbunden […] so erhält man ein ausführliches psychologisches Profil.[47]

Das Design der Untersuchung ist bereits auf die Darstellung im Profil in Form von Tabelle und charakteristischer Linie hin ausgerichtet (s. Abb. 8). Profile besitzen in diesem Kontext sowohl eine formalsprachliche bzw. tabellarische, als auch eine ästhetische Komponente.

Während die Profildarstellungen in der Physiognomik noch den allgemeinen Charakter der Menschen zum Gegenstand hatten, sind die psychologischen Profile dieser Zeit spezifischer und in erster Linie auf Intelligenz und Lernfähigkeit ausgerichtet. Profiliert werden zumeist Schulkinder. Rossolimo ordnet die ProbandInnen in seinen Studien daher auf Grundlage von Durchschnittswerten, die er aus den Profilen berechnet, in Klassen ein, die sich auf geistige Leistungsfähigkeit beziehen: „1. Stark Zurückgebliebene […] 2. Bedeutend Zurückgebliebene […] 3. Mäßig Zurückgebliebene […] 4. Leicht geistig Defektive […] 5.

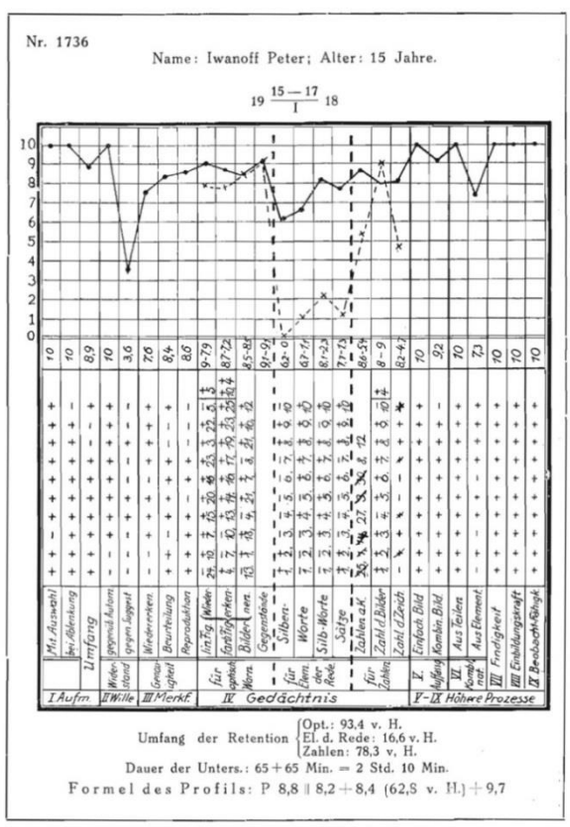


Abbildung 8: Psychologisches Profil nach Rossolimo (1926)

45 | Rossolimo, Grigori Iwanowitsch (1926): *Das Psychologische Profil und andere experimentell-psychologische, individuale und kollektive Methoden zur Prüfung der Psychomechanik bei Erwachsenen und Kindern*. Halle: Carl Marhold.
46 | Ebd., S. 6.
47 | Ebd., S. 41f.

Geistig Normale, die aber infolge verschiedener psychische Anomalien für die Schule unbequem sind.“[48] Was sich bei Lavaters Profilen in der Physiognomik und auch bei Freitags Profilen im Festungsbau andeutete, wird hier nun nochmals expliziert und betont: Die Bedeutung des Profil-Begriffs umfasst gleichzeitig eine vermessende Charakterisierung einzelner Individuen und die Bezeichnung von bestimmten allgemeinen Typen. Denn eine Profillinie kann hier sowohl das Messergebnis eines Individuums, als auch ein Durchschnittsprofil eines bestimmten Typs darstellen ohne dafür strukturell verändert werden zu müssen. Derartige Profile sind in der differenziellen Psychologie bis heute als eines unter vielen Konzepten zur Vermessung und Darstellung von individuellen Persönlichkeitsmerkmalen oder bestimmten Persönlichkeitstypen anzutreffen.[49] Dabei geht es zunächst darum, systematisch verschiedene Persönlichkeitsmerkmale (wie z. B. Intelligenz oder Ängstlichkeit) zu erheben und auf qualitativen oder quantitativen Skalen einzutragen. Visualisiert in Kurvenverläufen ermöglichen sie dann eine Vergleichbarkeit und Klassifizierbarkeit von verschiedenen Personen in Bezug auf die (typische) Profilgestalt und das Profilniveau. Der Profil-Begriff wird spätestens seit den 1970er Jahren in ähnlicher Weise auch in der empirischen Sozialforschung verwendet. Ein Beispiel hierfür ist die Profil-Cluster-Analyse[50], bei der Daten aus empirischen Erhebungen im Hinblick auf zuvor definierte Merkmale in Skalen aufgetragen und als ‚Variablen-Profile‘ bezeichnet werden.

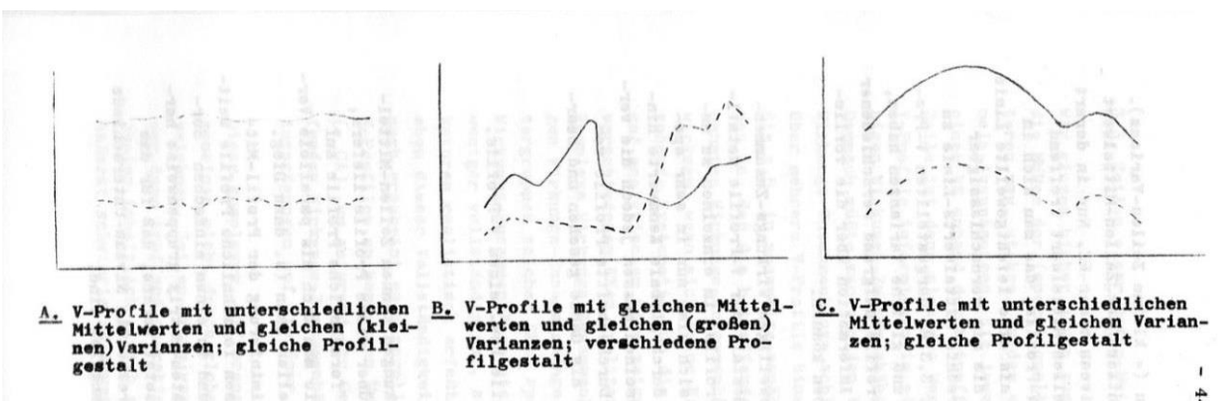


Abbildung 9: Variablen-Profile in der empirischen Sozialforschung (1975)

Ein in diesem Sinne verstandener Profil-Begriff hat über die Psychologisierung und Soziologisierung der Kriminalistik[51] im 20. Jahrhundert auch Einzug in die Strafverfolgung gehalten. Eine explizite Verwendung findet erst seit den 1970er Jahren als ‚offender profiling‘ im englischsprachigen Raum in der Kriminalistik statt, um Praktiken zu beschreiben, bei denen von

48 | Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 78.
49 | Vgl. hierzu und zu den folgenden Punkten exemplarisch: Asendorpf, Jens B. (2007): *Psychologie der Persönlichkeit.* 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Heidelberg: Springer, S. 46ff.
50 | Siehe exemplarisch: Schlosser, Otto (1975): *Sozialwissenschaftliche Zusammenhangs-Analyse und Profil-Cluster-Analyse.* Berlin: Technische Universität.
51 | Vgl. Musolff, Cornelia (2006): Täterprofile und Fallanalyse. Eine Bestandsaufnahme. In: Dies./Hoffmann, Jens (Hg.): *Täterprofile bei Gewaltverbrechen. Mythos, Theorie, Praxis und forensische Anwendung des Profilings.* Heidelberg: Springer, S. 1-23, hier S. 4.

Merkmalen des Opfers, Tatorts und des rekonstruierten Tathergangs Rückschlüsse auf die psychologischen Dispositionen des Täters gezogen werden.[52] Auch im Deutschen ist der Begriff seit den 1990er Jahren immer geläufiger geworden, wie Cornelia Musolff konstatiert:

> International bekannt geworden durch das US-amerikanische Schlagwort ‚Profiling', kursieren heutzutage im deutschsprachigen Raum weitere Begriffe wie ‚Täterprofiling', ‚Operative Fallanalyse' oder kurz ‚Fallanalyse' bzw. ‚OFA', aber auch ‚Versionsbildung' und ‚ViCLAS', um die verschiedenen aktuellen kriminalistischen und kriminologischen Arbeitsmethoden zur Aufklärung schwerwiegender Gewaltdelikte der modernen Polizei zu beschreiben.[53]

Musolff zufolge versuche man „mit einem Täterprofil Aussagen zu machen etwa über Anzahl der Täter, Geschlecht, Alter, Familienstand, Lebensraum/Wohnort, Ausbildung, Beruf, Mobilität, mentaler Typus, Umgang mit Autoritäten, Vorstrafen, Gewohnheiten/Freizeitaktivitäten, Erscheinungsbild und prä- und postdeliktisches Verhalten".[54] Psychologische und kriminalistische Profile und das ‚Profiling' sind auch im alltäglichen Sprachgebrauch ein gängiger Begriff geworden[55], was, so zumindest die einschlägige Fachliteratur zu diesem Thema, auch in Verbindung zu fiktionalen Film- und Fernsehproduktionen wie *The Silence of the Lambs*[56] oder *Profiler*[57], sowie der allgemeinen Medienpräsenz ebensolcher ‚Profiler' steht.[58] In der sozio-psychologischen Zielgruppen- und KonsumentInnenforschung ist der Profil-Begriff ebenfalls seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert virulent und wurde hier insbesondere im Kontext kollektiver Zuschreibungen – z. B. mittels des Begriffs ‚Yuppies' – etabliert und populärwissenschaftlich verbreitet.[59]

Populär(wissenschaftlich)e Beschreibungsliteratur

Eine ähnliche, dabei aber wesentlich ältere Popularisierung des Profil-Begriffs ist bei der Beschreibung von Gemeinschaften, Institutionen, Städten, Gesellschaften, Kulturen und Nationen festzustellen. Dabei wird als Profil keine formalisierte Darstellungsform verstanden, sondern eine mehr oder weniger strukturierte Zusammenstellung von Informationen. Ein frühes Beispiel hierfür ist Mauritius Crucigers *Leipzig im Profil: Ein Taschenwörterbuch für Einhei-*

---

52 | Vgl. hierzu exemplarisch: Devery, Christopher (2010): Criminal Profiling and Criminal Investigation. In: *Journal of Contemporary Criminal Justice*, 26 (4), S. 393-409, hier S. 394f.
53 | Musolff (2006): Täterprofile und Fallanalyse, S. 2 und 12ff.
54 | Ebd., S. 4.
55 | Vgl. ebd., 2f.
56 | *The Silence of the Lambs* (1991, Orion Pictures, USA).
57 | Profiler (1996-2000, NBC, USA).
58 | Vgl. Reichertz, Jo (2006): Meine Mutter war eine Holmes. Über Mythenbildung und die täglich Arbeit der Crime-Profiler. In: Musolff, Corinna/Hoffmann, Jens (Hg.): *Täterprofile bei Gewaltverbrechen. Mythos, Theorie, Praxis und forensische Anwendung des Profilings*. Heidelberg: Springer, S. 27-50, hier S. 27ff.
59 | Burnett, John/Bush, Alan (1986): Profiling the Yuppies. In: *Journal of Advertising Research*, 26 (2), S. 27-35.

mische und Fremde[60] von 1799. Dabei handelt es sich um eine Art Stadtführer, der aus einer Aufzählung von bestimmten Begriffen (von ‚Abenteurer' bis ‚Zeitungen') besteht, zu denen in ein paar Sätzen geschrieben wird, wie es sich in Leipzig im Hinblick auf diese Begriffe verhält. Hier wird im Gegensatz zu z. B. psychologischen Persönlichkeitsprofilen kein formalisierter und quantifizierender, sondern ein lexikalischer Ansatz vertreten. Das Wort ‚Profil' taucht in diesem Fall übrigens ausschließlich in der Überschrift auf, was darauf schließen lässt, dass die Tatsache, dass man auf diese Weise ‚das Profil einer Stadt' produzieren kann, zu dieser Zeit keiner weiteren Erklärung bedurfte. Ein identisches Konzept und die gleiche Selbstverständlichkeit desselben liegen auch dem Buch *Dresden im Profil: ein Buch zur Ansicht für Jedermann*[61] zugrunde. Ziel ist es, ein niederschwelliges (‚für Jedermann') und kompakt strukturiertes Informationsangebot zur jeweiligen Stadt zu liefern. Ähnlich verhält es sich bei Heinrich Schmitthenners *China im Profil*[62] von 1934, in dem gleich ein ganzes Land in einem Überblickswerk vorgestellt werden soll. Im Gegensatz zu den lexikalischen Konzepten der Städte-Profile handelt es sich hierbei jedoch eher um eine thematisch strukturiere Einführung mit verschiedenen Schwerpunkt-Kapiteln, beispielsweise zu politischen, sozialen und geographischen Charakteristika des Landes. Noch weiter von der Strukturiertheit und Formalisierung anderer Profil-Konzepte entfernt ist beispielsweise die Publikation der zwanzigsten Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der BRD mit dem Titel *Das Profil der DDR in der sozialistischen Staatengemeinschaft*[63]. Als Tagungsband vereint sie naturgemäß unterschiedliche Beiträge von verschiedenen AutorInnen und erhebt keinen Anspruch auf eine kohärente Stringenz oder gar eine Formalisierung. Diese recht diffuse Bedeutung des Profil-Begriffs, die sich zumeist mit ‚Charakterisierung' oder ‚Merkmalsbeschreibung' ersetzen ließe, ist auch im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften häufig zu beobachten. Die Gegenstände der Profilierung können dabei auch abstrakterer Natur sein, wie beispielsweise Titel wie *Das ‚lange' 19. Jahrhundert. Profil einer Epoche*[64], *Das ist unser Jahrhundert. Profil einer Epoche in Bildern und Dokumenten*[65] oder auch *Berlins geistiges Profil*[66] zeigen. In ähnlicher Form werden auch personenbezogene Profile erstellt, wie z. B. mit dem Titel *Friedrich der Große: ein historisches Profil*[67].

---

60 | Cruciger, Mauritius (1799): L*eipzig im Profil: Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde*. Solothurn: Benedict Krüger und Adolph Weber.
61 | N. N. (1803): *Dresden im Profil: ein Buch zur Ansicht für Jedermann*. Cairo: Bonaparte.
62 | Schmitthenner, Heinrich (1934): *China im Profil.* Leipzig: Bibliographisches Institut.
63 | Helwig, Giesela/Spittmann-Rühle (1987): *Das Profil der DDR in der sozialistischen Staatengemeinschaft. Zwanzigste Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. 9. bis 12. Juni 1987.* Köln: Verlag Wissenschaft und Politik Berend von Nottbeck.
64 | Bauer, Franz J. (2004): *Das ‚lange' 19. Jahrhundert. Profil einer Epoche*. Stuttgart: Reclam.
65 | Canetti, Alfred (1966): *Das ist unser Jahrhundert. Profil einer Epoche in Bildern und Dokumenten*. Zürich/Stuttgart: Fretz und Wasmuth Verlag AG.
66 | Redslob, Edwin (1960): *Berlins geistiges Profil*. Berlin-Charlottenburg: Dt. Werkbund Berlin e.V.
67 | Ritter, Gehrhard (1936): *Friedrich der Große: ein historisches Profil*. Leipzig: Quelle & Meyer.

Management und Marketing

Im Bereich Management und Marketing lassen sich zwei unterschiedliche Tendenzen bezüglich der Verwendung des Profil-Begriffs ausmachen. Einerseits jene, die sich auf quantitative Messungen und Klassifizierungen bezieht und andererseits jene, die eher eine allgemeine Charakterisierung bezeichnet. Letztgenannte schließen bis zu einem gewissen Grad an die ‚aufgeweichten' Verwendungen des Begriffs in den populär(wissenschaftlich)en Literatur an. Dabei werden zum einen Eigenschaften formuliert, die eine Person oder ein Betrieb haben sollte, um bestimmte Funktionen erfüllen zu können, wie z. B. in *Profil des Unternehmers*[68]. Im handbuchartigen und erstmals 1967 erschienenen *Leiten und Führen: Profil und Funktionen des leitenden Angestellten*[69] des Psychologen Ernst Korff wird im Vorwort darauf verwiesen, dass der leitende Angestellte die eigene Leistung und die seiner Mitarbeiter steigern könne, wenn er „sich seiner Eigenständigkeit bewusster wird und – dieser Eigenständigkeit entsprechend – sich zu seiner Arbeit und seinen Funktionen richtig einstellt"[70]. Das von ArbeitspsychologInnen erstellte Profil ist nun einerseits eine generalisierte Diagnose und gleichzeitig eine Art Passform, in die man sich durch Arbeit am eigenen Selbst anzupassen hat, um optimal zu funktionieren. Das Profil ist in derartigen Kontexten jedoch seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch zunehmend etwas, das sich Personen, Firmen oder Institutionen selbst zuschreiben, um sich in einer Marktsituation gegenüber KonkurrentInnen als eigenständig auszuweisen und zu positionieren. Laut dem Lexikon der Umgangssprache von 1984 kommt die Formulierung ‚profiliert sein' erst nach 1945 auf[71] und auch Konstruktionen wie ‚Profil gewinnen' oder die reflexive Form ‚sich profilieren' scheinen erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts gebräuchlich zu werden.[72] Ein relativ frühes Beispiel dafür ist *Nestlé im Profil*[73] von 1960. Unternehmen, so die These, können sich erfolgreicher am Markt platzieren, wenn sie ein Profil haben, was exemplarisch der Titel *Profit durch Profil. Die zentrale Unternehmens-Idee: das Stärkste, was ein Unternehmen haben kann* von 1990 plakativ auf den Punkt bringt.[74] Profile sind hier Charakterisierungen mit Wiedererkennungswert im Sinne einer ‚Corporate Identity'. Eine solche zu haben ist seit einigen Jahren nicht nur Unternehmen vorbehalten, sondern auch vielen anderen Institutionen wie Städten oder Hochschulen, die ebenfalls dazu angehalten sind, ‚sich ein Profil zu geben'. In der Beratungsliteratur schlägt sich dieser Umstand

68 | Lilienthal, Erich (1933): *Profil des Unternehmers*. Berlin: Elsner.
69 | Korff, Ernst (1971[1967]): *Leiten und Führen. Profil und Funktion des leitenden Angestellten*. Heidelberg: I. H. Sauer-Verlag.
70 | Ebd., S. 5.
71 | Küpper, Heinz (Hg.) (1984): *Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache: in 8 Bänden. Bd. 6: Nase-Saras*. Stuttgart: Klett, S. 2213.
72 | Die reflexive Form ist dabei fast ausschließlich im Deutschen geläufig (vgl. hierzu auch Weich, Andreas (2012): ‚Plus Your World'. Profiling the Self between Analytics and Technologies of the Self. In: Noon, Derek/Giardina, Marco (Hg.): *7th Annual CGC Conference Proceedings*. Ottawa: National Arts Centre, S. 19-24).
73 | Nestlé (1960): *Nestlé im Profil.* Vevey: Nestlé Alimantana.
74 | Heinrich, Dieter (1990): *Profit durch Profil. Die zentrale Unternehmens-Idee: das Stärkste, was ein Unternehmen haben kann.* Stuttgart: Schäffer Verlag.

exemplarisch in Titeln wie *Mut zum Profil. Corporate Identity und Corporate Design für Städte*[75], *Handbuch Qualität in Studium und Lehre: Evaluation nutzen – Akkreditierung sichern – Profil schärfen*[76], *Schulen mit Profil*[77] oder *Qualitätsmanagement in Kindertagesstätten: Maßstäbe setzen – Profil gewinnen*[78] nieder. Hier ist eine Nähe (und teilweise ein expliziter Bezug) zu Konzepten des Brandings und des Qualitätsmanagements offensichtlich. Insofern ist es nur konsequent, dass auch Produkten ein Profil gegeben werden kann, seien es nun solche von Unternehmen, wie in *Produkte mit Profil. Spitzenmanager und ihre Wege zum Erfolg*[79] aus dem Jahr 1994 oder auch solche von Bildungseinrichtungen wie in *Studieren mit Profil: Masterstudiengänge der TU Braunschweig*[80]. Dieser Logik entsprechend ist es nicht verwunderlich, dass auch die AbsolventInnen ein bestimmtes Profil haben bzw. auch haben sollten. Im Sinne eines Selbst-Brandings sind sie dazu angehalten, sich ein möglichst alleinstellendes Profil zu geben, um sich erfolgreich bewerben zu können. Seit den 2000er Jahren mehren sich Ratgeber zu diesem Thema, wie beispielsweise das bisher in achter Auflage erschienene *Schriftliche Bewerbung: mit Profil zum Erfolg*[81] oder auch die mehrteilige und mehrfach aufgelegte Reihe Die Bewerbungsmappe mit *Profil für …*, wobei die Leerstelle in verschiedenen Ausgaben durch bestimmte Berufskarrieren von ‚*Führungskräfte*' bis ‚*Um- und Aufsteiger*' ausgefüllt wird.[82]

Wie bereits erwähnt, gibt es in Abgrenzung zu den beschriebenen Bedeutungen des Profil-Begriffs in Management und Marketing auch deutlich formalisiertere Konzepte, die als Profile bezeichnet werden und mit jenen aus der empirischen Persönlichkeits- und Sozialforschung verwandt sind. Eine wichtige Rolle nimmt ein derartiger Profil-Begriff im Risikomanagement ein und bezeichnet dabei ein Set aus messbaren Merkmalen, deren Werte eine Kalkulation des Risikos für eine Person oder ein Objekt hinsichtlich eines definierten Sachverhalts erlauben. Im Hinblick auf Menschen wird spätestens seit den frühen 1970er Jahren in der Medizin von Risikoprofilen gesprochen, die (zumeist messbare) Faktoren definieren, aus deren Ausprägung und Zusammenstellung sich die Wahrscheinlichkeit beispielsweise einer bestimmten (zu Beginn meist schweren Herz-)Erkrankung ableiten lässt. Ein relativ frühes Beispiel hierfür ist das 1976 erschienene *Risikoprofil der koronaren Herzerkrankung: Untersuchung zur Erfassung*

---

75 | Beyrow, Matthias (1998): *Mut zum Profil. Corporate Identity und Corporate Design für Städte*. Stuttgart: avedition.

76 | Benz, Winfried (Hg.) (2004): *Handbuch Qualität in Studium und Lehre: Evaluation nutzen – Akkreditierung sichern – Profil schärfen.* Stuttgart/Berlin: Raabe.

77 | Bronnmann, Wilhelm (1988): *Schulen mit Profil*. Kiel: Schmidt und Klaunig.

78 | Glöckner Hertle/Wünsche, Michael (2000): *Qualitätsmanagement in Kindertagesstätten: Maßstäbe setzen – Profil gewinnen.* Offenbach: Burckhardthaus-Laetare-Verlag.

79 | Spies, Steffen/Fisseler, Dirk (Hg.) (1994): *Produkte mit Profil. Spitzenmanager und ihre Wege zum Erfolg*. Frankfurt am Main/Wiesbaden: FAZ und Gabler.

80 | Zentrale Studienberatung der TU Braunschweig (Hg.) (seit 2010): *Studieren mit Profil: Masterstudiengänge der TU Braunschweig*. Braunschweig: TU Braunschweig.

81 | Öttl, Christine/Härter, Gitte (2004): *Schriftliche Bewerbung: mit Profil zum Erfolg*. München: Gräfe und Unzer.

82 | Siehe exempl.: Püttjer, Christian/Schnierda, Uwe (2003): *Die Bewerbungsmappe mit Profil für Führungskräfte*. Frankfurt am Main: Campus.

der Risikofaktoren bei koronarangiographisch fassbaren Veränderungen[83]. Hierbei werden sowohl, die aus der naturwissenschaftlichen Vermessung bekannten Kurvenverläufe (z. B. von EKG-Auswertungen) als auch Merkmalskonstellationen (z. B. aus Übergewicht, Stress, Schwangerschaft etc.) als Profile bezeichnet. Derartige Risikobewertungskonzepte finden in der Folge auch Eingang in die Krankenversicherungswirtschaft. Spätestens seit den 2000er Jahren wird zudem im Hinblick auf Finanzmanagement (insbesondere im Börsenbetrieb) von Risikoprofilen gesprochen. Dabei werden sowohl bestimmte Produkte, wie z. B. Anleihen, mit einem Risikoprofil versehen, als auch die AnlegerInnen selbst, wie der 2009 erschienene Sammelband *Risikoprofiling von Anlegern: Kundenprofile treffend analysieren und in der Beratung nutzen*[84] exemplarisch deutlich macht. Darin werden Profile als ein Konzept entworfen, durch das KundInnen anhand von Merkmalen erfasst werden, um ihnen in der Beratung passgenaue und selbst wiederum mit bestimmten Risikoprofilen versehene Finanzprodukte zu empfehlen. Dieses Konzept des ‚matching', also der passgenauen Kombination von potenziellen Kundinnen und Kunden auf der einen und Produkten auf der anderen Seite, ist grundlegend für den Profil-Begriff im Marketing und im sogenannten ‚Customer Relationship Management'.[85]

Computertechnologie

Im Bereich der Computertechnologie steht der Profil-Begriff seit den späten 1970er Jahren, prominent aber v. a. seit den frühen 1990er Jahren als ‚Benutzerprofil' zunächst in Zusammenhang mit Identifizierung, Authentifizierung, Autorisierung und Personalisierung.[86] Zentrale Anwendungsbereiche waren und sind dabei Datenbanken, E-Mail-Dienste oder Betriebssysteme – populär wurde der Begriff insbesondere durch Windows NT und Windows 95. Ein damit verwandter Bereich, in dem der Profil-Begriff bereits seit den 1960er Jahren Verwendung findet, ist das so genannte ‚User-Modeling'. Insbesondere im Kontext von ‚Information Retrieval' Prozessen, wird dabei versucht, ein zweckgebundenes und für diesen Zweck möglichst funktionales Abbild der Nutzerin bzw. des Nutzers z. B. in Form von Vektoren zu generieren.[87] Wie der Informatiker Christian Seitz 2005 unter Rückgriff auf Arbeiten aus den 1990er

---

83 | Geier, Franz (1976): *Risikoprofil der koronaren Herzerkrankung: Untersuchung zur Erfassung der Risikofaktoren bei koronarangiographisch fassbaren Veränderungen*. Düsseldorf: Universitätsverlag.
84 | Everling, Oliver (Hg.) (2009): R*isikoprofiling von Anlegern: Kundenprofile treffend analysieren und in der Beratung nutzen*. Köln: Bank Verlag.
85 | Exempl. Höfer, Ute/Siegert, Marcus/Wenzlau, Andreas/Wohlrab, Sabine (2003): *KundenProfiling – Die Methode zur Neukundenakquise*. Erlangen: Publicis.
86 | Exempl. Paice, C. D. (1977): *Information Retrieval and the Computer*. London: Macdonald and Jane's, S. 167f.; International Business Machines Corporation (1990): *IBM OS/2 Extended Edition Version 1.2 Cookbook/International Technical Support Center, Austin,Tex. Teil: Database Manager – User Profile Management (Data Access Control): Doc. Number GG24-3559*. Research Triangle Park: IBM.
87 | Exempl. Salton, Gerald (1964): THE SMART SYSTEM – AN INTRODUCTION. In: *ISR-7*, 64 (6), S. I-1 bis I-11, hier S. I-2.; Davidson, Jim (1982): Natural Language Access to Databases: User Modeling and Focus. In: Canadian Society for Computational Studies of Intelligence (Hg.): *Proceedings of*

und 2000er Jahren konstatiert, wird „[d]er Profilbegriff […] in der Literatur stark diskutiert, wobei eine allgemeingültige Definition nicht vorliegt. Die verschiedenen Auffassungen unterscheiden sich jedoch nur geringfügig".[88] Im Kern geht es darum, Wissen über Eigenschaften der Nutzerin oder des Nutzers – beispielsweise sozio-demografische Daten, technische Daten, Transaktionsdaten, geografische Daten oder verhaltensbezogene Daten – in systematischer Form abzulegen. Formal werden solche Profile zumeist in Vektoren gespeichert.

> Sei Π = Π1×. . .×Πm ein Profilraum mit endlicher Dimension m, wobei die Πi ∈ Πi einem beliebigen Datentyp entsprechen. Ein Punkt *P* ∈ Π mit *P* = (*p1*, . . . , *pm*) entspricht einem Profil, wobei die *pi* als Profileinträge bezeichnet werden. Der Wertebereich der *pi* ist a priori nicht festgelegt, z. B. *p1* ∈ R, *p2* ∈ [0; 1]R, *p3* ∈ {Rot, Grün, Blau}, *p4* ∈ N.[89]

Profile können in diesem Bereich sowohl zur Identifizierung von Individuen, als auch zur Personalisierung von Webdiensten und Werbemitteln eingesetzt werden und sind daher oftmals Gegenstand datenschutzrechtlicher Debatten. Die bisher genannten Verwendungen des Profil-Begriffs in der Computertechnologie finden sich seit den 1990er Jahren auch im Konzept der ‚Profilseite' in Social Networking Sites (SNS).[90] Laut danah m. boyd und Nicole B. Ellison ist die Möglichkeit der Erstellung von halb-öffentlichen oder öffentlichen Profilen sogar ein notwendiges Definitionskriterium für SNS.[91] Auch hier liegt keine einheitliche Begriffsdefinition vor, doch als einigermaßen konsensfähige Beschreibung konstatieren boyd und Ellison:

> Profiles are unique pages where one can „type oneself into being". After joining an SNS, an individual is asked to fill out forms containing a series of questions. The profile is generated using the answers to these questions, which typically include descriptors such as age, location, interests, and an „about me" section. Most sites also encourage users to upload a profile photo. Some sites allow users to enhance their profiles by adding multimedia content […].[92]

Als ‚Charakterprofil' taucht der Profil-Begriff zudem spätestens seit den 1980er Jahren in Computerspielen auf. Eines der ersten Computerspiele, in dem er explizit genutzt wird, ist das Rollenspiel *Wizardy* von 1981.[93] Logiken des Nutzeraccounts und einer spielmechanischen Implementierung von Charaktereigenschaften werden dabei miteinander verknüpft.

---

the fourth biennial conference of the Canadian Society for Computational Studies of Intelligence: University of Saskatchewan, Saskatoon, Saskatchewan, 17-19 May, 1982. Toronto: Canadian Society for Computational Studies of Intelligence, S. 17-19. Aus aktueller technischer Perspektive: Seitz, Christian (2005): *Ein Framework für die profilbasierte Gruppenbildung in ad hoc Umgebungen.* Aachen: Shaker, S. 37f.

88 | Seitz (2005): *Profilbasierte Gruppenbildung*, S. 37.

89 | Ebd., S. 37f.

90 | Als eines der ersten SNS gilt classmates.com, das im Jahre 1995 online ging (vgl. boyd, danah m./Ellison, Nicole B. (2007): Social network sites: Definition, history, and scholarship. In: *Journal of Computer-Mediated Communication*. 13 (1), article 11.; http://jcmc.indiana.edu/vol13/issue1/boyd.ellison.html; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.).

91 | Vgl. boyd/Ellison (2007): *Social network sites*.

92 | Vgl. ebd.

93 | Wizardy (1981, Sir-Tech Software, CA). Das Manual des Spiels ist online einsehbar unter: http://www.tk421.net/wizardry/ wiz1manual.shtml; zuletzt eingesehen am 15.06.2015.

Öffentlicher Überwachungs- und Datenschutzdiskurs

Während Profile in bis hierhin thematisierten Diskursen meist neutral bis positiv besetzt sind, werden sie in Überwachungs- und Datenschutzdiskursen zumeist negativ bewertet bzw. problematisiert. Im öffentlichen Diskurs schlägt sich dies insbesondere in der Presseberichterstattung zu sicherheitspolitsichen Maßnahmen in Folge der Rasterfahndung und dem Bundesdatenschutzgesetz von 1977 nieder.[94] Darüber hinaus wird seit den 1980er Jahren auch die Computerisierung vieler Lebensbereiche, wie z. B. der Arbeitswelt, unter dem Vorzeichen der Überwachung mittels des Profil-Begriffs thematisiert.[95] In Folge der Verbreitung von Internetzugängen in den 1990er Jahren und der immer alltäglicheren Nutzung von Computertechnologie wird er vor dem Hintergrund der permanent anfallenden ‚Datenspuren' und der potenziell daraus generierbaren Profile verwendet.[96] Kontrastkonzept zur Überwachung und den hierfür erstellten Profilen wird zunehmend die Privatheit.[97] Seit den 2000er Jahren und insbesondere dem 11.09.2001 ist vom Profil zudem vermehrt im Zusammenhang mit Sicherheitsfragen, z. B. in Form von Risikoprofilen im Hinblick auf terroristische Aktivitäten, die Rede[98], später dann auch im Kontext von Vorratsdatenspeicherung, geheimdienstlichen und ökonomischen Interessen.[99] Bemerkenswerterweise mehren sich in der deutschsprachigen Berichterstattung zum Aufkommen von Facebook Bezugnahmen auf den Zusammenhang von Überwachung, Datenschutz und Profilen – positiv und negativ kontextualisierte Verwendungen des Profil-Begriffs steigen also gleichzeitig an. Insbesondere Facebook, Google und Apple werden kurz darauf häufig in einschlägigen Artikeln problematisiert.[100] Ein diskursiver Schub für den Zusammenhang zwischen Profilen, Überwachung, Privatheit und dem Aufkommen des Begriffs

---

94 | Exempl. Simon, Jürgen (1982): Die fragwürdige Sammelei. Datenschutz und Rasterfahndung. In: *Die Zeit*, 18.11.1982.

95 | Exempl. Hoffmann, Wolfgang (1988): Alles unter Kontrolle. Computer helfen bei der perfekten Überwachung am Arbeitsplatz. In: *Die Zeit*, 06.05.1988; Uebel, Cornelia/Thoms, Eva-Maria (1989): Haßloch ist überall. In der Pfalz realisiert die Werbewirtschaft ihren Traum vom gläsernen Konsumenten. In: *Die Zeit*, 13.10.1989.

96 | Exempl. Drösser, Christoph (1999): Doppelgänger im Netz. Internet-Surfer hinterlassen Spuren. Datensammler erstellen daraus persönliche Profile. In: *Die Zeit*, 22.07.1999.

97 | Exempl. Ulrich, Otto (2000): Abschied vom privaten Leben. Das ungezügelte Internet bedroht die bürgerliche Demokratie. Die Politik unterschätzt das Problem. In: *Die Zeit*, 14.11.2000.

98 | Ein entsprechendes diskursives Ereignis ist die Veröffentlichung des Profils für die Rasterfahndung nach terroristischen Schläfern. Exempl. Bittner, Jochen (2001): Gesucht: Männlich, arabisch, kinderlos, reisefreudig. In: *Die Zeit*, 04.10.2001; Klingst, Martin (2001): Datenschutz = Terroristenschutz? Unsinn! In: *Die Zeit*, 04.10.2001.

99 | Exempl. Fischermann, Thomas (2003): Großer Bruder im Netz. Jeder Click hinterlässt eine Spur – zur Freude von Polizei, privaten Firmen und Datendieben. In: *Die Zeit*, 04.12.2003; Bittner, Jochen (2005): Denn sie wissen, was wir tun. Geheimdienste und Polizei erfahren mehr über die Bevölkerung, als die Verfassung erlaubt. In: *Die Zeit*, 03.03.2005.

100 | Exempl. Hamann, Götz/Rohwetter, Marcus (2009): Google weiß, wo du bist. Der Datenkrake hat ein enormes Gedächtnis – und will noch mehr erfahren. In: *Die Zeit*, 05.02.2009; Biermann, Kai (2010): Dank „Places" mit dem Finger auf andere zeigen. Facebook hat den Lokalisierungsdienst „Places" gestartet. In: *Die Zeit*, 19.08.2010; Lischka, Konrad (2010): Wie Handys die Welt beobachten. In: *SpiegelONLINE*, 23.07.2010.

‚Big Data' ist seit den Enthüllungen zu den Profilierungspraktiken der NSA des BND ab 2013 zu verzeichnen.[101] In populärer Literatur ist dabei – teils alarmistisch – u. a. von ‚detaillierten Profilen'[102], ‚lückenlosen Persönlichkeitsprofilen'[103] oder ‚vollständigen Reiseprofilen'[104] die Rede. In allen genannten Fällen wird der Profil-Begriff selbstverständlich genutzt und – abgesehen von den jeweiligen Präfixen – nicht näher spezifiziert oder erläutert.

Geistes- und Sozialwissenschaften

Innerhalb der Geistes- und Sozialwissenschaften wurde der Begriff vor dem Hintergrund des Überwachungsdiskurses insbesondere zunächst in den Surveillance Studies aufgegriffen. In der englischsprachigen Literatur tauchen die Begriffe ‚profile' und ‚profiling' beispielsweise bereits in den 1980er Jahren in Roger Clarkes Ansätzen zur ‚Dataveillance' auf und werden später nochmals systematischer von ihm beleuchtet.[105] Häufige Erwähnung finden sie auch in den Arbeiten von David Lyon.[106] Eine herausragende, da explizite Eruierung der Konzepte hinter den Begriffen ‚profile' und ‚profiling' findet sich im Sammelband *Profiling the European Citizen* von Mireille Hildebrandt und Serge Gutwirth aus dem Jahr 2008.[107] In den deutschsprachigen Surveillance Studies findet sich der Profil-Begriff ebenfalls verschiedentlich.[108] Auch in der Kommunikationswissenschaft und der Medienwissenschaft wird der Profil-Begriff im Kontext verschiedener Untersuchungsgegenstände seit einigen Jahren aufgegriffen, doch nur in Ausnahmen historisiert, diskursiv verortet oder medientheoretisch bearbeitet – beispielhaft thematisieren Ramón Reichert und kürzlich Andreas Bernard einige genealogische Linien und qualifizieren Profile selbst teils als (‚gemischte') Medien.[109]

---

101 | Exempl. Kleinz, Torsten (2013): Big Data hilft den Geheimdiensten. NSA und GCHQ suchen nicht nach der Nadel im Heuhaufen, sie suchen Muster. In: *Die Zeit*, 26.06.2013.

102 | Exempl. Schaar, Peter (2014): *Überwachung total: Wie wir in Zukunft unsere Daten schützen*. Berlin: Aufbau-Verlag, S. 80.

103 | Exempl. Morgenroth, Markus (2014): *Sie kennen dich! Sie haben dich! Sie steuern dich! Die wahre Macht der Datensammler*. München: Droemer, S. 21ff.

104 | Exempl. Spitz, Malte (2014): *Was macht ihr mit meinen Daten?* Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 104

105 | Exempl. Clarke, Roger (1988): Information Technology and Dataveillance. In: *ACM*, 31 (5), S. 498-512; Clarke, Roger (1993): Profiling: A Hidden Challenge to the Regulation of Data Surveillance. In: *Journal of Law and Information Science*, 4 (2), S. 403-419.

106 | Exempl. Lyon, David (1994): *The Electronic Eye. The Rise of Surveillance Society*. Minnesota: University of Minnesota Press; Baumann, Zygmunt/Lyon, David (2013): *Liquid Surveillance. A Conversation*. Cambridge/Malden: Polity Press.

107 | Hildebrandt, Mireille/Gutwirth, Serge (Hg.) (2008): *Profiling the European Citizen. Cross-Disciplinary Perspectives*. New York: Springer.

108 | Exempl. Kammerer, Dietmar (2008): *Bilder der Überwachung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp; Gayken, Sandro (Hg.) (2013): *Jenseits von 1984. Datenschutz und Überwachung in der fortgeschrittenen Informationsgesellschaft. Eine Versachlichung*. Bielefeld: Transcript; ferner Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.) (2011): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag.

109 | Reichert, Ramón (2008): *Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0*. Bielefeld: Transcript, insbesondere S. 87-150; Bernard, Andreas (in Vorb.): Das Wissen des Pro-

1.2 PROFILE: ZUSAMMENSTELLUNG VON MERKMALEN

> Definierbares gibt es immer nur auf der nächsten grünen Wiese, oder mit halb zugekniffenen Augen.
>
> ULRIKE BERGERMANN

Aus der Zusammenschau des vorangehenden Unterkapitels wird deutlich, dass der Profil-Begriff in verschiedenen Diskursen und zu verschiedenen Zeiten mit sehr unterschiedlichen Bedeutungen und Bewertungen verbunden ist. Vor diesem Hintergrund ist zweifellos näher zu bestimmen, um was es im Rahmen der vorliegenden Arbeit gehen soll, wenn von Profilen die Rede ist. Daher gilt es nun, von der historisch-deskriptiven und auf die Begriffsbedeutung und -verwendung bezogenen Ebene, auf eine eher formal-systematisierende zu wechseln und jene Merkmale von Profilen auszuwählen, die für die folgenden Überlegungen relevant erscheinen.[110] Eine erste mögliche Lesart der Überschrift dieses Unterkapitels verweist in diesem Sinne auf das Anliegen, Merkmale des Profil-Konzepts zusammenzustellen. Eine zweite mögliche Lesart verweist bereits auf eine Minimaldefinition des Profil-Konzepts selbst, die davon ausgeht, dass Profile sich gerade durch eine spezifische Zusammenstellung von Merkmalen auszeichnen.

Die Eingrenzung dessen, was im Rahmen der vorliegenden Arbeit unter einem Profil zu verstehen ist, wird dabei vor allem über (Schwerpunkt-)Setzungen erfolgen müssen (siehe auch Kapitel 1.3). So wird es beispielsweise, obwohl es etymologisch begründbar wäre, kaum um handwerklich-ästhetische Verfahren der Textilindustrie gehen, nur bedingt um ästhetische Aspekte von Profilen im Sinne von Portraitdarstellungen und auch nicht vorrangig um die Herstellung von Stahlprofilen. In erster Linie soll das Profil auf einer abstrakten Ebene als bestimmte Form der Produktion und Repräsentation von Wissen konzeptualisiert werden. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie Wissen über eine Zusammenstellung von Merkmalen im

---

fils. In: Degeling, Martin/Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann, Bianca (Hg.): *Profile*. Lüneburg: Meson Press. Ferner: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.) (2013): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt*. Wiesbaden: VS Verlag; Elmer, Greg (2004): *Profiling Machines: Mapping the Personal Information Economy*. Cambridge, Massachusetts/London, England: MIT Press. Aufgrund der weitestgehend fehlenden systematischen Ansätze müssen und sollen im Rahmen der vorliegenden Arbeit der Begriff und das Konzept des Profils zum größten Teil erst medienwissenschaftlich erschlossen werden. Der bisher erreichte Forschungsstand hinsichtlich der engeren Thematik der vorliegenden Arbeit ist daher praktisch kaum existent. Gleichwohl existiert eine Vielzahl von Arbeiten aus angrenzenden Themengebieten, die im Rahmen der Arbeit ausführlich in den Blick genommen wird, wodurch sich im Verlauf der Arbeit eine Art verteilter Forschungsstand entwickeln wird.

110 | Nichtsdestotrotz wird ggf. auf die übrigen in den vorigen Unterkapiteln skizzierten Bedeutungsfacetten zurückzukommen sein, sofern sie zum Verständnis der Argumentation beitragen können.

Hinblick auf ein bestimmtes Objekt konstituiert. Das Objekt wird im Profil in gewisser Weise analytisch beschrieben, indem es durch die Profilierung in distinkte Einheiten zerlegt wird. Als Arbeitsdefinition soll für den Rahmen dieser Arbeit zunächst folgendes gelten:

> *Unter einem Profil wird eine spezifische Formatierung von Wissen über ein Objekt durch eine formalisierte Zusammenstellung bestimmter Merkmale verstanden.*

Sprachtheoretisch sind derartige Merkmale als Prädikate zu verstehen. Laut John Lyons ist „[m]it einem *Prädikat* […] ein Term gemeint, der in Kombination mit einem Namen verwendet wird, um Information über das Individuum, auf das sich der Name bezieht, zu geben: d. h., um ihm eine *Eigenschaft zuzuschreiben*“.[111] Überträgt man diesen Ansatz beispielsweise auf eine Profilseite bei Facebook, wird deutlich, dass die darin zusammengeführten Merkmale, z. B. ‚männlich‘, ‚verheiratet‘, ‚zur Schule gegangen in…‘ usw. als Deskription einer gegebenen Person verstanden werden können. Profile lösen nun derartige Merkmale aus der Beschreibung in der natürlichsprachlichen Syntax heraus, ‚reinigen‘ sie und arrangieren sie in strukturierter bzw. formalisierter Weise. Eine solche Konzeptualisierung von Profilen entspricht in Teilen bestimmten semantiktheoretischen Modellierungen der Bedeutungskonstitution. In gewisser Weise explizieren Profile daher, was in der formallogischen und strukturalistischen Semantik als implizite Struktur der Sprache modelliert wird.[112] Derartige Theorieansätze scheinen dementsprechend im Umkehrschluss geeignet zu sein, sich der Funktionsweise von Merkmalen im Hinblick auf Profile anzunähern, weshalb ein kurzer Exkurs erlaubt sei.

Gottfried Gabriel beschreibt Merkmale im entsprechenden Lemma im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* nicht nur als „Kennzeichen (im Sinne von ‚Marke‘ oder ‚Markierung‘)“, als „Eigenschaft (eines Gegenstandes)“, sondern auch als „Bestandteil eines Begriffs“.[113] Mit losem Verweis auf Gottlob Frege[114] führt er weiter aus:

> Die Begriffe, unter die ein Gegenstand fällt, sind Eigenschaften (des Gegenstandes). Gleichzeitig sind diese Eigenschaften M., aber nicht des Gegenstandes, sondern eines komplexeren Begriffes; z. B. fällt der Gegenstand Sokrates unter die Begriffe ‚vernünftig‘ und ‚Lebewesen‘; Sokrates hat also die Eigenschaften, vernünftig zu sein und ein Lebewesen zu sein. Diese Eigenschaften sind aber nicht M. des Gegenstandes Sokrates, sondern des Begriffes ‚Mensch‘.[115]

---

111 | Lyons, John (1980[1977]): *Semantik. Band I.* München: C. H. Beck, S. 161 (Herv. im Original; dort in Form von Sternchen, die Lyons nutzt um für den Rahmen seines Buches definierte Fachtermini zu kennzeichnen).

112 | Eine knappe Zusammenfassung der Rolle des Merkmalskonzepts seit den Anfängen und Vorläufern der strukturalistischen Sprachwissenschaften findet sich bei Manfred Bierwisch. Siehe Bierwisch, Manfred (1966): Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden. In: Enzensberger, Hans Magnus (Hg.): *Kursbuch 5. Mai 1966*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 77-152.

113 | Gabriel, Gottfried (1980): Merkmal. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Ders. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Band. 5.* Basel u. a.: Schwabe, S. 1153-1154, hier S. 1153.

114 | Frege unterscheidet explizit den Begriff ‚Merkmal‘ als Beschreibungskategorie von Begriffen vom Begriff ‚Eigenschaft‘ als Beschreibungskategorie von Gegenständen (vgl. ebd. S. 1154). Diese terminologische Setzung wird im Folgenden nicht übernommen.

115 | Ebd., S. 1153f.

Das Merkmal als Eigenschaft eines Gegenstandes betrifft dabei zunächst jene prädikativ beschreibende Funktion von Profilen, die bereits beschrieben wurde. Theoretisch aufschlussreicher scheint jedoch die dritte, sprachtheoretisch orientierte Auffassung des Merkmals-Begriffs[116] zu sein, der zufolge Merkmale als Bestandteile von Begriffen verstanden werden. Laut Wolf Thümmel bezeichnet ein Merkmal in der Sprachtheorie ganz allgemein „die Eigenschaft eines ling. Gegenstands, z. B. eines Phonems, eines Morphems, eines Lexems, einer Konstituente".[117] Ein bestimmtes Merkmal wird im Hinblick auf den gegebenen linguistischen Gegenstand zumeist zunächst benannt und dann als vorhanden oder nicht vorhanden ausgewiesen.[118] Ansätze wie diese erlauben eine Komponentenanalyse semantischer Einheiten, die davon ausgeht,

> daß die Bedeutung eines jeden Lexems aufgrund einer Menge allgemeinerer *Bedeutungskomponenten* (oder semantischer Merkmale) analysiert werden kann […]. Insoweit die Komponentenanalyse mit dem Konzeptualismus verbunden ist, kann man sich die Bedeutungskomponenten (für die es bisher keinen allgemein akzeptierten Terminus gibt) als atomare und die Bedeutungen bestimmter Lexeme als molekulare Begriffe vorstellen.[119]

Als derartige molekulare Begriffe oder ‚Merkmalsbündel'[120] können nun auch Profile verstanden werden, insofern sie bestimmte bedeutungstragende Merkmale und deren Ausprägungen in einer gegebenen Kombination zusammenstellen. Ein wichtiger Aspekt ist dabei, dass in der Struktur des Profils zumeist das Raster der Merkmale, die bestimmte Ausprägungen annehmen können, explizit im Vorhinein festgelegt ist, wodurch die Objekte der Profilierung gleichzeitig spezifiziert und auf einem allgemeinen Niveau vergleichbar gemacht werden.[121]

---

116 | Eine knappe Zusammenfassung der Rolle des Merkmalskonzepts seit den Anfängen und Vorläufern der strukturalistischen Sprachwissenschaften findet sich bei Manfred Bierwisch. Siehe Bierwisch (1966): Strukturalismus.

117 | Thümmel, Wolf (2000): Merkmal. In: *Metzler-Lexikon Sprache*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 433-434, hier S. 433.

118 | Dabei ist, wie John Lyons betont, zu beachten, dass der Terminus ‚Merkmal' oftmals nicht nur für die jeweils in Anschlag gebrachten Variablen, sondern „auch in bezug auf die Werte der Variablen verwendet wird: d.h. nicht nur die Variable ±männlich oder ±weiblich) [sic!] wird als Merkmal beschrieben, sondern auch ihre zwei Werte +männlich und -männlich (oder +weiblich und -weiblich)" (Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 333). Um dieser Unterscheidung terminologisch Rechnung zu tragen, wird im Folgenden konsequent von ‚Merkmalen' gesprochen, wenn im Sinne Lyons die Variablen gemeint sind, und von ‚Ausprägungen', wenn deren Werte gemeint sind. Im konkreten Beispiel wäre das Merkmal in einem hypothetischen Profil in diesem Sinne ‚Geschlecht' und die Ausformung z. B. ‚männlich'.

119 | Ebd., S. 327 (Herv. im Original; dort Sternchen); vgl. auch Bierwischs Ausführungen zu sematischen Merkmalen bei Hjelmslev in Bierwisch (1966): Strukturalismus, insb. S. 96.

120 | Vgl. dazu auch Thümmel (2000): Merkmal.

121 | Wie dieses Raster zustande kommt, ist jedoch unterschiedlich: Im Rahmen einer Facebook-Profilseite ist es in Form von Formularen bzw. Interface-Funktionen vorgegeben, während statistische Auswertungen medizinischer Daten dagegen auch zu unerwarteten relevanten Merkmalskombinationen führen können, die sich beispielsweise zu einem Risikoprofil erhärten. Mireille Hildebrandt schreibt in diesem Sinne: „In the case of group profiling this means that the data subject may be the result of profiling, not necessarily pre-existing as a group that thinks of itself as a group. For instance, a category of blue-eyed women may emerge as a data subject, because as a category they correlate with a

Das referenzierte Objekt ist in dieser Logik immer schon als bekannt gegeben. Umgekehrt zu einer solchen ‚Beschreibung mittels Merkmalen auf Grundlage einer bestehenden Identifikation' können Profile jedoch auch eine Funktion erfüllen, die sich als ‚Identifikation mittels der Beschreibung von Merkmalen' beschreiben lässt. Auch hier ist eine formallogisch-strukturelle Sprachtheorie aufschlussreich: In der Sprachphilosophie Rudolf Carnaps ergibt sich die semantische Identität eines Begriffs aus einer hinreichenden Anzahl von Merkmalen, die sich in ihrer Kombination von allen übrigen unterscheidet. U. a. in *Der logische Aufbau der Welt* geht es ihm darum zu zeigen, dass Begriffe von Gegenständen ihre semantische Identität neben der Bezeichnung durch Eigennamen auch durch die Kennzeichnung mittels der Kombination struktureller Merkmale erhalten können.

> Wie früher erklärt worden ist (§13), besteht eine Kennzeichnung darin, daß ein Gegenstand durch Angabe von überschneidenden Klassen, zu denen er gehört, oder von Relationen zu anderen Gegenständen, oder auch durch bloße strukturelle Beschreibung seiner Stelle in einem Relationsgefüge so bezeichnet wird, daß die Beschreibung nur für ihn allein und für keinen anderen Gegenstand zutrifft.[122]

Wie hängen dabei aber die semantische Identität eines Begriffs und die tatsächliche Identifikation eines Objekts miteinander zusammen? Hierfür ist die sprachtheoretische Unterscheidung von Denotation und Referenz aufschlussreich, die Carnap in diesem Kontext nicht trifft. Die Denotation eines Begriffs kann als dessen semantische Identität verstanden werden und ist extensional betrachtet die Menge von Objekten, auf die er zutrifft und intensional betrachtet die Kombination von Merkmalen, die auf ebendiese Objekte zutrifft.[123] Identifikation mittels der Beschreibung durch Merkmale ist in diesem Sinne ein Spezialfall der intensionalen Denotation, in dem die Menge an Objekten sich in genau einem Objekt erschöpft. Referenz hat laut Lyons dagegen „mit dem Verhältnis zu tun, das zwischen einem Ausdruck und demjenigen, wofür der Ausdruck in bestimmten Äußerungssituationen steht, gilt".[124] An anderer Stelle schreibt er in Form einer pointierten Gegenüberstellung:

> Wenn wir die Anwendbarkeit eines Lexems in bezug auf die Frage, ob es auf die Entität, auf die es angewendet wird, zutrifft, betrachten, dann beschäftigen wir uns mit seiner Denotation. (Wenn wir die Anwendbarkeit eines Ausdrucks in bezug auf die Frage betrachten, ob mit ihm beabsichtigt wird, eine Entität oder eine Gruppe von Entitäten, über die in bestimmten Situationen etwas gesagt wird, bzw. eine Frage gestellt wird usw., zu identifizieren, dann beschäftigen wir uns mit seiner Referenz.)[125]

---

specific probability to suffer from breast cancer." (Hildebrandt, Mireille (2008b): Defining Profiling. A New Type of Knowledge? In: Dies./Gutwirth, Serge (Hg.): *Profiling the European Citizen. Cross-Disciplinary Perspectives*. Dordrecht: Springer Science + Business Media B.V, S. 17-30, hier S. 19).

122 | Carnap, Rudolf (1966[1928]): *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg: Felix Meiner Verlag, S. 216.

123 | Vgl. Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 219. Zur Unterscheidung von Extension und Intension in der Klassenlogik, siehe Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 171.

124 | Ebd., S. 187.

125 | Ebd., S. 225.

Während Denotation also semantische Identifikation (d. h. eine zutreffende Beschreibung) gewährleistet, leistet die Referenzierung eine pragmatische bzw. situative Identifikation. Neben Eigennamen und Personalpronomina sieht Lyons in deskriptiven Nominalphrasen eine Klasse von referierenden Ausdrücken, die beide Identifikationsformen folgendermaßen miteinander relationiert:

> Nach Russell denotiert eine definite Deskription ein Individuum, wenn das Individuum die Deskription eindeutig erfüllt. [...] Es wäre vorzuziehen, bei unserer Interpretation von Denotation zu sagen, daß es der komplexe prädikative Ausdruck ‚Ein Mann, der einen Martini trinkt (sein)' ist, der Denotation hat [...]; und daß der Gebrauch der definiten Nominalphrase um auf ein Individuum zu referieren, impliziert oder präsuppositioniert, daß der komplexe prädikative Ausdruck auf das jeweilige Individuum zutrifft.[126]

Profile können vor diesem Hintergrund als komplexe prädikative und dabei auf spezifische Weise formalisierte Ausdrücke verstanden werden. Referenzierung mittels Profilen kann immer dann herangezogen werden, wenn ein Subjekt bzw. ein Objekt, auf das eine Äußerung Bezug nimmt, in einer gegebenen Kommunikationssituation nicht durch einen eindeutigen Identifikator, wie z. B. einen Namen, referenzierbar ist. Hier ist die merkmalsbasierte Suche von Personen in Facebook ein plakatives Beispiel, bei der Kriterien wie ‚Wohnort', ‚Arbeitgeber' oder ‚Schule' im Sinne der Verschränkung von Merkmalen eine Klasse definieren, die möglichst nur noch das gesuchte Individuum umfasst.

Wie ist nun aber das Verhältnis von Merkmalen und Klassen zu spezifizieren? Sprachtheoretisch werden Klassen entweder extensional, d.h. mittels der additiven Aufzählung aller Objekte innerhalb der Klasse, oder intensional, mittels der Auflistung jener Merkmale, die alle Elemente innerhalb der Klasse notwendigerweise erfüllen, beschrieben.[127] Insofern lässt sich argumentieren, dass nicht nur Individuen, sondern auch Gruppen von Objekten intensional durch Profile definiert werden können. Ein bestimmtes Profil zu haben kann im Umkehrschluss bedeuten, einer bestimmten Klasse zugeordnet zu werden, die derartige Profile inkludiert. Gleichzeitig kann jedes Merkmal innerhalb eines Profils, z. B. ‚männlich', ebenfalls als Klasse aller männlichen Objekte modelliert werden. Die Zusammenstellung von Merkmalen im Rahmen von Profilen wäre demnach immer auch eine Zusammenstellung von Klassen, in die das profilierte Objekt eingeordnet ist. Sprachtheoretisch ergibt sich für die bereits erwähnte Komponentenanalyse, die Begriffe als Produkte von Bedeutungskomponenten versteht, eine ganz ähnliche Situation:

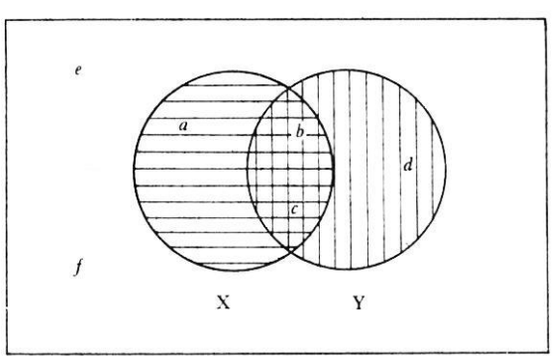


Abbildung 10: Schematische Darstellung der Überschneidung von Klassen

126 | Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 227f.
127 | Vgl. hierzu erneut ebd., S. 171.

> Wir müssen nun fragen, was mit dem Terminus ‚Produkt' gemeint ist, wenn man z. B. sagt, daß „Mann" das Produkt von *männlich, erwachsen* und *menschlich* ist. In diesem Fall ist es plausibel, ‚Produkt' als Konjunktion der Bedeutungskomponenten zu interpretieren: die Extension von ‚Mann' (verstanden als Komplement von ‚Frau') ist der Durchschnitt der Klassen MÄ, E und ME, deren Intensionen die atomaren Begriffe *männlich, erwachsen* und *menschlich* sind.[128]

Auch wenn es problematisch ist, dass diese Modellierung von „atomaren Begriffe[n]"[129] ausgeht, die sich kaum schlüssig argumentieren lassen, da sich jeder Begriff erneut aus Merkmalen konstituieren muss, die ihrerseits als Begriffe analysierbar sind, so kann sie doch als eine, diesen permanenten Bedeutungsaufschub[130] stillstellende ‚Momentaufnahme' verstanden werden, die den Zusammenhang von Merkmalen und Klassen auch im Hinblick auf Profile erhellen kann. Unter Maßgabe dieser Relativierung kann nämlich abgeleitet werden, dass Profile nicht nur selbst als intensionale Definitionen von Klassen modellierbar sind, sondern auch als Produkt der Klassen, die über die Merkmale in einem gegebenen Profil bezeichnet werden – und ihrerseits wiederum selbst als Klassen mit intensionalen Definitionen, mithin Profilen, verstanden werden können usf. Am konkreten Beispiel: Die Ausprägung ‚männlich' des Merkmals ‚Geschlecht' ist als ein Begriff modellierbar, der selbst wiederum Merkmale aufweist, die die Klasse aller männlichen Objekte konstituieren und das referenzierte Objekt gleichzeitig in diese Klasse einordnen. Anders als bei einer tatsächlichen Identifikation, bei der ein und nur ein Individuum referenzierbar gemacht wird, erfolgt Referenzierung auf Grundlage von Profilen oftmals nicht über definite Beschreibungen, sondern über das, was Lyon nicht-spezifische indefinite Referenzierung nennt und bei der über bestimmte Merkmale ein nicht spezifiziertes Individuum nicht eindeutig referenziert wird.[131] Hierbei geht es darum, ein gegebenes aber unbekanntes Individuum, z. B. eine potenzielle Werbekundin, in ihrer spezifischen Individualität näherungsweise durch Merkmale zu beschreiben. Diese Art der Referenzierung ist nicht zwingend auch als solche zu verstehen, da sie eher einer Zielgruppen- bzw. Klassen-Logik folgt, als dass sie eine eindeutige Bezugnahme herstellt.[132] Die Grenzen sind, gerade in der (Werbe-)Praxis, jedoch fließend, da der Zielgruppen-Logik zum Zweck der Minimierung von Streuungsverlusten eine Tendenz zur immer stärkeren Ausdifferenzierung eingeschrieben ist, die ab einem gewissen Grad die Grenze zur individuellen Adressierbarkeit,

---

128 | Vgl. hierzu auch Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 329 (Herv. im Original; dort Kapitälchen).
129 | Lyons unterscheidet explizit und nachdrücklich zwischen atomaren Bedeutungskomponenten, die er in Kapitälchen setzt, und den Bedeutungen der wortgleichen Lexeme (vgl. ebd., S. 328f.). Dieser universalistisch-essentialistische Kunstgriff scheint jedoch wenig überzeugend, weshalb er im Rahmen der hier vertretenen Argumentation keine Berücksichtigung findet.
130 | Eine theoretische, wenn auch weit darüber hinausgehende Reflexion dieses Phänomens findet sich auch in Derrida's Konzept der différánce (vgl. exempl. Derrida, Jaques (2004[1972]): Die différance. In: Engelmann, Peter (Hg.): *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*. Ditzingen: Reclam, S. 76-113).
131 | Vgl. Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 200ff.
132 | Vgl. hierzu auch ebd., S. 201.

ganz im Sinne von Carnaps klassenbasiertem Identifikationsprinzip, überschreitet.[133] Ist ein Profil also präzise genug, kann es, zumindest theoretisch, genutzt werden, um eine personalisierte Ansprache eines Individuums zu leisten, ohne auf z. B. die Nennung des Namens zurückzugreifen.

In diesem Sinne kann Profilen in bestimmten Kontexten neben der referenziellen, sogar eine vokative, d.h. das Individuum direkt ‚anrufende', Funktion zugesprochen werden.[134] Was sprachlich über eine Adressierung wie „Hey, Sie da, mit den blonden Haaren und blauen Augen" funktioniert, erfolgt z. B. in profilbasierten Empfehlungssystemen über die personalisierten Produktvorschläge, die mittelbar eine Anrufung im Stile von ‚Hey, Sie da, mit der Vorliebe für Computerspiele, Comics und Energydrinks!' darstellen. Profile können folglich auch im Sinne Althussers als merkmalsbasierte Interpellationen konzeptualisiert werden.[135]

In der Zusammenschau wird deutlich, dass sie Zusammenstellung von Merkmalen im Rahmen von Profilen in erster Linie eine prädikativ-beschreibende Funktion erfüllt. Ferner kann durch die Kombination von Merkmalen in Profilen sowohl semantische Identität (Denotation) als auch situativ-pragmatische Identität (Referenzierung) konstituert werden. Darüber hinaus können Merkmale in Profilen einerseits in ihrer Kombination und andererseits jedes für sich Klassen definieren und bei Klassen von genau einem darin vorhandenen Objekt eine vokative Funktion im Sinne einer direkten Ansprache über Profile erfüllen.

133 | Vgl. dazu auch Othmer, Julius/Weich, Andreas (2013a): „Wirbst du noch oder empfiehlst du schon?" Überlegungen zu einer Transformation der Wissensproduktion von Werbung. In: *ZfM Nr. 9 Werbung*. S. 43-52.

134 | Lyons beschreibt die vokative Funktion insbesondere im Hinblick auf Namen (siehe Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 229).

135 | Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Ders. (Hg.): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg/Berlin: VSA, S. 108-153.

1.3 EINGRENZUNGEN UND KONKRETISIERUNGEN

It's just me, myself and I

DE LA SOUL

Facebook ist nur ein Symptom.

SASCHA LOBO

Zur weiteren Eingrenzung gilt es nun zunächst, die Art derjenigen Phänomene zu spezifizieren, deren Profile für die Genealogie und Rekonstruktion des Profilierungs-Dispositivs in den Blick genommen werden sollen. Entsprechend der einleitenden Überlegungen zum Begriff der Selbstverdatungsmaschine sollen insbesondere jene Profile im Fokus stehen, die gewissermaßen als ‚Profilat' ein ‚Selbst' aufweisen. Diese Setzung ist auf verschiedenen Ebenen erläuterungsbedürftig: Was ist unter einem ‚Selbst' zu verstehen? Und ist dieses Selbst als gegebenes Objekt oder Produkt des Profils bzw. der Profilierung zu konzeptualisieren? Zur Konturierung dessen, was im Folgenden als ‚Selbst' verstanden werden soll, scheint zunächst der Rückgriff auf Arbeiten von William James aufschlussreich.[136] In James' pragmatistischem Persönlichkeitsmodell besteht das Selbst aus dem ‚I' und dem ‚Me': „[T]he total self of me, being as it were duplex, partly known and partly knower, partly object an partly subject, must have two aspects discriminated in it"; und weiter: „I shall therefore treat successively of A) the self as known, or the *me*, the ‚empirical ego' as is sometimes called; and of B) the self as knower, or the *I*, the ‚pure ego' of certain authors".[137] Das Selbst wird folglich als reflexives Konzept modelliert, insofern das ‚I' über das ‚Me' weiß und sich so erst das Selbst konstituiert.[138] Das ‚I' muss sich also von sich selbst distanzieren und gewissermaßen auf sich zurückblicken, um ein ‚Me' ausbilden zu können – ein Vorgang, der bei der Produktion von ‚Selfies' unmittelbar evident und über die Verwendung von ‚Selfie Sticks' noch gesteigert wird. Die beiden Ebenen des Selbst kehren dabei, wie Bröckling (zwar mit anderem Bezug, aber auch hier treffend) konstatiert „auf sprachlicher Ebene im Doppelsinn der meisten ‚Selbst'-Komposita wieder: So bezeichnet das ‚Selbst' in Selbststeuerung sowohl die steuernde wie auch die gesteuerte Instanz, kann Selbstbestimmung sowohl Bestimmung durch das Selbst wie auch die Bestim-

136 | Mit dem Begriff ‚Selbst' werden zwangsläufig vielfältige Untiefen ganz verschiedener Disziplinen und Traditionen – von der Subjektphilosophie über soziologische und philosophische Identitätskonzepte bis zur Kognitionspsychologie – aufgerufen. Allein diese zu rekapitulieren würde einer eigenen Dissertation bedürfen, weshalb die folgende Konturierung zwangsläufig ebenso selektiv wie oberflächlich bleiben muss.

137 | James, William (1920): *Psychology. Briefer Course*. New York: Henry Holt and Company, S. 176.

138 | Ganz in diesem Sinne schriebt auch George Herbert Mead, er verstehe „the self as an object to itself" (Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist.* Chicago/London: Chicago University Press. S. 136).

mung des Selbst durch andere meinen“[139] – eine Mehrdeutigkeit, die sich auch in den obigen Ausführungen zum Begriff der Selbstverdatungsmaschine wiederfindet. Bezogen auf die Selbstverdatung mittels des Profil-Konzepts ist dementsprechend sowohl denkbar, dass sich das Selbst selbst profiliert (im Sinne des ‚Me‘), als auch, dass es von anderen profiliert wird. In beiden Fällen kann das Profil dann dem Selbst als Abbild des eigenen Selbst erkenntlich und von ihm gewissermaßen ‚inkorporiert‘ werden. Zudem ist auch eine Art mittelbare Selbstverdatung möglich, sofern bei der Profilierung durch andere bereits unterstellt (und ggf. rhetorisch forciert) wird, dass das profilierte Selbst das Profil als Teil seiner Selbst anerkennt – in personalisierten Empfehlungssystemen beispielsweise wird dies zumindest suggeriert. Die Arbeitsdefinition lautet dieser Einschränkung entsprechend nun:

> Unter einem Profil wird eine spezifische Formatierung von Wissen über ein *Selbst* durch eine formalisierte Zusammenstellung bestimmter Merkmale verstanden.

Um der Gegenwart, deren Geschichte im Rahmen dieser Arbeit geschrieben werden soll, vor dem Hintergrund der zugespitzten Arbeitsdefinition von Profilen näher zu kommen, sollen nun einige der Aspekte des Profilierungs-Dispositivs mit Hilfe der exemplarischen Beschreibung der Selbstverdatungsmaschine ‚Facebook‘ in einer ersten, sehr groben Annäherung skizziert werden. Das Beispiel darf dabei nicht als Miniatur des Profilierungs-Dispositivs missverstanden werden, sondern dient lediglich dazu, in einem ersten Schritt die Aufmerksamkeit auf Aspekte zu lenken, die für das Profilierungs-Dispositiv charakteristisch zu sein scheinen. Facebook ist dabei als eine konkrete Selbstverdatungsmaschine zu veranschlagen, deren Analyse Rückschlüsse auf ihre Möglichkeitsbedingung – das Profilierungs-Dispositiv – erlaubt. Das Vorgehen kann insofern als eine Art ‚reverese engineering‘ verstanden werden, bei dem ein konkretes realweltliches Beispiel betrachtet wird, um Ansatzpunkte für die darauf folgende, detailliertere Rekonstruktion eines spezifischen Profilierungs-Dispositivs in den Blick nehmen zu können, dem es die Möglichkeit seiner Etablierung verdankt.

Dass mit Facebook das Alltägliche und Offensichtliche bemüht wird, mag ob der medienwissenschaftlichen Vorliebe für arkane, überraschende Fundstücke durchaus enttäuschen. Die Offensichtlichkeit und Alltäglichkeit sind jedoch gerade ein hervorragendes Argument für diese Wahl, da die Kombination aus großer Sichtbarkeit und Reichweite und weitgehender Selbstverständlichkeit als Indiz für die wirkmächtige Implementierung eines Dispositivs verstanden werden kann. Und auch bei näherer Betrachtung sind in Facebook, wenn auch nicht immer in ihrer prototypischen Form, ein Großteil jener Aspekte implementiert, die für das vermutete Profilierungs-Dispositiv als konstitutiv veranschlagt werden können. Die bemerkenswerte Zahl von, Stand Anfang 2015, 1,44 Milliarden pro Monat aktiv genutzten Profilen[140] ist zudem ein quantitatives Indiz, sowohl für Wirkmächtigkeit der Selbstverdatungsma-

---

139 | Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 20f.

140 | http://investor.fb.com/releasedetail.cfm?ReleaseID=908022; zuletzt eingesehen am 16.01.2016. Hierbei ist selbstverständlich relativierend zu beachten, dass diese Zahl keinen Aufschluss über die

schine Facebook, als auch jene des Profilierungs-Dispositivs. In jedem Fall ist für die Erstellung dieser Beschreibung ein weiteres Profil hinzugekommen – jenes eines gewissen Andreas Weich.

Als dramaturgischer Einstieg wird der Prozess des Anlegens (m)eines Nutzerprofils gewählt und möglichst ausführlich beschrieben.[141] Auf www.facebook.com haben bereits registrierte NutzerInnen die Möglichkeit sich einzuloggen und potenzielle neue Mitglieder die Möglichkeit, sich zu registrieren (s. Abb. 11).

Abbildung 11: Startbildschirm von facebook.com

Die aktive Registrierung ist in diesem Fall eine unumgängliche Grundbedingung der Profilierung.[142] Gefordert wird die Angabe des Vor- und Nachnamens, der E-Mail-Adresse, des Passworts, des Geburtstags und des Geschlechts. Damit sind Wissensgegenstände aufgerufen, die aus behördlichen Identifizierungs- und Meldepraktiken bekannt sind. Auf technischer Ebene, trägt man diese Informationen mittels einer Formular-Maske in eine Datenbank ein. Dadurch erfolgt eine Selbsteinordnung in Klassifizierungssysteme, die z. B. an der Geschlechterangabe

tatsächlichen NutzerInnen (es existieren beispielweise Fake-Profile und Profile von Haustieren) oder gar die Qualität ihrer Aktivitäten gibt.

141 | Stand 2014. Beschreibungen dieses Vorgangs finden sich unter anderen Vorzeichen exemplarisch bereits bei Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 96ff. und bei Wiedemann, Carolin (2010): *Selbstvermarktung im Netz. Eine Gouvernementalitätsanalyse der Social Networking Site ‚Facebook'.* Saarbrücken: Universaar, S. 59ff.

142 | Hierbei ist anzumerken, dass Facebook bis zu einem gewissen Grad auch Profile von Menschen erstellen kann, die nicht registriert sind, beispielsweise dadurch, dass ihre Namen in Posts registrierter UserInnen auftauchen oder von ihnen mit Fotos verknüpft werden.

und dem Geburtsdatum augenscheinlich werden.[143] Bei Facebook ist das Profil also – zumindest in der Optimalvorstellung des Konzerns – mit dem bürgerlichen (Rechts-)Subjekt verknüpft. Auch wenn andere Profilierungspraktiken, beispielsweise in Computerspielen, auf die Registrierung fiktiver Charaktere ausgelegt sind oder, beispielsweise beim Online-Targeting, stattdessen mit Cookies (auf deren Verwendung im Registrierungs-Bildschirm ja ebenfalls bereits hingewiesen wird) arbeiten, wird deutlich, dass der oben angesprochene Aspekt der Identifizierung bei der Profilierung eine wichtige Rolle spielt. Profile benötigen also in der Regel eine Referenz, die sie eindeutig, wenn auch nicht notwendigerweise persistent, mit dem profilierten Selbst verknüpft. Diese Referenz kann entweder durch eindimensionale Referenzierungssysteme wie Personalausweisnummern oder ID-Cookies oder durch Kombinationen aus Merkmalen erreicht werden, die das Selbst von allen übrigen unterscheidet. Profile können sich also bestehender Identifizierungssysteme bedienen oder selbst durch die Einzigartigkeit ihrer Merkmalskombination die Identifizierung herstellen. Facebook ist in dieser Hinsicht als hybrid zu bewerten, da es zum einen Teile bestehender Identifikations-Strukturen übernimmt und weitere Attribute hinzufügt. Der von Facebook geforderte (wenn auch nicht konsequent geprüfte) Klarname beispielsweise wird durch weitere Attribute (Geschlecht, Geburtsdatum) gestützt. Zum anderen wird in der Suchfunktion Identifizierung im Sinne von Auffindbarkeit mittels der Angabe von Attributen ermöglicht. Die Angabe der Mailadresse und die Notwendigkeit, ein Passwort zu wählen, verweisen zudem auf Aspekte der Authentifizierung. Dabei besteht die vordergründige Funktion der Authentifizierung darin, das eigene Profil vor der Manipulation durch Dritte zu schützen. Denn mit der Authentifizierung geht eine Autorisierung einher, insofern bestimmte Aktionen nur durch die Anmeldung in Facebook durchgeführt werden können. Darüber hinaus wird damit sichergestellt, dass vom Profil – z.B. zum Zweck personalisierter Werbung – mehr oder weniger verlässlich auf ein persistentes (Rechts-) Subjekt zurückgeschlossen werden kann. Diese Authentifizierungsfunktion kann in anderen Kontexten, beispielsweise bei Ausweisen, auch vom Profil selbst geleistet werden, indem im Profil abgelegte Merkmale am Subjekt nachgeprüft werden. Der Verweis auf die Notwendigkeit der Zustimmung zu den Nutzungsbedingungen, den Datenverwendungsrichtlinien und der Cookie-Verwendung verweisen auf die Verbindung zu juristischen Institutionen – in erster Linie Gesetze zum Datenschutz, geistigem Eigentum und gewerblichen Fragen. Letztlich ist auf die prominent platzierte und auf ökonomische Logiken verweisende Information „Facebook ist und bleibt kostenlos“ einzugehen. Damit wird ein allgemein unterstellter Zusammenhang zwischen der Registrierung und damit einhergehenden finanziellen Verbindlichkeiten, wie sie bei Club-Mitgliedschaften oder Abonnements die Regel sind, adressiert und sogleich als nicht zutreffend qualifiziert. Facebook wird somit als attraktiver Dienst eingeführt, dessen Nutzung ein wertvolles Gut ist und entsprechend monetäre Kosten erwarten ließe.[144]

---

143 | In der deutschen Version kann man zwischen ‚männlich‘, ‚weiblich‘ und ‚benutzerdefiniert‘ wählen.

144 | Umgekehrt lässt sich im Anschluss an Leistert und Röhle die Frage stellen, ob nicht die User und deren Aktivitäten selbst als wertvolles Gut zu bewerten seien, das seinerseits einer Entlohnung bedürf-

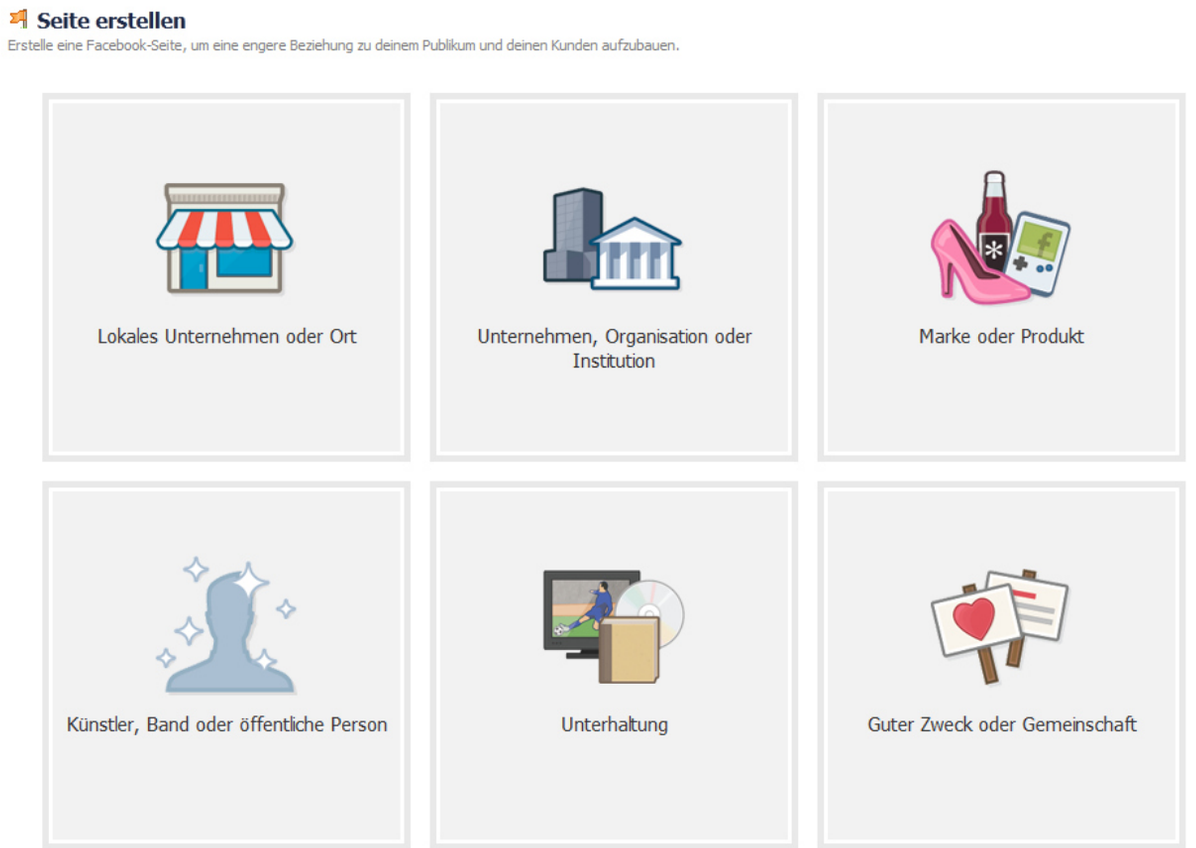


Abbildung 12: Kategorien zur Erstellung eines Profils bei Facebook

Am unteren Rand der Seite ist zudem ein Link hervorgehoben, unter dem man Profile für „eine Berühmtheit, eine Band oder ein Unternehmen“ erstellen kann. Auf der entsprechenden Unterseite heißt es dann: „Erstelle eine Facebook-Seite, um eine engere Beziehung zu deinem Publikum und deinen Kunden aufzubauen.“ Hier wird deutlich, dass die für ‚bürgerliche Subjekte‘ vorgesehene Profilierung mit leichten Abwandlungen auf andere Subjekte bzw. Objekte und Institutionen übertragen wird (s. Abb. 12).[145] Zur weiteren Differenzierung werden zusätz-

te: „Facebook-Userinnen leisten auf vielfältige Weise Arbeit. Ihre Aktivität dient als kostenlose Ressource für zentrale Geschäftsprozesse wie Marketing, Vertrieb und Personalvermittlung und reduziert dort die Kosten um ein Vielfaches. Wie kommt es, dass niemand auf die Idee kommt, dafür eine Entlohnung einzufordern?“ (Leistert /Röhle (2011): Identifizieren, Verbinden, Verkaufen. Einleitendes zur Maschine Facebook, ihren Konsequenzen und den Beiträgen in diesem Band. In: Dies. (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 7-30, hier S. 12).

145 | Leistert und Röhle schreiben dazu: „Eine dritte Funktion, ‚Instant Personalization‘, erlaubt es Websites, Inhalte genau auf einzelne User zuzuschneiden, ohne dass diese jemals auf der Seite gewesen sind. Eines haben all diese Funktionen gemeinsam: Sie heben die Trennung zwischen kommerzieller Sphäre und Privatsphäre auf – ‚Turning brands into peers‘. An diesem Prinzip wurde nach und nach die gesamte Struktur der Plattform ausgerichtet: Seit einem Relaunch 2009 sind Unternehmensseiten auf Facebook nicht mehr von individuellen Profilen zu unterscheiden. Auch der ‚Fan werden‘-Button auf Unternehmensseiten wurde abgeschafft und durch den Like-Button ersetzt. Mit Erfolg: Die Klickrate auf Like-Buttons von Unternehmen verdoppelte sich innerhalb kürzester Zeit, täglich vergeben die Facebook-Userinnen 50 Mio. ‚Likes‘ an Unternehmen.“ (Leistert /Röhle (2011): Identifizieren, Verbinden, Verkaufen, S. 10).

lich die Untergruppen ‚Lokales Unternehmen oder Ort', ‚Unternehmen, Organisation oder Institution', ‚Marke oder Produkt', ‚Künstler, Band oder öffentliche Person', ‚Unterhaltung' und ‚Guter Zweck oder Gemeinschaft' angeboten. All diese Akteure, so die scheinbar selbstverständliche Annahme, sind Facebook zufolge geeignet, in der mehr oder weniger universalen Profil-Form repräsentierbar zu sein.

Unmittelbar nach der Registrierung folgt ein Screen, in dem Hilfestellungen zum Finden von ‚Freunden' geboten werden. Der Vorschlag ist dabei, bestehende E-Mail-Adressbücher zu nutzen und sich hierfür bei dem Anbieter, bei dem ein Account existiert, per Passworteingabe einzuloggen. Es werden also bestehende Datenbanken genutzt, um einen Grundstock für die neue Datenbank anzulegen. Dies verweist auf das Prinzip der Interoperabilität zwischen verschiedenen Profilen, auf die zurückzukommen sein wird. Dieser Schritt kann – wenn auch unter Warnungen durch das System – übersprungen werden. Anschließend wird man aufgefordert, ein Profilbild festzulegen (s. Abb. 13). Als Platzhalter ist die (männliche) Silhouette eines *en face* Portraits eingesetzt. Die nahegelegte Darstellung ist somit gerade trotz der Bezeichnung ‚Profilbild' nicht ein Bild *en profil*, möglicherweise, um eher Assoziationen zu aus Ausweisen und Lebensläufen bekannten Passbildern als zu populären Repräsentationen von ‚Verbrecherfotos' zu wecken. Nichtsdestotrotz werden hier visuelle Identifizierungspraktiken aufgerufen – und durch Facebooks verschiedentliche Funktionen und Apps zur Gesichtserkennung teilweise auch implementiert.[146] Das Bild kann entweder hochgeladen oder direkt per Webcam erstellt werden.[147]

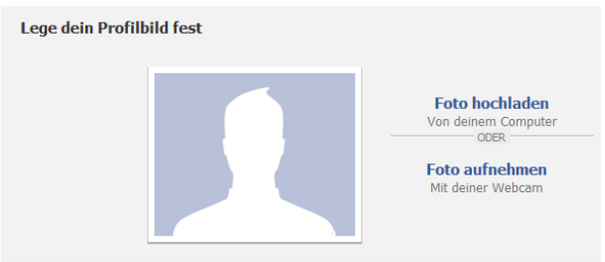


Abbildung 13: Platzhalter für Profilbild in Facebook

Anschließend gelangt man zu seiner Profilseite, auf der verlangt wird, in einer Bestätigungsmail die Registrierung abzuschließen. Es wird also auf ein externes, bereits bestehendes Authentifizierungsverfahren (E-Mail-Account[148]) zurückgegriffen. Auf der Seite selbst finden sich vier Abschnitte mit Aufforderungscharakter (s. Abb. 14). Der erste wiederholt den Vorschlag, ‚Freunde' über bestehende E-Mail-Adressbücher zu finden. Der zweite lädt zu einem ‚Rundgang' ein, in dem die Privatsphäreeinstellungen erklärt werden. Die prominente Positio-

146 | Siehe exemplarisch Kühl, Eike (2015): Mehr Faces für Facebook. Was Google kann, kann Facebook schon lange: Der neue Foto-Dienst Moments erkennt die Nutzer anhand ihrer Gesichter. Mitglieder in Europa bleiben verschont – vorerst. In: *Zeit Online*, 18.06.2015; http://www.zeit.de/digital/datenschutz/2015-06/facebook-moments-gesichterkennung; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

147 | Letztgenannte Möglichkeit legt relativ standardisierte Porträits en face nahe, da sie zumeist aus einem recht einheitlichen Abstand (dem Arbeitsabstand zum Monitor) erstellt werden. Auch wenn derartige Bilder nicht allzuhäufg (dauerhaft) verwendet werden, verdeutlicht dies bereits, dass viele NutzerInnen die für eine mehr oder weniger standardisierte visuelle Erfassung nötigen Geräte in ihrer alltäglichen Umgebung besitzen.

148 | Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass Adressen üblicher „Wegwerf-Mailadressen-Anbieter" (wie X@trash-mail.com oder X@wegwerfmail.de) nicht akzeptiert werden.

nierung dieses Punktes verweist bereits auf das latente Problembewusstsein einer in das Profil-Konzept eingeschrieben Spannung zwischen Transparenz und Opazität. Der dritte Punkt fordert auf, Angaben zur eigenen Person in das Profil einzutragen, um für andere durch diese Attribute auffindbar zu sein. Die vorgeschlagenen Merkmale beziehen sich dabei auf das, was man gerade ‚tut' (Schule, Hochschule, Arbeitgeber), wo man gegenwärtig seinen Lebensmittelpunkt hat (aktueller Wohnort) und wo man herkommt (Heimatstadt). Es wird also zunächst auf Merkmale zurückgegriffen, die aus etablierten Konzepten wie dem Meldewesen oder Lebensläufen bekannt sind. Im Verlauf der Facebook-Nutzung wird das Profil dann mit weiteren, informelleren Merkmalen wie Lieblingsfilmen, -büchern und -musik, der Zugehörigkeit zu ‚Gruppen' oder individuellen ‚Gefällt mir'-Klicks ausdifferenziert. Die Auffüllung und Pflege des Profils kann als eine Form der Selbstdarstellung verstanden werden, die laut Carolin Wiedemann, Ramón Reichert und anderen einer Logik der Selbstvermarktung, des Selbstmanagements und einer verallgemeinerten Bewerbungskultur gehorcht.[149] Technisch erfolgt dies durch das Zusammenspiel eines User-Back-Ends, in dem man sein eigenes Profil direkt durch Bearbeitung von Merkmalen in verschiedenen Formularen verändert, den Aktivitäten, die man auf Seiten anderer User durchführt (z. B. durch Klicken von ‚Gefällt mir'-Buttons) und einem User-Front-End, einem Display, auf dem die Merkmale und Aktivitäten (Fotos, Freunde, Chronik, Filme, …) in festgelegter Form für andere User präsentiert werden. Darüber hinaus werden auf der Profilseite von Facebook jedoch auch Merkmale sichtbar, die sich nur mittelbar aus den Angaben und dem Verhalten der NutzerInnen und deren ‚Freunden' ergeben. Bei Facebook zählen dazu exemplarisch die Anzahl der ‚Freunde', Fotos, auf denen man ‚markiert' wurde, Postings und ‚Gefällt mir'-Angaben von ‚FreundInnen' in der eigenen Chronik oder die Bilder, Videos oder Links, die ‚Freunde' mit einer Nutzerin/einem Nutzer ‚geteilt' haben. Derartige Merkmale unterliegen nur bedingt der Kontrolle der durch sie gekennzeichneten NutzerInnen.

Abbildung 14: Willkommens-Seite bei Facebook

149 | Vgl. Reichert (2008): *Amateure im Netz* und Wiedemann (2010): *Selbstvermarktung im Netz*.

In Facebook spielen solche Merkmale für die NutzerInnen sowohl beim Auffinden anderer, als auch beim Gefunden-Werden eine Rolle. Der vierte Abschnitt fordert dementsprechend dazu auf, andere Personen über ebenfalls etablierte Merkmale wie den Namen oder die E-Mail-Adresse aufzufinden. Eine eindeutige Auffindbarkeit ist dabei aufgrund der immensen Zahl an NutzerInnen kaum über ein einziges Merkmal, wie z. B. den Namen, zu erreichen. Mit zunehmender Ausdifferenzierung des Profils steigt somit die Auffindbarkeit.

Das Auffinden erfolgt entweder durch Vorschläge, die das System auf Grundlage des eigenen Profils bzw. bestehenden Netzwerks generiert oder durch andere NutzerInnen gemacht werden. Alternativ kann man auch aktiv nach anderen NutzerInnen suchen. Im deutschsprachigen Interface erfolgt dies entweder über die oben bereits erwähnten grundlegenden Kategorien (Name, Wohnort, Arbeitgeber usw.) oder ein allgemeines Suchfeld.

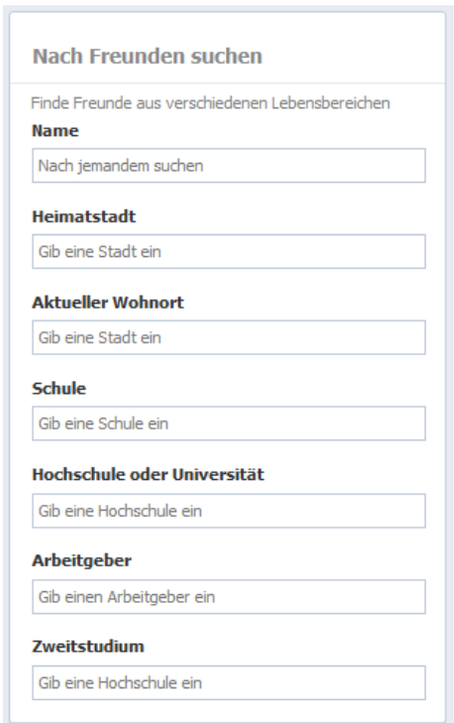


Abbildung 15: Suchmaske in Facebook

Stellt man das Interface auf ‚English (US)', erhält man neben der beschriebenen Suche die Möglichkeit, über den ‚Social Graph' nach ‚Freunden' und auch „Gruppen von Personen, Orten und Dingen [zu] suchen, die speziellen Eigenschaften entsprechen".[150] Während die klassische Suche sich auf ‚bürgerliche', also auch in Ausweisen oder Lebensläufen vorhandene Merkmale bezieht, und somit einer ähnlichen Logik wie Telefon- oder Branchenbücher bedient, berücksichtigt die Suche über den Social Graph eine unüberschaubare Vielzahl alltäglicher Aktivitäten und Merkmale als – zudem kombinierbare[151] – Kriterien. Sie folgt daher eher einer Fahndungs- bzw. Rasterfahndungs-Logik. Objekt dieser Fahndung, darauf weist Facebook explizit hin, kann man dabei auch dann werden, wenn das Interface auf andere Sprachen eingestellt ist. Gerade vor dem Hintergrund der NSA-Affäre wird die strukturelle Nähe zu sicherheitspolitischen und kriminalistischen Verfahren unmittelbar augenscheinlich. Neben den eingegebenen Suchbegriffen bestimmen das eigene Profil und die Profile der ‚Freunde' dabei mit, welche Ergebnisse gefunden werden. Hier gehen Suchaktivitäten nahtlos in personalisierte Empfehlungen über. Profilbasierte Empfehlungen spielen in Facebook bei vielen Funktionen eine wichtige Rolle. Nachdem man z. B.

150 | https://www.facebook.com/help/558823080813217; zuletzt eingesehen am 05.03.2014).
151 | „Du kannst Stichwörter kombinieren oder Dinge wie Ort, Zeitspanne, ‚Gefällt mir'-Angaben oder Interessen hinzufügen, um genauere Suchergebnisse zu erzielen. Zum Beispiel: Freunde, die in San Francisco wohnen, und bei Facebook arbeiten; Filme, die Nutzern gefallen, die meine Lieblingsfilme mögen; Fotos von meinen Freunden von Oktober 2012; Musik, die Personen gefällt, denen dieselbe Musik wie mir gefällt; Im Laufe der Zeit werden voraussichtlich weitere Inhalte, die du auf Facebook sehen kannst, zu diesen Suchergebnissen hinzukommen, z. B. Beiträge, Kommentare oder Veranstaltungen." (https://www.facebook.com/help/558823080813217; zuletzt eingesehen am 05.03.2014).

den ersten ‚Freund' hinzugefügt hat, bekommt man auf Grundlage des Profils des ‚Freundes' und seiner Freundesliste weitere Kontakte vorgeschlagen.

Jenseits der unmittelbar auf Ebene des NutzerInnen-Interfaces sichtbaren Merkmale ist auch das im Backend gespeicherte Profil, das Grundlage für diese Vorschläge ist, über Merkmale organisiert. Auch wenn die genauen Speicherstrukturen und Algorithmen, die diese Empfehlungen generieren, nicht zugänglich sind, lassen sich einige grundsätzliche Aussagen darüber treffen, auf welchen Merkmalen die Vorschläge des Systems basieren. Zudem gibt Facebook selbst einige der auf dieser Ebene erfassten Merkmale an. Auf der Informationsseite zu den Datenschutzrichtlinien heißt es:

> Wir erhalten auch andere Arten von Informationen über dich:
> - […]wenn du die Chronik einer anderen Person aufrufst, eine Nachricht versendest oder erhältst, nach Freunden oder einer Seite suchst, Inhalte anklickst, aufrufst oder auf sonstige Art mit ihnen interagierst, eine Facebook-Handy-App nutzt oder Dinge über Facebook erwirbst.
> - Wenn du Dinge wie Fotos oder Videos auf Facebook postest, erhalten wir gegebenenfalls auch zusätzliche, ergänzende Daten (oder Metadaten), etwa die Uhrzeit, das Datum und den Ort, an dem du das Foto oder Video aufgenommen hast.
> - Wir erhalten Daten von dem oder über den Computer, das Handy oder die anderen Geräten, die du verwendest, um Facebook-Apps zu installieren bzw. auf Facebook zuzugreifen, auch wenn sich mehrere Nutzer über dasselbe Gerät anmelden. Bei diesen Daten kann es sich um Netzwerk- und Kommunikationsdaten, wie deine IP-Adresse, Handynummer und andere Informationen über Dinge wie beispielsweise deinen Internetdienst, dein Betriebssystem, deinen Standort, die Art (einschließlich IDs) des von dir genutzten Geräts oder Browsers oder die von dir besuchten Seiten handeln. […]
> - […] wenn du ein Spiel, eine App oder Webseite nutzt, welche/s die Facebook-Plattform verwendet [sic!], oder wenn du eine Webseite besuchst, auf der eine Facebook-Funktion (wie zum Beispiel ein soziales Plug-in) vorhanden ist, manchmal auch über Cookies. […] enthalten ist auch deine Nutzer-ID, wenn du auf Facebook angemeldet bist.
> - Manchmal erhalten wir von unseren verbundenen Unternehmen bzw. unseren Werbepartnern, Kunden und anderen Dritten Daten, die uns (oder ihnen) bei der Schaltung von Werbeanzeigen sowie dem Verständnis der Online-Aktivität behilflich sind und Facebook allgemein verbessern. Beispielsweise unterrichtet uns ein Werbetreibender unter Umständen darüber, wie du auf eine auf Facebook oder auf einer anderen Webseite platzierte Werbeanzeige reagiert hast, um so die Wirksamkeit der betreffenden Werbeanzeige zu messen – und ihre Qualität zu verbessern.[152]

Derartige Anhäufungen von Daten dienen fast ausschließlich einer automatisierten Weiterverarbeitung. Insofern sind sie eher als Grundlage für die Erstellung von Profilen, denn selbst als Profile zu verstehen. Die Auswirkungen dieser Daten und daraus erstellter Profile werden jedoch an verschiedenen Stellen, insbesondere im Kontext der bereits erwähnten Empfehlungen und Vorschläge, sichtbar. Neben Freundschaftsvorschlägen werden zu weiteren Aspekten

152 | https://www.facebook.com/about/privacy/your-info; zuletzt eingesehen am 23.04.2014.

Vorschläge unterbreitet, z. B. zum Wohnort, zum schulischen und beruflichen Werdegang, Lieblingsfilmen oder Musik. Hat man noch keinerlei Aktivitäten innerhalb Facebooks vorzuweisen, bleiben dem System nur Name, Alter, Geschlecht, Mailadresse und vermutlich der ungefähre Standort, von dem aus man sich eingeloggt hat. In meinem Fall wird daher recht zuverlässig Braunschweig als Wohnort ‚empfohlen' (dazu auch gleich eine Gruppe namens ‚Eintracht SPEKTRUM'), während sich bei den vorgeschlagenen Filmen eher generische Listen jener Blockbuster finden, die ein männlicher Nutzer meines Alters (der vermutlich in Braunschweig wohnt) wohl im statistischen Mittel favorisiert.[153] Zu anderen Kategorien (z. B. ‚Freunde', ‚Heimatort', ‚Schule', ‚Arbeitsstelle') enthält sich das System solcher Vermutungen und Vorschläge, solange man keinerlei Informationen geliefert hat. Je mehr Suchanfragen man stellt, je mehr ‚Gefällt mir'-Buttons man klickt und je mehr ‚Freunde' und ‚Freundesfreunde' man in seinen Kontakten hat, umso spezifischer werden die Vorschläge. Vorschläge sind somit Teil eines sukzessiv präziser werdenden Personalisierungskonzepts.

Parallel zu den Vorschlägen, die man selbst bekommt, spezifizieren sich durch die eigenen Aktivitäten auch die eigenen Merkmale auf Grundlage derer man anderen als Kontakt vorgeschlagen oder über Suchanfragen auffindbar wird. Diese Auffindbarkeit ist zum einen für NutzerInnen relevant, die Kontakt zu einem aufnehmen möchten und zum anderen für die Einblendung möglichst passender Werbeanzeigen oder so genannter ‚gesponsorter Meldungen'. Werbeeinblendungen werden laut Facebook auf folgender Grundlage gewählt:

- Der Inhalt von Werbeanzeigen ist mitunter mit Meldungen zu umfeldorientierten Handlungen deiner Freunde verbunden (z. B. mit „Gefällt mir"-Angaben).
- Informationen, die du über dich selbst angegeben hast, z. B. aktueller Wohnort, Geschlecht, Alter, Beziehungsstatus, Arbeit oder Ausbildung
- Interessen, die du in deiner Chronik angegeben hast, sowie Seiten und Gruppen, mit denen du dich verbunden hast
- Aktionen, die du auf Facebook durchführst, z. B. von dir besuchte Seiten oder Gruppen oder verwendete Anwendungen
- Schlüsselbegriffe aus deinen Beiträgen[154]

Zudem ist Facebook nach eigenen Angaben

> Partnerschaften mit Analyseunternehmen eingegangen, um ein System zu entwickeln, mit dem Werbekunden ihre Analysen hinsichtlich der Effektivität von Werbekampagnen zur Steigerung des Offline-Umsatzes verbessern können. […] Facebook identifiziert Personengruppen, denen auf Facebook Werbeanzeigen gezeigt wurden, und ordnet sie in einem verschlüsselten Format den Daten zu, die den Analyseunternehmen von ihren Einzelhandelspartnern zur Verfügung gestellt werden. Die Analysepartner analysieren anschließend ihre Daten, um für Werbekunden zusammengefasste anonyme Berichte bezüglich der Effektivität der Werbung zu erstellen.[155]

---

153 | Ein Test-Account mit weiblichem Geschlecht, ansonsten aber sehr ähnlichen Angeben führt zu einer gänzlich anderen Zusammenstellung von Vorschlägen bei Filmen, TV-Sendungen und Büchern.
154 | https://www.facebook.com/help/www/499864970040521/; zuletzt eingesehen am 05.03.2014.
155 | https://www.facebook.com/help/www/211774365532736; zuletzt eingesehen am 05.03.2014.

Die Profile in Facebook werden also mit wirtschaftlich ausgerichteten Informationsauswertungen, die selbst wiederum auf (Zielgruppen-)Profilen basieren, verknüpft. Auch hier kommt, wenn auch auf ganz anderer Ebene, wieder die Interoperabilität des Profil-Konzepts zum Tragen: Profile können entweder unverändert in anderen Bereichen oder aber als Grundlage zur Erstellung weiterer oder anders ausgerichteter Profile genutzt werden. Facebook realisiert diese Übertragbarkeit technisch in Form seiner API (application programming interface).

In der Zusammenschau lassen sich folgende Funktionen in Facebook mit dem Konzept des Profils in Verbindung bringen: Es geht um das Registrieren, das Erheben und Auswerten von Daten in Form von Profilen, das Einordnen und Eingeordnetwerden durch Profile und die Relationierung zu Ordnungsstrukturen, das Auffinden und Selektieren von Personen und Inhalten durch Profile und deren Merkmale, das Präsentieren des eigenen Selbst in Form von Profilen und das Anpassen der Profile durch direkte Manipulation oder die Veränderung von eigenen Handlungen, die mittelbar das Profil verändern. Die Arbeitsdefinition lässt sich ausgehend von diesen Überlegungen um die – zweifellos offene und unabschließbare, aber dennoch begründete – Aufzählung folgender Fokussierungen erweitern:

> Unter einem Profil wird eine spezifische Formatierung von Wissen über ein Selbst durch eine formalisierte Zusammenstellung bestimmter Merkmale verstanden*, die insbesondere mit Praktiken und Techniken der Registrierung, Erhebung, Auswertung und Einordnung, Auffindung und Authentifizierung, (Re-)Präsentation und Anpassung in Zusammenhang steht.*

1.4 MEDIENWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVEN UND FRAGESTELLUNGEN

> Medienwissenschaft kann nämlich einfach alles zum Medium erklären (und es allem wieder absprechen).
>
> LORENZ ENGELL

Nachdem verschiedene Facetten des Profil-Begriffs beschrieben und in einer Arbeitsdefinition eingegrenzt wurden, gilt es nun, sich der Frage zu stellen, welche Legitimität und welchen Anspruch eine dezidiert medienwissenschaftliche Perspektive auf diesen Konnex haben kann und im Rahmen der vorliegenden Arbeit haben soll. Profile, das ist offensichtlich und bereits angeklungen, sind mit Medien insofern untrennbar verknüpft, als sie eine spezifische Darstellungsform sind, die sich verschiedener Medien bedient: Sie bestehen beispielsweise aus Schriftzeichen, Zahlen, Tabellen, Fotografien oder Filmen und werden auf Monitoren oder Print-Erzeugnissen dargestellt. Ramón Reichert spricht in diesem Zusammenhang vom Profil

als einem „*gemischte[n] Medium*“.[156] Zu den Medienformen, die derart in Profile integriert sind, existieren selbstverständlich vielfältige Arbeiten, doch auf einer solchen Ebene sind Profile nur ein Container für andere Medien und somit selbst nur mittelbar medienwissenschaftlichen Überlegungen zugänglich.

Auf einer anderen Ebene sind diese und weitere Medien jedoch nicht nur Teil des Profils als Darstellungsform, sondern in gewisser Weise auch historische Möglichkeitsbedingung der Konzepte des Profils und der Profilierung selbst. Sprache als sehr basales Medium beispielsweise kann, wie sich auch anhand der sprachtheoretischen Überlegungen zu Profilen und Merkmalen in Kapitel 1.2 stützen lässt, mit ihrer strukturellen Differenzierung von Begriffen als eine notwendige Voraussetzung für die strukturelle Differenzierung von Merkmalen innerhalb des Profil-Konzepts veranschlagt werden. Auch ist anzunehmen, dass die schriftliche Niederlegung ebenso wie die visuelle Darstellung dieser Merkmale, sowie ihre Anordnung in Tabellen und Formularen einen Anteil an der Herausbildung des Profils als spezifischer Wissensform gehabt haben. Gerade im Hinblick auf Selbstverdatungsmaschinen ist dabei an Formate wie Tagebücher oder Lebensläufe zu denken. Doch auch andere Medien, wie die Fotografie haben in Form von (auto)biografischen Dokumentationen oder als Instrument zur Abbildung und anschließenden Vermessung von Individuen Anteil an Profilierungspraktiken. Unstrittig dürfte auch sein, dass computerbasierte Medien wie Datenbanken, in die Merkmale von Individuen eingetragen werden, und Algorithmen, die beispielsweise Muster in Datensätzen aufspüren, eng mit der Verbreitung des Profil-Konzepts und von Profilierungspraktiken in Beziehung stehen. Aus dieser Perspektive kann die Frage danach, wie sich das Konzept des Profils etabliert und gewandelt hat, in eine Mediengeschichtsschreibung eingefügt werden. Eine solche, noch ausstehende Mediengeschichte des Profil-Konzepts zu schreiben ist daher eines der Anliegen dieser Arbeit.[157]

Auf einer dritten Ebene, so die hier vertretene These, können Profile jedoch auch selbst als Konzept in den Blick genommen werden, das sich zwar bestehender Medien bedient, bestimmte Medien zur Voraussetzung hat, aber auch selbst eigene mediale Qualitäten aufweist, die nicht auf diese Bestandteile und Voraussetzungen reduzibel sind. Dies würde einen unmittelbaren medienwissenschaftlichen Zugriff ermöglichen. Was aber ist unter ‚medialen Qualitäten‘ zu verstehen? Die Medienwissenschaft ist sich weitgehend einig – und bezieht aus dieser Einschätzung sogar einen Teil ihrer konstitutiven Abgrenzung zu verwandten Disziplinen, mithin ihr Profil –, dass Medien nicht als neutrale Übermittlungswerkzeuge zu verstehen sind, sondern, in den Worten Sybille Krämers, selbst „eine Wirkkraft [entfalten], welche die Modalitäten unseres Denkens, Wahrnehmens, Erinnerns und Kommunizierens prägt“.[158] „Medialität“, so Krämer weiter, „drückt aus, dass unser Weltverhältnis und damit alle unsere Aktivitä-

---

156 | Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 103 (Herv. im Original).

157 | Reichert deutet derartige historische Zusammenhänge zwischen Profilen und Formularen bzw. Tabellen an, jedoch ohne sie weiter auszuführen (vgl. ebd., S. 94ff.).

158 | Krämer, Sybille (1998): Was haben die Medien, der Computer und die Realität miteinander zu tun? Zur Einleitung in diesen Band. In: Dies. (Hg.): *Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 9-26, hier S. 14.

ten und Erfahrungen mit welterschließender […] Funktion geprägt sind von den Unterscheidungsmöglichkeiten, die Medien eröffnen, und den Beschränkungen, die sie dabei auferlegen".[159] Vor diesem Hintergrund kann als grundlegende mediale Qualität des Profil-Konzepts seine spezifische Formatierung von Wissen bzw. der Welterschließung durch die Kombination bestimmter Merkmale im Hinblick auf ein Objekt verstanden werden. Profile dienen somit der Gewinnung von bestimmten Formen der Erkenntnis, bilden im Sinne eines Aspekts der kumulativen Mediendefinition Hartmut Winklers ein „Raster und […] Ordnungssystem, mit dem wir der Welt gegenübertreten"[160]. In vielen Wissenschaften, beispielsweise empirischen Humanwissenschaften, treten sie als Element und Ergebnis von Erkenntnisprozessen auf.[161] Wie gezeigt wurde, ist das Profil-Konzept jedoch keine exklusiv wissenschaftliche, sondern auch eine alltägliche und gesamtgesellschaftlich etablierte Formatierung von Wissen.

Eine Frage, die sich daraus ableiten lässt, ist nun, welche Wirkkraft sich aus dieser spezifischen Medialität ergibt. Eine besondere Zuspitzung ergibt sich aus der im Rahmen dieser Arbeit vorgenommenen Fokussierung auf solche Profile, die sich auf Personen bzw. ‚Selbste' beziehen. Die Wirkkraft des Profil-Konzepts liegt in diesem Fall eben darin, das zu formen, was wir von einem bestimmten Menschen überhaupt wissen (können). Was kann also ein Mensch bzw. ein ‚Selbst' unter den Bedingungen des Profils sein? Diese Frage verweist zum einen auf die subjektkonstitutive Funktion von Medien und zum anderen auf den Zusammenhang von Medien und ‚dem Menschen' als abstraktem Wissensgegenstand oder gar – im Anschluss an Foucault – als Episteme der Moderne. Folgt man Stefan Rieger, ist der Wissensgegenstand ‚Mensch' immer an die historisch je spezifischen medialen Bedingungen seiner Artikulation gebunden, „weil Medien in unterschiedlichen historischen sowie apparativen Formationen die Matrix abgaben, in die Redeweisen über den Menschen überhaupt erst eingetragen werden konnten".[162] Geht man davon aus, dass das Profil momentan eine der relevantesten Medialisierungen ‚des Menschen' (sowohl im Singular, als auch im Kollektivsingular verstanden) darstellt, ist herauszuarbeiten, was Menschsein unter den Bedingungen des Profils sein kann. Laut Winkler formen die medialen Strukturen, in die wir hineinsozialisiert werden, unser Innerstes.[163] Demnach gibt es für ihn „kein Ich, das von diesen Strukturen zu unterscheiden wäre"[164]. Dass Profile, gerade auch in ihrer Implementierung als Selbstverdatungsmaschinen, einen Beitrag zur Konstitution dieses ‚Ich' leisten (können) ist offensichtlich. Profile adressieren das Subjekt als eines, das aus bestimmten Merkmalen zusammengesetzt ist. Sofern sie den Profilierten zugänglich und hinreichend bewusst sind, ermöglichen Profile zudem eine Refle-

159 | Krämer (1998): Einleitung, S. 15.
160 | Winkler, Hartmut (2004b): Mediendefinition. In: *Medienwissenschaft – Rezensionen, Reviews.* 1/04, S. 9-27, hier S. 14.
161 | Auch hierzu finden sich einige Beiträge in Passoth/Wehner (2013): *Quoten, Kurven und Profile*, wobei zumeist generell Verdatungsprozesse und nicht speziell Profile im Fokus stehen.
162 | Rieger, Stefan (2001): *Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 30.
163 | Vgl. Winkler (2004b): Mediendefinition, S. 24.
164 | Ebd.

xion im Sinne einer Abstraktion und beobachtenden Abstandnahme von sich selbst als Objekt – wie oben beschrieben zentrale Grundvoraussetzung für die Herausbildung eines Selbst –, die Winkler jeder medialen Artikulation zuspricht.[165] Die distanzierte Selbstbeobachtung bietet auch, insbesondere in der wiederholten Profilierung, eine Grundlage und einen Appell für Selbstevaluationen und darauf aufbauende Selbsttechnologien.[166]

Während die apparative Dimension von Selbstverdatungsmaschinen als solche zumindest äußerlich oftmals klar erkennbar ist, ist eine zentrale Eigenschaft von Medien – die zugleich eine der größten Herausforderungen an medienwissenschaftliche Forschung darstellt –, dass ihr Funktionieren sich in Teilen gerade dadurch auszeichnet, dass es unbemerkt bleibt.[167] Diese Tendenz findet sich sowohl auf epistemischer, praktisch-habitueller, subjektivierender als auch technischer Ebene. Zwar verweisen laut Winkler „mediale Prozesse […] immer auch auf sich selbst", doch „bedarf [es] einer fast künstlichen Abstandnahme, um die Medien selbst in den Blick zu nehmen".[168] Diese Abstandnahme ist eine zentrale Aufgabe medienwissenschaftlicher Forschung und im Hinblick auf Profile auch Aufgabe dieser Arbeit. Denn auch Profile neigen dazu, sich auf verschiedene Weisen zu verunsichtbaren: Zum einen, insofern sie unbemerkt durch Dritte angelegt werden und zum anderen, insofern sich die Praxis der Profilierung als Selbstverständlichkeit naturalisiert. Eine weitere – und ein solches Wort kann es fast nur innerhalb einer medienwissenschaftlichen Arbeit geben – Verselbstverständlichung findet sich auf der Ebene des Codes und der Bildung von Schemata, durch die sich Medien laut Winkler auszeichnen.[169] Profile reproduzieren in ihren Merkmalen zum einen bereits bestehende Schemata und sind zum anderen selbst als eine bestimmte Verfestigung und Explizierung von Schemata und Formalisierungen zu verstehen. Dies steht in engem Zusammenhang mit den bereits angesprochenen Ordnungen, die von Profilen (re)produziert werden. Die Schemata sind dabei weder notwendigerweise bewusst und intentional, sondern eher durch historisch gewachsene, konventionalisierte Praxen generiert worden, noch sind sie in ihrer Existenz beim Mediengebrauch (gänzlich) bewusst. Durch die Selbstverständlichkeit ihrer Konventionen, Vorannahmen und der Praktiken, mit denen Profile einhergehen, bleiben verschiedene Aspekte dabei nicht nur auf Seiten der Profilierten, sondern auch auf Seiten der Profilierenden unterhalb der Bewusstseinsschwelle – beispielsweise bestimmte als selbstverständlich angesehene

---

165 | Vgl. Winkler (2004b): Mediendefinition, S. 23.

166 | Vgl. hierzu erneut Reichert (2008): *Amateure im Netz*.

167 | Vgl. auch exempl. Mersch, Dieter (2006): Mediale Paradoxa. Zum Verhältnis von Kunst und Medien. Einleitung in eine negative Medienphilosophie. In: *Sic et Non. zeitschrift für philosophie und kultur. im netz*; online einsehbar unter: http://sicetnon.org/index.php/sic/article/viewFile/115/130; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

168 | Winkler (2004b): Mediendefinition, S. 24. Richard Bolter und David Jay Grusin modellieren diesen Sachverhalt als Gleichzeitigkeit von ‚immediacy' und ‚hypermediacy' (vgl. Bolter, Jay David/Grusin, Richard (2000) *Remediation. Understanding New Media*. Cambridge: MIT Press, S. 20ff.).

169 | Winkler, Hartmut (2008): Zeichenmaschinen. Oder warum die semiotische Dimension für eine Definition der Medien unerlässlich ist. In: Münker, Stefan/Rösler, Alexander (Hg.): *Was ist ein Medium?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 211-221, hier S. 213f. sowie auch Winkler (2004b): Mediendefinition, S. 25f.

Vorannahmen der Abbildungsleistung der Profilierung oder die Annahme, alles und jeder könnte und müsste ein Profil haben.

Wenn sowohl mit Medien einhergehenden Erkenntnismöglichkeiten, ihr Gebrauch und ihre Funktionsweise weitgehend bewusster Reflexion entzogen sind, so bleibt es auch die Subjektivierung. Wie Profile uns also als Subjekte zurichten, ist nicht unmittelbar offensichtlich, sondern bedarf der theoretischen Analyse. Insbesondere an diesem Punkt stellen sich neben den Fragen nach dem ‚Was?' und dem ‚Wie?' die Fragen nach dem ‚Wozu?' und ‚aus welchem Grund?'. Warum setzen sich in einer spezifischen historischen Entwicklung die diskursive Wirkkraft, die Praktiken und die Subjektkonzeptionen des Profil-Konzepts durch? Wozu dienen solche Subjektivierungsweisen? Aus welchem Grund haben sie sich etabliert und eine derartige Verbreitung gefunden? Stellt man das Subjekt ins Zentrum einer historisierenden Perspektive, geht mit einer Mediengeschichtsschreibung nicht nur die Frage nach einer Technikgeschichte, sondern auch jene nach einer Kulturgeschichte einher. Auch Winkler weist an verschiedenen Stellen darauf hin, dass eine Mediengeschichte, die sich in einer Geschichte der Apparate erschöpft, zu kurz greife. Man müsse vielmehr „Determinationen in beide Richtungen annehmen […]: Medien(-techniken) bestimmen die Gesellschaft und jede Gesellschaft bringt ihre Medien hervor"[170]. Winkler geht folglich von „Systemspannungen"[171] aus, die aus spezifischen Konstellationen der von ihm unterschieden Ebenen resultieren.

Auf Grundlage der bis hierhin angestellten Überlegungen ist die oben gestellte übergeordnete Frage „Warum profilieren wir uns?" nun fachspezifisch zu präzisieren bzw. auszudifferenzieren. In einer medienwissenschaftlichen Arbeit kann es beispielsweise nicht um eine psychologische Begründung dafür gehen, warum wir uns profilieren – so interessant diese Frage auch sein mag. Es soll vielmehr um die Frage gehen, aus welchen Gründen das Konzept des Profils als Selbstverdatungsinstrument allererst entstehen und eine so weitreichende Wirksamkeit erlangen konnte und wie sich selbige darstellt. Bezogen auf Winklers Mediendefinition beträfe diese Frage die Systemspannung bzw. die Konstellation, aus der heraus das Konzept des Profils als spezifische Form der Medialisierung (von Menschen) sich etabliert. Zur Bearbeitung dieser Frage ist es wiederum notwendig, sowohl die historischen Linien, die sich in aktuellen Profil-Konzepten überschneiden, aufzuarbeiten, als auch die kulturelle Funktionalität ihrer Implementierung, sowie deren Medialitäten und Konsequenzen zu analysieren. Dies betrifft die Frage, inwiefern Profile dem Profilierten eine bestimmte Form auferlegen, welche Subjektivität damit einhergeht und welche Einschreibungen bzw. Niederlegungen eine Rolle spielen. Das übergeordnete theoretisch-analytische Ziel muss dabei sein, die Verunsichtbarungen und Selbstverständlichkeiten des Profil-Konzepts und der Praktik des Profilierens so weit wie möglich zu hinterschreiten. Dadurch, so die Hoffnung, können auch verschiedene Sachverhalte, Prozesse und Diskussionen, die sich auf die titelgebenden Selbstverdatungsmaschinen beziehen, beispielsweise im Hinblick auf Privacy-Debatten oder Nutzungspraktiken von SNS, besser verstanden und eingeordnet werden.

---

170 | Winkler (2004b): Mediendefinition, S. 17.
171 | Ebd.

Als theoretische Grundlage für die Bearbeitung dieses Fragenkomplexes wird Michel Foucaults Konzept des Dispositivs herangezogen, da es, wie zu zeigen sein wird, geeignet ist, die Aspekte der Systemspannung, der Sedimentierung, der Wissensordnungen und der Subjektkonstitution zu modellieren. In Kapitel 2 wird das Konzept sowohl aufgearbeitet als auch im Hinblick auf seine theoretischen und pragmatischen Unwägbarkeiten problematisiert. Anschließend wird erörtert, inwieweit sich Dispositive aus einer genealogischen Perspektive rekonstruieren lassen, wie sich medienwissenschaftliche Überlegungen bisher das Dispositiv-Konzept zu eigen gemacht haben und wie sich die vorliegende Arbeit selbst dazu positioniert. In Kapitel 3 soll im Anschluss an die theoretischen Vorüberlegungen die Genealogie der gegenwärtigen medienkulturelle Konstellation rund um das Profil-Konzept rekonstruiert und in Kapitel 4 als ein Profilierungs-Dispositiv beschrieben werden. Ziel der Rekonstruktion ist es, zentrale Elemente und Relationen innerhalb dieses Dispositivs zu identifizieren und einige ihrer genealogischen Linien im Detail herauszuarbeiten. Im Rahmen der gesamten Arbeit ist der Zweck dieser genealogischen Vorgehensweise, die Entstehung eines Profilierungs-Dispositivs zu plausibilisieren, seine strategische Verfasstheit zu beschreiben, den Notstand zu identifizieren, auf den es reagiert und letztendlich die Subjektpositionierungen im Dispositiv im Lichte der Genealogie herauszuarbeiten. Ähnlich dem Ansatz der Wunschkonstellation bei Winkler besteht dabei die Hoffnung, dass dadurch sowohl die Medialität des Profil-Konzepts, als auch jene Phänomene, die sich als Selbstverdatungsmaschinen beschreiben lassen, „Seiten [zeigen], die von einem anderen Punkt aus nicht in den Blick genommen werden können“[172].

172 | Winkler, Hartmut (1997): *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*. München: Boer, S. 51.

2. Theorie und Verfahren: Genealogische Rekonstruktion eines Dispositivs als Mediengenealogie

> Sicher sollte uns Foucault über sein Vorgehen in manchen Bereichen deutlicher aufklären. Vermutlich existieren Grenzen und Maßstäbe der Evidenz, der Ablehnung und der Interpretation sowohl für seine interpretative Analytik wie für seine Geschichte der Gegenwart, aber man kann nur Foucaults eigenen Bücher als Musterbeispiele nehmen und dann raten.
>
> HUBERT L. DREYFUS UND PAUL RABINOW

Die Kombination der Begriffe ‚Genealogie' und ‚Dispositiv' verweist bereits unmissverständlich auf den gewählten Zeugen: Michel Foucault. Die Bezugnahme auf seine theoretischen und (mehr oder weniger) method(olog)ischen Konzepte in einer geisteswissenschaftlichen Arbeit ist weder überraschend oder gar innovativ, noch ist sie unproblematisch. Wie Petra Gehring in Anspielung auf Thomas S. Kuhn pointiert formuliert, kann seit einiger Zeit jede „Foucaultian Analysis […] in den verschiedensten disziplinären Zusammenhängen als Normalwissenschaft betreiben werden".[173] Gleichzeitig ist die Anwendung Foucault'scher Konzepte laut Gehring bei näherer Betrachtung keineswegs trivial und eine kritische (Methoden-)Reflexion auch aus dem Grund notwendig, dass „Foucault an vielen Stellen leichtfertig zum Paradigma erhoben wird".[174] Die folgenden Ausführungen sollen nun einerseits die bereits angedeutete Sinnfälligkeit der Wahl des Dispositiv-Konzepts und der Genealogie im Anschluss an Foucault anhand des spezifischen medienwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses erläutern und andererseits die verschiedenen theoretischen und methodologischen Probleme reflektieren, die diese Wahl mit sich bringt. Hierzu werden zunächst zentrale Elemente von Michel Foucaults Konzept des Dispositivs skizziert, auf Grundlage einschlägiger Literatur diskutiert und theoretisch problematisiert. Letztlich gilt es zu argumentieren, inwiefern die medienwissenschaftlichen Fragestellungen dieser Arbeit die Wahl der theoretisch-methodischen Konzepte rechtfertigen, wel-

---

173 | Gehring, Petra (2009): Foucaults Verfahren. In: Dies./Defert, Daniel/Ewald, Fançois (Hg.): *Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 373-393, hier S. 373 (Herv. im Original).
174 | Ebd., S. 374.

cher Modifikationsbedarf sich aus ihnen ergibt und wie sich diese Adaption zu den vielfältigen bisherigen Anwendungen des Dispositiv-Konzepts in den Medienwissenschaften positionieren lässt. Anschließend wird die Operationalisierbarkeit beider Konzepte für sich und in ihrer Verschränkung zu einer Mediengenealogie aus theoretischer und pragmatischer Sicht für den Rahmen dieser Arbeit erörtert.

2.1 DAS DISPOSITIV ALS THEORETISCHES KONZEPT

> Dispositiv. Dieser heikle Begriff hat kein befriedigendes englisches oder deutsches Äquivalent.
>
> HUBERT L. DREYFUS UND PAUL RABINOW

Das theoretische Konzept des Dispositivs wird mittlerweile bereits seit mehreren Jahrzehnten diskutiert, in Einführungen zu systematisieren und zu operationalisieren[175] und in Lexikon-Artikeln zu definieren versucht[176]. Zudem wird es in verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten zur Anwendung gebracht.[177] Die häufigste Referenz – insbesondere im deutschsprachigen Raum – ist dabei Michel Foucault, wobei sein Verständnis des Begriffs immer wieder historisch und systematisch mit dem anderer AutorInnen wie François Lyotard[178], Jean-Louis Baudry[179], Gilles Deleuze[180] oder Giorgio Agamben[181] in Beziehung gesetzt und im Hinblick auf seine sprachlichen Wurzeln und anhängige Übersetzungsproblematiken[182] diskutiert wird. Eine derartige Theorieschau soll an dieser Stelle nicht erfolgen, da

---

175 | Siehe exemplarisch Bührmann, Andrea/Schneider, Werner (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*. 2., unveränderte Auflage. Bielefeld: Transcript.

176 | Exempl. Link, Jürgen (2008): Dispositiv. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, S. 237-242.

177 | Vgl. exempl. Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 109ff.

178 | Exemplarisch Lyotard, Jean-François (1982): *Essays zu einer affirmativen Ästhetik*. Berlin: Merve.

179 | Siehe insbesondere Baudry, Jean-Louis (1994[1975]): Das Dispositiv: Metapsychologische Betrachtung des Realitätseindrucks. In: *Psyche*, 11, S. 1047-1074.

180 | Insbesondere Deleuze, Gilles (1991[1986]): Was ist ein Dispositiv? In: Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 153-162.

181 | Agamben, Giorgio (2008[2006]): *Was ist ein Dispositiv?* Zürich-Berlin: diaphanes.

182 | Besonders hervorzuheben ist hier die vorwiegend begriffsgeschichtlich und auf medienwissenschaftliche Rezeptionen und Adaptionen ausgerichtete Sonderausgabe von tiefenschärfe (Zentrum für Medien und Medienkultur/Medienzentrum des FB 07 der Universität Hamburg (2003): „Medien-Dispositive“. Themenheft der Medienkultur-Zeitschrift *tiefenschärfe*; online einsehbar unter: http://www.slm.uni-hamburg.de/imk/tiefenschaerfe/tiefenschaerfe_Winter2002_03.pdf; zuletzt eingesehen am 24.05.2013). Aber auch Agamben betont die Wichtigkeit der französischen alltagssprachlichen

sie zwangsläufig zum größten Teil auf eine Paraphrasierung all jener bereits bestehenden und teils sehr gelungenen Aufarbeitungen[183] beschränkt bliebe und letztendlich unnötige Redundanzen produzieren würde. Vielmehr sollen die folgenden Ausführungen dazu dienen, eine tragfähige medienwissenschaftliche Lesart von Foucaults Verständnis eines Dispositivs zu skizzieren, um das Konzept für die weitere Anwendung innerhalb der Arbeit zu erschließen und seine Wahl zu begründen.[184]

Die expliziteste, wenn auch sehr kurze Beschreibung dessen, was Foucault unter einem Dispositiv versteht, findet sich in der obligatorisch herangezogenen[185] Niederschrift eines Gesprächs, das er 1977, kurz nach Erscheinen des ersten Bandes von *Sexualität und Wahrheit*, mit Angehörigen des Département de Psychanalyse der Universität Paris VIII führte. Im Rahmen weniger Sätze des Gesprächs erläutert Foucault, welche Bestandteile er für ein Dispositiv annimmt, welche Funktion es erfüllt und wie es entsteht bzw. sich verändert. Es ist zweifellos problematisch, dass diese sehr knappen – in einem Gespräch naturgemäß tendenziell komplexitätsreduzierten – Aussagen immer wieder und oftmals ohne weitere Bezüge zu anderen Äußerungen über das oder Anwendungen des Foucault'schen Dispositiv-Konzepts für dessen Definition herangezogen werden. Aus diesem Grund werden die im Gespräch gemachten Beschreibungen und Erklärungen an dieser Stelle nur zur Ableitung eines Grundgerüsts dienen, von dem aus eine Aufarbeitung auf einer breiteren Grundlage ausgehen wird.

Elemente und Relationen

Es ist mittlerweile ein Allgemeinplatz der Geistes- und Sozialwissenschaften geworden, dass Foucault ein Dispositiv als ein „entschieden heterogenes Ensemble"[186] bzw. in der neueren Übersetzung von Hans-Dieter Gondek als „entschieden heterogene Gesamtheit"[187] begreift,

---

Verwendung und der Etymologie des Begriffs (vgl. Agamben (2008[2006]): *Dispositiv*, S. 16f.). Vgl. auch Wimmer (2013): Dispositiv, insb. S. 123f.

183 | Siehe hierzu aus medienwissenschaftlicher Perspektive insbesondere die Beiträge in der oben erwähnten Ausgabe der tiefenschärfe sowie ebenso kritisch wie diskutabel Brauns, Jörg (2003): *„Schauplätze". Untersuchungen zur Theorie und Geschichte der Dispositive visueller Medien*. S. 25-60; online einsehbar unter: http://e-pub.uni-weimar.de/volltexte/2004/78/pdf/Brauns.pdf; zuletzt eingesehen am 03.08.2013); für einen kursorischen Überblick der Rezeptionsgeschichte des Foucault'schen Dispositiv-Konzepts exempl. Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 9-14.

184 | Auch wenn die übliche Theorieschau hier vermeiden werden soll, werden die erwähnten historischen und systematischen Beziehungen zu anderen AutorInnen und deren Dispositiv-Konzepten dabei natürlich aufzugreifen sein, insofern es für diesen Zweck relevant erscheint.

185 | Es gibt tatsächlich kaum eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Foucaults Dispositiv-Konzept, das diese Stelle nicht zitiert. Vgl. exempl. Agamben (2008[2006]): *Was ist ein Dispositiv?*, S. 7f.; Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 52f.

186 | Foucault, Michel (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse. In: Ders. (Hg.): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve, S. 118-175, hier S. 119.

187 | Foucault, Michel (2003[1977]b): Das Spiel des Michel Foucault. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 391-429, hier S. 392. Im Folgenden wähle ich situativ je jene Übersetzung, die nach meinem Sprach- und Theorieverständnis am präzisesten die französische Ausgabe trifft.

wie er es im erwähnten Interview beschreibt. Warum diese Betonung der *entschiedenen* Verschiedenheit der möglichen Elemente eines Dispositivs? Während Foucault in seinen diskursanalytischen und -theoretischen bzw. archäologischen Arbeiten der 1960er Jahre[188] in Abgrenzung zu hermeneutischen, linguistischen und ideengeschichtlichen Arbeiten seiner Zeit in erster Linie diskursive Formationssysteme und ‚Episteme' in den Blick nimmt und ihnen zudem eine gewisse Autonomie zuspricht[189], betrachtet er in den Analysen aus den 1970er Jahren zunehmend auch andere Faktoren, die in Wechselwirkung mit Diskursen stehen.[190] Dies stellt eine „Erweiterung des Möglichkeitsraumes seiner Untersuchung"[191] dar, wie es der Philosoph Christoph Hubig formuliert[192] oder mit Andrea Seier gesprochen, „ein neues Raster"[193]. Die Elemente eines Dispositivs scheinen dabei potenziell von beliebiger Art sein zu können, so lange sich eine gewisse Relevanz für das Dispositiv plausibilisieren lässt. Als analytische, wenngleich selbst nicht trennscharfe Kategorien werden jedoch zumeist *Diskurse*, *Praktiken*, *Materialitäten* und *Institutionen* besonders hervorgehoben.[194]

---

188 | Insbesondere Foucault, Michel (2008[1963]): *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*. Frankfurt am Main: Fischer; Ders. (1974[1966]): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

189 | Vgl. Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.) (1987): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Athenäum, S. 25ff.; dazu kritisch: Sarasin, Philipp (2012): *Michel Foucault zur Einführung*. 5. vollständig überarbeitete Auflage. Hamburg: Junius Verlag, insb. S. 115.

190 | Vgl. hierzu auch Seier, Andrea (1999): Kategorien der Entzifferung. Macht und Diskurs als Analyseraster. In: Dies./Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea (Hg.): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 75-85. Häufig findet sich in der Sekundärliteratur eine Aufspaltung von Foucaults ‚Werk' in drei bis vier Phasen: Die Frühphase bis zu *Wahnsinn und Gesellschaft*, die diskurstheoretische Phase bis zur *Archäologie des Wissens*, die machttheoretische Phase bis zu *Der Wille zum Wissen* und die subjekttheoretische Phase bis zu seinem Tod. Zumeist wird zur Argumentation dieser Einteilung ein Abschnitt aus Foucaults Der Gebrauch der Lüste (Foucault, Michel (1986[1984]): *Sexualität und Wahrheit II – Der Gebrauch der Lüste*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 10) herangezogen, in der er die drei Achsen Wissen, Macht und Subjekt für seine Arbeit als zentral angibt und seinen großen Publikationen zuordnet. Im deutschsprachigen Raum wurde diese Phasenunterteilung insbesondere von Hinrich Fink-Eitel eingeführt (vgl. insbes. die plakative Schematisierung in Ders. (1989): *Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag, S. 17, sowie die chronologische Einteilung S. 103). Es gibt verschiedene kritische Bewertungen dieser Einteilung (teils von Fink-Eitel selbst; vgl. exempl. ebd. S. 95) und der in manchen Fällen vorgenommenen Behauptung von klaren, chronologisierbaren Brüchen (vgl. ebd. exempl. S. 98). Aus dieser Perspektive ist eher von einer Verschiebung in der Schwerpunktsetzung auf bestimmte Aspekte auszugehen, die sich jedoch zu jeder Zeit gleichzeitig in seinen Arbeiten fanden. Eine solche Einschätzung findet sich beispielsweise bei Sarasin (vgl. Sarasin (2012): Michel Foucault, S. 12).

191 | Hubig, Christoph (2000): „Dispositiv" als Kategorie. In: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, 1/00, S. 34-47, hier S. 37.

192 | Methodologisch geht mit dieser Erweiterung gemeinhin, exemplarisch bei Jürgen Link, die Konstatierung eines „Dominanzwechsel[s] von der Archäologie zur Genealogie" (Ders. (2008): Dispositiv. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, S. 237-242, hier S. 237f.) einher.

193 | Seier (1999): *Kategorien der Entzifferung*, S. 80.

194 | Vgl. exempl. Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 56.

Diskurse werden dabei im Rahmen dieser Arbeit, insbesondere im Anschluss an Foucaults Ausführungen in der *Archäologie des Wissens*[195] und *Die Ordnung des Diskurses*[196] als regelhafte Formationssysteme von Wissen verstanden. Sie sind dabei nicht zeichentheoretisch zu verstehen und auf ihre Abbildungsfunktion einer ihnen äußerlichen Realität zu befragen, „sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen".[197] Es gibt in diesem Sinne kein Wissen, keine bedeutungsvolle Aussage, keine Wahrheit außerhalb von Diskursen. Folglich gehen von Diskursen Machtwirkungen aus, insofern sie konstitutiv an der Produktion von Wirklichkeit beteiligt sind. Foucaults Überlegungen in *Die Ordnung des Diskurses* versetzen Diskurse jedoch auch in eine Abhängigkeit zu ihnen äußerlichen Instanzen, die sie einschränken, formen und sich ihrer zu bemächtigen suchen.[198] Diese Instanzen waren bereits in früheren Schriften erwähnt worden, standen aber noch nicht im Zentrum des Konzepts bzw. der Analyse.[199] Diskurse werden im Rahmen der Arbeit folglich in Anlehnung an Andrea Seier als machtvolle Elemente „im Netz der Machtbeziehungen"[200] in den Blick genommen.

Bereits angesichts der oben angedeuteten Formulierung ‚diskursive Praktik' wird die Unterscheidung zwischen Diskursen und *Praktiken* problematisch, da sie erstere letzteren zu subsumieren scheint. Die Debatte des Verhältnisses zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken bei Foucault soll an dieser Stelle zwar nicht reproduziert werden, doch ist eine Positionierung zu dieser Frage für die weitere Arbeit unumgänglich.[201] Setzt man bei Foucaults eigenen Aussagen dazu an, wird schnell deutlich, dass er, insbesondere nachdem er das Konzept des Dispositivs in seine Überlegungen aufnimmt, die Grenze zwischen ‚diskursiv' und ‚nichtdiskursiv' keinesfalls ontologisch sondern allenfalls pragmatisch-analytisch versteht:

> Aber für das, was ich mit dem Dispositiv will, ist es kaum von Bedeutung, zu sagen: das hier ist diskursiv und das nicht. Vergleicht man etwa das Programm der Ecole Militaire von Gabriel mit der Konstruktion der Ecole Militaire selbst: Was ist da diskursiv, was institutionell? Mich interessiert da-

---

195 | Foucault, Michel (1981[1969]): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
196 | Foucault, Michel (1992[1972]): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.
197 | Foucault (1981[1969]): *Archäologie des Wissens*, S. 74. Im Diskurs-Konzept fallen gerade die Signifikanten und Signifikate in der Aussage zusammen, was einen semiotischen bzw. auch in Teilen hermeneutischen Zugriff im Sinne einer Freilegung von Bedeutung ‚hinter dem gesagten' ausschließt (vgl. Foucault (1993[1963]): *Die Geburt der Klinik*, S. 9 und 15, sowie Sarasin (2012): *Michel Foucault*, S. 65.
198 | Vgl. Foucault (1992[1972]): *Die Ordnung des Diskurses*. Siehe hierzu auch Seier (1999): Kategorien der Entzifferung, insb. S. 76ff.
199 | Vgl. exempl. die „primären" und „sekundären" Beziehungen in Foucault (1981[1969]): *Archäologie des Wissens*, S. 67ff.
200 | Seier (1999): Kategorien der Entzifferung, S. 79.
201 | Einen kompakten Überblick über die verschiedenen Positionen gibt eine Art sokratischer Dialog in: Langer, Antje/Macgilchrist, Felicitas/van Dyk, Silke/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (2015): Discource an beyond? Zum Verhältnis von Sprache, Materialität und Praxis. In: Angermüller, Johannes/Herschinger, Eva/Macgilchrist, Felicitas/Nonhoff, Martin/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1. Theorien, Methodologien und Kontroversen*. Bielefeld: Transcript, S. 347-364.

> bei nur, ob nicht das Gebäude dem Programm entspricht. Aber ich glaube nicht, daß es dafür von großer Bedeutung wäre, diese Abgrenzung vorzunehmen, alldieweil mein Problem kein linguistisches ist.[202]

Foucault betont hier nochmals, wie bereits in seinen frühen diskursanalytischen Schriften, kein semiotisches bzw. linguistisches Interesse zu verfolgen.[203] Anders als in der semiotisch/linguistisch konzeptualisierten Sprache ist im Konzept des Diskurses eine außersprachliche Wirklichkeit immer schon als Bestandteil integriert. Die Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken könnte sich insofern systematisch erübrigen, als beide Seiten sich nicht ausschließend auf einer identischen Ebene gegenüberstehen, sondern sich wechselseitig durchdringen: Das Konzept des Diskurses beinhaltet konstitutiv eine praktische Komponente, während das Konzept der Praktiken, das, was es zu fassen sucht, konstitutiv in ein diskursives Feld einbinden muss. Denn analytisch und vor allem auch histori(ografi)sch kann eine Praktik, verstanden als ein konventionalisiertes Verfahren bzw. eine verallgemeinerte Handlungsform, ohnehin nur auf einer diskursiven Ebene eingeholt werden und gleichzeitig lässt sich die Tradierung bzw. Einübung einer Praktik nur schwer ohne eine Einbindung in diskursive Zusammenhänge annehmen (wenngleich dies durchaus denkbar ist). Auch wenn Foucault selbst von ‚stummen Praktiken' oder dem ‚Ungesagten' spricht, so scheint auch dies lediglich theoretisch-analytischen Wert zu haben und weder auf einer Verfahrensebene, noch auf Seiten der untersuchten Phänomene selbst einlösbar.[204] Auf der Ebene der zu betrachtenden Phänomene ist dementsprechend, wie Foucault es im obigen Zitat selbst sagt, eine Analyse dessen, welche Aspekte einer Konstellation genau (und ggf. gar ausschließlich) welcher Ebene zuzuordnen wären, weit weniger produktiv, als die Ebenen als Instrumente zum Auffinden der relevanten Elemente und Phänomene zu nutzen.[205]

---

202 | Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 125.

203 | Vgl. hierzu auch Foucault (1993[1963]): *Die Geburt der Klinik*, S. 15f., sowie Sarasin (2012): *Michel Foucault*, insb. S. 100f.

204 | Man könnte sogar so weit gehen zu behaupten, dass Foucault in keiner seiner Arbeiten tatsächlich Praktiken zum Gegenstand nimmt, sondern immer nur Diskurse über Praktiken und Materialitäten. Insofern gerät ihm auch systematisch die Ebene der Aneignung der von ihm rekonstruierten Programme aus dem Blick. Ob sich empirische Methoden der Beobachtung, Beschreibung und Analyse von Praktiken, wie sie beispielsweise Bührmann/Schneider (vgl. Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 98ff.) für eine Dispositivanalyse vorschlagen, bruchlos in Foucaults Dispositiv-Konzept integrieren lassen, ist jedoch fraglich.

205 | Ähnlich argumentiert Foucault selbst im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen Wissen und Macht: „[N]iemals darf sich die Ansicht einschleichen, daß ein Wissen oder *eine* Macht existiert – oder gar *das* Wissen oder *die* Macht, welche selbst agieren würden. Wissen und Macht – das ist nur ein Analyseraster. Und dieser Raster ist nicht aus zwei einander fremden Kategorien zusammengesetzt – dem Wissen einerseits und der macht andererseits (wie die gerade gebrauchten Formulierungen nahelegten). Denn nichts kann als Wissenselement auftreten, wenn es nicht mit einem System spezifischer Regeln und Zwänge konform geht – etwa mit dem System eines bestimmten wissenschaftlichen Diskurses in einer bestimmten Epoche, und wenn es nicht andererseits, gerade weil es wissenschaftlich oder rational oder einfach plausibel ist, zu Nötigungen oder Anreizungen fähig ist. Umgekehrt kann nichts als Machtmechanismus funktionieren, wenn es sich nicht in Prozeduren und Mittel-Zweck-Beziehungen entfaltet, welche in Wissenssystemen fundiert sind. Es geht also nicht darum, zu be-

Die Kategorie der *Materialitäten* verhält sich teilweise analog dazu, da sie ebenfalls konstitutiv mit Diskursen und Praktiken verknüpft ist. Foucault spricht Diskursen eine eigene Materialität zu[206], wodurch auch hier eine schlichte Gegenüberstellung verhindert und gleichzeitig erneut die Abgrenzung zu semiotischen Ansätzen bekräftigt wird. Doch wie ist das systematische Verhältnis hier zu beschreiben? Andreas Lösch, Dierk Spreen, Dominik Schrage und Markus Stauff schreiben in der Einleitung zu ihrem Band *Technologien als Diskurse*: „Die gewöhnliche Unterscheidung zwischen dem technischen Gegenstand selbst und dem ‚bloßen' Sprechen darüber werden insofern unterlaufen, als Diskurse als ebenso konstitutiver Teil der Wirksamkeit einer Technologie betrachtet werden, wie die in Laboren, Universitäten, Werkstätten und Garagen entwickelte Hardware."[207] Folgt man diesem Argument, erhält jedwede Materialität einen Teil ihrer spezifischen Wirksamkeit erst durch ihre Existenz im Diskurs. Auch wenn die Unterscheidung auf einer anderen Ebene – eben jener des Symbolischen und seiner Grenzen, die Foucault ja gerade nicht thematisiert – liegt, so ist demgegenüber jedoch Hartmut Winklers Diagnose zuzustimmen, dass es immer auch eine außerdiskursive Realität gibt, „die Macht hat, ‚Nein' zu sagen und selbst die prachtvollsten Maschinen mit leichter Hand zu zerbrechen"[208]. Die Materialität des Diskurses muss also um die Perspektive einer außerdiskursiven Materialität, die es zweifellos anzuerkennen gilt, ergänzt werden. Auch hier ergibt sich jedoch, wie schon bei den nicht-diskursiven Praktiken, die pragmatische Problematik, dass die Materialitäten erstens oftmals nur schwerlich, gar nicht oder nicht mehr verfügbar sind und zweitens erst durch ihre Diskursivierung auch intelligibel gemacht werden können. Auch die Macht, die ‚Nein' gesagt hat – die Metapher verrät es bereits –, kann erst dadurch, dass sie es eben ‚sagt' bzw. sie als nein-sagende Macht erkannt und bezeichnet wird, zum Gegenstand von Erkenntnis werden.[209] Außerdiskursive Materialität ist somit immer gleichzeitig als zweifellos vorhanden und gewissermaßen als ohne einen „Sekundärdiskurs […], der sie umspült, interpretiert und rechtfertigt"[210] unbeschreiblich mitzudenken.

---

schreiben, was Wissen ist und was Macht ist und wie das eine das andere unterdrückt oder mißbraucht, sondern es geht darum, einen Nexus von Macht-wissen zu charakterisieren, mit dem sich die Akzeptabilität eines Systems – sei es das System der Geisteskrankheit, der Strafjustiz, der Delinquenz, der Sexualität usw. – erfassen läßt." Foucault, Michel (1992[1978]): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve, S. 33 (Herv. im Original).

206 | Vgl. exempl. Foucault (1992[1972]): *Die Ordnung des Diskurses*, S. 11 und S. 37 sowie auch Seier, Andrea (2011) Un/Verträglichkeiten. Latours Agenturen und Foucaults Dispositive. In: Conradi, Tobias/Derwanz, Heike/Muhle, Florian (Hg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*. München: Fink, S. 151-172, hier S. 160, Fußnote 27.

207 | Lösch, Andreas/Spreen, Dierk/Schrage, Dominik/Stauff, Markus (2001): Technologien als Diskurse – Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern.* Heidelberg: Synchron, S. 9-20, hier S. 15.

208 | Winkler, Hartmut (1999): Jenseits der Medien. Über den Charme der stummen Praxen und einen verdeckten Wahrheitsdiskurs. In: Hebeker, Eike/Kleemann, Frank/Neymanns, Harald (Hg.): *Neue Medienumwelten. Zwischen Regulierungsprozessen und alltäglicher Aneignung*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 44-61, hier S. 49.

209 | Winkler schreibt in diesem Sinne: „die Referenten, selbstverständlich, sprechen nicht, und wenn sie es täten, wäre die Frage, in welcher Sprache" (ebd., S. 51).

210 | Ebd., S. 53.

Was unter *Institutionen* zu verstehen ist, führt Foucault kaum systematisch aus und er scheint den Begriff eher in einem alltagssprachlichen Sinne zu gebrauchen. Im besagten Interview markiert er sie zunächst als außerdiskursiv: „Was man im allgemeinen ‚Institution' nennt, meint jedes mehr oder weniger aufgezwungene, eingeübte Verhalten. Alles was in einer Gesellschaft als Zwangssystem funktioniert und keine Aussage ist, kurz also: alles nicht-diskursive Soziale ist Institution."[211] Gleichzeitig sind Diskurse im Anschluss an Foucault selbst als „institutionalisierte Redeweisen" modellierbar.[212] In einigen Fällen rückt Foucault sie auch in enge Nähe zum Begriff der Praktiken[213] und wie Bührmann und Schneider gezeigt haben, ließe sich auch der wissenssoziologische Institutionenbegriff für das Dispositiv-Konzept produktiv machen.[214] Einige Beispiele, die Foucault selbst als Institutionen benennt, sind u. a. die Medizin[215], das Krankenhaus, das Laboratorium, die Bibliothek[216], die Klinik[217], die Pädagogik[218], das Gefängnis[219], die Schule[220].

Wenn Foucault nun schreibt „[u]m sagen zu können: dies ist ein Dispositiv, suche ich danach, welches die Elemente gewesen sind, die in eine Rationalität, eine gegebene Übereinkunft eingegangen sind"[221], dann ist also davon auszugehen, dass er zwar über die analytischen Ebenen der diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, der Materialitäten und Institutionen realweltliche Phänomene in den Blick nimmt, in diese Phänomene selbst jedoch immer alle Ebenen konstitutiv eingehen.[222] Die verallgemeinerbaren systematischen Zusammenhänge werden dabei zugunsten der konkreten historischen Konstellationen der Elemente vernachlässigt. Diese relationalen Konstellationen meint Foucault, wenn er sagt: „Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann."[223] Denn neben den Elementen selbst, interessiert ihn „gerade die Natur der Verbindung, die zwischen diesen heterogenen Elementen bestehen kann".[224] Wie Markus Stauff im Hinblick auf die Konsequenzen für die Analyse der Wirkungen eines Dispositivs paraphrasiert: „Nicht die Gestalt, Funktion oder der Gehalt von Einzelelementen gibt demnach Aufschluss über bestimmte Wirkungswei-

---

211 | Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 125.
212 | Vgl. exempl. Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 62.
213 | Foucault (1992[1972]): *Die Ordnung des Diskurses*, S. 15.
214 | Vgl. Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 73.
215 | Foucault (1981[1969]): *Archäologie des Wissens*, S. 63.
216 | Ebd., S. 77.
217 | Ebd., S. 80.
218 | Foucault (1992[1972]): *Die Ordnung des Diskurses*, S. 15.
219 | Foucault, Michel (1977[1975]): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 295.
220 | Ebd., S. 386.
221 | Foucault (1978[1977]): *Ein Spiel um die Psychoanalyse*, S. 124.
222 | Seier schreibt entsprechend: „Die Foucault'schen Begrifflichkeiten Macht, Diskurs (bzw. Dispositiv) und Wisse beschreiben keine „Wirklichkeitsprinzipien". Sie haben vor allem eine methodologische Funktion. Sie erlauben es, spezifische Achsen auf das zu untersuchende Material anzulegen, ohne dass sie im Voraus definitorisch festgelegt werden." Seier (1999): Kategorien der Entzifferung, S. 84.
223 | Foucault (2003[1977]b): Das Spiel des Michel Foucault, S. 392.
224 | Ebd.

sen. Stattdessen sind die Anordnung und die Beziehungen, die die Elemente in ein differenzielles Verhältnis zueinander setzen, entscheidend für die Effekte des Dispositivs.“[225] Die große Relevanz der Relationen für die Konstitution eines Dispositivs führt dazu, dass die Elemente selbst wesentlich älter sein können als das Dispositiv als solches, sich aber erst in ihm auf eine spezifische Weise relationieren und dadurch auch ihre Qualität im Hinblick auf ihre kulturelle Bedeutung ändern.[226] Wie Bührmann und Schneider zu Recht konstatieren, ist dabei die Unterscheidung zwischen dem heterogenen Ensemble und dem Netz zwischen den Elementen von großer Wichtigkeit und „insofern mehr als nur eine sprachliche Spitzfindigkeit, als dass damit ein wichtiger Hinweis auf die Relevanz von Macht für die Analyse gegeben wird“.[227] Wie diese Machtbeziehungen zu modellieren sind, warum und wie ein Dispositiv überhaupt entsteht und welche Funktionen und Konsequenzen es hat, soll im Folgenden erörtert werden.

Funktionale Einbindung

Foucault versteht „unter Dispositiv eine Art von – sagen wir – Formation, deren Hauptfunktion zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt darin bestanden hat, auf einen Notstand (urgence) zu antworten“.[228] Die Urgence, so ließe sich daraus ableiten, geht dem Dispositiv als strategischer Antwort also voraus. Wie ist eine derartige Urgence jedoch theoretisch zu modellieren? Aus der soziologischen Perspektive von Bührmann und Schneider stellt sie sich grundsätzlich als ein gesellschaftlicher Notstand dar, der sich aus einem sozialen Wandel ergibt.[229] Betrachtet man Foucaults eigene Arbeiten, so müsste der Fokus auf Transformationen in kulturellen, ökonomischen und epistemologischen Bereichen erweitert werden. Aus einer medienwissenschaftlichen Perspektive, und dies ist für den Rahmen dieser Arbeit von besonderer Relevanz, lässt sich auch eine medientechnische bzw. medientheoretische Ebene hinzufügen, die sich auf die bereits erwähnten Konzepte der Systemspannungen und Wunschkonstellationen bei Winkler bezieht – ohne mit ihnen deckungsgleich zu sein. Halten wir jedoch zunächst fest: Die Urgence wird im Folgenden als historisch spezifische Situation verstanden, die (gleichzeitig) auf sehr unterschiedlichen Ebenen beschrieben werden kann, multifaktoriell zu

---

225 | Stauff, Markus (2005): *‚Das Neue Fernsehen‘. Machtanalyse, Gouvernementalität und digitale Medien*. Münster: LIT, S. 115.

226 | Foucault beschreibt dies exemplarisch für die Sicherheitsdispositive, in denen Techniken aus den juridischen und disziplinarischen Strafdispositiven übernommen, aber anders relationiert werden (vgl. Foucault, Michel (2004[1978]): *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 22ff.).

227 | Bührmann /Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 52.

228 | Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 120. In der Übersetzung von Gondek wird die Formulierung „einer dringenden Anforderung nachzukommen“ (Foucault (2003[1977]b): Das Spiel des Michel Foucault, S. 393) gewählt. Diese Wortwahl scheint mir angesichts des französischen Originals („répondre à une urgence“) weniger gut übersetzt und zudem insofern relevant, als eine „Anforderung“ gemeinhin wesentlich expliziter bzw. greifbarer ist, als ein ‚Notstand‘ und ‚nachkommen‘ zudem suggeriert, dass in der ‚Anforderung‘ bereits festgelegt sei, wie das Dispositiv gestaltet sein müsste. Der Begriff der ‚Antwort' lässt einen größeren Freiraum bzw. eine höhere Kontingenz zu.

229 | Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 105ff.

veranschlagen ist – insofern ist immer von mehreren Notständen bzw. einer Notstandskonstellation auszugehen – und der Etablierung des Dispositivs vorausgeht. Nichtsdestotrotz geht Foucault in besagtem Gespräch auch davon aus, dass sich „[d]ie Sache" – gemeint ist die strategische Qualität des Dispositivs – „in Bezug auf ein Ziel [finalisiert], […] [d]as schon als sich aufzwingendes vorgefunden wurde".[230] Wenn das Ziel also bereits in der Urgence definiert ist, ergibt sich für die Dynamik des Dispositivs eine gewisse interne Teleologie. Zwei Fragen drängen sich dabei auf: Erstens, wie konkret oder abstrakt dieses Telos zu verstehen ist; zweitens, inwiefern dasselbe Ziel verschiedene Strategien und mithin verschiedene mögliche Dispositive erlaubt. Geht man von Foucaults eigenen Arbeiten aus, so sind die Zielsetzungen zwar konkret benennbar aber gleichzeitig sehr abstrakt, wie z. B. die Produktion „gelehriger Körper" und produktiver Individuen im Rahmen der Disziplinierung.[231] Die Ausgestaltung der strategischen Mittel, um ein solches Ziel zu erreichen – dies betrifft die zweite Frage – sind dabei in der konkreten Rekonstruktion in eben genau dieser Spezifik als notwendiges Produkt der historischen Gegebenheiten und Entwicklungen, theoretisch jedoch nicht eindeutig aus der Urgence ableitbar. Die erwähnte Produktion gelehriger Körper und produktiver Individuen wäre also auch auf anderen Wegen als über die Disziplin herzustellen, im historischen Verlauf hat sich diese Strategie jedoch aus benennbaren Gründen eingestellt.

Im Anschluss daran lässt sich auch die Frage aufwerfen, wie das strukturelle Verhältnis zwischen der Urgence und der strategischen Antwort zu modellieren ist. Ist die Antwort z. B. ein kompensatives Komplement, eine Verhinderung oder eine Transformation der Urgence? Folgt man Foucaults Ausführungen zu juridischen, disziplinarischen und Sicherheitsdispositiven in seiner ersten Vorlesung zur Geschichte der Gouvernementalität, kann sich dieses Verhältnis je nach spezifischer Verfasstheit beider Elemente unterschiedlich ausgestalten:

> Man könnte noch sagen, daß das Gesetz im Imaginären arbeitet, da das Gesetz […] sich all die Dinge vorstellt, die getan werden könnten und nicht getan werden dürfen. Es imaginiert das Negative. Die Disziplin arbeitet gewissermaßen komplementär zur Realität. Der Mensch ist böse, der Mensch ist schlecht, er hat schlechte Gedanken, schlechte Neigungen usw. Im Inneren des Disziplinarraumes bildet man das Komplement dieser Realität, der Vorschriften, der Verbindlichkeiten, und das um so künstlicher und um so beengender, als die Realität ist, was sie ist, und als sie hartnäckig und schwer zu bezwingen ist. Und schließlich versucht die Sicherheit im Unterschied zum

230 | Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 134. Auch hier ist wieder auf die deutliche Verschiebung bei Gondek hinzuweisen, der die dem letzten Teilsatz vorausgehende Frage von J.-A. Miller „Qui, donc, s'est imposé" als „Das also durchgesetzt worden ist" übersetzt. Durch die Ersetzung der reflexiven Aktiv-Konstruktion des französischen Wortlauts durch die nicht-reflexive Passiv-Konstruktion wird doch wieder eine lenkende Instanz (möglicherweise ein Subjekt oder eine Klasse) suggeriert, die die Entwicklung eines Dispositivs intentional beeinflussen könnte. Die abstrakte ‚Eigeninitiative' des Ziels gerät dadurch weitestgehend aus dem Blick. Auch in Foucaults Antwort („qui s'est trouvé s'imopser"), wird das Vorgefundensein, also die Prävalenz des Ziels und des komplementären Notstandes zugunsten einer nachträglichen Durchsetzung sprachlich unterschlagen, indem er schreibt „das sich als eines herausgestellt hat, das sich durchsetzt" (Foucault (2003[1977]b): Das Spiel des Michel Foucault, S. 403).

231 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 173ff.

> Gesetz, das im Imaginären arbeitet, und zur Disziplin, die komplementär zur Realität arbeitet, in der Realität zu arbeiten, indem sie durch und über eine ganze Serie von Analysen und spezifischen Dispositionen die Elemente der Realität wechselseitig in Gang setzt.[232]

Spätestens an dieser Stelle ist es notwendig, auf Foucaults Konzepte der Strategie und der Macht zu sprechen zukommen, auf die bis hierhin verschiedentlich ohne nähere Erläuterung Bezug genommen wurde.

Wie Foucault in *Der Wille zum Wissen* schreibt, ist seiner Überzeugung nach „Macht […] dazu bestimmt, Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen und zu ordnen, anstatt sie zu hemmen, zu beugen oder zu vernichten".[233] Macht ist demnach grundsätzlich produktiv und nicht, wie in vielen anderen Machtkonzeptionen, repressiv. Schon die Ausführungen zum Stellenwert der Relationen der heterogenen Elemente und der damit verbundenen Frage nach der Konzeptualisierung von Macht deuteten zudem an, dass ein Dispositiv seine Strategie ebenso wie seine Machtwirkungen nicht durch eine zentrale Instanz erhält:

> Die Machtbeziehungen sind gleichzeitig intentional und nicht-subjektiv. Erkennbar sind sie nicht, weil sie im kausalen Sinn Wirkung einer anderen, sie ‚erklärenden' Instanz sind, sondern weil sie durch und durch von einem Kalkül durchsetzt sind: keine Macht, die sich ohne eine Reihe von Absichten und Zielsetzungen entfaltet. Doch heißt das nicht, daß sie aus der Wahl der Entscheidung eines individuellen Subjekts resultiert. Weder die regierende Kaste noch die Gruppen, die die Staatsapparate kontrollieren, noch diejenigen, die die wichtigsten ökonomischen Entscheidungen treffen, haben das gesamte Macht- und damit Funktionsnetz einer Gesellschaft in der Hand.[234]

Foucault bezeichnet Macht daran anschließend als den „Name[n], den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt".[235] Macht und Strategie sind somit systematisch miteinander verschränkt. Seinem Macht-Konzept entsprechend konzeptualisiert Foucault folglich auch die strategische Funktion eines Dispositivs ausdrücklich ohne individualisierbare StrategInnen.[236] Lässt man sich auf die Idee einer Strategie ohne StrategInnen ein, stellt sich jedoch die Frage, wie eine solche Strategie zustande kommt. Wie und durch was also ist die Leerstelle des Strategen bzw. der Strategin zu füllen? Gleichzeitig berührt diese Frage die Stellung und Konzeptualisierung des Subjekts innerhalb des Dispositiv-Konzepts. Denn obgleich die Strategie ohne ein über das Dispositiv verfügendes Subjekt oder eine Gruppe konzeptualisiert wird, ist die Subjektkonstitution innerhalb des Dispositivs von großer Wichtigkeit, geht es Foucault in seinen Arbeiten doch darum, „eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden".[237]

---

232 | Foucault (2004[1978]): Geschichte der Gouvernementalität I, S. 76.
233 | Foucault, Michel (1983[1976]): *Sexualität und Wahrheit I – Der Wille zum Wissen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 163.
234 | Ebd., S. 116.
235 | Ebd., S. 114.
236 | Vgl. Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 132.
237 | Foucault, Michel (1987[1982]): Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik.* Frankfurt am Main: Athenäum, S. 243-250, hier S. 243.

Entstehung, Veränderung und Subjektivierung

In Foucaults Dispositiv-Konzept lassen sich weder ein singulärer Startpunkt, noch ein singulärer Endpunkt der Entstehung eines Dispositivs benennen. Ebenso wenig kann ein singuläres Ereignis ein Dispositiv gewissermaßen ‚auf einen Schlag' ins Werk setzen oder von einer bestimmten Instanz ins Werk gesetzt werden.[238] Vielmehr entsteht es vor dem Hintergrund der Urgence in einem sukzessiven Prozess:

> Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion. Dies konnte zum Beispiel die Aufnahme einer unsteten Bevölkerungsmasse sein, die eine Gesellschaft mit einer Ökonomie von im Wesentlichen merkantilistischer Art lästig fand: Es hat damit einen strategischen Imperativ gegeben, der als Matrix für ein Dispositiv fungierte, das nach und nach zum Dispositiv für die Kontrolle und Unterwerfung des Wahnsinns, der Geisteskrankheit und der Neurose wurde.[239]

Wie ist eine solche ‚Schritt-für-Schritt'-Entwicklung zu modellieren? Foucault nutzt hierfür die Differenzierung in Taktiken und Strategien, wobei gerade die lokalen Taktiken partikulare (und oftmals explizierte) Interessen verfolgen:

> Die Rationalität von Taktiken, die sich in ihrem beschränkten Bereich häufig unverblümt zu erkennen geben – lokaler Zynismus der Macht –, die sich miteinander verketten, einander gegenseitig hervorrufen und ausbreiten, anderswo ihre Stütze und Bedingung finden und schließlich zu Gesamtdispositiven führen: auch da ist die Logik vollkommen klar, können die Absichten entschlüsselt werden – und doch kommt es vor, daß niemand sie entworfen hat und kaum jemand sie formuliert: impliziter Charakter der großen anonymen Strategien, die, nahezu stumm, geschwätzige Taktiken koordinieren, deren „Erfinder" oder Verantwortliche oft ohne Heuchelei auskommen.[240]

Theo Röhle schreibt vor diesem Hintergrund zum Verhältnis von Strategien, Taktiken und Subjekten bei Foucault:

> Auf der untergeordneten Ebene der Taktiken und Praktiken lässt sich zielgerichtetes Verhalten von Subjekten beobachten, dieses bleibt jedoch heterogen und insgesamt unkoordiniert. Erst wenn sich innerhalb dieser Taktiken ein Muster herausbildet, d. h. eine Form der Koordination entsteht, kann man von einer Strategie sprechen, die sich jedoch keinem der Akteure mehr zuordnen lässt. Durch

---

238 | Insofern ist Siegfried Jäger zu widersprechen, wenn er schreibt: „Foucault sieht das Zustandekommen von Dispositiven offenbar so: Es tritt ein Notstand auf, ein vorhandenes Dispositiv wird prekär. Aufgrund dessen entsteht Handlungsbedarf, und *der Sozius oder die hegemonialen Kräfte*, die damit konfrontiert sind, sammeln die Elemente zusammen, die sie bekommen können, um diesem Notstand zu begegnen, also Reden, Menschen, Messer, Kanonen, Institutionen etc., um die entstandenen ‚Lecks' – den Notstand – wieder abzudichten, wie Deleuze sagt." (Jäger, Sigfried (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner/Hirseland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden*. Opladen: Leske und Budrich, S. 81-112, hier S. 90 (Herv. AW)). Gestützt wird der Einwand gegen eine solche Auffassung auch von Stauff: „Ein Dispositiv ist kein Instrument, das von einer externen Instanz genutzt werden könnte, um bestimmte Ziele zu verfolgen" (vgl. Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, 117).

239 | Foucault (2003[1977]b): Das Spiel des Michel Foucault, S. 393.

240 | Foucault (1983[1976]): *Der Wille zum Wissen*, S. 116.

> diese Ebeneneinteilung wird die Reichweite der an Subjekte gekoppelten Intentionalität entscheidend eingeschränkt; das zielgerichtete Handeln Einzelner bleibt auf die Ebene der Taktiken beschränkt.[241]

Die einzelnen subjektiven Handlungen können also taktisch motiviert sein, sind aber in ihrem Auftreten und in ihrer Wirksamkeit bis zu einem gewissen Grad immer an den Möglichkeitsraum gebunden, den eine gegebene Strategie eröffnet. Gleichzeitig produzieren, reproduzieren und transformieren sie ebendiese Strategie fortwährend.[242] Foucault spricht in diesem Zusammenhang auch von einem „zweiseitigen Bedingungsverhältnis".[243]

Die Konstituierung von Subjektivierungsweisen, die der strategischen Funktion zuträglich sind, ist folglich eine der zentralen Funktionen eines Dispositivs. Stephan Münte-Goussar schriebt in diesem Sinne: „Ein Dispositiv ist letztlich nichts anderes als eine spezifische Anordnung, ein Verfahren, eine Ökonomie der Subjektivation. Diese Subjektivation ist die Antwort auf den ‚Notstand', auf den das Dispositiv reagiert. Die dringende Anforderung ist die Forderung nach einer spezifischen Subjektform."[244] Gleichzeitig sind die Individuen, die sich zu diesen Subjektivierungsprogrammen verhalten (müssen), konstitutiv an dieser Strategie beteiligt, die sie produziert. Demnach ist, wie Markus Stauff schreibt, „Subjektivierung […] gleichermaßen Einordnung wie Ermächtigung, weil die Individuen die Macht erhalten, etwas zu tun, bestimmte Strategien zu verfolgen, bestimmte Gegenstände und sich selbst zu ‚manipulieren'. Wie andere Teilelemente des Dispositivs auch sind die Subjekte gleichermaßen Werkzeuge wie Wirkungen der Anordnung".[245] Das Motiv des zweiseitigen Bedingungsverhältnisses von Taktiken und Strategien als gleichermaßen produziertes wie produzierendes Element des Dispositivs wird hier im Hinblick auf das Subjekt wieder aufgenommen. „Insofern sind", wie Christoph Hubig pointiert formuliert, „die Subjekte nicht diejenigen der Strategien, sondern in die Strategien ‚impliziert'".[246] Im Anschluss an Bröckling, lässt sich somit auch hier ein ‚Paradox der Subjektivierung' beschreiben:

---

241 | Röhle, Theo (2011): Strategien ohne Strategen. Intentionalität als „Strukturentstehung durch Verflechtung"? In: Conradi, Tobias/Derwanz, Heike/Muhle, Florian (Hg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*. München: Fink, S. 173-192, hier S. 176.

242 | Diesen Zusammenhang bezeichnet Foucault in Anlehnung an Althusser als „funktionelle Überdeterminierung" (Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 121). Wie Theo Röhle herausgearbeitet hat, lässt sich die Modellierung derartiger Entstehungsprozesse produktiv mit dem Konzept der Automatismen, wie es im gleichnamigen Graduiertenkolleg der Uni Paderborn skizziert wurde in Beziehung setzen (vgl. Röhle (2011): Strategien ohne Strategen, insb. S. 179ff.).

243 | Foucault (1983[1976]): *Der Wille zum Wissen*, S. 121. Hubig schreibt zu Foucaults Machtkonzeption im Hinblick auf das Dispositiv-Konzept: „Macht ist eine Disposition, die sich in einem Dispositiv verwirklicht (Machtausübung), sofern das Dispositiv seinerseits Bedingungen bereitstellt für eben diese Verwirklichung. Insofern stellt das Dispositiv seinerseits einen Machtfaktor dar." (Hubig (2000): „Dispositiv" als Kategorie, S. 43).

244 | Münte-Goussar, Stephan (2015): Dispositiv – Technologien des Selbst – Portfolio. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 109-127, hier S. 119.

245 | Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 116.

246 | Hubig (2000): „Dispositiv" als Kategorie, S. 44.

> Auf der einen Seite ist die Macht, verstanden als Ensemble der Kräfte, die auf das Subjekt einwirken, diesem vorgängig. Das Subjekt ist weder ausschließlich gefügiges Opfer, noch nur eigensinniger Opponent von Machtinterventionen, sondern immer schon deren Effekt. Auf der anderen Seite kann Macht nur gegenüber Subjekten ausgeübt werden, setzt diese also voraus. Sie beruht auf der Kontingenz des Handelns und damit auf einem unhintergehbaren Moment von Freiheit.[247]

Die im Hinblick auf Profile und Selbstverdatungsmaschinen bereits erwähnte Doppelung des Selbst als Subjekt und Objekt kehrt somit im Dispositiv auf einer machttheoretischen Ebene wieder.

Mit dem bisher Gesagten ist gleichzeitig angedeutet, dass die Subjektivierungsprogramme, die in einem gegebenen Dispositiv angelegt sind, sich nicht bruchlos realisieren. Kein empirisches Subjekt ist gänzlich und ausschließlich Produkt eines solchen Programms.[248] Ebenso sind laut Foucault auch die empirisch vorfindbaren Institutionen keine idealen Realisierungen eines Programms:

> Diese Programme gehen nie zur Gänze in die Institutionen ein; man vereinfacht sie, man wählt einiges aus und anderes nicht und es vollzieht sich nie so wie vorgesehen. Was ich jedoch zeigen möchte, ist, dass diese Differenz nicht die des Gegensatzes zwischen dem reinen Ideal und der ungeordneten Unreinheit des Wirklichen ist; sondern dass tatsächlich die verschiedenen Strategien beginnen, sich einander entgegenzusetzen, sich zusammenzusetzen, sich zu überlagern und dauerhafte und beständige Effekte zu produzieren, die man in ihrer Rationalität vollkommen begreifen kann, obgleich sie nicht dem ursprünglichen Programm entsprechen: Hierin besteht die Solidität und die Flexibilität des Dispositivs.[249]

Diese gleichzeitige Solidität und Flexibilität ermöglicht jedoch auch eine gewisse Dynamik, ein permanentes Werden. Einen Extremfall dieser Dynamik benennt Foucault mit der „ständigen strategischen Wiederauffüllung“[250], bei der die Anordnung der Elemente eines Dispositivs durch die eigenen Effekte Auswirkungen produziert, die die eigene Strategie untergraben oder zumindest transformieren und ggf. zu neuen Notständen führen können. Zum einen ist dies ein wichtiger Hinweis, das Augenmerk nicht nur auf die Stabilität eines Dispositivs, sondern auch

---

247 | Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst*, S. 19f.

248 | Münte-Goussar geht zudem davon aus, dass die „Wirkung des Dispositivs […] [am] Ort der Selbsttechnologien – zumindest situativ und temporär – außer Kraft gesetzt werden“ und „man sinnvoll zwischen grundlegend verschiedenen Selbsttechniken differenzieren kann: zum einen jene, die tendenziell als gouvernemental, zum anderen solche, die als ästhetisch-existenziell beschrieben werden können“ (Münte-Goussar (2015): Dispositiv – Technologien des Selbst – Portfolio, S. 120 und 117). Ähnlich argumentiert auch Deleuze, auf den sich Münte-Goussar teilweise bezieht, über Subjektivierung als Fluchtlinie (vgl. Deleuze (1991[1986]): Was ist ein Dispositiv?, S. 155f.).

249 | Foucault, Michel (2005[1980/1978]): Diskussion vom 20. Mai 1978. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 25-43, hier S. 35f. Siehe in diesem Zusammenhang auch Foucaults Abgrenzung vom Weber‘schen Konzept des Idealtypus‘. Vgl. dazu auch Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 162.

250 | Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 121.

auf seine, wie Stauff formuliert, „überraschende[n] Effekte“[251] hin zu befragen. Ein Dispositiv ist dementsprechend immer auch prekär und vorläufig und, wie Gilles Deleuze es mit Verweis auf Foucault formuliert, gewissermaßen von „‚Spaltungs-‘ und ‚Bruchlinien‘“[252] durchzogen. Die Rekonstruktion eines Dispositivs kann und sollte also immer auch diese inneren Spannungen und Anlässe zu seiner Veränderung bzw. sogar Auflösung herausarbeiten. Andererseits stellt sich auch die Frage nach der Identität eines Dispositivs: Kann man also nach einer strategischen Wiederauffüllung noch vom selben Dispositiv sprechen? Wenn man sie als Prozess versteht, ab welchem Punkt wäre es geboten, von einem neuen Dispositiv zu sprechen? Foucault gibt hierzu keine klaren Anhaltspunkte, doch es scheint, als müsse das Dispositiv-Konzept konsequent als „Beobachtungsbegriff“ im Sinne Mario Wimmers[253] oder, wie Theo Röhle formuliert, „als Analyseraster [verstanden werden], das die Verhältnisse zwischen heterogenen Elementen als Strategien erkennbar macht“[254] und insofern seine Identität immer auch durch den Akt der Beobachtungen und die analytischen Setzungen des/der Beobachtenden erhält.

Grenzen und blinde Flecken

Nahezu Foucaults gesamtes Werk sah und sieht sich Kritik aus verschiedenen Disziplinen und Motivationen heraus ausgesetzt. All diese Bezugnahmen und ihre Argumente hier zu referieren, zu erläutern und zu bewerten ist weder umsetzbar noch zielführend. Es soll jedoch auf einige kritische Einwendungen eingegangen werden, die sich explizit auf das Konzept des Dispositivs beziehen.

Eine der fundamentalsten und dabei medienwissenschaftlich kontextualisierten Kritiken formuliert Rainer Leschke: „Begrifflich gesehen handelt es sich [beim Dispositiv] um nichts anderes als um eine theoretische Katastrophe: Etwas Diffuses, dessen Zusammenhalt selbst äußerst unklar bleibt, soll dieses heterogene Material wiederum strategisch organisieren und zurichten. Ein schlichtes Ding der Unmöglichkeit.“[255] In einem sehr engen Verständnis dessen, was Begrifflichkeiten leisten sollen, ist Leschke hier sicher zuzustimmen. Geht man jedoch im Anschluss an die oben angeführten Einschätzungen von AutorInnen wie Seier, Wimmer und Röhle davon aus, dass der Begriff letztlich nicht der Name für eine Wirklichkeit zu sein beansprucht, sondern deren Perspektivierung leistet, ist er durchaus funktional. Christoph Hubig konstatiert sogar, „daß die Dispositive mit den ‚realen Kategorien‘ gemeinsam haben,

---

251 | Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 117.

252 | Deleuze (1991[1986]): Was ist ein Dispositiv?, S. 153.

253 | Wimmer, Mario (2013): Dispositiv. In: Frietsch, Ute/Rogge, Jörg (Hg.): *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*. Bielefeld: Transcript, S. 123-128, hier S. 125.

254 | Röhle, Theo (2010): *Der Google-Komplex. Über Macht im Zeitalter des Internets*. Bielefeld: Transcript, S. 53.

255 | Leschke, Rainer (2015): „Die Einsamkeit des Mediendispositivs in der Vielheit der Medien.“ Zur Logik des Wandels von der Ordnung des traditionellen zu der eines postkonventionellen Mediensystems. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 71-85, hier S. 72.

daß sie die Synthesis von Heterogenem zu einer Vorstellung, die Wirkendes betrifft, leisten und darüber hinaus ihrerseits selber wirken, und zwar im wesentlich [sic!] gerade dadurch, daß keine explizite Vorstellung von ihrem wahren Ordnungscharakter besteht".[256] Diese produktive begriffliche Unbestimmtheit bringt jedoch auch analytische Herausforderungen mit sich, die Leschke auf drei Ebenen verortet:

> Bis hierhin haben wir es also mit einer dreifach potenzierten Unschärfe zu tun: Es gibt einen unscharfen Objektbereich: Man weiß also nicht, was dazugehört. Die diesem Objektbereich zugeschriebenen Zusammenhänge sind in der Folge gleichfalls unscharf: Man weiß nicht, um welche Struktur es sich dabei handelt. Und darüber hinaus ist die diesen Zusammenhängen zugeschriebene Funktionalität ebenfalls essentiell unscharf: Man weiß nicht, was das Ganze soll. Es wird so auf jeder Ebene des Denkens Unschärfe an Unschärfe gereiht, was zweifellos nicht geeignet ist, auch nur einigermaßen zuverlässige Ergebnisse zu zeitigen. Das Denken in Dispositiven tendiert so notwendig zum Nebulösen, hoch attraktiv für jegliche Spekulation und metaphorische Assoziationen, unbrauchbar für begriffliche Arbeit. Es ist daher bestenfalls geeignet für eine vortheoretische Heuristik.[257]

Leschke ist hier in der Beschreibung der Unschärfen durchaus zuzustimmen. Das Dispositiv-Konzept erklärt von sich aus zunächst nichts. Die Tatsache, dass man allein durch die Behauptung eines Dispositivs auf verschiedenen Ebenen ‚nichts weiß' ist jedoch nicht Defekt, sondern eine funktionale Leerstelle: Das Dispositiv-Konzept rückt dadurch gerade jene offenen Fragen in den Fokus und setzt sie in Beziehung zueinander, damit sie produktiv gestellt werden können. Was Leschke negativ als Unschärfen beschreibt, lässt sich positiv als spezifisches Set an Fragestellungen auffassen. Die Beantwortung dieser Fragen ist aus dem Konzept selbst heraus nicht ableitbar. Das Dispositiv ist nicht als Erklärungsmodell zu verstehen, sondern als durch bestimmte theoretische Vorannahmen strukturiertes Auffindungsraster für Erklärungsbedarfe – Röhle sprach in diesem Sinne von einem ‚Analyseraster' (s. o.) –, die dann wiederum durch andere Theorien gedeckt werden müssen.[258] Wenn Leschke schlussfolgert, das Dispositiv-Konzept sei „bestenfalls geeignet für eine vortheoretische Heuristik"[259], ist ihm teilweise zuzustimmen, wenngleich die Bezeichnung als *theoriegeleitete* Heuristik treffender erscheint. Entscheidend für die Frage, ob dispositivtheoretische Untersuchungen sich „in Normativität überschießende[n] Vermutungen und Evidenzen"[260] erschöpfen und in eine „Imitation von Wissenschaft"[261] münden, wie Leschke es formuliert, hängt also entscheidend davon ab, wie die Heuristik durch weitere Theorien und Verfahren ausgefüllt wird. Es wird im Folgenden also darum gehen müssen, auf die durch die strukturierten Vermutungen aufgeworfe-

---

256 | Hubig (2000): „Dispositiv" als Kategorie, S. 41.
257 | Leschke (2015): Die Einsamkeit des Mediendispositivs, S. 73.
258 | Eine ähnliche Einschätzung findet sich auch bei Bührmann/Schneider für die konkrete dispositivanalytische Arbeit hauptsächlich Leitfragen aus dem Dispositiv-Konzept ableiten (vgl. Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 92-108).
259 | Leschke (2015): Die Einsamkeit des Mediendispositivs, S. 73.
260 | Ebd.
261 | Ebd., S. 76.

nen Fragen über geeignete Theorien, Verfahren und Materialgrundlagen Antworten zu finden und dadurch die Existenz und Wirkmächtigkeit dessen, was als Dispositiv beschrieben wird, zu plausibilisieren. Wie Bührmann und Schneider pointiert formulieren:

> Nicht ‚das Dispositiv' kann empirisch erforscht werden, sondern mit der Dispositivanalyse können Wechselwirkungen zwischen vorherrschenden Wissensordnungen, diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken (im Alltag), ihre symbolischen wie materialen Objektivationen sowie die damit verbundenen Subjektivationen/Subjektivierungen empirisch untersucht und entsprechend (macht- und herrschafts-)theoretisch gedeutet werden.[262]

Dementsprechend führen auch „Fragen wie z. B., ob eine Dispositivanalyse jemals ‚vollständig' – weil das komplette Dispositiv erfassend – leistbar sei, […] genauso ins Leere wie der Versuch, ‚den Diskurs' komplett erfassen zu wollen".[263]

Das Unterlaufen der vorgebrachten Kritik durch die Fokussierung des Dispositiv-Konzepts als theoriegeleitete Heuristik zur Auffindung und Relationierung von Elementen wirft die Frage danach auf, was diese Heuristik eben gerade nicht in den Blick nimmt. So geraten beispielsweise persönliche Verantwortlichkeiten und die Rollen spezifischer, individueller Akteure gegenüber den Strukturen in den Hintergrund. Ebenso werden traditionelle Macht- und Hierarchiefragen auf dieser strukturellen Ebene nicht in den Fokus gerückt. Jürgen Link hat zwar einen Vorschlag unterbreitet, derartige Fragen durch die Unterscheidung in ‚disponierte' und ‚disponierende' Subjekte in dispositivtheoretische Ansätze zu integrieren, doch scheint dies nur bedingt mit den dispositivtheoretischen Grundannahmen und Fragestellungen vereinbar bzw. erfordert deren Modifikation.[264] Ebenso werden Fragen der Aneignung, wie sie z. B. in den Cultural Studies eine große Rolle spielen, und deren empirische Untersuchung zunächst außen vor gelassen, denn wie Stephan Münte-Goussar argumentiert, kann es im gewählten theoretischen Setting eine „Aneignung oder Verwerfung von Subjektivierungsweisen […] nicht geben. Es gibt nur unterschiedliche Weisen der Subjektivierung. Ohne Subjektivierung gibt es kein Subjekt. Das Subjekt ist nichts weiter als eine Bezeichnung für jenen Ort, an dem eine Subjektivierung wirkt".[265] Letztlich, und das ist für eine medienwissenschaftliche Arbeit sicher die relevanteste Leerstelle des Konzepts, spielt Medialität innerhalb des Dispositiv-Ansatzes genuin zunächst keine Rolle.[266]

---

262 | Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 111.

263 | Ebd., S. 110f.

264 | Vgl. Link, Jürgen (2007): Dispositiv und Interdiskurs. Mit Überlegungen zum ‚Dreieck' Foucault – Buordieu – Luhmann. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf (Hg.): *Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme.* Heidelberg: Synchron, S. 219-238, insb. S. 233.

265 | Münte-Goussar (2015): Dispositiv – Technologien des Selbst – Portfolio, S. 124.

266 | Zur ‚Medienvergessenheit' Foucaults gibt Markus Stauff einen konzisen Überblick kritischer Positionen Kittlers und Winklers (siehe Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 181ff.). Wolfgang Ernst weist, wenn auch aus technikdeterministischer Perspektive, aber in der Beobachtung auch für den Rahmen der vorliegenden Arbeit teilweise zutreffend, auf Medien als einen „blinden Fleck" Foucaults (aus seiner Sicht ein „Bibliomane") hin; das Dispositiv-Konzept fungiert bei Foucault laut Ernst gar als eine „Stellvertretung oder Verdeckung von Einsichten in mediale Infrastrukturen" (Ernst, Wolfgang

2.2 MEDIEN(WISSENSCHAFT) UND DISPOSITIVTHEORIE

> ‚Dispositiv' ist kein originär medienwissenschaftlicher Begriff.
>
> MARKUS STAUFF

Wie ist nun ein derart verstandenes Dispositiv-Konzept für eine medienwissenschaftliche Arbeit fruchtbar zu machen? Hierzu existieren verschiedene Überlegungen, von denen ausgewählte im Folgenden referiert, diskutiert und im Hinblick auf die Ausrichtung der vorliegenden Arbeit ergänzt und ggf. revidiert werden. Um Missverständnisse und bestimmte Erwartungshaltungen zu vermeiden, soll die hier vertretene Auffassung einer medienwissenschaftlichen Nutzung des Dispositiv-Konzepts jedoch zunächst (wenn auch in gebührender Kürze) von bestimmten anderen Verwendungsweisen des Begriffs innerhalb der Medienwissenschaft abgegrenzt werden. Wie Markus Stauff schreibt, dominieren

> in der Medienwissenschaft gerade solche Dispositiv-Konzepte, die Einzelmedien selbst als Dispositive verstehen. […] Sie zielen darauf, die jeweilige Anordnung heterogener Elemente herauszuarbeiten, die dem einzelnen Medium seine spezifische Produktivität verleiht. Ein Medium funktioniert als spezifische ‚Verfügungsstruktur', deren Effekte aus der apparativen Konstellation selbst resultieren und deutlich von den Effekten anderer Anordnungen zu unterscheiden sind.[267]

Derartige Modellierungen finden sich beispielsweise in Bezug auf das Kino durch Jean-Louis Baudry[268], im Hinblick auf das Fernsehen durch Knut Hickethier[269] oder kürzlich auch hinsichtlich des Computerspiels durch Michael Mosel[270]. Wie Theo Röhle feststellt, stehen solche

---

(2004): Das Gesetz des Sagbaren. Foucault und die Medien. In: Gente, Peter (Hg.): *Foucault und die Künste*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 238-259, hier S. 242-244).

267 | Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 122. Obwohl sich der Befund auf eine bereits fast ein Jahrzehnt zurückliegende Forschungslandschaft bezieht, bleiben andere Anwendungen des Dispositiv-Konzepts, wie beispielsweise durch Theo Röhle (Röhle (2010): *Der Google-Komplex.*) auch heute noch eher die Ausnahme. Eine weitere erwähnenswerte Ausnahme, die bereits aus dem Jahr 1997 stammt, ist Johanna Dorers Modellierung des Internets als Kommunikationsdispositiv in: Dorer, Johanna (1997): Das Internet und die Genealogie des Kommunikationsdispositivs: ein medientheoretischer Ansatz nach Foucault. In: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hg.): *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 247-257. Ebenso ist die Modellierung des Internets als Dispositiv durch Florian Hartling (Hartling, Florian (2009): *Der digitale Autor. Autorschaft im Zeitalter des Internets*. Bielefeld: Transcript, v.a. S. 168-192) zu nennen, der zum einen zwischen der diachronen und synchronen Betrachtung des Dispositivs unterscheidet und zum anderen teils zwischen verschiedenen medienwissenschaftlichen Adaptionen des Begriffs zu schwanken scheint.

268 | Baudry (1994[1975]): Das Dispositiv.

269 | Hickethier, Knut (1995): Dispositiv Fernsehen. Skizze eines Modells. In: *montage/av*, 4 (1), S. 63-83. Siehe zum „Dispositiv Kino" und zum „Dispositiv Fernsehen" in einer detaillierten und kritischen Lesart auch Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 134-159.

270 | Mosel, Michael (2009): Das Computerspiel-Dispositiv. In: Ders. (Hg.): *Gefangen im Flow? Ästhetik und dispositive Strukturen von Computerspielen*. Boizenburg: Verlag Werner Hülsbusch, S. 153-

Adaptionen zu einem Gutteil in grundlegender Differenz zum Dispositiv-Konzept, wie Foucault es entwirft und wie es im Rahmen dieser Arbeit verstanden wird:

> Anders als bei Foucault wird der Begriff ‚Dispositiv' in der deutschen Medienwissenschaft selten zur Beschreibung gesamtgesellschaftlicher strategischer Formationen und ihrer historischen Formationen herangezogen. Stattdessen zielt der Begriff hier zumeist auf eine mediale Konstellation ab, in denen menschliche und technische Aspekte auf spezifische Weise interagieren. Als ein erstes Merkmal des medienwissenschaftlichen Dispositiv-Begriffs lässt sich somit ein Ebenenwechsel feststellen: Als Abgrenzung des Dispositivs wird nicht, wie bei Foucault, die Einheit der strategischen Formation herangezogen, sondern die Einheit einer (einzel-)medientechnischen Konstellation.[271]

In seiner Systematisierung medienwissenschaftlicher Adaptionen des Dispositiv-Konzepts ordnet Matthias Thiele diese Ansätze der Kategorie ‚medienwissenschaftliche Medien-Dispositive' zu, die er von einem weiter gefassten und an Foucaults übrige Arbeiten anschlussfähigeren ‚medienkulturwissenschaftlichen Dispositiv-Netze'-Ansatz unterscheidet.[272] Laut Leschkes Kritik am Dispositiv-Begriff ist dieser einschränkende Wechsel auf die Ebene des Einzelmediums jedoch zwingend notwendig, da das Konzept seiner Meinung nach nur so (medien)wissenschaftlich sinnvoll verwendet werden kann: „So lässt sich der Begriff des Dispositivs etwa dazu heranziehen, die Existenzform von Einzelmedien zu beschreiben und deren spezifische Unterschiede zu erklären."[273] Die Beschreibung – seiner Ansicht nach – abgrenzbarer Einzelmedien durch das Dispositiv-Konzept ermögliche erst, intermediale Kopplungen, sowie die Transformation in ein ‚postkonventionelles Mediendispositiv', in dem die vorigen Einzelmedien-Dispositive auf formaler Ebene integriert werden, sichtbar zu machen. Nur in dieser Lesart kommt dem Dispositiv-Konzept laut Leschke jene Schärfe zu, die es von der bloßen Metapher wieder zu einem Begriff werden lässt.[274] Auch ohne eine peinlich genaue Foucault-Exegese betreiben zu müssen wird jedoch deutlich, dass dabei gerade solche Aspekte unterschlagenen werden, die dem Konzept eine eigenständige Qualität verleihen, die über die analytische Sichtbarmachung vernetzter Heterogenitäten hinausgeht: die strategische Funktion ohne Strategen, das bottom-up Entstehungsmodell und die analytisch-interpretativen Bezugnahme auf spezifische historische Konstellationen im Sinne von Urgences. Auf diesen Ebenenwechsel beschränkt, ist das Dispositiv-Konzept folglich nicht geeignet, die hier aufgewor-

---

180. Anzumerken ist hierbei, dass die Modellierung als Dispositiv weit weniger im Zentrum der medienwissenschaftlichen Diskussionen des Computerspiels steht, als dies im Hinblick auf die Fernsehen und Kino der Fall war. Gleiches gilt für die erwähnten Modellierungen des Internets als Dispositiv.

271 | Röhle (2010): *Der Google-Komplex*, S. 57.

272 | Vgl. Thiele, Matthias (2015): Vom Medien-Dispositiv- zum Dispositiv-Netze-Ansatz. Zur Intefe-renz von Medien- und Bildungsdiskurs im Klima-Dispositiv. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 87-108, hier insb. S. 87-91.

273 | Leschke (2015): Die Einsamkeit des Mediendispositivs, S. 77.

274 | Vgl. ebd., S. 77f.

fenen Fragestellungen nach der Herkunft, Entstehung und Wirksamkeit des Profil-Konzepts und seiner Implementierungen zu bearbeiten.

Dementsprechend geht die folgende Argumentation davon aus, dass nicht (Einzel-)Medien selbst als abgrenzbare Dispositive zu beschreiben sind, sondern sich die Etablierung und Wirkmächtigkeit von Medien erst innerhalb von Dispositiven konstituiert bzw. plausibel machen lässt und Medien andersherum einen spezifizierbaren Anteil an der Etablierung und Implementierung von Dispositiven haben. In der erwähnten Differenzierung von Thiele lässt sich der hier verfolgte Ansatz bis zu einem gewissen Grad dem ‚medienkulturwissenschaftlichen Dispositiv-Netze-Ansatz' zuordnen. Wie lässt sich dieser Zusammenhang theoretisch fassen? Stauff schreibt dazu hinsichtlich des Fernsehens, grundsätzlich aber verallgemeinerbar:

> In der Medienforschung kann daraus die Konsequenz gezogen werden, Medien als einen Mechanismus innerhalb von Gesamtdispositiven (die selbst etwas ganz anderes sind als Medien) zu betrachten. Die institutionellen, technischen oder programmlichen Strukturen des Fernsehens figurieren dann beispielsweise als strategische Teilelemente, deren Rationalität dem Gesamtdispositiv geschuldet ist und die folglich erst im Zusammenspiel mit anderen Mechanismen – sei es mit der Wohnarchitektur, mit dem Telefon oder Formen gesellschaftlicher Mobilität – effektiv werden. Weniger die spezifische Komplexität und die eigenständigen Machteffekte eines Mediums stehen zur Diskussion, als die Frage, inwiefern dieses Medium Regelhaftigkeiten, Macht- und Subjekteffekte stützt, die sich auch in anderen Institutionen und Praxisbereichen auffinden lassen. Das Medium ist ein Ort, in dem sich die Streuung von umfassenderen Mechanismen bemerkbar macht, – ein Rädchen im ‚Räderwerk der Macht' (s.u.). […] Eine solche Rückbindung von Einzelmedien in umfassendere Abstrakte Maschinen/Gesamtdispositive zielt auf eine radikale Kontextualisierung; sie zeigt, wie ein Medium (bzw. sein Funktionieren und seine Effektivität) Existenzbedingungen in anderen Mechanismen hat und richtet sich somit gegen die Vorstellung von spezifischen und immanenten Funktionsweisen einzelner Medien.[275]

Offen bleibt dabei die Frage, wie Medien in diesem Kontext zu modellieren sind. Wie Röhle mit Verweis auf Stauff feststellt, findet sich bereits bei Foucault eine Binnendifferenzierung innerhalb seines Dispositiv-Konzepts[276], die es sowohl erlauben würde, Medien selbst als (Mikro-)Dispositive zu konzeptualisieren, als auch ihre Existenzbedingungen in übergeordneten (Gesamt-)Dispositiven zu suchen:

> Innerhalb der strategischen ‚Gesamtdispositive' lassen sich Dispositive mit beschränktem Wirkradius identifizieren. Ähnlich wie Foucault das Panopticon als Teil des Disziplinardispositivs betrachtet, lassen sich demnach einzelne Medientechnologien als abgrenzbare Dispositive innerhalb einer

275 | Stauff (2005) *Das neue Fernsehen*, S. 118f. Kritisch anzumerken wäre hier Stauff gegenüber, dass die Annahme, Medien hätten ihnen äußerliche Existenzbedingungen keineswegs gegen die Existenz von ‚spezifischen und immanenten Funktionsweisen einzelner Medien' spricht, sondern diese nur interpretativ in eine übergeordnete Strategie einordnet.

276 | Siehe auch Hubig (2000): „Dispositiv" als Kategorie, S. 41: „Ferner kann festgehalten werden, daß es offenbar höher- und niederstufige Dispositive gibt, die ihrerseits untereinander in strategischen Beziehungen stehen.".

> übergreifenden strategischen Formation – als ‚ein Rädchen im ‚Räderwerk der Macht'– betrachten.[277]

Doch auch diese versöhnliche ‚Dispositiv-im-Dispositiv'-Perspektive hat ihren Preis. Wenn Medien von Röhle oder zuletzt auch Thiele[278] im Anschluss an Stauff als Mikro- oder Hilfsdispositive verstanden werden, gehen damit verschiedene Probleme einher.[279] Eine Schwierigkeit ergibt sich aus der Frage nach der Skalierung, die bei Foucault bereits angelegt ist (und sich bei Giorgio Agamben radikalisiert, indem er selbst einen Federhalter als Dispositiv modelliert[280]): Wie klein oder groß kann ein Dispositiv sein und woran ‚bemisst' man diese Bestimmung? Sind Mikro- und Makrodispositive kategorial unterschiedlich zu veranschlagen oder Setzungen in einem Kontinuum? Klärungsbedürftig bliebe in dem Modell auch das funktionale und ggf. hierarchische Verhältnis zwischen zwei (oder mehr) unterschiedlichen Dispositiven: Denn warum ist nun gerade das eine Dispositiv Teil bzw. ‚Hilfsarbeiter' des anderen und nicht umgekehrt? Welche weiteren Hilfsdispositive wären noch denkbar und wie stehen sie in Beziehung zueinander und jeweils zu Gesamtdispositiven? Haben die unterschiedlichen Hilfsdispositive je eigene Strategien und Notstände, auf die sie reagieren? Darüber hinaus, und diese Frage betrifft unmittelbar die medienwissenschaftliche Adaption, wäre mit Leschke zu fragen, inwiefern die Modellierung von Medien als Mikro- oder Hilfsdispositive einen echten Mehrwert gegenüber der „übliche[n] Praxis der Objektkonstruktion in den Medienwissenschaften"[281] generieren kann?[282] Im Hinblick auf epistemologische Kongruenzen und anhängige Redundanzen bzw. Tautologien gibt er in diesem Kontext zu bedenken:

---

277 | Röhle (2010): *Der Google-Komplex*, S. 58.

278 | Vgl. Thiele (2015): Vom Medien-Dispositiv- zum Dispositiv-Netze-Ansatz, S. 89.

279 | Spätestens hier ist anzumerken, dass der von Röhle und auch Thiele mit Verweis auf Stauff gemachte Vorschlag, Medien als ‚Dispositive mit begrenztem Wirkradius' innerhalb übergeordneter Dispositive und somit als Mikro- oder Hilfsdispositive zu modellieren, bei Stauff so nicht vorkommt. Auch Mikro- und Hilfsdispositive sind laut Stauff mit Medien in Beziehung zu setzen, aber dabei von ihnen zu unterschieden: „Trotz ihrer beschränkten Wirksamkeit können die Mikro- Dispositive die Strategien und Rationalitäten der gesamtgesellschaftlichen Reproduktion (bzw. der Abstrakten Maschinen) stützen und in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen aufgegriffen werden. Jürgen Link spricht deshalb auch von ‚Hilfsdispositiven'; sein Beispiel sind mathematische und statistische Verfahren, die zwar nicht ‚an sich' eine bestimmte gesellschaftsübergreifende Subjektivität prägen, aber die Wissensproduktion in verschiedenen Teilbereichen – von der Gesundheitspolitik über die Wahlprognosen bis zur quantifizierten Mediennutzung – strukturieren und so spezifische Funktionen für das umfassendere (Gesamt-) Dispositiv des Normalismus (und die normalistischen Subjektivitäten) übernehmen. Mikro-Dispositive können somit gleichermaßen Teilmechanismen eines Mediums sein, als auch über verschiedene Medien (und andere Mechanismen oder Institutionen) hinweg funktionieren." (Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 120). Medien als Elemente eines Dispositivs zu betrachten, heißt entgegen der Lesart Röhles und Thieles bei Stauff, sie selbst gerade nicht als (niederstufigere) Dispositive zu modellieren.

280 | Agamben (2008[2006]): *Was ist ein Dispositiv?*, S. 26.

281 | Leschke (2015): Die Einsamkeit des Mediendispositivs, S. 77. Wie diese sich genau darstellt, lässt Leschke an dieser Stelle jedoch leider offen. Denkbar wäre hier, auf die Konstruktion von Medien als Untersuchungsobjekte mittels Konzepten wie Aufschreibesystemen, Kulturtechniken, Kulturindustrie(n), Systemen, u. a. zu verweisen, wobei diese Aufzählung ebenso willkürlich und unvollständig wie aus dem Text selbst nicht ableitbar ist.

> Die Grundannahme, dass nämlich Heterogenes, insbesondere aber Materialität und Idee, soziale Praxis und Theorie institutionell, ästhetisch und funktional verkoppelt sind, war für die Medienwissenschaft insofern keine überraschende Erkenntnis, sondern eine schlichte Bedingung ihrer Existenz. Medienwissenschaft hat wesentliche Momente der Idee des Dispositivs bereits in die eigene Konstruktion eingebaut. Das Dispositiv gehört damit quasi zur Grundausstattung, was die Aussagen über es zwangsläufig eher banal wirken lässt.[283]

Auch wenn sich durchaus medienwissenschaftliche Herangehensweisen finden lassen, die ohne die Annahme einer in sich verkoppelten Heterogenität auskommen, ist doch die Botschaft verständlich: Medien selbst als Dispositive zu modellieren, bringt keinen Mehrwert gegenüber anderen Theoretisierungen, die das gleiche leisten und dabei die grundlegenden Probleme des Dispositiv-Konzepts vermeiden, die Leschke teils zurecht konstatiert. Gleichzeitig mit (auf der Ebene der gewissermaßen epistemologischen Analyse) und gegen (auf der Ebene der Schlussfolgerung, sich auf Einzelmedien zu beschränken) Leschkes Position lässt sich nun argumentieren, dass es produktiver scheint, die medientheoretischen Überlegungen als komplementär zu dispositivtheoretischen zu begreifen und sie miteinander in Beziehung zu setzen, ohne sich gegenseitig kassieren zu lassen. Für das hier verfolgte Vorhaben bedeutet das, nicht ein unterstelltes ‚Medium Profil' als Dispositiv zu modellieren, sondern die medialen Eigenschaften des Profil-Konzepts als zentrale Bestandteile des zu rekonstruierenden Profilierungs-Dispositivs zu verstehen und somit als maßgeblichen Aspekt seiner Strategie zu veranschlagen. Die Medialisierung durch Profile wird also als ein analytischer Ausgangspunkt und als notwendiges Element des zu rekonstruierenden Dispositivs konzeptualisiert, das wiederum in konkrete Medienapplikationen bzw. eben Selbstverdatungsmaschinen, eingeht bzw. von selbigen operationalisiert wird. Medientheorie erlaubt es auf dieser Ebene, bestimmte heterogene Elemente des Dispositivs in ihrer spezifischen Relationierung als Medien beschreibbar zu machen und ihre Medialität als Funktionalität des Dispositivs zu analysieren und zu interpretieren. Die Rekonstruktion des Dispositivs, seine Interpretation als strategisches Ensemble, seine Entstehung und Wirkung wird also in diesem spezifischen Fall in hohem Maße medientheore-

---

282 | Ein wichtiger Aspekt wäre sicher, dass die Modellierung als Hilfsdispositiv das Primat des Mediums durch eine bestimmte Hierarchisierung in Frage stellen würde. Leschke folgend ist das „Medium nichts anderes als das von ihm organisierte Dispositiv" (ebd., S. 77f.). Bereits hier wird deutlich, dass Dispositiv- und Medientheorie schnell in ein Konkurrenzverhältnis zueinander in Bezug auf die Wirkmächtigkeit ihrer Gegenstände geraten: Greift man, wie Stauff, den starken Medienbegriff McLuhans auf (vgl. Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 124f.), so wäre das Dispositiv ganz im Sinne Leschkes nurmehr Folge einer (medien)technischen Entwicklung. Die damit formulierte Behauptung einer Vorgängigkeit des Mediums gegenüber dem Dispositiv – letzteres wird ja aus Leschkes Sicht von ersterem organisiert – würde jedoch durch die Modellierung als Hilfsdispositiv wohltuend relativiert. Ausgangspunkt wäre nicht eine als vorhanden gesetzte Entität „des Mediums", von dem aus man dessen Wirkungen und Verknüpfungen betrachtete (Stauff spricht von einem „konventionelle[n] Medienbegriff", der angesichts der Modellierung als Dispositiv nicht aufrecht erhalten werden könne (ebd., S. 121)), sondern die Vermutung eines Mikro-Dispositivs, das sich in Abhängigkeit zu einem Makro-Dispositiv rekonstruieren lässt.

283 | Leschke (2015): Die Einsamkeit des Mediendispositivs, S. 76. Zu diskutieren wäre hier jedoch, ob diese epistemologische Parallele tatsächlich zwangsläufig zu banalen Aussagen führen muss.

tisch zu begründen sein. Umgekehrt dient die dispositivtheoretische Herangehensweise dazu, die im Profilierungs-Dispositiv sich konstituierenden Selbstverdatungsmaschinen in ihrer Entstehung und Wirksamkeit zu historisieren und ihre Bezüge zur strategischen Verfasstheit des Dispositivs zu beschreiben, zu analysieren und zu interpretieren. Mit Kittler könnte man vor diesem Hintergrund nach wie vor formulieren: „Medien bestimmen unsere Lage“[284] und anfügen: Dispositive bestimmen die Lage der Medien, indem sie ihre spezifische Wirksamkeit konstituieren. Versteht man die Formulierung ‚unsere Lage‘ als Produkt eines Subjektivierungsprogramms – was bei Kittler zwar nicht explizit nahegelegt wird, aber durchaus ableitbar wäre –, ließe sich zudem schlussfolgern, dass Selbstverdatungsmaschinen und das Profilierungs-Dispositiv, das sie ins Werk setzt, auf gleichartige Formen der Subjektivierung abzielen und insbesondere an diesem Punkt ineinandergreifen. Die Lage, in die uns Medien versetzen, ist in diesem Sinne zwar medientheoretisch analysierbar, aber erst über die Rekonstruktion eines Dispositivs plausibilisierbar. Eine solche Modellierung vermeidet mediendeterministische Konzeptualisierungen einer Medienkulturgeschichte, in denen „das Medium die Ursache für kulturelle Umbrüche darstellt“ und in denen sich laut Dieter Mersch immer die Frage stellt, „worin das Medium selber seine Ursache findet“.[285] Der hier verfolgte Ansatz versucht folglich eine Art Medienkulturgeschichtsschreibung zu etablieren, die Medien gleichzeitig als Bedingtes, wie Bedingendes konzeptualisiert und dementsprechend sowohl in ihrem Werden bzw. Gewordensein, als auch in ihren Wirkungen erfasst.

Ein Dispositiv als Existenzbedingung konkreter Medien zu postulieren wirft jedoch selbstverständlich die Frage nach den Existenzbedingungen des Dispositivs auf, die, es wurde gesagt, in einer spezifischen historischen Urgence und den je spezifisch historischen Möglichkeiten liegen, ihr in einer strategischen Weise zu antworten. Auch wäre wiederum zu fragen, welchen Ursprung die Urgence haben mag usf. Einen Ausweg aus diesem fortwährenden Entgleiten des Ursprungs bietet, wie zu zeigen sein wird, das Verfahren der Genealogie, das die Frage nach dem Ursprung zugunsten jener nach Herkünften und Entstehungen verabschiedet.[286] Eine solche Kombination aus Medien- und Dispositivtheorie mit Foucaults Genealogie als historisierender Verfahrensweise gilt es im Folgenden zu erläutern.

---

284 | Kittler, Friedrich (1986): *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin: Brinkmann & Rose, S. 3.

285 | Mersch, Dieter (2009[2006]): *Medientheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius, S. 105.

286 | Die genealogische Verfahrensweise, die medientheoretische und die dispositivtheoretische Perspektive eint dabei das Vorhaben, vormals unverfügbare (da z. B. nicht bewusst, verdeckt oder naturalisiert) Strukturen, Prozesse, Entwicklungen und deren Auswirkungen durch die theoriegeleitete Analyse in ihrem Gewordensein intelligibel und somit diskutierbar zu machen. Exemplarische Aussagen hierzu: „Die Macht funktioniert ungestört nur dort, wo sie ihre nicht-diskursiven Praktiken im Verborgenen und ihre diskursiven Praktiken im Unbegriffenen ausüben kann. Es ist die Aufgabe des Intellektuellen, das Verborgene und Unbegriffene aufzudecken und zu reflektieren.“ (Fink-Eitel (1989): *Foucault zur Einführung*, S. 119); „Hätten wir eine solch grundlegende Tatsache wie diese schon früher bedacht, so wäre es leichter gewesen, das Wesen und die Auswirkungen all unserer Techniken zu meistern, statt von ihnen überrumpelt zu werden.“ (McLuhan, Marshall Herbert (1995[1962]): *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*. Bonn/Paris: Addison-Wesley. S. 8); „Die Theorie hat die Aufgabe, Teile dieser Tiefenmechanismen [der Medien] dem Bewusstsein wieder zugänglich zu machen“. Winkler (2004b): Mediendefinition, S. 25.

2.3 MEDIENGENEALOGIE: ZUM SCHREIBEN EINER GESCHICHTE DER MEDIENKULTURELLEN GEGENWART

> 1. Die Genealogie ist grau.
>
> MICHEL FOUCAULT

> Die Genealogie akzeptiert die Tatsache, daß wir nichts als unsere Geschichte sind, und daß wir deshalb nie ein vollständiges und unabhängiges Bild unserer selbst oder unserer Geschichte bekommen werden.
>
> HUBERT L. DREYFUS UND PAUL RABINOW

Die Rekonstruktion eines Dispositivs ist in zweifacher Weise ein historisierendes Unterfangen. Erstens bezieht es sich immer auf eine spezifische historische Konstellation, aus der ein Dispositiv hervorgeht. Zweitens ist dem Dispositiv-Konzept durch das Entwicklungsmodell aus Urgence, Ziel und Strategie eine eigene Geschichtlichkeit immanent. Für die Historisierung der Entstehung eines Dispositivs bieten sich nun zwei mögliche Herangehensweisen an. Entweder beschreibt man die Krise eines zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehenden Dispositivs als Urgence, die die Entstehung eines neuen Dispositivs bzw. eine strategische Wiederauffüllung veranlasst.[287] Oder man geht von der Vermutung des Vorhandenseins eines Dispositivs aus, identifiziert dessen Elemente und deren Relationen und versucht diese genealogisch zu historisieren. Auf diese Weise, so die These, lassen sich die historischen Existenzbedingungen des Dispositivs herausarbeiten und anschließend als Zusammenspiel aus Urgence und Strategie interpretieren. Das Design der vorliegenden Arbeit sieht nun vor, ein Profilierungs-Dispositiv in diesem zweiten historisierenden Sinne zu rekonstruieren, um die Frage nach der Entstehung, Etablierung und Wirksamkeit (sowie der möglichen Auflösung) von Selbstverdatungsmaschinen zu bearbeiten. Das hierfür in Anschlag zu bringende Verfahren lässt sich im Anschluss an Foucaults Konzept der Genealogie als Mediengenealogie beschreiben.[288]

---

287 | Eine solche Perspektive schlägt z. B. auch Christoph Hubig vor: „Geschichte erscheint dann als Prozess der strategischen Wiederauffüllungen; Moderne wäre doppelt zu begreifen: als fundamentale Moderne im Diskurs des 19. Jahrhunderts, als Prinzip des Modernen als Motor von Geschichte überhaupt, die freilich nicht mehr teleologisch oder universal im welchen Sinne auch immer (transzendental, evolutionistisch etc.) zu denken wäre." (Hubig (2000): „Dispositiv" als Kategorie, S. 47.) Ähnlich argumentiert Hartling im Hinblick auf das Internet (vgl. Hartling (2009): *Der digitale Autor*, S. 168-180).

288 | Dieser Ansatz ließe sich auch im Foucault'schen Begriffsfeld mit einer Medienarchäologie Kittler'scher bzw. Ernst'scher Prägung in Beziehung setzen und von ihr abgrenzen. Während die Medienarchäologie von einem medientechnischen Apriori und entsprechenden Formationssystemen ausgeht, die es anhand von postulierten Brüchen zu beschreiben gilt und die ähnlich autonom und vorgängig modelliert werden, wie das historische Apriori und die diskursiven Formationssysteme in Foucaults Archäologie, geht die Mediengenealogie nicht von einem determinierenden medialen Apriori und diskon-

Laut Joseph Vogls Artikel zur Genealogie im *Foucault Handbuch* wird der Begriff

> von Foucault für ein Programm historischer Untersuchungen verwendet, die an die ‚archäologischen' Studien, insbesondere *Die Ordnung der Dinge* und die *Archäologie des Wissens*, anschließen und deren Arbeitsfeld methodisch wie sachlich ausweiten bzw. modifizieren. Über die Analyse historischer Diskursformationen hinaus verfolgt die Genealogie die Erschließung jener Machtmechanismen, die an der Entstehung von Wissensordnungen, Wissenssubjekten und insbesondere der Humanwissenschaften beteiligt sind.[289]

Die Ausweitung des Verfahrens zur Genealogie verläuft somit gewissermaßen parallel (und wohl nicht zufällig auch gleichzeitig) zur oben erwähnten und auch von Christoph Hubig beschriebenen Ausweitung des Untersuchungsbereichs zum Dispositiv. Genealogie kann vor diesem Hintergrund als Verfahren zur Historisierung eines Dispositivs in Anschlag gebracht werden. Ganz im Sinne Foucaults geht es dabei darum, eine „Geschichte der Gegenwart"[290] zu schreiben: „Ich gehe von einem Problem in den Begriffen aus, in denen es sich gegenwärtig stellt, und versuche dann, dessen Genealogie durchzuführen. Genealogie heißt, dass ich die Analyse von einer gegenwärtigen Frage aus betreibe."[291] In diesem Fall ist das Problem und die gegenwärtige Frage jene nach der Positivität und Akzeptanz der Praktiken der Profilierung und des Profils als Begriff und Konzept.

Wie ist eine derartige Genealogie aber theoretisch zu konzeptualisieren und zu operationalisieren? In Auseinandersetzung mit Nietzsche beschreibt Foucault Genealogie zunächst als „Erforschung der *Herkunft* und *Entstehung*"[292]. Wie schon beim Dispositiv-Konzept wird dabei davon ausgegangen, dass nicht Subjekte, sondern ein Zusammenspiel heterogener Elemente diese Herkunft und Entstehung verantworten: „Und das ist das, was ich die Genealogie nennen würde, das heißt eine Form von Geschichte, die der Konstitution der Wissensarten, der Diskurse, der Gegenstandsbereiche usw. Rechnung trägt, ohne sich auf ein Subjekt beziehen

---

tinuierlichen Brüchen aus, sondern versucht sich im Sinne von Foucaults Genealogie-Verständnis an einer „Beschreibung der Anfänge und Folgen" (Foucault, Michel (2009[1967]): Über verschiedene Arten, Geschichte zu schreiben. Gespräch mit R. Bellours. In: Defert, Daniel/ Ewald, Fançois/Gehring, Petra (Hg.): *Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 23-41, hier S. 35.) von Medien. Medien sind in diesem Konzept, wie bereits erläutert, gleichzeitig etwas Gewordenes, als auch etwas Konstituierendes.

289 | Vogl, Joseph (2008): Genealogie. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, S. 255-258, hier S. 255 (Herv. im Original).

290 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 43.

291 | Foucault, Michel (2005[1984]): Die Sorge um die Wahrheit. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 823-836, hier S. 831. Dreyfus und Rabinow schreiben dazu: „Dieser Ansatz beginnt in expliziter und selbstreflektierter Weise mit einer Diagnose der gegenwärtigen Situation. Ihre Gegenwartsorientierung ist eindeutig und unverhohlen." Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 148.

292 | Foucault, Michel (2001[1971]): Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II. 1970-1975*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 166-191, hier S. 178 (Herv. im Original).

zu müssen“.[293] Eine zentrale Grundannahme dabei ist, dass alles, auch das scheinbar Naturgegebene bzw. Ahistorische, eine Geschichte hat (gewissermaßen ein historizistisches Apriori, laut Foucault auch der ‚historische Sinn‘): „Der historische Sinn führt alles, was am Menschen als unsterblich galt, wieder dem Werden zu – und genau dies tut die *wirkliche Historie*.“[294] Wie Jospeh Vogl kommentiert, lässt sich „[d]emnach […] die Genealogie als eine Historisierung dessen begreifen, was bisher keine Geschichte hatte, was nicht oder schwer historisierbar erschien“.[295] Bei dieser Historisierung vermeidet die Genealogie, die sich laut Foucault einer „wirkliche[n] Historie“[296] verpflichtet, im Unterschied zu ihr zeitgenössischen Geschichtsschreibungsmodellen eine Einordnung der aufgefundenen Elemente in eine übergeordnete, epochale oder sogar ahistorische Kontinuität und schlägt stattdessen eine Beschreibung der jeweiligen historisch spezifischen Machtbeziehungen vor:

> Die wirkliche Historie verkehrt das übliche Verhältnis zwischen dem Eintritt des Ereignisses und der kontinuierlichen Notwendigkeit. […] Die Kräfte, die in der Geschichte am Werk sind, gehorchen weder einer Bestimmung noch einer Mechanik, sondern nur den Zufällen des Kampfes. Sie manifestieren sich nicht als sukzessive Ausprägungen einer ursprünglichen Absicht und nehmen auch nicht die Gestalt von Ergebnissen an, sondern erscheinen stets nur als das einzigartige Zufällige des Ereignisses.[297]

Auf den ersten Blick steht dieser, auch von Fink-Eitel konstatierte, „Verzicht auf finale oder teleologische Annahmen“[298] im Widerspruch, sowohl zur einer Geschichte der Gegenwart (in der die Gegenwart das Telos wäre), als auch der oben erwähnten inneren Teleologie des Dispositivs, das immer auf ein im Notstand angelegtes Ziel hin sich etabliert. Was Foucault hier jedoch zu meinen scheint, ist, dass die durch die Genealogie rekonstruierten Elemente, Zusammenhänge und Ereignisse sich nicht aus einer immanenten Logik heraus auf eine bestimmte Weise entwickelt haben, die von Vornherein absehbar gewesen wäre. Die Genealogie eines Dispositivs, um nochmals mit Fink-Eitel zu sprechen, geht davon aus, dass sich die Sachverhalte „in ihrer einmaligen Faktizität“[299] durch die Umstände der historischen und dabei zwar retrospektiv nachvollziehbaren aber für sich kontingenten Bedingungen ergeben haben. In den verschiedenen Stufen des Entstehungsprozesses ist der jeweilige Fortgang also nicht angelegt und bei der retrospektiven Beschreibung immer in seiner Kontingenz zu begreifen. Die Herkunft gegenwärtiger Sachverhalte ist demnach auch und insbesondere in den unvorhersehbaren und unwahrscheinlichen Beziehungen und Entwicklungen aufzusuchen. Eine derartige Annahme verbietet zudem die Frage nach einem singulären Ursprung – insofern muss, wie

---

293 | Foucault, Michel (2003[1977]a): Gespräch mit Michel Foucault. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 186-213, hier S. 195.
294 | Foucault (2001[1971]): Nietzsche, die Genealogie, die Historie, S. 179 (Herv. im Original).
295 | Vogl (2008): Genealogie, S. 255.
296 | Foucault (2001[1971]): Nietzsche, die Genealogie, die Historie, S. 179.
297 | Ebd., S. 180.
298 | Fink-Eitel (1989): *Foucault zur Einführung*, S. 67.
299 | Ebd.

oben bereits erwähnt, auch die Urgence multifaktoriell veranschlagt werden – bei gleichzeitiger Anerkennung von Kausalität:

> Es geht um die Schaffung eines Netzes, welches diese Singularität da als einen Effekt verständlich macht: daher müssen die Beziehungen vervielfältigt werden, müssen die verschiedenen Typen von Beziehungen, die verschiedenen Verkettungsnotwendigkeiten differenziert werden, müssen die Interaktionen und die zirkulären Aktionen entziffert werden, müssen heterogene Prozesse in ihrer Überlagerung betrachtet werden. Also ist einer solchen Analyse nichts fremder als die Verwerfung der Kausalität. Aber es geht nicht darum, verschiedene Phänomene auf eine Ursache zurückzuführen, sondern darum, eine singuläre Positivität gerade in ihrer Singularität einsichtig zu machen.[300]

Es geht bei der Genealogie also darum, „die Erscheinungsbedingungen einer Singularität in vielfältigen bestimmenden Elementen ausfindig zu machen und sie nicht als deren Produkt sondern als deren Effekt erscheinen zu lassen“.[301] Dieses „komplizierte Netz der Herkunft auf[zu]dröseln“[302] ist dabei sowohl als strukturanalytische, als auch als interpretative Arbeit zu verstehen.

Dies ist insofern erläuterungsbedürftig, als Dreyfus und Rabinow Foucaults Verfahren entsprechend des Titels ihres gemeinsamen Buches jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik – und man müsste hinzufügen: jenseits der (klassischen) Phänomenologie[303] – verorten. Den beiden Kommentatoren zu Folge ist Foucaults Archäologie zunächst noch eher strukturalistisch[304] geprägt, da sie sich der reinen Beschreibung bzw. Analytik[305] diskursiver (und in

---

300 | Foucault (1992[1978]): *Was ist Kritik?*, S. 37.

301 | Ebd.

302 | Foucault (2001[1971]): Nietzsche, die Genealogie, die Historie, S. 172.

303 | Dreyfus und Rabinow schreiben selbst in diesem Sinne: „Um Foucaults Stellung auszumachen, ist es wichtig sich zu vergegenwärtigen, daß sich die Wissenschaften vom Menschen in den letzten zwei Jahrzehnten in zwei extreme methodologische Reaktionen auf die Phänomenologie gespalten haben, die beide die kantische Subjekt/Objekt-Trennung geerbt haben, sie aber zu transzendieren suchen. Beide Ansätze versuchen, die husserlsche Konzeption eines bedeutungsstiftenden transzendentalen Subjekts zu eliminieren. Der strukturalistische Ansatz versucht durch Auffinden objektiver Gesetze, die jede menschliche Tätigkeit beherrschen, sowohl ohne Bedeutung als auch ohne Subjekt auszukommen. Die entgegengesetzte Position, die wir unter die allgemeinen Bezeichnung Hermeneutik stellen, läßt von dem phänomenologischen Versuch, den Menschen als bedeutungsstiftendes *Subjekt* zu verstehen, nicht aber von der Bedeutung als solcher, die sie jetzt in den gesellschaftlichen Praktiken und literarischen Texten, den die Menschen herstellen, ansiedelt. Um Foucaults Bewegung in diesem Dreieck zu vermessen, heißt es alle drei Positionen festzumachen: Strukturalismus, Phänomenologie und Hermeneutik.“ (Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 16 (Herv. im Original)).

304 | Bereits mit der Archäologie ist Foucault laut Dreyfus und Rabinow jenseits des Strukturalismus: „Foucault faßt diese wichtigen Unterschiede in der Behauptung zusammen, daß der Strukturalist Möglichkeiten untersucht, während der Archäologe nach Existenz fragt.“ (ebd., S. 80; siehe auch S. 79f.).

305 | „Wir können schließen, daß es zwar Gründe gibt, die Methode des Archäologen als *Analyse* zu bezeichnen, weil sie mit ‚Elementen‘ und ‚Regeln‘ zu tun hat, aber diese Form der Analyse hat wenig gemein mit der klassischen Mathesis oder deren modernen strukturalistischen Abkömmlingen und Variationen. Tatsächlich wäre diese Methode der Zerlegung in eher kontextabhängige Aussagekategorien und deren kontextabhängige Transformationen denn in atomistische Elemente und abstrahierbare Formationsregeln besser, mit Kant, als *Analytik* bezeichnet, da sie die apriorischen Möglichkeitsbedin-

Dreyfus‘ und Rabinows Lesart der Archäologie des Wissens als autonom konzeptualisierter[306]) Formationssysteme annimmt und sich jeglicher Frage nach einer Bedeutung und somit auch jeglicher Interpretation enthält[307] (insofern: tendenziell diesseits von Strukturalismus; jenseits von Hermeneutik). Mit der Genealogie verabschiedet er dann einige Aspekte der Archäologie und somit auch der mehr oder weniger strukturalistischen Rahmung: „Die archäologische Methode wird jedoch nicht verworfen. Foucault läßt nur ab von dem Bestreben, eine Theorie der regelgeleiteten Systeme diskursiver Praktiken zu erstellen. Archäologie dient als Technik der Genealogie.“[308] In seinem Vortrag *Was ist Kritik?* von 1978 beschreibt Foucault die Archäologie in diesem Sinne als Verfahren, das die Positivität eines bestimmten Wissens in den Blick nimmt und dabei „vom Faktum der Akzeptiertheit zum System der Akzeptabilität übergeht, welches als Spiel von Macht-Wissen analysiert wird“[309]. Dabei geht es ganz zentral um die Singularität der Positivität und die Entselbstverständlichung der Herstellung der Akzeptanz von Wissen durch diskursive Praktiken: „Um zu erfassen, was sie akzeptabel gemacht hat, muß man hervortreten lassen, daß das gerade nicht selbstverständlich war, daß es durch kein Apriori vorgeschrieben war, daß es in keiner altehrwürdigen Tradition festgeschrieben war.“[310] Eine derartige „Ereignishaftmachung“[311] von akzeptiertem Wissen durch die Archäologie kann somit als eine Möglichkeitsbedingung für dessen Historisierung verstanden werden.[312] Foucault begibt sich dann insofern jenseits strukturalistischer Fragestellungen, als er seine archäologischen Befunde nutzt, um „genealogischen Fragen aufzuwerfen: Wie werden diese Diskurse gebraucht? Welche Rolle spielen sie in der Gesellschaft?“[313]. Dem archäolo-

---

gungen der in jeder spezifischen Disziplin, den Strukturalismus eingeschlossen, praktizierten Analyse auszumachen sucht.“ (Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 81 (Herv. im Original)).

306 | Siehe kritisch dazu die Ausführungen in Kapitel 2.1 sowie Sarasin (2012): *Michel Foucault zur Einführung*, S. 115: „Man versteht den Foucault der *Archäologie* grundsätzlich falsch, wenn man behauptet, er ziehe sich auf die Analyse von ‚autonomen‘ Diskursen zurück“ (Herv. im Original).

307 | Laut Dreyfus und Rabinow ist dieser Anspruch jedoch systematisch zum Scheitern verurteilt: „Das gesamte Unternehmen beruht wie die Phänomenologie auf dem Begriff der reinen Beschreibung. Dies aber wirft eine letzte und schließlich unüberwindliche Reihe von Problemen auf für den, der die Behauptungen der *Archäologie des Wissens* beurteilen will. Ist eine reine Beschreibung möglich? Geht in die Auswahl deskriptiver Kategorien keine Interpretation ein? Müssen wir nicht fragen können: sind diese Beschreibungen richtig oder entstellt? Führt das aber nicht wieder die Wahrheit ein? […] Dieselben Puzzles ergeben sich hinsichtlich der Bedeutung. Der Archäologe behauptet, nicht innerhalb eines Intelligibilitäts-Horizonts zu sprechen. Über seine eigene Arbeit sagt Foucault: ‚Man versucht, jenen weißen Raum zu definieren, von dem aus ich spreche und der langsam Form in einem Diskurs annimmt, den ich als noch so schwach und unbestimmt empfinde‘. […] Wenn aber der Archäologe außerhalb jeglichen Intelligibilitäts-Horizonts spricht, wie kann sein Diskurs dann überhaupt Bedeutung haben?“ (Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 111f. (Herv. im Original)).

308 | Ebd., S. 21f.

309 | Foucault (1992[1978]): *Was ist Kritik?*, S. 34.

310 | Ebd., S. 34f.

311 | Ebd., S. 31.

312 | Dreyfus und Rabinow sprechen am konkreten Beispiel der Humanwissenschaften auch davon, dass die Archäologie dazu dient, „den seriösen Diskurs der Humanwissenschaften fremd und unvertraut zu machen“ (Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 22).

313 | Ebd.

gisch aufgefundenen „Diskursobjekt“[314], wie Dreyfus und Rabinow es bezeichnen, wird somit eine bestimmte Art von Bedeutung unterstellt und zu plausibilisieren versucht, indem das, was die Analytik zu Tage gefördert hat, interpretiert wird. Vor diesem Hintergrund verstehen Dreyfus und Rabinow Foucaults Ansatz ab Mitte der 1970er Jahre als „eine pragmatisch ausgerichtete historische Interpretation“[315], die sie ‚interpretative Analytik‘ nennen und die „weder eine Übereinstimmung mit den den Akteuren gemeinsamen Alltagsbedeutungen, noch – in irgendeinem einfachen Sinn – die Enthüllung der den Praktiken innewohnenden Bedeutung [beansprucht]. In diesem Sinne ist Foucaults Methode interpretativ, aber nicht hermeneutisch“[316]. Es geht also nicht darum, eine bzw. die tief vergrabene Bedeutung oder gar Wahrheit zu bergen, sondern das vorfindliche Material aus einer bestimmten Perspektive heraus als die „organisierenden Tendenzen unserer Kultur“[317] zu interpretieren und diese Interpretationen zu plausibilisieren. Im Sinne der ‚wirklichen Historie‘ hat Genealogie „keine Angst, ein perspektivisches Wissen zu sein“[318] und ist insofern immer ein situiertes bzw. zu situierendes Verfahren.[319] Dreyfus und Rabinow kommentieren, dass „[i]nterpretatives Verstehen nur von jemandem erzielt werden [kann], der die Betroffenheit des Akteurs teilt und sich zugleich davon distanziert“[320] und Foucault gerade deswegen „in der Lage [ist], unsere gegenwärtige Situation zu diagnostizieren, weil auch er sie teilt. Seine pragmatisch orientierten Berichte bieten Innenansichten“[321].

Im Hinblick auf das Konzept des Profils hat diese Involviertheit der Herangehensweise in den Untersuchungsgegenstand selbst eine besondere Brisanz. Denn wenn Foucault schreibt, es ginge bei der Genealogie darum, „die vielfältigen subtilen, einzigartigen, subindividuellen Merkmale aufzuspüren, die sich darin kreuzen und ein schwer zu entwirrendes Netz bilden“ und „die verschiedenen Merkmale auszubreiten und zu sortieren“[322], was beschreibt er dann anderes, als seinen Gegenstand durch einen Profilierungsprozess hervorzubringen? Über die thematische und personale Involviertheit des Genealogen bzw. der Genealogin hinaus, scheint das Verfahren also selbst mit dem Gegenstand auf einer eher epistemologischen Ebene auf komplexe Weise verbunden. Sehr deutlich wird dies auch in einem Kommentar Sarasins zur Archäologie:

---

314 | Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 22.
315 | Ebd., S. 150.
316 | Ebd., S. 154. An anderer Stelle bei Dreyfus und Rabinow (S. 215) heißt es zudem: „Die interpretative Analytik meidet die Fallen von Strukturalismus und Hermeneutik, indem sie menschliche Ernsthaftigkeit und Bedeutung analysiert ohne einer Theorie oder einer tiefen verborgenen Bedeutung zu bedürfen“.
317 | Ebd., S. 236.
318 | Foucault (2001[1971]): Nietzsche, die Genealogie, die Historie, S. 182.
319 | Damit verabschiedet Foucault auch seinen vormaligen Anspruch „jenen weißen Raum zu definieren, von dem aus ich spreche“ (Foucault (1981[1969]): *Archäologie des Wissens*, S. 30.).
320 | Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 154.
321 | Ebd., S. 236.
322 | Foucault (2001[1971]): Nietzsche, die Genealogie, die Historie, S. 171f.

> [E]ine größere Sicherheit als die Gewissheit plausibler *pattern recognition* kann es [in der Diskursanalyse] nicht geben. Das ist ein Verfahren, welches den traditionellen Geisteswissenschaften fremd ist – nicht zufällig aber ähnelt es statistischen, klassifikatorischen oder vergleichenden Methoden in den Sozial- und vor allem den Naturwissenschaften, die nicht nach ‚Sinn' fragen können, sondern nach letztlich mathematisch formulierbaren ‚Algorithmen' suchen müssen, die komplexe Muster und Gestalten in der Natur erzeugen.[323]

Diese Perspektive rückt das angestrebte Verfahren in die Nähe von Klassifikationen, Typologisierungen und Data Mining-Verfahren, die wiederum eng mit aktuellen Profilierungspraktiken zusammenhängen. Hier könnte man – gewissermaßen im Sinne einer epistemischen Faltung – diskurstheoretisch Diskurstheorie und im Anschluss daran auch Dispositivtheorie und Genealogie innerhalb eines Profilierungs-Dispositivs verorten und auch die Praktiken der Wissensproduktion innerhalb dieser Arbeit mit jenen in Beziehung setzen, die sie herausarbeiten möchte. Kurz: Es geht gewissermaßen darum, das Konzept des Profils zu profilieren. Insofern bestätigt sich die Einschätzung von Dreyfus und Rabinow hier recht unmittelbar: „Wer interpretative Analytik praktiziert, bemerkt, daß ihn selbst erzeugt hat, was er untersucht; folglich kann er niemals außerhalb davon stehen."[324] Und an anderer Stelle: „Weit entfernt davon, außerhalb jeglichen Kontexts zu stehen, wird der Wissende durch die Praktiken, die er zu analysieren trachtet, selber produziert."[325]

Über diese theoretischen Verquickungen hinaus (und teils auch im Anschluss daran) wirft die Theorie auch Fragen nach ihrer praktischen Umsetzung auf. Wie, mit welchen Vorannahmen und auf Grundlage welcher Materialien soll eine derartige Interpretation durchgeführt werden, ohne sich dem Vorwurf aussetzen zu müssen, nichts als eine „Sache persönlicher Vorlieben [zu] sein"[326]? Doch welche methodischen Anleitungen gibt Foucault überhaupt dazu? Petra Gehring stellt im Nachwort zu der von ihr herausgegebenen Textsammlung *Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode* die Frage: „Hat Foucault nun aber eine Methode? Es ist zum Gemeinplatz geworden, diese Frage zu verneinen."[327] Foucault selbst schreibt: „Ich habe keine Methode, die ich unterschiedslos auf verschiedene Bereiche anwendete"[328] und auch Dreyfus und Rabinow betonen explizit, die interpretative Analytik sei „keine allgemeine Methode"[329]. Gehring insistiert jedoch zu Recht darauf, dass Foucaults Vorgehen zwar nicht als Methode, wohl aber als ein spezifisches und sorgfältiges Verfahren[330] zu bewerten ist, dessen

---

323 | Sarasin (2012): *Michel Foucault zur Einführung*, S. 113 (Herv. im Original).
324 | Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 34.
325 | Ebd., S. 197.
326 | Ebd., S. 232.
327 | Gehring (2009): Foucaults Verfahren, S. 376.
328 | Foucault, Michel (2003[1977]c): Macht und Wissen. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 515-534, hier S. 521.
329 | Dreyfus/Rabinow (1987): *Michel Foucault*, S. 154.
330 | „Verfahren ist", so Gehring, „dasjenige Vorgehen, das nicht (oder nur zu missverständnisträchtigen Teilen) auf vorweg angebbaren Regeln beruht, sondern sich - allein faktisch, technisch oder praktisch kunstvoll den wichtigeren Teil seiner Regeln erst unterwegs erfindet, gleichwohl aber aus Erfah-

„Formen und Grenzen […] methodisch ernst [zu] nehmen“[331] sind. Dieses Verfahren ist jedoch erstens von Foucault selbst kaum expliziert worden[332] und ihm zufolge zweitens den Bedürfnissen eines jeden Gegenstandes gemäß anzupassen. Man muss es also gewissermaßen zunächst aus Foucaults eigenen Arbeiten bergen, im Hinblick auf deren Gegenstände und Fragestellungen relativieren und anschließend den Anforderungen der eigenen Arbeit entsprechend gleichsam imitieren. Dabei fordert Gehring Präzision ein: „wer mit Foucault arbeiten will, darf nicht bloß ‚irgendwie‘ Gefühltes nachahmen. Er oder sie muss nachlesen, und zwar bei Foucault selbst“[333]. Während sie im Hinblick auf die Archäologie oder Diskursanalysen im Allgemeinen auf der ‚Anordnungsebene‘, also der Frage danach, wie man mit dem Material verfährt, noch einige explizite Hinweise bei Foucault ausmacht, bewertet sie die ‚Erschließungsebene‘, also jene, auf der das Material aufgefunden, ausgewählt und bewertet wird, als sehr problematisch. Gerade auch Foucaults Aussage im Hinblick auf *Die Ordnung der Dinge* und *Die Geburt der Klinik*, „Man muss alles lesen, alle Institutionen und Praktiken kennen“[334], erhebt einen kaum einlösbaren Anspruch, den Gehring jedoch aufgreift und bekräftigt[335]. Für das hier angestrebte Projekt einer Mediengenealogie kann demgegenüber jedoch ein Zitat aus jener Zeit, in der sich Foucault der Genealogie und dem Dispositiv zuwendete, als Grundlage für einen weitaus pragmatischeren Anspruch in Anschlag gebracht werden:

> Wer eine *Periode* oder zumindest eine Institution im Verlaufe einer Periode untersuchen möchte, für den sind unter anderem zwei Regeln unbedingt erforderlich: die erschöpfende Behandlung des gesamten Materials und eine angemessene chronologische Einteilung der Untersuchung. Wer hingegen ein *Problem* untersuchen will, das zu einem bestimmten Zeitpunkt auftrat, muss anderen Regeln folgen: Auswahl des Materials nach Maßgabe der Gegebenheiten des Problems; Fokussierung der Analyse auf diejenigen Elemente, die zu seiner Lösung geeignet erscheinen; Herausarbeiten von Verbindungen, die diese Lösung möglich machen.[336]

---

rung um sein schlussendliches Gelingen weiß. Verfahren ähneln dem konstruierenden Vorgehen des Ingenieurs. Sie sind problemorientiert, richten sich auf die konkreten Gegebenheiten eines Gegenstandsfeldes jeweils neu ein und umschließen auch Selbstabweichungen wie die bastelnde Vorgehensweise des Surrealismus.“ (Gehring (2009): Foucaults Verfahren, S. 381f.).

331 | Ebd., S. 383.

332 | Gehring schreibt dazu: „Der Kontrast zwischen der Imposanz der Texte und vorenthaltenem Herstellungswissen sorgt für Unmut. Eine Methode, nach der man fragt, weil man annimmt, dass sie vorhanden sei und endlich deklariert werden sollte, ist freilich alles andere als eine fehlende Methode.“ (ebd., S. 380). Auch Dreyfus und Rabinow konstatieren: „Diese Untersuchung kennt ihre eigenen Strengeforderungen, aber bislang hat Foucault sich darüber ziemlich ausgeschwiegen.“ (Dreyfus/Rabinow(1987): *Michel Foucault*, S. 233).

333 | Gehring (2009): Foucaults Verfahren, S. 383.

334 | Foucault, Michel (2001[1966]): Michel Foucault, „Die Ordnung der Dinge“ (Gespräch mit R. Bellour). In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band I. 1954-1969*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 644-652, hier S. 646.

335 | Vgl. Gehring (2009): Foucaults Verfahren, S. 384f.

336 | Foucault, Michel (2005[1980/1977]): Der Staub und die Wolke. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 12-25, hier S. 16f. (Herv. im Original). Auch Bührmann/Schneider schreiben, wie oben bereits zitiert, in dieser Hinsicht, wenn auch theoretisch/methodisch auf einer anderen Ebene: „Fragen

Foucault grenzt sich hier explizit selbst von seinen eigenen vormaligen Ansprüchen ab, um für sein neues Anliegen der Problematisierung andere Kriterien einzufordern. Wie bereits erwähnt, soll es in der vorliegenden Arbeit eben um eine solche Problematisierung des Profils gehen, weshalb sich auch die methodischen bzw. verfahrenstechnischen Ansprüche entsprechend verschieben.[337]

wie z. B., ob eine Dispositivanalyse jemals ‚vollständig' – weil das komplette Dispositiv erfassend – leistbar sei, führen allerdings genauso ins Leere wie der Versuch, ‚den Diskurs' komplett erfassen zu wollen." (Bührmann/Schneider (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 110f.).

337 | Der Prozess der Auswahl des Materials ergab sich in erster Instanz durch die gewählten Praktiken der Auffindung. Dabei wurde zunächst von der oben skizzierten Begriffsgeschichte und der im folgenden Kapitel skizzierten ‚Bestandsaufnahme' zu gegenwärtigen Profilierungspraktiken ausgegangen, um von dort aus Quellen aufzutun, die Beschreibungen der mit den Profilen verbundenen Praktiken, Technologien und Institutionen bereithielten. Vornehmlich stellen sich die aufgefundenen Quellen als Texte, Tabellen und Abbildungen dar. Dabei handelt es sich sowohl um Primärquellen, als auch um Sekundärquellen, sowie bestehende Interpretationen, wie beispielsweise Arbeiten von Foucault selbst. Die verschiedenen Quellentypen stehen dabei oftmals komplementär zueinander, insofern beispielsweise Primärquellen als Diskursfragmente bzw. Elemente des Dispositivs oder seiner Anfänge und Herkünfte fungieren während Sekundärquellen – selbstverständlich ihrerseits diskursiv geprägt – bereits interpretative Aufschlüsse z. B. über Relationierungen verschiedener Elemente erlauben.

3. Genealogie des Profilierungs-Dispositivs

> Die durch das Profiling nahegelegte ökonomische Subjektivierung, [sic!] kann als Resultat eines historisch-gesellschaftlichen Prozesses und gesellschaftlicher Machtverhältnisse verstanden werden.
>
> RAMÓN REICHERT

Wenn wir uns nun – endlich – an die Rekonstruktion eines Profilierungs-Dispositivs wagen, ist zunächst nochmals darauf hinzuweisen, dass dabei Foucaults Arbeiten sowohl auf der theoretisch-methodologischen Ebene, als auch auf der Ebene der untersuchten Gegenstände bzw. seiner analytischen Befunde, mit diesem Vorhaben verquickt sind. Ein längeres Zitat, in dem Foucault seine Arbeit retrospektiv beschreibt, soll den Ausgangspunkt bieten, um dies zu verdeutlichen:

> Meine Absicht war es vielmehr, eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden. Meine Arbeit befaßte sich darum mit drei Weisen der Objektivierung, die Menschen in Subjekte verwandeln. Zunächst waren da die Untersuchungsverfahren, die sich den Status von Wissenschaften zu geben versuchen; ich denke zum Beispiel an die Objektivierung des sprechenden Subjekts in der Allgemeinen Grammatik, in der Philologie und in der Linguistik. Oder etwa die Objektivierung des produktiven Subjekts, des Subjekts, das arbeitet, in der Analyse der Reichtümer und der Ökonomie. Oder, drittes Beispiel, die Objektivierung der puren Tatsache des Lebens in der Naturgeschichte oder Biologie. Im zweiten Abschnitt meines Arbeitens habe ich die Objektivierung des Subjekts durch das, was ich „Teilungspraktiken“ nennen werde, untersucht. Das Subjekt ist entweder in seinem Inneren geteilt oder von den anderen abgeteilt. Dieser Vorgang macht aus ihm einen Gegenstand. Die Aufteilung in Verrückte und geistig Normale, in Kranke und Gesunde, in Kriminelle und „anständige Jungs“ illustriert dies. Schließlich habe ich versucht, die Art und Weise, in der ein Mensch sich selber in ein Subjekt verwandelt, zu untersuchen. Als Beispiel habe ich den Bereich der Sexualität gewählt: wie der Mensch gelernt hat, sich als Subjekt einer Sexualität zu erkennen. Nicht die Macht, sondern das Subjekt ist deshalb das allgemeine Thema meiner Forschung.[338]

338 | Foucault, Michel (1987[1982]): Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Athenäum, S. 243-250, hier S. 243.

Auf der theoretisch-methodologischen Ebene spricht Foucault hier erneut die Ebene des Wissens und der Diskurse, jene der Praktiken, Machtkonstellationen sowie jene der Selbsttechniken an und greift damit zentrale analytische Ansatzpunkte des Dispositiv-Konzepts wieder auf. Das hier verfolgte Vorhaben ist also, es wurde bereits angedeutet, gewissermaßen eine Wiederaufnahme Foucault'scher Forschung in Bezug auf Fragestellungen und Verfahren.

Gleichzeitig scheint gerade die Rekonstruktion eines Profilierungs-Dispositivs eine inhaltliche Leerstelle in Foucaults historischen Analysen füllen zu können. Denn das Konzept des Profils und Praktiken der Profilierung, so die These, sind in vielem von dem, was Foucault im Rückblick auf seine Arbeit wichtig herausstellt, von zentraler Relevanz, ohne explizit thematisiert zu werden. Wenn Foucault nach Objektivierungsweisen sucht, ‚die Menschen in Subjekte verwandeln', die Geschichte von ‚Verfahren entwirft, durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden', so kann das Profil-Konzept auf jeder der drei von ihm genannten Ebenen wiedergefunden werden. Auf der diskursiven Ebene ist es als spezifische objektivierende Formatierung von Wissen über Menschen zu verstehen, die einen bestimmten Modus konstituiert, Subjektivität herzustellen. Auf der Ebene der Praktiken ist die Profilierung per se eine differenzierende Objektivierung, die Menschen als Subjekt formatiert. Profile fragmentieren das Subjekt nach innen anhand von Merkmalen und nach außen in Form der merkmalsbezogenen Gruppeneinteilung. Auf der Ebene der Selbsttechnologien schließlich sind gerade das Profil und die Profilierung prominente Techniken, um sich zu sich selbst in ein Verhältnis zu setzen und anschließend oder bereits durch die Konstruktion des eigenen Profils das eigene Selbst zu konstituieren und auf sich selbst einzuwirken. Foucault liefert hier also sowohl ein Vorbild für die Theorie und das Verfahren, als auch eine historische Analyse, die vom hier verfolgten Vorhaben um die Frage nach dem Profil ergänzt wird und gleichzeitig als Material dienen kann.

Um der Genealogie des Profilierungs-Dispositivs näher zu kommen, werden die in Kapitel 1.3 am Beispiel Facebook herausgearbeiteten Aspekte als Ausgangspunkte für weitergehende ‚Tiefenbohrungen' dienen. Dabei ist im Rahmen der oben skizzierten Mediengenealogie zu fragen, welche spezifischen Konstellationen aus Diskursen, Praktiken, Materialitäten, Institutionen und damit einhergehender Subjektkonzepte als Möglichkeitsbedingungen, Herkünfte und Anfänge für das Profilierungs-Dispositiv und seine Selbstverdatungsmaschinen plausibel gemacht werden können. Anders als in der einleitenden Begriffsgeschichte (s. Kapitel 1.1) werden dabei nicht nur und nicht einmal in erster Linie Phänomene und Sachverhalte in den Blick genommen, die explizit mit dem Profil-Begriff bezeichnet wurden und werden, sondern solche, die sich – wenn auch unter gänzlich anderen Begriffen und in anderen semantischen Feldern – konzeptionell in die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs eingliedern lassen.

Da der Versuch der historisierenden Darstellung einer relationalen Struktur in einem linearen Text eine immanente Problematik aufweist, sind die folgenden Kapitel nicht als trennscharfe Einzelbetrachtungen zu verstehen, sondern als unterschiedliche analytische Perspektiven auf teils dieselben Gegenstände und Zusammenhänge. Inhaltlichen Zusammenhängen und je unterschiedlich gewählten thematischen Clusterungen und Fragestellungen wird der Vorzug

vor einer systematischen und chronologischen Darstellung gegeben. Gewissermaßen werden aus verschiedenen Blickwinkeln und mit je eigenen Schwerpunkten und Darstellungslogiken innerhalb der Ensembles aus Diskursen, Praktiken, Materialitäten, Institutionen und Subjektkonzepten unterschiedliche Erzählungen über teils identische Phänomene innerhalb desselben diegetischen Raumes erzählt, um zusammen eine Geschichte (unter anderen möglichen) zu konstituieren. Für die folgenden Unterkapitel dienen die aus der Bestandsaufnahme in Kapitel 1.3 ableitbaren genealogischen Linien des *Registrierens*, *Erhebens*, *Auswertens und Einordnens*, des *Auffindens und Authentifizierens*, des *(Re-)Präsentierens*, sowie des *Anpassens* als Strukturierung der Darstellung.

3.1 REGISTRIEREN

> Ich glaube, die Individualität ist heute vollständig von der Macht kontrolliert, und ich glaube, dass wir im Grunde durch die Macht selbst individualisiert sind. Anders gesagt glaube ich ganz und gar nicht, dass die Individualisierung in einem Gegensatz zur Macht steht; ich würde vielmehr im Gegenteil sagen, dass unsere Individualität, die vorgeschriebene Identität eines jeden, Effekt und Instrument der Macht ist, und was die Macht am meisten fürchtet, ist die Kraft und die Gewalt von Gruppen. Sie versucht, sie durch Techniken der Individualisierung zu neutralisieren, die bereits im 17. Jahrhundert mit der Hierarchisierung in den Schulen und im 18. Jahrhundert durch Register von Personenbeschreibungen und Anschriftenänderungen aufkommen.
>
> MICHEL FOUCAULT

Laut Cornelia Vismann sind Register „Referenz- und Verweisungssysteme für Datenbanken (Thesauren). Sie sind die Adressen, die räumlich getrennte Schriftstücke, archivierte ebenso wie versendete, mit der Ordnung im Symbolischen verschalten“.[339] Register sind also als Dokumentation von Dokumenten bzw. als geordnete Zusammenfassung von Verweisen auf Dokumente zu konzeptualisieren. Im Hinblick auf Profile können Register erstens als übergeordnete Struktur verstanden werden, in die sie eingeordnet werden. Im Fall von Facebook ist die Registrierung beispielsweise der erste offensichtliche Schritt der Profilierung und kann dem-

339 | Vismann, Cornelia (2000): *Akten. Medientechnik und Recht*. Frankfurt am Main: Fischer, S. 135.

entsprechend als eine Eingliederung in einen Verwaltungs- und Verweiszusammenhang mittels des Anlegens eines Profils verstanden werden. Zweitens ist das Profil selbst als Instrument der Registrierung zu modellieren, insofern es Merkmale und eben auch Dokumente zusammenstellt und Ereignisse und Verhalten registriert. Denn das Konzept der Registrierung findet auch dort Anwendung, wo die NutzerInnen nicht sich selbst im Sinne einer expliziten Eintragung in ein Register registrieren, sondern die eigenen Handlungen durch andere registriert werden. Bei Facebook geschieht dies z. B. wenn Suchanfragen gestellt oder ‚Gefällt mir'-Buttons geklickt werden. Weitere Beispiele sind die registrierten Käufe bei Amazon, die zum Zweck der Produktempfehlungen erfasst werden oder die Spielhandlungen in Computerspielen wie *World of Warcraft*[340], die das Charakterprofil verändern. In diesem Sinne ist das Konzept der Registrierung als automatisierte Aufzeichnung von Daten und Metadaten vielen computerbasierten Implementierungen des Profil-Konzepts immanent. Doch welche Herkünfte und Anfänge haben Registrierungspraktiken? Auf welchen diskursiven Vorannahmen setzen sie auf, welche Medientechnologien liegen ihnen zugrunde bzw. werden von ihnen eingefordert, in welchen sozioökonomischen Konstellationen sind sie entstanden und welcher Art sind die mit ihnen verbundenen Subjektpositionen? Im Sinne der oben skizzierten Archäologie im Dienste einer Genealogie, gilt es zunächst, das Konzept des Eintragens von Daten über Individuen bzw. ‚Selbste' in Registraturen zu entselbstverständlichen und zu historisieren.

Akten, Register und Formulare

Cornelia Vismanns Geschichte der Akte als juristisch-bürokratische Medientechnik beginnt im antiken Griechenland, verortet die erste Hochzeit der Aktenführung jedoch im Imperium Romanum.[341] Dort werden Akten in ein Dispositiv des Protokollierens eingebunden: „Eine Handlung wird protokolliert, Protokolle ihrerseits in Akten zusammengefasst. Eine Akte selbst ist ihrer Anlage nach nichts anderes als ihr eigenes Protokoll. Sie enthält selbst ihren Verlauf, ist ihre eigene Mitschrift."[342] Akten dienen in diesem Zusammenhang der Dokumentation und potenziell rechtskräftigen Reaktualisierung von juristisch oder administrativ relevanten Handlungen z. B. Senatsverhandlungen. Dauerhaft rechtkräftig ist somit nur, was in Akten verzeichnet ist. Die Ablage der Akten ist dabei im antiken Rom auf eine zentralisierte Akkumulation ausgelegt, in der sich Akten im Lauf der Zeit ‚aufschichten' und eine Bürokratie zu ihrer Verwaltung erfordern.[343] Mit dem Zusammenbruch des römischen Imperiums geht laut Vismann auch eine temporäre Marginalisierung der Akten zugunsten der Urkunden einher, die jedoch um 1200 in eine Renaissance der Aktenführung zurückschlägt.[344] In diesem Kontext verortet sie das Aufkommen aktenbezogener Registrierungspraktiken. Zunächst fallen Akten und Register noch insofern zusammen, als „Speicher und Wiederauffindungssystem in einem" vor-

340 | *World of Warcraft* (2004-2016, Blizzard, USA)
341 | Vgl. Vismann (2000): *Akten*, S. 77f.
342 | Ebd., S. 87.
343 | Vgl. ebd., S. 92ff.
344 | Vgl. ebd., S. 127ff.

liegen, die Akten also, wie oben bereits gesagt, Protokoll ihrer selbst sind bzw. „sich selbst als Ablauf“ enthalten.[345] Eine derartige Kombination aus Speicher und Selbstprotokoll findet sich auch in vielen Profilen, sofern sie eine diachrone ‚Ausdehnung‘ besitzen. Neben Lebensläufen fallen darunter auch Kundenprofile z. B. bei Amazon oder auch die Timeline bei Facebook. Auch diese Profile sind, was Vismann als ‚Akten-Register‘ beschreibt: „täglich sich fortschreibende Einträge über Getanes und Geschehenes“.[346] Register und Registrierungspraktiken sind also insofern wichtige Elemente bzw. Möglichkeitsbedingungen des Profilierungs-Dispositivs, als sie erstens Selbstverdatungsmaschinen im Sinne von Medientechniken, die sich selbst bzw. automatisiert Selbste verdaten, ins Werk setzen. Zweitens betreffen Registrierungspraktiken und -techniken das Eintragen in eine bestehende Ordnungsstruktur, das für das Profilierungs-Dispositiv insofern eine Möglichkeitsbedingung darstellt, als dass es als ein zentrales Konzept zur Herstellung und Auffindung eines zurechenbaren Subjekts zu verstehen ist, ohne das viele Profilierungspraktiken keinen konsistenten Bezug zwischen Merkmalen bzw. Daten und dem durch sie beschriebenen Subjekt herstellen könnten.

Im Sinne der Genealogie gilt es nun, die weiteren Transformationen ausgehend von diesen Herkünften und Anfängen nachzuzeichnen. Das von Vismann in den Blick genommene staatliche Register ist eine spezifische und zunächst im Medium der Schrift vollzogene Aufschreibungstechnik, die sich u. a. dadurch auszeichnet, dass sie eine mehr oder weniger strikte Formatierung der dokumentierten Inhalte vornimmt. Für bestimmte Arten von Informationen, z. B. Datumsangaben oder Namen, sind bereits in frühen Akten und Registern bestimmte Felder vorgesehen: „Die räumliche Lage der Einträge nutzt die implizite Informationsübermittlung von Stellenwertsystemen. So gibt die Anordnung bereits bestimmte illokutionäre Umstände an, ohne dass sie eigens benannt werden müssten. Kürzer ausgedrückt: Platzverschwendung erspart Schreibarbeit.“[347] Rudimentär ist diese Formatierung bereits in frühneuzeitlichen und sehr deutlich in Kirchenbüchern aus dem frühen 18. Jahrhundert zu erkennen:

Abbildung 16: Kirchenbücher von Gröben (1578) und von Daisbach (1722)

345 | Vismann (2000): *Akten*, S. 135.
346 | Ebd.
347 | Ebd., S. 140.

Diese ‚Platzverschwendung' ist laut Vismann jedoch nur durch die günstige Verfügbarkeit von Papier als materieller Schreibgrundlage pragmatisch umsetzbar:

> Mit Registern setzt eine Ökonomie des Schreibens ein, die seither für Verwaltungen von Schriftgut unverzichtbar ist. Ein Blatt Papier, leichter beschreibbar und billiger als Pergament, unterliegt nicht dem Gebot maximaler Ausnutzung des Beschreibstoffs bei der Registereintragung. Es muss nicht vollständig, nicht einmal auf Vorder- und Rückseite beschrieben werden und ermöglicht darum ein Layout, das den Verwaltungsablauf topographisch in der Schriftverteilung beim Registrieren wiedergibt.[348]

Die spezifische Wissensökonomie der Formulare, die z. B. James Beniger im Rahmen seiner Rekonstruktion der *Control Revolution* als Rationalisierung innerhalb bürokratischer Abläufe versteht,[349] ist also nur innerhalb einer spezifischen materiellen Ökonomie möglich – ein Umstand, der auch für Profile und ihre Formatierung in ‚Merkmal' und ‚Ausprägung' relevant ist. Was die handschriftlich geführten Register des Hochmittelalters in actu an Formatierungsarbeit leisten, wird unter den Bedingungen des Buchdrucks zunächst präskribiert, mechanisiert und weiter standardisiert. Vismann schreibt dazu:

> Kanzleitechnisch gesehen beschert die Möglichkeit des Drucks eine schreibökonomische Neuerung von großer Reichweite: Formulare. Sie sind nicht nur das Format eines virtuellen, sondern auch eines realisierten Schemas, eines Lückentexts, auf dem allein „die wiederkehrenden Teile schriftlicher Mitteilungen [...] festgelegt" sind. […] Das gedruckte Formular verhält sich dabei zur handschriftlichen Eintragung wie das abstrakte Gesetz zum konkreten Fall. Es präfiguriert das subsumtive Verfahren zur Anwendung von abstrakt gefassten Gesetzen. Die Lücke auf den Formularen markiert „nach dem Muster *slot and filler*" den Platz des Konkreten. Sie ist die Hohlform dafür. Allgemeiner [und mit Luhmann; Anm. AW] ausgedrückt: „Erst im Medium möglicher Markierungen sind Markierungen möglich".[350]

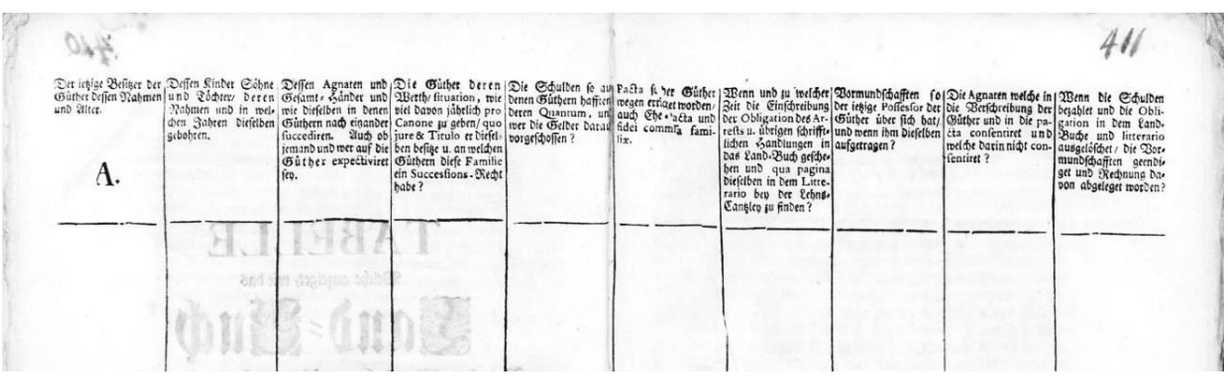


Abbildung 17: Edict, Wegen eines Vor die Magdeburgische Ritterschafft Aufzurichtenden besonderen und allgemeinen Land-Buchs Und Registratur Magdeburg (1729)

348 | Vismann (2000): *Akten*, S. 139.
349 | Vgl. Beniger, James R. (1986): *The Control Revolution. Technological and Economic Origins of the Information Society*. Cambrigde: Harvard University Press, S. 15f.
350 | Vismann (2000): *Akten*, S. 160f. (Herv. im Original).

Formulare konstituieren also das allgemeine Raster, das durch Ausfüllung konkretisiert wird und gleichzeitig Möglichkeitsbedingung dieser Konkretisierung ist. Auch im Profil-Konzept besteht dieses komplementäre Wechselverhältnis zwischen den allgemein im Raster vorhandenen Merkmalen und der spezifischen, wenn nicht gar einzigartigen Zusammenstellung der zugehörigen Ausprägungen. Allgemeinheit und Alleinstellung, darauf wird zurückzukommen sein, verschränken sich im Profil konstitutiv miteinander. Wie Ramón Reichert feststellt, ist die Formular-Form auf der Ebene des Interfaces denn auch bis heute vielfach im Kontext von Profilierungspraktiken anzutreffen.

> Social-Networking-Sites wie etwa *MySpace*, *Facebook*, *LinkedIn*, *Orkut* oder *Xing* setzen neue Standards der Autoritätskonstitution und organisieren ihre Benutzerverwaltung mittels elektronischer Formulare, die eine einheitliche, standardisierte Inventarisierung und Erschließung des Datenmaterials ermöglichen sollen. Soziale E-Netze bestehen hauptsächlich aus grafischen Rasterformen und ihren logisch vorstrukturierten Texte [sic!] mit *slot*- und *filler*-Funktionen zur Erfassung, Verwaltung und Repräsentation von Wissensbeständen. […] Ein ‚altes' Medium wie die *Tabelle* liefert einen Rahmen für das Verständnis der digitalen Kommunikation und ein ‚neues' Medium wie das Internet verändert die Sicht auf ‚frühere' Medien wie die *tabellarische Darstellungsform*, von denen die Vermittlungen, Simulationen und Repräsentationen zeitgenössischer Medien abhängen.[351]

Ganz in diesem Sinne lassen sich wechselseitige Bezüge zwischen der strukturell-funktionalen Formatierung analoger und digitaler Medientechniken herstellen. Vismann führt einen solchen Bezug am Beispiel der Ablösung des Registers von den Akten im Hinblick auf digitale Datenbanken aus:

> Ein Registereintrag mit den Kurzangaben zum ausgegebenen Schreiben (Datum, inhaltliches Exzerpt und Empfänger) steht dann [um 1500] nicht mehr wie in den sizilianischen Registern stellvertretend für das Konzept. Er ist nicht Substitut, sondern Index für die *copeyen*. Von einem selbständigen, integralen System der Aufzeichnung bleibt Registern allein die Funktion des Verweisens. Sie sind Zeiger oder *pointer*, wie in der Computersprache die Daten genannt werden, die ausschließlich aus einer Adresse bestehen. Ihrer Erschließungsfunktion entsprechend heißen sie *repertoria*, *remissoria*, *regsitra*, auch *slossil*, *slötel*, *slotel* oder *claves*. Das US-Militär wird Jahrhunderte später den Begriff „Datenbank" medienhistorisch präzise so definieren, dass darin die diachrone Entwicklung von Akten aus Registern zu Indices enthalten ist. Aus Akten (*files*) werden Einträge/Regesten (*entries*) deduziert, die wiederum eine Doppelfunktion als Schlüssel und Daten (*key and data*) übernehmen:
> „1. a database is a set of files
> 2. a file is an ordered collection of entries
> 3. an entry consists of a key or keys and data."[352]

351 | Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 94f. (Herv. im Original).
352 | Vismann (2000): *Akten*, S. 170ff. (Herv. im Original).

Über eine solche Konstatierung der Wiederkehr einer aktenführungstechnischen Funktion und entsprechender Begriffe in digitalen Medien hinaus, lassen sich konzeptuelle Tradierung und Transformation in einigen Fällen auch genauer nachzeichnen.

Ein Beispiel, das sich in den bisher skizzierten medientechnischen Zusammenhang von Registern, Akten und Profilen recht gut einfügt, ist die Lochkartentechnik, die konzeptuell eine Brücke schlägt zwischen standardisierten Formularen und ihrer automatisierten Verarbeitung. Markus Krajewski hat genau diese Genealogie als Alternative zur Herkunft der Lochkarte aus der Webstuhltechnik stark gemacht und dabei eine aus dem Bibliothekswesen hergeleitete Verwaltungstechnikgeschichte statt einer reinen Apparategeschichte zu schreiben versucht. Der für die hier geführte Argumentation zentrale Punkt in Krajewskis Rekonstruktion ist zunächst die zunehmende Formalisierung von Karteikarten, die auch schon von Vismann in Bezug auf Akten beschrieben wurde. Zu folgender Abbildung bei Krajewski sei seine Beschreibung ausführlich zitiert:

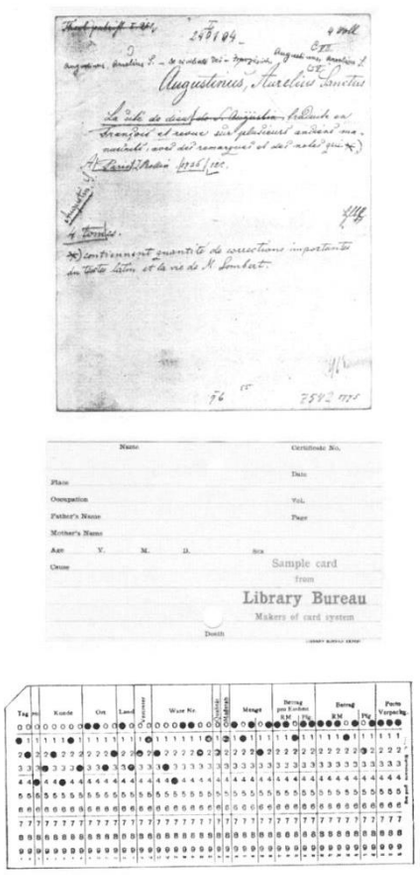


Abbildung 18: Illustration zunehmender Formalisierung von Karteikarten bei Krajewski

> Die Transformation von der Katalogkarte über die Karteikarte bis zur Lochkarte […] lässt sich als eine zunehmende *Formalisierung* charakterisieren, insofern die anfangs einfach linear auf dem Papier notierten Schriftzeichen immer stärker *formatiert* werden. Gleichzeitig unterliegt die Anordnung der Schrift auf dem Papier einer zweiten Formatierung, und zwar hinsichtlich der Position auf dem Blatt. Anhand von variierenden Schriftgrößen, ergänzt durch geometrische Elemente wie Linien und besonders ausgezeichnete Flächen, entwickelt sich eine Logik der Formatierung, die im Formular bzw. Vordruck der Karteikarte schließlich ihre stärkste Ausprägung erfährt. Entscheidend bei dieser Logik der Formulare ist die Position der Information auf dem Papier. In Analogie zum Kalkül mit indisch-arabischen Ziffern lässt sich dieses In-Formation-Bringen als eine Stellenwertlogik begreifen. Gleiche Informationen wandern stets an die gleiche Position auf der Karte, die dadurch nicht nur das äußere Format vorgibt, sondern mit ihren vordefinierten Feldern einen Standard setzt, der eine immergleiche Zuordnung der Daten zu ihren Funktionsstellen auf dem Papier erfordert. Indem einzelne Informationen in die gleiche Sparte gelangen, generiert diese Anordnung Ähnlichkeitsbeziehungen. Von den manuell ausgefüllten Formularen zur maschinellen Auswertung ist es damit nur noch ein kleiner Schritt, insbesondere weil die einzutragende Information nicht mehr von Parametern wie einer schwer entzifferbaren Handschrift abhängt, sondern in hinreichender Codierung vorliegt, eine Information also nur noch durch ‚Ja' oder ‚Nein', Loch/kein Loch repräsentiert erscheint.[353]

353 | Krajewski, Markus (2007): In Formation. Aufstieg und Fall der Tabelle als Paradigma der Datenverarbeitung. In: Gugerli, David (Hg.): Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 3. Daten. Zürich/Berlin: Diaphanes, S. 37-55, hier S. 43f. (Herv. im Original).

Die gesteigerte Formalisierung der Registratur bis hin zur Maschinenlesbarkeit weist zum einen große Ähnlichkeiten zum Merkmal-Ausprägung- oder auch *slot-filler*-Prinzip im Profil-Konzept auf und bereitet in dieser Genealogie zum anderen den Weg für die automatisierte Datenverarbeitung. Die standardisierte Stellenwertlogik ermöglicht nämlich eine elektromechanische Auswertung z. B. in Form der Zähl-, Sortier- und Tabelliermaschinen Herman Holleriths (s. Abb. 19 und 20).

Die Tabellierung ermöglichte die Auswertung des aus dem Kartenmaterial sich ergebenden Datenbestandes in Form von Tabellen, die sich aus beliebigen Kombinationen der in den Karten abgelegten Merkmale generieren ließen. James Beniger zitiert in diesem Zusammenhang Boorstin: „Boorstin summarizes the impact of Hollerith's system: ‚Now it was as easy to tabulate the number of married carpenters 40 to 45 years of age as to tabulate the total number of persones 40 to 45 years of age.'"[354] Krajewski sieht dementsprechend die Struktur der Tabelle als maßgebliches (diagrammatisches) Konzept sowohl für die Formalisierung der Erhebung, als auch der Darstellung an und stellt eine Kontinuität zwischen der Karteikarte und der relationalen Datenbank im Sinne Edgar F. Codds her, dem es laut David Gugerli darum ging, „eine einfache und allgemeine Organisation der Daten in Tabellen zu entwickeln, die sich über Schlüssel untereinander verbinden ließen".[355] Derartige Datenstrukturen können beispielsweise im Rahmen von Personalverwaltungsprogrammen Spalten wie Name,

Alter	Stand	Beruf	Religion
bis 5 Jahre	ledig	Indust. Arbeit.	prot.
6-10 J.	verheir.	Land-Arbeit.	Kath.
11-20 J.	gesch.	Kaufm. Ang.	jüd.
21-30 J.	Zahl der Kinder	Leitd. Kaufm. Ang.	andere Religion
31-40 J.	1 Kind	Staats-dienst	Mtl. Eink.
41-50 J.	2 Kinder	Freier Beruf	bis 100 $
51-60 J.	3 Kinder	andere Berufe	bis 200 $
61-70 J.	4 Kinder	Bürger-Recht	bis 500 $
71-80 J.	5 Kinder	ja	über 500 $
über 80 Jahre	mehr Kinder	nein	

Alter	Stand	Beruf	Religion
bis 5 Jahre	ledig	Indust. Arbeit.	prot.
6-10 J.	verheir.	Land-Arbeit.	Kath.
11-20 J.	gesch.	Kaufm. Ang.	jüd.
21-30 J.	Zahl der Kinder	Leitd. Kaufm. Ang.	andere Religion
31-40 J.	1 Kind	Staats-dienst	Mtl. Eink.
41-50 J.	2 Kinder	Freier Beruf	bis 100 $
51-60 J.	3 Kinder	andere Berufe	bis 200 $
61-70 J.	4 Kinder	Bürger Recht	bis 500 $
71-80 J.	5 Kinder	ja	über 500 $
über 80 Jahre	mehr Kinder	nein	

Abbildung 20: Schematische Darstellung der Transformation vom beschrifteten zum gelochten ‚Zählblättchen' bei Volkszählugen (1935)

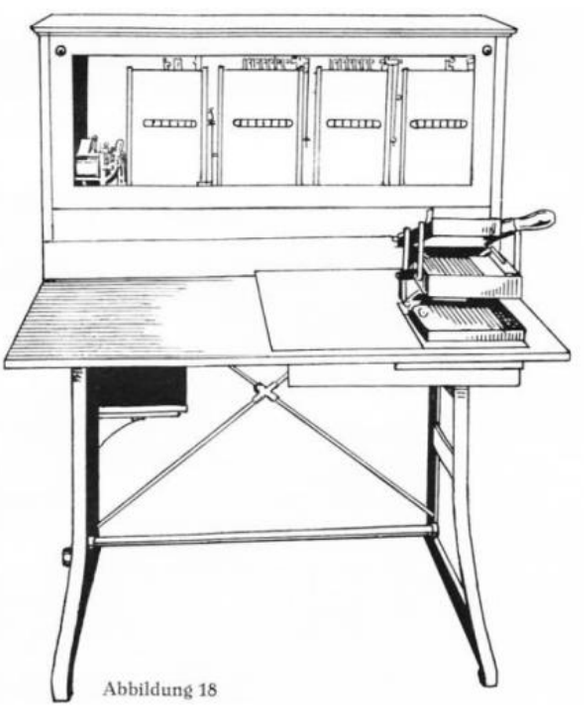


Abbildung 19: Holleriths Tabelliermaschine mit Abtastvorrichtung (1925)

354 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 416.

355 | Gugerli, David (2007): Die Welt als Datenbank. Zur Relation von Softwareentwicklung, Abfragetechnik und Deutungsautonomie. In: Ders. (Hg.): *Nach Feierabend. Züricher Jahrbuch für Wissensgeschichte 3. Daten.* Zürich/Berlin: Diaphanes, S. 11-36, hier S. 18.

Adresse, Alter, Abteilung, Einkommen usw. beinhalten. Durch Abfrageoperationen können aus diesen Tabellen, ganz wie bei Holleriths Tabelliermaschine, wiederum neue Tabellen generiert werden. So lassen sich z. B. die Namen aller MitarbeiterInnen eines bestimmten Alters und Wohnorts anzeigen oder selektiv alle Daten zu einem bestimmten Namen bzw. einer bestimmten Mitarbeiterin. Erfassungs- bzw. Darstellungsebene und Speicher- und Prozessierungsebene werden so, im Anschluss an Krajewski, über die Tabellenform konzeptuell miteinander Verknüpft. Das Profil-Konzept ist dabei auf zweierlei Weise implementiert: Erstens durch die Zeilen innerhalb der Tabelle selbst, die einer bestimmten Person bestimmte Merkmale zuordnen. In dieser stellenwertbasierten Form gleicht es gegenwärtigen verktorbasierten Profilen, die im Information Retrieval von Paice bereits 1977 unter der Bezeichnung ‚Flexible field records'[356] firmieren:

(a) Fixed format records.

1 name	2 nat.	3 d. of b.	4 place of birth	5 home	6 occupation	7 M?	8 d.of m.	9 ch.	10 disab.
SMITH,Mr.John Arthur	Brit.	17/7/38	Guildford,Surrey	Aldershot,Hants.	bus driver	M	12/5/61	3	-
JEFFERYES,Mr.Peter	Brit.	18/1/47	Pudsey,Yorks	Woodford,London	accountant	S	-	-	-
PAYNE,Miss Mary Pauline	Brit.	7/10/51	Boston,Lincs.	Boston,Lincs.	student	S	-	-	-
SYMES,Mr.Albert John	Brit.	2/2/27	Prestwick,Ayrs.	Greenock,Renfr.	engineer	M	18/8/46	2	diabetic
JOHNSON,Dr.Brian Philip	Brit.	19/9/41	Aldershot,Hants.	Otley,Yorks.	lecturer	M	21/4/66	0	-
AYMES,Mrs.Caroline	U.S.	17/6/37	Pittsburgh,Pa.,USA	Chippenham,Wilts.	-	M	18/9/58	2	-
LANDLES,Mr.George Graham	Brit.	1/12/07	Wandsworth,London	Woking,Surrey	retired	W	6/6/29	5	-

notes: 2 = nationality; 3 = date of birth; 7 = Single, Married, Divorced or Widowed; 8 = date of marriage; 9 = number of children; 10 = serious disabilities.

(b) Flexible field records.

```
SMITH,Mr.John Arthur||17/7/38|Guildford,Surrey|Aldershot,Hants|bus driver|M|12/5/61|3|.
JEFFERYES,Mr.Peter||18/1/47|Pudsey,Yorks|Woodford,London|accountant|S|||.
PAYNE,Miss Mary Pauline||7/10/51|Boston,Lincs|Boston,Lincs|student|S|||.
SYMES,Mr.Albert John||2/2/27|Prestwick,Ayrs|Greenock,Renfr|engineer|M|18/8/46|2|diabetic.
JOHNSON,Dr.Brian Philip||19/9/41|Aldershot,Hants|Otley,Yorks|lecturer|M|21/4/66|0|.
AYMES,Mrs.Caroline|US|17/6/37|Pittsburgh,Pa.,USA|Chippenham,Wilts||M|18/9/58|2|.
LANDLES,Mr.George Graham||1/12/ 7|Wandsworth,London|Woking,Surrey|retired|W|6/6/29|5|.
```

note: if nationality is British, field 2 is left empty.

Abbildung 21: Stellenwertlogik in der Datenverarbeitung (1977)

Zweitens durch die Möglichkeit, bei einer Abfrage bestimmte Eigenschaften festzulegen und sich jene Personen anzeigen zu lassen, die diese Eigenschaften aufweisen. „Die einzelnen Daten können an ihren vordefinierten Punkten abgerufen und in kürzester Zeit zu neuen tabellarischen Ansichten (sogenannten ‚views') kombiniert werden – auch über diverse Tabellenarten und Datenbanken hinweg oder sogar aus unterschiedlichen Computern heraus."[357] Über diese Funktion können aus einem bestehenden Datenbestand personen- oder gruppenbezogene Profile durch entsprechende Abfragen aufgerufen werden. In gewisser Weise können hier also ‚la-

356 | Paice (1977): *Information Retrieval and the Computer*, S. 12.
357 | Krajewski (2007): In Formation, S. 47.

tente Profile‘ in einem Datenbestand in Form von ‚views‘ in tatsächliche Repräsentationen bzw. ‚explizite Profile‘ transformiert werden. Viele computerbasierte Profile, sei es in Facebook oder bei Amazon, basieren auf genau dieser Logik. Dieses relationale Paradigma der Datenverarbeitung sieht Krajewski jedoch in Ablösung durch das objektorientierte Paradigma begriffen:

> Beim Übergang von der ursprünglichen Notation – man denke an die handgeschriebene Katalogkarte – zur Tabellierung ereignet sich ein tiefgreifender Medienwechsel […]. Bei der objektorientierten Datenbank wird dieser Medienwechsel ausgelassen. Man vermag die Objekte genuin zu modellieren, ohne sie wiederum in ihre Bestandteile zerlegen zu müssen. Gewonnen ist – neben der mitunter fehleranfälligen medialen Transformation, die sich erübrigt hat – eine neue *Unmittelbarkeit der Datenverarbeitung*. […] Unter diesem Programmierparadigma benötigen die Daten keine zusätzlichen Formate wie jenes der Tabelle mehr, weil das Objekt selbst sie in Formation hält. Wenn die Tabelle das Medium ist, das die Diskontinuität zum Produktionsprinzip erhebt, so findet sich ihr Gegenmodell in der nicht-diagrammatischen Struktur einer objektorientierten Datenbank. Deren Prinzip ist die *Serialisierung*, ein ununterbrochener Datenstrom, mit dem die Objekte *so wie sie sind*, unzerteilt, in eine geeignete, das heißt ebenfalls objektorientierte Datenbank gelangen. Es ist letztlich das Prinzip der *scriptura continua*, also der unmittelbare Vorgänger jenes Verfahrens, mit dem die ersten Katalogzettel beschrieben wurden.[358]

Diese Analyse ist aufschlussreich und zugleich problematisch. Aufschlussreich ist sie, insofern sie die hinter Interfaces und Fornt-Ends verborgenen Logiken der Speicherung und Prozessierung differenziert und auf dieser Ebene bis zu einem gewissen Grad mit Recht die Ablösung der Tabellenstruktur herausstellt. Problematisch daran ist jedoch – neben der Tatsache, dass auch relationale Datenbanken und neben diesen und objektorientierten auch viele weitere Arten weiterhin parallel Anwendung finden[359] – zum einen, dass auch die objektorientierte Programmierung von Datenbanken auf der Darstellungsebene diagrammatisch oftmals einer tabellarischen Struktur verhaftet bleibt. Zum anderen, und dieser Punkt wiegt deutlich schwerer, essentialisiert Krajewski eine Form von Daten ‚so wie sie sind‘ auf eigentümliche Weise. Dadurch wird unterschlagen, dass zweifellos auch in den objektorientierten Programmiersprachen jedes Objekt durch die in der jeweiligen Sprache zulässige Form konstituiert wird (s. Abb. 22).

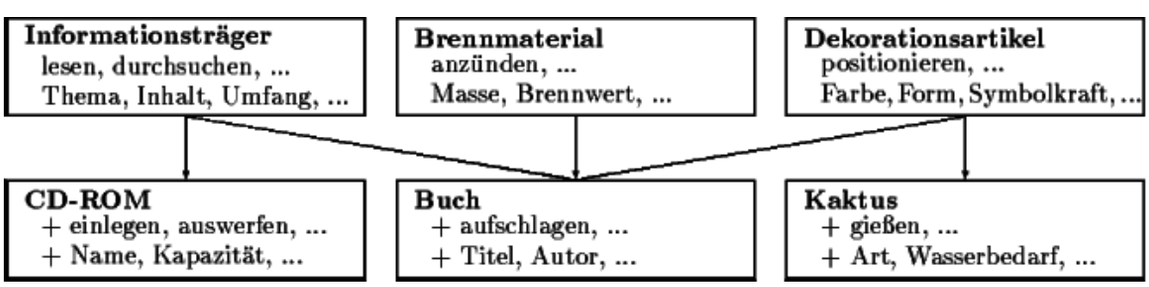


Abbildung 22: Illustration der Klassenlogik in der objektorientierten Programmierung

358 | Krajewski (2007): In Formation, S. 53 (Herv. im Original).
359 | Vielen Dank an Dominik Leibenger für diesen Hinweis.

In die Konzepte der Klasse und des Attributs sind spezifische Zurichtungen eingeschrieben, die zwar per se keine Tabellenstruktur konstituieren, aber dennoch eine unhintergehbare konzeptuelle Formalisierung. Jedes Objekt ist durch seine Klassenzugehörigkeiten und Attribute definiert, die ein, wenn auch dynamisches, aber strukturell definiertes Raster bilden. Daher kehrt die Datenverwaltung keineswegs zu einer *scriptura continua* zurück, sondern greift vielmehr formatierende Konzepte u. a. der Aktenführung und Registrierung unter den Vorzeichen der elektronischen Datenverarbeitung auf. Jedes Objekt kann als Akte seiner selbst verstanden und zu Darstellungszwecken auch in Form einer Tabelle repräsentiert werden. Genau diese Rückkehr, so scheint es, ist sogar als bisher augenscheinlichste Ausprägung jener Formatierung von Wissen im Modus des Profils zu interpretieren, die bereits in Registraturen von Akten, Karteikarten, Lochkarten, Tabellen und relationalen Datenbanken vorhanden war: die Konstituierung von Objekten durch Klassen und Attribute, mithin durch die Zusammenstellung von Merkmalen und Ausprägungen, die ihrerseits als Klassen modellierbar sind.

Wenn nun Vismann schreibt, die „Geschichte der Akten enthält darum auch eine Vorgeschichte des Computermediums“[360], so wäre im Hinblick auf das Profil-Konzept zu konstatieren, dass eine Geschichte des Computermediums, die diese Vorgeschichte ernst nimmt, auch die Genealogie der Produktion von Wissen im Modus des Profils zu berücksichtigen hat. Denn was sich gewissermaßen als blinder Fleck sowohl Krajewskis als auch Vismanns herausstellt, ist die Tatsache, dass das Profil-Konzept den meisten von ihnen beschriebenen Datenverarbeitungspraktiken und -techniken immanent ist. Als spezifische Formatierung von Wissen in Merkmale und Ausprägungen durchzieht sie verschiedene Praktiken und ist in verschiedene materiell-apparative Medientechniken implementierbar. In der Darstellung, Speicherung und in Teilen auch in der Erfassung von Daten findet sie sich in Form von Tabellen und Formularen, im Rahmen der Prozessierung in Lochkarten und Tabelliermaschinen, den Tabellen und Abfrageroutinen relationaler Datenbanken und auch in der Objektkonstitution objektorientierter Programmiersprachen.

Kontexte: Kirche, Staat und Wirtschaft

Darüber hinaus ist für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs zu berücksichtigen, inwiefern und zu welchen Zwecken das Profil-Konzept in unterschiedliche Registrierungs- und Verwaltungspraktiken implementiert wurde und wird. Im Hinblick auf die Beziehungen zwischen Registrierung und Selbstverdatungsmaschinen stellt sich daran anschließend die Frage, in welchen Konstellationen sich das Selbst als Objekt bzw. Produkt von Profilierungspraktiken etablieren konnte. Zunächst soll es um das systematische Anlegen von Dokumenten durch Institutionen bezüglich bestimmter Individuen gehen. Valentin Groebner hat in seiner Studie zu mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Identifizierungspraktiken die Kirche als eine jener registrierenden Institutionen herausgestellt:

360 | Vismann (2000): *Akten*, S. 335ff.

> So eindrucksvoll uns persönliche Individualität aus manchen mittelalterlichen Quellen entgegentreten mag, die schriftliche Identifikation einer einzelnen Person war ja nicht nur Triumph des Individuums, sondern erst einmal Resultat ihrer Registrierung. Sie fand auch unter weniger freiwilligen Umständen statt. Die ältesten dieser Listen waren religiösen Ursprungs. Das vierte Laterankonzil hatte 1215 allen Gläubigen vorgeschrieben, zumindest einmal im Jahr zur Beichte zu gehen und die Kommunion zu empfangen. Zur Kontrolle sollten in den Pfarreien Listen geführt werden, in denen die Namen der Beichtenden einzutragen seien.[361]

Die Fremd-Registratur erfolgte hier also im Rahmen der Erfassung und Kontrolle des religiösen Verhaltens der Kirchengemeinde. Derartige Kontrollpraktiken wurden verschiedentlich ausgeweitet und spezifiziert, wie z. B. im Konzil von Trient, in dessen Anschluss man laut Foucault „minutiöse Techniken der Diskursivierung des alltäglichen Lebens, der Selbstprüfung, des Geständnisses, der Anleitung zur Gewissensforschung (direction de conscience), der Beziehungen zwischen Angeleiteten und Anleitenden entwickelt hat".[362] Neben der Diskursivierung wird hier bereits deutlich, dass Registratur und die Konstitution des Selbst faktisch eng miteinander verbunden sein können: Selbstprüfung und Gewissensforschung obliegen zwar dem Selbst, sind jedoch eine Vorschrift der Institution Kirche. Beides amalgamiert in jenem Programm, das Foucault als Pastoralmacht beschreibt, und für das er das tridentische Konzil von 1563 als Verdichtung bestimmter Tendenzen versteht. Gerade dieses Konzil ist im Hinblick auf die Institutionalisierung von Registrierungspraktiken insbesondere deshalb interessant, weil auf ihm auch das Führen von Tauf- und Traumatrikeln verbindlich gemacht wurde.[363] Jedes Gemeindemitglied wurde daraufhin in Form der oben bereits erwähnten Kirchenbücher erfasst und dokumentiert, wann es getauft, vermählt und gestorben war. Damit konstituierten die Registraturen sowohl die Gemeinde als solche, als auch jedes ihrer Mitglieder für sich. Während weltliche Registraturen zu dieser Zeit in erster Linie die Regierungsgeschäfte und höchstens mittelbar den Regenten und seine Besitztümer und Handlungen – mithin ‚den Staat' – zum Objekt hatten[364], findet dabei das ‚gemeine' Selbst Eingang in institutionelle Registrierungspraktiken.

Die Registratur des ‚gemeinen' Individuums[365] wurde im staatlichen Kontext in bestimmten Bereichen jedoch ebenfalls bereits seit dem 12. Jahrhundert durch personenbezogene Register eingeführt:

---

361 | Groebner, Valentin (2004): *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*. München: Beck, S. 51.

362 | Foucault (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse, S. 128.

363 | Zur Geschichte der Kirchenbücher existiert ein ausgezeichnetes Wiki der Ahnenforschungsseite genealogy.net: http://genwiki.genealogy.net/Kirchenbuch#Geschichte_ihrer_Entstehung; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

364 | Deutlich wird dies exemplarisch in Aebbtlin, Georg (1669): *Anführung zu der Registratur-Kunst.* Ulm: Christian Balthasar.

365 | Vorläufer derartiger Registraturen finden sich bereits in antiken Buchführungs- und Meldepraktiken – exemplarisch prominent dokumentiert in der biblischen Weihnachtsgeschichte. Siehe hierzu auch Flemming, Rebecca (2012): Identity Registration in the Classical Mediterran World. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World His-*

> Da ist vor allem zu betonen, dass seit Ende des 11. und besonders vom 12. Jh. an neben bereits existierenden Siedlungszentren zahlreiche neue *Städte* entstanden. Sie erreichten durch ständigen Zuzug für damalige Verhältnisse teilweise beträchtliche Einwohnerzahlen. Köln hatte als bedeutendste Handelsstadt des Reiches in der Nachfolge von Mainz im 13. Jh. bereits mehr als 30.000 Einwohner. […] Natürlich verstärkten die wachsenden Einwohnerzahlen „das Bedürfnis der städtischen Verwaltungsorgane, der Gilden, der Zünfte, der Bruderschaften, aber auch der Grundherren hinzu, die Menschen, mit denen man verkehrte, exakt zu erfassen, in den Büchern und Personallisten eindeutig zu registrieren. Steuerlisten, Rechnungsbücher, Abgabenverzeichnisse, Urbare, Bruderschaftsbücher, Schuldverschreibungen usw. machten eine genaue Erfassung der zu registrierenden Personen erforderlich."[366]

Im Gegensatz zur religiös motivierten Erfassung der Subjekte, geht es in den frühen weltlichen Registraturen demnach in erster Linie um die Verwaltung von Besitz und um ökonomische Zurechnung. Groebner verortet die Entstehung bürokratischer Register dementsprechend auch in den zum Ende des Mittelalters ökonomisch prosperierenden italienischen Handelsstädten.

> Im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts hatte in Italien eine bürokratische Innovation stattgefunden, die bis heute grundlegend für das behördliche Identifizieren ist, nämlich die Erfindung des Registers: Jener kanzleiinternen Aufzeichnung also, in der alle ausgestellten behördlichen Dokumente – und eben auch Bescheinigungen über Identität – verzeichnet wurden. Das älteste dieser Aufschreibesysteme über Aufgeschriebenes war das berühmte Registrum von 1239/1240 vom süditalienischen Hof Kaiser Friedrichs II., ein schlichtes Papierheft von 116 Seiten, das im deutsch besetzten Neapel 1943 verbrannt ist.[367]

Groebner zufolge weiteten sich derartige staatliche bzw. kommunale Registrierungen der Bevölkerung im 15. Jahrhundert sowohl räumlich, als auch im Hinblick auf das registrierte Klientel weiter aus.

> Im Lauf der 1440er Jahre erstellten Städte nördlich der Alpen im Zusammenhang mit kriegerischen Konflikten ehrgeizige neue Bevölkerungszählungen. Anders als ihre Vorläufer versuchten sie, nicht nur Bürger oder männliche Haushaltsvorstände, sondern alle in der Stadt wohnhaften Einzelpersonen zu erfassen. Der Ausbau der städtischen und fürstlichen Verwaltungen verdichtete den Zugriff auf die einzelne Person, sei sie einheimischer Untertan oder zugewiesener Auswärtiger, Steuerzahler oder Almosenempfänger, Soldat oder Delinquent. Es wurden neue spezialisierte Register angelegt, in denen bisher nur summarisch erfasste Gruppen unterhalb des Bürgerrechts (Dienstboten, Tagelöhner, fremde „Gäste", wie der juristische Ausdruck lautet, aber auch Mitglieder der jüdischen

---

tory. Oxford: Oxford University Press, S. 169-190. Für Untersuchungen asiatischer Registrierungspraktiken, siehe exemplarisch Glahn, Richard von (2012): Household Registration, Property Rights, and Social Obligations in Imperial China: Principles and Practices. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History.* Oxford: Oxford University Press, S. 39-66, sowie Saito, Osamu/Sato, Masahiro (2012): Japan's Civil Registration Systems Before ans After the Meiji Restoration. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History*. Oxford: Oxford University Press, S. 113-136.

366 | Debus, Friedhelm (2012): *Namenkunde und Namengeschichte. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, S. 107 (Herv. im Original; dort fett).

367 | Groebner (2004): *Der Schein der Person*, S. 114.

> Gemeinden) einen Eid auf Anerkennung der städtischen Obrigkeit schwören mussten und mit ihrem Namen registriert wurden.[368]

Weitere weltliche Registraturen finden sich darüber hinaus in Universitätsmatrikeln, die spätestens seit dem 13. Jahrhundert aufkamen und die zugelassenen Studierenden erfassten. Dabei gründete die „Pflicht zur Einschreibung auf juristischen oder fiskalischen Interessen oder meistens auf beiden zugleich“ und es ging um „Kontrolle der zu Privilegierenden und Erfassung ihrer Namen, um die Zugangsberechtigten von den Unberechtigten zu unterscheiden“.[369] Die Registratur macht aus den Registrierten durch die Aufschreibung aus einzelnen Menschen Rechtssubjekte: BürgerInnen, Gemeindemitglieder, Studierende usw. Es geht um eine juristisch-ökonomische Einhegung von Menschen in ein System geregelter Ordnung qua Registratur. Das ‚Aufgeschriebensein‘ in einer Registratur ist Beleg für die eigene Existenz und Handlungsfähigkeit auf der juristischen und ökonomischen Ebene. Die existenzielle Rolle der eigenen Registrierung wird, zumindest als diskursiv wirksame Rhetorik, besonders in Anbetracht jener Gesellschaften deutlich, denen eine flächendeckende Registratur und damit eine juristisch gesicherte Subjektivierung ihrer Mitglieder fehlt. Christoph Engemann schreibt dazu: „Die Bedeutung dieses staatlich verfügten und organisierten Schreibaktes ist nirgends evidenter, als im Jahre 2004 von den United Nations gewählten Slogan für eine Kampagne für die weltweite Durchsetzung der Geburtendokumentation: ‚Write me down, make me real!‘“.[370] In Anbetracht der großen Zahl an Geflohenen, die während des Schreibens dieser Zeilen nach Europa kommen, wird der Zusammenhang von Registraturen und prekären Subjekten unmittelbar aktualisiert.

Neben der Aufschreibung zur basalen Konstitution des Rechtssubjekts differenziert sich in Europa und Nordamerika die Art der erhobenen Informationen insbesondere im Kontext von Volkszählungen und der zunehmenden Bedeutung statistischer Verfahren im Laufe des 19. Jahrhunderts aus. Besonders deutlich wird dies an den Empfehlungen des *VII. internationalen statistischen Congresses zu St. Petersburg* im Jahre 1872 bezüglich der in Volkszählungen zu erfassenden Merkmale:

> Vor- und Zunamen, Geschlecht, Alter, Verhältnis zum Haupte der Familie oder des Haushalts, Zivilstand, Beruf oder Beschäftigung, Religionsbekenntnis, im gewöhnlichen Verkehr gesprochene Sprache, Kenntnis des Lesens und Schreibens, Herkunft, Geburtsort und Staatsangehörigkeit, Wohnort und Art des Aufenthalts am Zählungstag (ob dauernd oder vorübergehend anwesend, respektive abwesend), Blindheit, Taubstummheit, Blödsinn und Kretinismus, Geisteskrankheit.[371]

---

368 | Groebner (2004): *Der Schein der Person*, S. 57.
369 | Schwinges, Rainer Christoph (1993): Die Zulassung zur Universität. In: Rüegg, Walter (Hg.): *Geschichte der Universität in Europa. Band I: Mittelalter*. München: C. H. Beck, S. 161-180, hier S. 169.
370 | Engemann, Christoph (2013): Write me down, make me real – zur Gouvernemedialität digitaler Identität. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt*. Wiesbaden: VS Verlag, S.205-227, hier S. 206.
371 | N. N. (2014): Volkszählung. In: *Wikipedia*; online einsehbar unter http://de.wikipedia.org/wiki/Volksz%C3%A4hlung; zuletzt eingesehen am 15.03.2014.

Die Abfrage und Protokollierung erfolgt dabei über Erhebungsbögen wie jenen vom ersten US Zensus im Jahre 1790 und dem oben bereits thematisierten Zensus von 1890, der erstmals mittels Hollerith-Maschinen ausgewertet wurde:

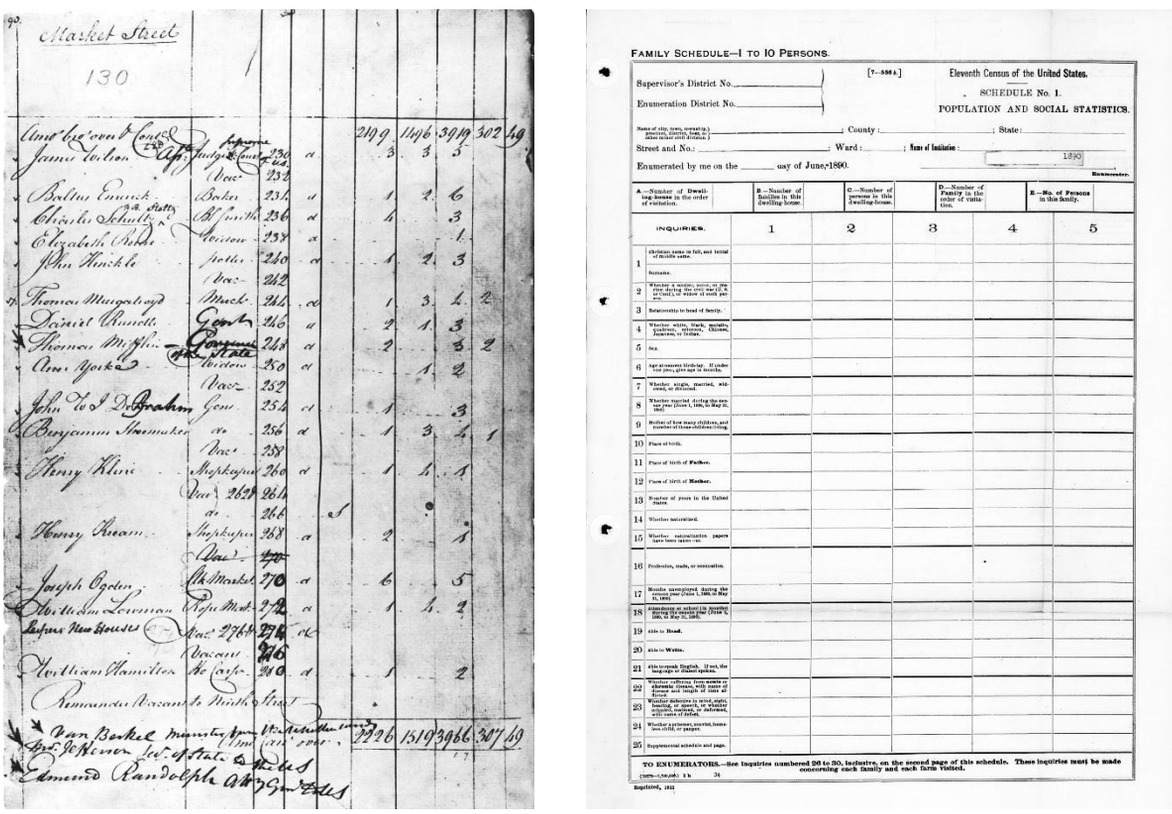


Abbildung 23: Erhebungsbögen des US-Zensus von 1790 und 1890

1790 wurde die Anzahl der Familienmitglieder und deren grobe Einteilung in „Free White males of 16 years and upward (to assess the countries industrial and military potential), free White males under 16 years, free White females, all other free persons (by sex and color), and slaves“ erhoben.[372] Das Formular weist dabei bereits die oben beschriebene Stellenwertlogik auf – am abgebildeten Exemplar besonders gut dadurch zu erkennen, dass die Beschriftung der Spalten fehlt, da die Stelle die Bedeutung der eingetragenen Zahl eindeutig angibt.

Die in diesen Formularen entworfenen Subjektkonzepte zeichnen sich hauptsächlich durch die Geschlechter-, Rassen- und Personenstandskategorien, später dann auch psychische und physische Dispositionen aus. Grundsätzlich geht es dabei jedoch eher um die spätere statistische Auswertung der Daten, als um die Charakterisierung der einzelnen Individuen. Wie der Rechtwissenschaftler Daniel J. Solove im Hinblick auf den US-amerikanischen Zensus konstatiert, wurden im Lauf der Zeit immer mehr Informationen für diese statistische Auswertung abgefragt:

372 | US-Census-Bureau (2002): *Measuring America. The Decennial Censusses From 1790 to 2000*. S. 5; online einsehbar unter: https://www.census.gov/prod/2002pubs/pol02marv.pdf; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

> Although personal records have been kept for centuries, only in contemporary times has the practice become a serious concern. Prior to the nineteenth century, few public records were collected, and most of them were kept at a very local level, often by institutions associated with churches. The federal government's early endeavors at collecting data consisted mainly in conducting the census. The first census in 1790 asked only four questions. With each proceeding census, the government gathered more personal information. By 1860, 142 questions were asked. When the 1890 census included questions about diseases, disabilities, and finances, it sparked a public outcry, ultimately leading to the passage in the early twentieth century of stricter laws protecting the confidentiality of census data.[373]

Auch wenn an personenbezogenen Daten im engeren Sinne 1890 tatsächlich nur 30 Merkmale erhoben wurden[374], wird deutlich, dass sich die Registrierung von einigen wenigen basalen Stammdaten, die eine besteuerbare bürgerliche Existenz konstituieren, hin zu einer umfangreichen Datenerhebung verschiebt, die von jedem Individuum ein relativ detailliertes Profil erstellt. Wie in unzähligen Beiträgen zur Geschichte des US-Zensus thematisiert wird, ist diese Steigerung des Detailgrades bei gleichzeitiger Bevölkerungszunahme ein Grund, aus dem Hermann Hollerith beauftragt wurde, die Auswertung der erhobenen Daten mit Hilfe seiner lochkartenbasierten Tabelliermaschinen zu automatisieren. Doch aus welchen Gründen wurde der Detailgrad allererst angehoben? Die Sozialhistorikerin Margo J. Anderson benennt in erster Linie (wirtschafts-)politische Regulierungsbedarfe als Triebfeder der Ausdifferenzierung.[375] Daneben können auch versicherungs- und gesundheitspolitische Interessen ausgemacht werden, wie Andreas Fahrmeir hinsichtlich der Situation in Deutschland beschreibt: „Rather, pressure originally came from bodies like the Association for Medical Statistics (*Deutscher Verein für medizinische Statistik*). It had petitioned the North German Confederation's *Reichstag* in 1870 to introduce a uniform system of civil registration and a central federal institute for medical statistics."[376] In den USA verweisen insbesondere die seit dem 1850er Zensus zunehmend erhobenen Merkmale wie ‚deaf', ‚blind' und ‚insane' ganz im Sinne einer bürgerlich-ökonomischen Perspektive auf die Differenzierung zwischen nützlichen und weniger nützlichen BürgerInnen. Auch juristisch folgte aus der Einteilung ggf. eine Verminderung der Bürgerrechte. Registraturen konstituieren demnach nicht nur Rechtssubjekte, sondern auch jene, denen Rechte verwehrt bleiben, wenn ihnen bestimmte Merkmale attestiert werden bzw. sie bestimmte Profile aufweisen. Eines der extremsten Beispiele hierfür liefert zweifellos die

---

373 | Solove, Daniel J. (2004): *The digital person. Technology and privacy in the information age.* New York: New York University Press, S. 13.

374 | Siehe hierzu die offiziellen Angaben und Faksimiles der Fragebögen auf http://www.census.gov/history/www/through_the_decades/index_of_questions/1890_1.html; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

375 | Anderson, Margo J. (2015): *The American Census. A Social History. Second Edition.* New Heaven/London: Yale University Press, insb. S. 86ff.

376 | Fahrmeir, Andreas (2012): Too Much Information? Too Little Coordination? (Civil) Registration in Nineteenth-Century Germany. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History*. Oxford: Oxford University Press, S. 93-112, hier S. 99 (Herv. im Original).

deutsche Geschichte. Fahrmeir schreibt über die Register im Nationalsozialismus: „[T]he information in registers became a matter of greater or fewer rights, and ultimately of life and death for millions of individuals".[377] Insbesondere die Frage nach der ‚rassischen' Abstammung wurde über bestehende und neu angelegte Register operationalisiert:

> ‚Race' thus became a ‚fact' that could be established with few bureaucratic complications – simply by cross-referencing documents accessible to the bureaucracy. This left minimal scope for resistance against this classification through debates on classification criteria, obfuscation of results or corruption – and was thus very different from what basing race, for instance, on physical ‚examinations' by ‚specialists' would have produced: much more ambiguous outcomes and a far greater potential for manipulation which would have provided at least some form of escape route.[378]

Hier wird die machtvolle Rolle des Registers unmittelbar deutlich. Das obligatorische Meldewesen der Zivilstandsgesetze des späten 19. Jahrhunderts führt zu einer Unentrinnbarkeit vor dem Aufgeschriebenen. Die schon in früheren Registrierungspraktiken angelegte Komponente des ‚social engineering' wird im Nationalsozialismus zu einer Kernfunktion. Das 1937 in Kraft gesetzte Personenstandsgesetz und der Zensus von 1939 bildeten explizite bürokratische Instrumente zur Exklusion bestimmter Individuen aus dem Rechtssystem.[379]

Das Konzept der Registratur spannt sich vor diesem Hintergrund historisch zwischen staatlicher Steuerung, zivilgesellschaftlich-bürgerlicher Subjektkonstitution sowie der Identifikation von abweichenden Subjektpositionen auf. Die systematische Registratur von ‚Abweichlern' hat dabei eine lange Tradition. Etwa gleichzeitig mit der individuellen Registratur in Kirchenbüchern wurden neben den mehr oder weniger folgsamen Gemeindemitgliedern auch Abweichler wie z. B. StraftäterInnen registriert.

> Aus der Zeit vor 1250 sind Listen von Straftätern nur in vereinzelten Bruchstücken überliefert: Die ältesten Schriftquellen zu Kriminalverfahren, die Postskriptionslisten des Reichshofgerichts, dokumentierten nicht vollzogene Sanktionen, sondern sollten den Namen des Flüchtigen und das Verfahren gegen ihn festhalten. Nach ihrem Vorbild begannen dann in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verbündete Städte südlich wie nördlich der Alpen, Listen gesuchter Verbrecher und Geächteter zu erstellen und miteinander auszutauschen. Zur gleichen Zeit begannen die Inquisitoren der Bettelorden, die Namenslisten bekannter und gesuchter Ketzer zusammenzustellen, zu vervielfältigen, zu archivieren und weiterzuleiten.[380]

Register sind in diesem Zusammenhang zunächst ein Instrument der lokalen Strafverfolgung, in dem die gesuchten und dem Vollzug sich entziehenden Individuen erfasst wurden. Mittels des Austauschs zwischen den Städten zu einem dezentral vernetzten Register wird dabei auf die Mobilität der Gesuchten reagiert. Eine weitere Herausforderung, die sich aus der Mobilität und auch aus der zunehmenden Quantität der Bevölkerung ergab, war die Tatsache, dass die Gesuchten den Suchenden nicht zwangsläufig persönlich bekannt waren und der Name allein

377 | Fahrmeir (2012): Too Much Information?, S. 94.
378 | Ebd.
379 | Vgl. ebd., S. 93f.
380 | Groebner (2004): *Der Schein der Person*, S. 51f.

keine hinreichende Identifikations- und Authentifikationsleistung erfüllte. Folglich mussten die Listen um Beschreibungen der Personen ergänzt werden.

> Aber woran den flüchtigen Franzosen oder den Nürnberger Betrüger erkennen, auch wenn sein Name bekannt war? Die Kleider, die seit dem 14. Jahrhundert in den Personenbeschreibungen als zentrale Kategorie des individuellen Äußeren einer Person dienten, bleiben auch in den sehr viel genaueren Registraturen des 15. und 16. Jahrhunderts unerlässlich. Zusammen mit kurzen Bemerkungen zur Haarfarbe bleiben sie das wichtigste Merkmal für das Aussehen einer Person.[381]

Eine Steigerung der Herausforderungen und der darauf antwortenden Instrumente und Praktiken konstatiert Nicola Berchtholt insbesondere für das ausgehende 19. Jahrhundert:

> Zwischen 1871 und 1910 erreichte der Prozess der Verstädterung seine größte Beschleunigung. […] Durch die Veränderungen der agrarischen Sozial- und Wirtschaftsstruktur, die Krise der ländlichen, hausindustriellen Produktion und die Anfänge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert entstanden enorme Wanderbewegungen, die zu einer „society of strangers" beitrugen. Die überschaubaren Verhältnisse der vormodernen Gesellschaften, in denen viele Menschen meist fast ein Leben lang ihre Gemeinde nicht verließen und Ortsfremde sofort auffielen, brachen im Laufe des 19. Jahrhunderts immer weiter auf. Mit der Industrialisierung schuf der Staat eine Fülle neuer Kontrollinstanzen, um diese umfangreiche [sic!] Prozesse sozialer Veränderung zu kontrollieren: eine professionelle Polizei, ein sich zunehmend verdichtendes Passwesen, ein Registrierungssystem für namentlich bekannte, sozial Unangepasste wie ehemalige Häftlinge und Prostituierte, Polizeiregister, Korrespondenznetze, Listen und Informationszentren, um den von der Norm Abweichenden und Verbrechern auf der Spur zu bleiben.[382]

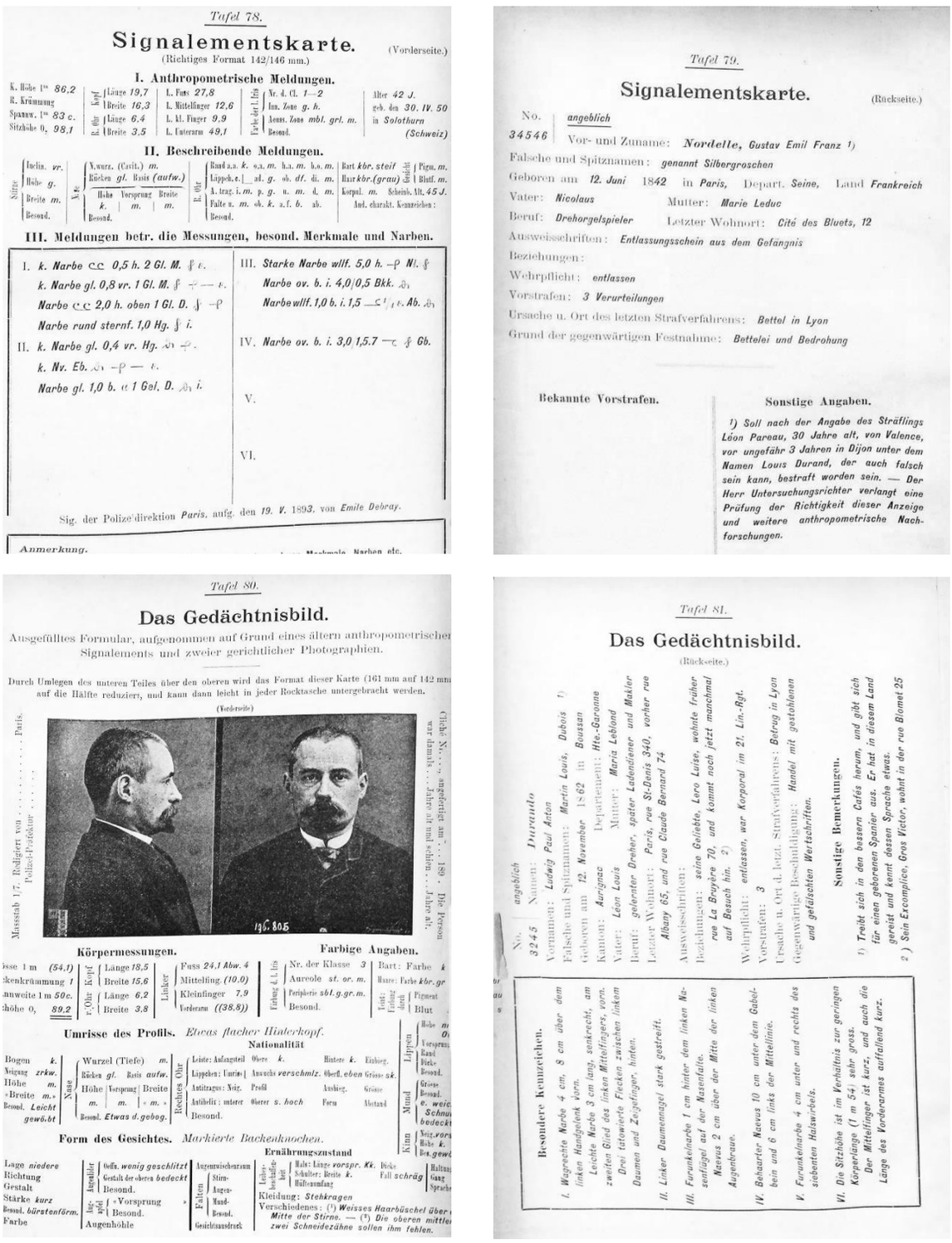
Eine bürokratische Professionalisierung der Registrierung juristisch abweichender Individuen lässt sich insbesondere an der Bertillonage festmachen, die in den 1890er Jahren in Frankreich von Alphonse Bertillon entwickelt und später auch in anderen Ländern eingesetzt wurde (Abb. 24). Dabei wurden alle mit dem Gesetz in Konflikt geratenen und gefassten Personen standardisiert vermessen, beschrieben, fotografisch dokumentiert und in Form von Akten in ein einheitliches Register aufgenommen. Wie Dietmar Kammerer feststellt, ermöglichte „die Erhebung der Körperdaten eine Neuordnung der Registratur und löste somit das Dilemma der Adressierbarkeit. Anstatt wie bisher die Verbrecher nach Namen oder Typ des Verbrechens zu klassifizieren, konnten die Karteikarten nun nach einem komplexen Schema anhand der verzeichneten Messdaten abgelegt – und vor allem: wiedergefunden – werden".[383]

---

381 | Groebner (2004): *Der Schein der Person*, S. 58.

382 | Berchtold, Nicola (2007): Spuren des „Berufsverbrechers". Die Daktyloskopie als Identifizierungstechnik in deutschen Großstädten um 1900. In: Zurawski, Nils (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen" Welt*. Frankfurt am Main/New York: Lang, S. 39-58, hier S. 44.

383 | Kammerer, Dietmar (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen? Die „bestimmte Individualität" von Alphonse Bertillons „Verbrecherfotografie". In: Zurawski, Nils (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen" Welt*. Frankfurt am Main/New York: Lang, S. 27-37, hier S. 29.



Tafel 78.

Signalementskarte. (Vorderseite.)

(Richtiges Format 142/146 mm.)

I. Anthropometrische Meldungen.

K. Höhe I^m 86,2 — R. Krümmung — Spannw. I^m 83 c. — Sitzhöhe 0, 98,1

Kopf: Länge 19,7 / Breite 16,3 — R. Ohr: Länge 6,4 / Breite 3,5

L. Fuss 27,8 — L. Mittelfinger 12,6 — L. kl. Finger 9,9 — L. Unterarm 49,1

Farbe der Iris: Nr. d. Cl. 1—2 — Inn. Zone g. h. — Aeuss. Zone mbl. grl. m. — Besond.

Alter 42 J. — geb. den 30. IV. 50 — in Solothurn (Schweiz)

II. Beschreibende Meldungen.

Nase: Inclin. vr. — Höhe g. — Breite m. — Besond.

Mund: Y.wurz. (Carit.) m. — Rücken gl. Basis (aufw.) — Höhe k. | Vorsprung m. | Breite m. — Besond.

R. Ohr: Rand a.a. k. o.a. m. h.a. m. b.o. m. — Läppch. e. | at. g. oh. df. di. m. — A. trag. i. m. p. g. u. m. d. m. — Falte u. m. oh. k. a.f. b. ab. — Besond.

Gesicht: Bart kbr. steif — Haar kbr.(grau) — Körpl. m. Scheinb. Alt. 45 J. — Anat. charakt. Kennzeichen: — Figur. m. — Blutf. m.

III. Meldungen betr. die Messungen, besond. Merkmale und Narben.

I. *k. Narbe cc 0,5 h. 2 Gl. M.* — *k. Narbe gl. 0,8 vr. 1 Gl. M.* — *Narbe c c 2,0 h. oben 1 Gl. D.* — *Narbe rund sternf. 1,0 Hg.*

II. *k. Narbe gl. 0,4 vr. Hg.* — *k. Nv. Eb.* — *Narbe gl. 1,0 b. 1 Gel. D.*

III. *Starke Narbe wlf. 5,0 h.* — *Narbe ov. b. i. 4,0/0,5 Bkk.* — *Narbe wlf. 1,0 b. i. 1,5 — 1/4 e. Ab.*

IV. *Narbe ov. b. i. 3,0/1,5.7* —

V.

VI.

Sig. der Polizeidirektion *Paris*, aufg. den *19. V. 1893*, von *Emile Debray*.

Anmerkung.

Tafel 79.

Signalementskarte. (Rückseite.)

No. *34546* — *angeblich*

Vor- und Zuname: ***Nordelle, Gustav Emil Franz*** [1]

Falsche und Spitznamen: *genannt Silbergroschen*

Geboren am *12. Juni* 1842 in *Paris*, Depart. *Seine*, Land *Frankreich*

Vater: *Nicolaus* — Mutter: *Marie Leduc*

Beruf: *Drehorgelspieler* — Letzter Wohnort: *Cité des Bluets, 12*

Ausweisschriften: *Entlassungsschein aus dem Gefängnis*

Beziehungen:

Wehrpflicht: *entlassen*

Vorstrafen: *3 Verurteilungen*

Ursache u. Ort des letzten Strafverfahrens: *Bettel in Lyon*

Grund der gegenwärtigen Festnahme: *Bettelei und Bedrohung*

Bekannte Vorstrafen.

Sonstige Angaben.

1) Soll nach der Angabe des Sträflings Léon Pareau, 30 Jahre alt, von Valence, vor ungefähr 3 Jahren in Dijon unter dem Namen Louis Durand, der auch falsch sein kann, bestraft worden sein. — Der Herr Untersuchungsrichter verlangt eine Prüfung der Richtigkeit dieser Anzeige und weitere anthropometrische Nachforschungen.

Tafel 80.

Das Gedächtnisbild.

Ausgefülltes Formular, aufgenommen auf Grund eines ältern anthropometrischen Signalements und zweier gerichtlicher Photographien.

Durch Umlegen des unteren Teiles über den oberen wird das Format dieser Karte (161 mm auf 142 mm) auf die Hälfte reduziert, und kann dann leicht in jeder Rocktasche untergebracht werden.

(Vorderseite)

Massstab 1/7. Redigiert von . . . . . Paris. Polizei-Präfektur . . . . .

(Rückseite.) Nr. . . . . vor Gericht . . . . . Alter . . . . . Jahre alt, ... geboren am . . . . . 18 . . . . Die Photogr. 196.805

Körpermessungen.

Grösse 1 m (54,1) — Brustumfang 1 m 50 c. — Sitzhöhe 0, 89,2

Kopf: Länge 18,5 / Breite 15,6 — R. Ohr: Länge 6,2 / Breite 3,8

Linker Fuss 24,1 Abw. 4 — Mittelfing. (10,0) — Kleinfinger 7,9 — Vorderarm ((38,8))

Farbige Angaben.

Farbe der Iris: Nr. der Klasse 3 — Aureole st. or. m. — Peripherie sbl. g. gr. m. — Besond.

Bart: Farbe k — Haare: Farbe kbr. gr — Teint: Färbung dunkl. — Pigment — Blut

Umrisse des Profils. *Etwas flacher Hinterkopf.*

Nationalität

Nase: Bogen k. — Neigung zrkw. — Höhe m. — Breite m. — Besond. Leicht gewölbt

Wurzel (Tiefe) m. — Rücken gl. Basis aufw. — Höhe m. | Vorsprung m. | Breite m. — Besond. Etwas d. gebog.

Linkes Ohr / Rechtes Ohr: Leiste: Anfangsteil Obere k. Hinterer k. Einbieg. — Läppchen: Umriss | Ansatz verschmlz. Oberfl. eben Grösse sk. — Antitragus: Neig. Profil Ausbieg. Grösse — Antihelix: unterer Oberer s. hoch Form Abstand — Besond.

Mund: Lippen: Höhe — Vorsprung — Rand — Dicke — Besond. — Grösse — Besond. — e. weic. — Schnit. bedeckt

Kinn: Neig. vors. — Höhe k. — Bes. gewö.

Form des Gesichtes. *Markierte Backenknochen.*

Ernährungszustand

Lage niedere — Richtung — Gestalt — Stärke kurz — Besond. bürstenförm. — Farbe

Augenbrauen: Ausfall. wenig geschlitzt — Gestalt der oberen bedeckt — Besond.

Augenlid: » Vorsprung — Besond.

Augenhöhle

Augenwinkelraum

Falten: Stirn- — Augen- — Mund- — Besond.

Gesichtsausdruck

Leibesfülle: Hals: Länge vorspr. Kk. Dicke — Schulter: Breite k. — Hüftumfang — Fall schräg

Haltung — Gang — Sprache

Kleidung: *Stehkragen*

Verschiedenes: (1) *Weisses Haarbüschel über Mitte der Stirne.* — (2) *Die oberen mittlere zwei Schneidezähne sollen ihm fehlen.*

Tafel 81.

Das Gedächtnisbild.

(Rückseite.)

No. *3245* — *angeblich*

Vornamen: *Ludwig Paul Anton*

Falsche und Spitznamen: *Martin Louis, Dubois* [1]

Geboren am *12. November* 18*62* in *Boissan*

Kanton: *Aurignac* — Departement: *Hte-Garonne*

Vater: *Léon Louis* — Mutter: *Maria Lebland*

Beruf: *gelernter Dreher, später Ladendiener und Makler*

Letzter Wohnort: *Paris, rue St-Denis 340, vorher rue Albany 65, und rue Claude Bernard 74*

Ausweisschriften:

Beziehungen: *seine Geliebte, Lara Luise, wohnte früher rue La Bruyère 70, und kommt noch jetzt manchmal auf Besuch hin.* [2]

Wehrpflicht: *entlassen, war Korporal im 21. Lin.-Rgt.*

Vorstrafen: *3*

Ursache u. Ort d. letzt. Strafverfahrens: *Betrug in Lyon*

Gegenwärtige Beschuldigung: *Handel mit gestohlenen und gefälschten Wertschriften.*

Besondere Kennzeichen.

I. Wagrechte Narbe 4 cm, 8 cm über dem linken Handgelenk vorn.

Leichte Narbe 3 cm lang, senkrecht, am zweiten Glied des linken Mittelfingers, vorn.

Drei tatowierte Flecken zwischen linkem Daumen und Zeigefinger, hinten.

II. Linker Daumennagel stark gestreift.

III. Furunkelnarbe 1 cm hinter dem linken Nasenflügel auf der Nasenfalte.

Furunkelnarbe 2 cm über der Mitte der linken Augenbraue.

IV. Behaarter Naevus 10 cm unter dem Gabelbein und 6 cm links der Mittellinie.

V. Furunkelnarbe 4 cm unter und rechts des siebenten Halswirbels.

VI. Die Sitzhöhe ist im Verhältnis zur geringen Körperlänge (1 m 54) sehr gross.

Der Mittelfinger ist kurz, und auch die Länge des Vorderarmes auffallend kurz.

Sonstige Bemerkungen.

1) Treibt sich in den bessern Cafés herum, und gibt sich für einen geborenen Spanier aus. Er hat in diesem Land gereist und kennt dessen Sprache etwas.

2) Sein Excomplice, Gros Victor, wohnt in der rue Blomet 25

Abbildung 24: Signalement und Gedächtnisbild nach Bertillon (1895)

Die Registratur abweichender Individuen fungiert jedoch nicht nur zu ihrer Wiedererkennbarmachung, sondern in Kontexten des Strafvollzugs oder der Medizin auch der Dokumentation ihres Status Quo und dessen Veränderung über die Zeit. In *Überwachen und Strafen* schreibt Michel Foucault in Bezug auf die Prüfung von Individuen, sie stecke sie „in ein Netz des Schreibens und der Schrift; sie überhäuft sie und erfaßt sie und fixiert sie mit einer Unmasse von Dokumenten“, die „an ein System der Registrierung und Speicherung von Unterlagen an-

geschlossen“ sind.[384] Diese Registraturen lehnen sich laut Foucault „zwar in vielen Punkten an die traditionellen Methoden der administrativen Dokumentation an“[385], bilden jedoch auch eigenständige Funktionalitäten aus, indem sie Entwicklungen in formalisierter Form sichtbar machen. Aus jedem registrierten Individuum wird so ein ‚Fall‘, insofern „man es beschreiben, abschätzen, messen, mit andern vergleichen kann – und zwar in seiner Individualität selbst; der Fall ist aber auch das Individuum, das man zu dressieren oder zu korrigieren zu klassifizieren, zu normalisieren, auszuschließen hat usw.“.[386] Das in Registraturen zum Zwecke der Disziplin erfasste Selbst konstituiert sich dabei, wie Vismann herausarbeitet, in Form von Akten. Das Subjekt erhält sein Selbstbild, an dem es im Rahmen der Disziplin zu arbeiten hat, in Form von Akten über sein Verhalten oder seine Äußerungen.

> Die Akten der verschiedenen Anstalten des Staats, wie Schule, Krankenhaus und Gefängnis, verzeichnen unmittelbar die Seele, Motive und Triebfedern ihrer Insassen. Foucault hat in *Überwachen und Strafen* gezeigt, wie die Äußerungen des zum Sprechen gebrachten Subjekts über die Aktenführungen der Anstalten in den Bestand anthropologischen sowie empirisch-psychologischen Wissens eingehen. Das sprechende Subjekt avanciert parallel dazu zur Hauptperson des Strafprozesses. Im Reden gibt das verhörte Subjekt Einblick in sein Seelenleben.[387]

Die staatlichen Besserungsanstalten stehen damit in Beziehung zu Selbstdisziplinierungspraktiken, die Foucault später als Pastoralmacht beschreibt und die wiederum eine Brücke schlagen zu den bereits thematisierten Beichtlisten. Wie Foucault betont, sind Disziplinierungs- bzw. Besserungskontexte insbesondere seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert einer jener Bereiche, in denen nicht das privilegierte Subjekt, wie z. B. Regenten oder hohe Staatsmänner, in Registraturen eingetragen wurden, sondern „die gemeine Individualität“[388], das gemeine ‚Selbst‘.

> Es geht nicht mehr um ein Monument für ein künftiges Gedächtnis, sondern um ein Dokument für eine fallweise Auswertung. Und diese neue Beschreibbarkeit ist um so ausgeprägter, je rigoroser die Disziplinarerfassung ist: das Kind, der Kranke, der Wahnsinnige, der Verurteilte werden seit dem 18. Jahrhundert im Zuge des Ausbaus der Disziplinarmechanismen immer häufiger zum Gegenstand individueller Beschreibungen und biographischer Berichte. Diese Aufschreibung der wirklichen Existenzen hat nichts mehr mit Heroisierung zu tun: sie fungiert als objektivierende Vergegenständlichung und subjektivierende Unterwerfung. Das sorgfältig nachgeprüfte Leben der Geisteskranken oder der Delinquenten hat ebenso wie die Chronik der Könige oder die Heldensage der großen volkstümlichen Banditen mit einer politischen Funktion der Schrift zu tun; jedoch in einer ganz anderen Technik der Macht.[389]

---

384 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 243f.
385 | Ebd., S. 244.
386 | Ebd., S. 246. Eine ähnliche Konstellation beschreibt Foucault auch für die ‚Besserungsanstalt‘ Krankenhaus (siehe Foucault, Michel (2003[1974/1978]): Die Einbindung des Krankenhauses in die moderne Technologie. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 644-660, insb. S. 658).
387 | Vismann (2000): *Akten*, S. 231 (Herv. im Original).
388 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 246.
389 | Ebd., S. 247.

An anderer Stelle überträgt er die Diagnose dieser Verschiebung auf die, seiner Meinung nach aus den Disziplinarpraktiken hervorgegangenen, humanwissenschaftlichen Disziplinen, die im weiteren Verlauf der Genealogie noch eine Rolle spielen werden: „Alle *Psycho*logien, -graphien, -metrien, -analysen, -hygienen, -techniken und Therapien gehen von dieser historischen Wende der Individualisierungsprozeduren aus.“[390] Bereits mit dem Anheben der Disziplinargesellschaft sieht Foucault also eine Popularisierung solcher Registrierungspraktiken und -techniken einsetzen, die über die bloße Feststellung einer Existenz hinaus bestimmte Merkmale der Individuen erfassen. Institutionen, in denen sich eine derartige Verbreitung vollzieht, sind neben (psychiatrischen) Kliniken dementsprechend Gefängnisse oder Schulen. Die historische Situation, in der Foucault das Aufkommen der Disziplin und damit auch der darin eingebundenen Registrierungspraktiken begründet sieht, beschreibt er als eine aus verschiedenen Aspekten zusammengesetzte:

> Da ist einmal der demographische Wachstumsstoß des 18. Jahrhunderts: Vermehrung der nichtseßhaften Bevölkerung (eines der ersten Ziele der Disziplin ist das Festsetzen – sie ist ein gegen das Nomadentum gerichtetes Verfahren); rasche Vergrößerung der zu kontrollierenden und zu manipulierenden Gruppen (vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Vorabend der Französischen Revolution hat sich die Zahl der Schüler vervielfacht, ebenso die der Krankenhausinsassen; am Ende des 18. Jahrhunderts zählte die Armee in Friedenszeiten über 200 000 Mann). Der andere Aspekt der historischen Konstellation ist das Anwachsen des Produktionsapparates, der immer ausgedehnter, komplexer, kostspieliger wird und dessen Rentabilität darum gesteigert werden muß. Die Entwicklung der Disziplinarprozeduren entspricht diesen beiden Prozessen oder vielmehr der Notwendigkeit ihrer gegenseitigen Anpassung.[391]

Vor diesem Hintergrund ist näher auf das Verhältnis zwischen Registrierung und Ökonomie einzugehen. Folgt man Vismann, ist dem Konzept der Akte bereits jenes der kaufmännischen Buchführung eingeschrieben: „In Format und Ausstattung gleichen die Register aus der sizilianischen Kanzlei denen der kaufmännischen Buchführung im 12. Jahrhundert in den italienischen Stadtkommunen. Das generierende Prinzip von Registern und allgemeiner von Akten wird hier erstmals sichtbar. Es besteht in der Pflicht, Rechenschaft abzulegen.“[392] Akten und Register stehen damit in engem Zusammenhang mit ökonomischer Zurechenbarkeit. Der englische Begriff der ‚accountability‘ verweist bereits auf das Konzept des Kontos – ein Begriff, der sich im Kontext von Profilen und Selbstverdatungsmaschinen begrifflich explizit im Nutzerkonto oder auch dem ‚User-Account‘ wiederfindet. Register und Akten sind also auch als Instrumente zur Erfassung von Einnahmen und Ausgaben bzw. als detaillierte und über die Zeit geführte formalisierte Beschreibungen von Personen in ihrer Funktion als Debitoren oder Creditoren in den Blick zu nehmen. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht sind dies in erster Linie MitarbeiterInnen, die ihre geleistete Arbeit gegen Lohn bilanzieren, und KundInnen, die ihr aufgewendetes Kapital gegen Produkte bilanzieren. Die Registratur der MitarbeiterInnen be-

390 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 249 (Herv. im Original).
391 | Ebd., S. 280.
392 | Vismann (2000): *Akten*, S. 144f.

steht dabei aus der Kombination aus Stammdaten wie Name, Alter, Beruf und Tarif, sowie laufenden Posten wie Arbeitszeit oder Stückzahlen. Was zu Beginn ausschließlich in Büchern erfasst wird, erfährt bis ins frühe 20. Jahrhundert eine zunehmende Formalisierung und Automatisierung. So preist die Deutsche Hollerith Maschinen Gesellschaft 1935 ihre Produkte auch in diesem Bereich an: „Aus der lochkartenmäßigen Bearbeitung des Lohn- und Gehaltswesens ergeben sich zuverlässige Statistiken, die die klare Anwendung der Tarifbestimmungen gewährleisten, die Stücklohnermittlung zuverlässig kontrollieren und eine richtige Beurteilung der Leistungen der Belegschaft nach Alter und Beruf zulassen.“[393] Während das Personal innerhalb betrieblicher Registraturen zunächst vorrangig als Kostenfaktor im Rahmen der Erstellung von Angeboten und Lohnabrechnungen rangierte, gerät es im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend als Ressource bzw. ‚Humankapital‘ in den Blick und in die Register.[394]

Die merkmalsbasierte Bilanzierung von Menschen kann also sowohl in privatwirtschaftlichen, als auch in staatlichen Zusammenhängen implementiert werden: Staatliche Personenstandsregister können zum einen gewissermaßen als eine Bestandsaufnahme der Zahl und Art der verfügbaren (Bürger-)Subjekte verstanden werden. Zum anderen sind MitarbeiterInnenverwaltungen sowie Bank- und Kundenkonten als teils sehr frühe personenbezogene Register bzw. Akten zu verstehen. Vismann sieht Register dementsprechend als „universelle Vermittler, universal *exchanger*.“[395] Die strukturelle Kompatibilität deutet eine potenzielle Interoperabilität des Register-Konzepts an, die sich historisch zwischen Wirtschaft und Staat aktualisiert hat. Für den US-Zensus gibt Daniel Solove Beispiele für wechselseitige Instrumentalisierungen der Register von privatwirtschaftlichen und staatlichen Akteuren.

> The private sector obtained this demographic information from the federal government. In the 1970s, the United States began selling its census data on magnetic tapes. To protect privacy, the Census Bureau sold the information in clusters of 1,500 households, supplying only addresses – not names. But clever marketing companies such as Donnelley, Metromail, and R. L. Polk reattached the names by matching the addresses with information in telephone books and voter registration lists. Within five years of purchasing the census data, these companies had constructed demographically segmented databases of over half of the households in the nation.[396]

Ein derartiger Austausch zwischen wirtschaftlichen und staatlichen Personenregistern scheint insbesondere durch die massenhafte Produktion und Distribution industrieller Ökonomien sinnfällig geworden zu sein. Wie James Beniger konstatiert, generiert die Tatsache massenhafter Produktion und des anhängigen Vertriebs zum einen den Bedarf nach massenhafter Produktkommunikation – sprich: Werbung – und zum anderen nach Wissen über die ebenfalls massenhafte potenzielle Kundschaft.

---

393 | Deutsche Hollerith Maschinen Gesellschaft (1935): *Festschrift zur 25-Jahrfeier der Deutschen Hollerith Maschinen Gesellschaft*. Elsner: Berlin-Lichterfelde S. 77.
394 | Vgl. exempl. Traue, Boris (2010): *Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik*. Bielefeld: Transcript, S. 186.
395 | Vismann (2000): *Akten*, S. 144f. (Herv. im Original).
396 | Solove (2004): *The digital person*, S. 18.

> Mass production and distribution cannot be completely controlled, however, without control of a third area of the economy: demand and consumption. Such control requires a means to communicate information about goods and services to national audiences in order to stimulate or reinforce demand for these products; at the same time, it requires a means to gather information on the preferences and behavior of this audience – a reciprocal feedback to the controller from the controlled (although the consumer might justifiably see these relationships as reversed).[397]

In diesem Zusammenhang ändert sich auch die Funktion von Kundenbüchern: Während sie in der traditionellen Buchhaltung ausschließlich dazu dienten, offene Forderungen zu dokumentieren, also die vergangenen Transaktionen im Hinblick auf die Zahlungsschuld des Kunden bzw. der Kundin zu bilanzieren, gerät sie nun als Adress-Ressource für in der Zukunft liegende Absätze in den Blick. Wer bereits als Kunde oder Kundin registriert ist, kann mit weiteren Produktinformationen versorgt werden, um zu weiteren Transaktionen gebracht zu werden.

Mit dieser Logik verwandt ist auch das Konzept des Zeitschriftenabonnements, bei dem BestandskundInnen kontinuierlich mit Produkten und Produktinformationen beleifert werden. Ein spezifischer Schnittpunkt zwischen Abonnements und massenhaftem zielgruppenorientiertem Marketing findet sich zudem im Kontext der Platzierung von Werbeanzeigen in Zeitschriften im 19. Jahrhundert: Über die registrierten AdressdatInnen und Produktportfolios der Abo-KundInnen konnte seitens der ProduktanbieterInnen eingeschätzt werden, welche LeserInnen sie mit ihren Anzeigen in einer gegebenen Zeitschrift erreichen konnten.[398] Die Registratur und die daraus ableitbaren Zielgruppen boten dabei eine Grundlage für eine Verminderung von Streuverlusten in der Werbung. Erste Ansätze zu mehr oder weniger personalisiertem Marketing finden sich dementsprechend bereits im 19. Jahrhundert[399] Die systematische Produktion kundenbezogenen Wissens wird laut Beniger spätestens seit dem frühen 20. Jahrhundert durch so genannte „*mass feedback* technologies“ forciert:

> [M]arket research (the idea first appeared as „commercial research“ in 1911), including questionnaire surveys of magazine readership, the Audit Bureau of Circulation (1914), house-to-house interviewing (1916), attitudinal and opinion surveys (a U.S. bibliography lists nearly three thousand by 1928), a Census of Distribution (1929), large-scale statistical sampling theory (1930), indices of retail sales (1933), A. C. Nielsen‘s audimeter monitoring of broadcast audiences (1935), and statistical-sample surveys like the Gallupp Poll (1936), to mention just a few of the many new technologies for monitoring consumer behavior.[400]

In der jüngeren Vergangenheit haben sich unter dem Label *Customer Relationship Management* verschiedene derartige Konzepte zur Registratur von einzelnen KundInnen und Kundengruppen verschränkt. In einem einführenden Band zum Thema heißt es: „Customer Relationship Management umfasst den Aufbau und die Festigung langfristig profitabler Kundenbezie-

---

397 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 18.
398 | Vgl. ebd., S. 382.
399 | Vgl. Stüber, Eva (2011): *Personalisierung im Internethandel. Die Akzeptanz von Kaufempfehlungen in der Bekleidungsbranche*. Wiesbaden: Gabler, S. 3.
400 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 20 (Herv. im Original).

hungen durch abgestimmte und kundenindividuelle Marketing-, Sales- und Servicekonzepte mit Hilfe moderner Informations- und Kommunikationstechnologien.“[401] Hierfür werden einerseits Daten genutzt, die die jeweiligen Personen im Rahmen ihrer Registratur als KundInnen (z. B. in Form eines Kundenkontos) bereitstellen. Ein plakatives und in seiner Ausführung beklemmend stereotypisierendes Beispiel findet sich in einem der Beiträge des bereits erwähnten Bandes:

> Anhand des nachfolgenden, kurzen Adressdatensatzes eines fiktiven Kunden sollen einige Interpretationen, die mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit zutreffen, knapp skizziert werden:
> Dr. Ahmet Kolsuz, Hauptstr. 18, 01067 Dresden, Tel. priv. 0171/1234567, Tel. gesch. 0351/34567, E-Mail: a.kolsuz@web.de
> „Dr.“: überdurchschnittliche Bildung, beruflicher Erfolg, gehobenes Einkommen
> „Ahmet“: männlich, muslimischer Hintergrund -> Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund weisen oft andere Einstellungen und Konsumverhalten auf, als der "typische" Deutsche
> „Hauptstr.“: meist im Ortskern -> viele Mietwohnungen, wenig Gärten, unterdurchschnittliche PKW-Dichte etc.
> „01067“: neue Bundesländer -> regionale Unterschiede im Konsumverhalten zwischen alten und neuen Bundesländern
> „Dresden“: Großstadt -> Landbevölkerung verhält sich anders als Stadtbevölkerung
> „0171“: Handynummer -> Möglichkeit einer höheren Technikaffinität
> „Tel. gesch.“: Angabe einer Geschäftsnummer -> besitzt festen Arbeitsplatz, gehobene Stellung im Büro
> „a.kolsuz@web.de“: private E-Mail-Adresse -> Internetnutzer, höhere Technikaffinität etc.[402]

Andererseits werden auch die Daten aus der Registrierung des Kauf- bzw. oftmals auch Click-Verhaltens der KundInnen gewonnen und ausgewertet. Ziel ist die Zusammenführung der aus Anmeldungen in Kundenregistern resultierenden mit jenen aus der automatisierten Registrierung gewonnenen Daten, um ein möglichst detailliertes Bild der KundInnen zu erhalten.[403]

Die Registratur im privatwirtschaftlichen Bereich, das wird anhand dieser Beispiele deutlich, ist wesentlich umfangreicher und dabei weniger transparent als jene im staatlichen Bereich. Wie Vismann konstatiert, unterliegen privatwirtschaftliche Register und Akten anderen gesetzlichen Bestimmungen, weshalb sie, trotz potenziell sensibler Daten, teils wesentlich umfassender geführt werden (können).

> Von den Akten, die konkret automatisierbar sind, werden [im Bundesdatenschutzgesetz; AW] wiederum nur jene geschützt, die amtlich angelegt worden sind. Privat geführte Akten fallen nicht unter

---

401 | Leußner, Wolfgang/Hippner, Hajo/Wilde, Klaus D. (2011): CRM – Grundlagen, Konzepte und Prozesse. In: Hippner, Hajo/Hubrich, Beate/Wilde, Klaus D. (Hg.): *Grundlagen des CRM. Strategie, Geschäftsprozesse und IT-Unterstützung*. 3. Auflage. Wiesbaden: Gabler, S. 15-55, hier S. 18 (im Original kursiviert).
402 | Leußner, Wolfgang; Hippner, Hajo; Wilde, Klaus D. (2011): Kundeninformationen als Basis des CRM. In: Hippner, Hajo/Hubrich, Beate/Wilde, Klaus D. (Hg.): *Grundlagen des CRM. Strategie, Geschäftsprozesse und IT-Unterstützung*. 3. Auflage. Wiesbaden: Gabler, S. 731-755, hier S. 740.
403 | Leußner/Hippner/Wilde (2011): CRM – Grundlagen, Konzepte und Prozesse, S. 18.

> den Datenschutz, obwohl doch beispielsweise „Versicherungsakten [...], gemessen an den potenziellen Konsequenzen für den Betroffenen, nicht gerade weniger wichtig als etwa Akten über Fischereischeine, Ehrungen oder Hausbrandbeihilfen [sind]. Personalberater und Marketingberater pflegen weit gezielter als die meisten öffentlichen Stellen personenbezogene Angaben zu Profilen zu verarbeiten. Immobilienunternehmen legen unter anderem über Mieter ebenso detaillierte Akten an wie etwa Behörden über Bauherren.[404]

Insofern verwundert es nicht, dass sich staatliche Stellen (wie NSA und BND) zum Zwecke der Strafverfolgung oder Gefahrenabwehr in Umkehrung des im Hinblick auf den US-Zensus beschriebenen Datenflusses an privatwirtschaftlichen Registraturen (wie jenen von Google und Facebook) bedienen. Ziel ist dabei oftmals, Individuen im Hinblick auf ihr kriminelles Potenzial zu klassifizieren und entsprechend mit ihnen zu verfahren, ihnen beispielsweise Ein- und Ausreiserechte zu verweigern.[405]

Durch die skizzierten Interoperabilitäten wird jegliche Form der Registratur, und damit auch jegliche Form von Profilen, zu einer potenziell problematischen Formation von Wissen, da Akten und Profile ihre ursprünglich vorgesehenen und kontrollierbaren Kontexte und Bestimmungen relativ friktionsfrei überschreiten bzw. sogar verlassen können. Insbesondere dieser Punkt scheint es zu sein, der die meisten Datenschutzbemühungen antreibt.

> In der individuellen Dimension verwandelt sich die Forderung nach allgemeiner Zugänglichkeit zu Akten in die Sorge um den Schutz der eigenen Daten. Der Effektivierungssprung, den die elektronische Datenverarbeitung mit sich brachte, hatte diese persönliche Ebene informationeller Rechte sowohl in den USA als auch in der Bundesrepublik in den Mittelpunkt des Interesses gerückt und Ängste vor dem Überwachungsstaat geschürt. Der Hauptfaktor, der zu einem *concern for record-keeping systems* führte, „is the computer an the possibilities it presents not only for extremely rapid and efficient processing of huge amounts of information on people, but for the sharing of information from a variety of sources“.[406]

Gleichzeitig zu den gesetzlichen Eindämmungs- und Isolationsversuchen findet jedoch eine Proliferation von Registrierungspraktiken und -techniken statt. Abschließend sollen daher vor dem historischen Hintergrund skizzenhafte Überlegungen zu aktuell populären Registraturen und ihren Beziehungen zum Profil-Konzept angestellt werden.

Populäre Registrierungen und Profile

Die historische Perspektive auf Registrierungspraktiken und -techniken hat deutlich gemacht, dass analytisch zwei Konzepte voneinander zu trennen sind, die faktisch oftmals eng miteinander verbunden bzw. kaum zu trennen sind. Erstens die Eintragung in ein Register (im Sinne einer Ablage-, Ordnungs- und Wiederauffindungsstruktur) als Initiation bzw. Konstitution einer bestimmten und zurechenbaren Subjektivität. Das aus Kirchenbüchern und Melderegis-

404 | Vismann (2000): *Akten*, S. 306.
405 | Vgl. exempl. Solove (2004): *The digital person*, S. 41.
406 | Vismann (2000): *Akten*, S. 303.

tern hervorgegangene Konzept findet sich gegenwärtig in einer Vielzahl von alltäglichen und teils populärkulturellen Kontexten: beispielsweise die Anmeldung in Vereinen, Registrierung als Kunden oder in Versicherungen. Dabei macht die Herstellung von (vorrangig ökonomischer und juristischer) Zurechenbarkeit zum Zwecke der Verwaltung eine zentrale Zielvorstellung aus. Insbesondere vor dem Hintergrund der von Vismann, Krajewski, Beniger und anderen konstatierten Herkunft der Computertechnologie aus der Verwaltungsorganisation wird deutlich, wieso gerade computerbasierte Medienangebote einerseits zur Implementierung derartiger Registraturen genutzt werden und andererseits die Logik der Registratur proliferieren. Die Registratur ist in die Computertechnologie eingeschrieben und schreibt sich mittels des Computers in jene Bereiche und Praktiken zurück, in denen er eingesetzt wird. Die computerbasierte Umsetzung von Kommunikation, wie per Mail, IRC, Foren und SNS, oder Handel durch E-Commerce-Plattformen wie Amazon oder eBay setzen oftmals eine Registrierung voraus. So wie die platzverschwenderische Logik des Formulars nur unter der Maßgabe der preisgünstigen Herstellbarkeit und Verfügbarkeit von Papier möglich wurde, ist eine Möglichkeitsbedingung für diese technisch induzierte Proliferation die zunehmend günstige Verfügbarkeit von Computertechnologie. Der zweite Modus, der in der Historisierung zu Tage tritt, ist das Konzept des Akten-Registers, das als fortwährend aktualisiertes Protokollierungsarchiv zu verstehen ist. Wie Vismann feststellt, enthalten derartige Akten ihren eigenen Verlauf und Akten von Personen den Verlauf der erfassten Handlungen oder Zustände dieser Personen über die Zeit. Die Aufzeichnung von alltäglichen Handlungen, so wurde gezeigt, hat sich dabei von der heroisierenden Chronik privilegierter Subjekte über die disziplinarische Dokumentation ‚gemeiner' Subjekte auf eine allgemeine Registratur verschoben. Auch hier spielt die Computertechnologie vor dem Hintergrund ihrer verwaltungstechnischen Herkunft eine entscheidende Rolle: was in Computern prozessiert wird, kann im selben Medium als Akten-Register abgelegt werden – Facebooks Chronik-Funktion z. B. zeigt dies sehr anschaulich. Dadurch wird zum einen alles, was in digitale Form übersetzt wird, zu einem aktentauglichen Datum und zum anderen ist alles, was im Rahmen des Computers selbst an Daten generiert wird, konstitutiv der aktenförmigen Registratur zugänglich.[407] Computer produzieren dabei potenziell zu jedem Datum Metadaten, die sich aus der Prozessierung selbst ergeben und in Form von Akten-Registern abgelegt werden können. Im Hinblick auf Google schriebt Theo

407 | Vismann schreibt in diesem Sinne über Daten, Akten und Register: „Mit der Übertragung von Gesehenem, Gehörtem und Gelesenem in Tabellen werden aus Gütern, Kräften, Zuständen und Verhältnissen von Land und Leuten *Daten*. ‚Data' stehen um 1700 nicht für die materielle Übergabe, die Aushändigung von Schreiben zu einer kalendarisch bestimmten Zeit. Data bezeichnet Gegebenes im Format eines tabellarischen Eintrags. Die einzelnen Daten ergeben sich durch Vernehmung, *inquisitio*, und Besichtigungen vor Ort, *visitatio*. Wenn das, was wir vorfinden, *quod invenimus*, verzeichnet wird, wird es formalisiert; es entstehen *Inventare*, wie etwa Leibnitz die Tafeln nennt. Sie enthalten Daten, die auf Evidenzen beruhen, exogene Angaben, die außerhalb der abgeschlossenen Kanzlei-Wirklichkeit gewonnen wurden. Im Gegensatz dazu basieren Register auf endogenen Datenmengen, solchen, die die Kanzlei selbst hervorgebracht hat. Diese operiert mit Informationen, die auf derselben Ebene entstehen, auf der sie registriert werden: auf der schriftlichen." (Vismann (2000): *Akten*, S. 208f. (Herv. im Original)).

Röhle ganz in diesem Sinne: „Bei Google wird seit Juni 2005 eine personalisierte Form der Suche angeboten. Die Datenerfassung erfolgt hierbei implizit, indem registriert wird, welche Suchanfragen gestellt wurden und welche Ergebnisse jeweils ausgewählt wurden.“[408] Eine derartige Erfassung von Metadaten findet jedoch nicht nur bei Google, sondern auch z. B. bei Facebook und Amazon oder (u. a. in Form von Lokalisierungsdaten) bei der Nutzung von Smartphones statt.[409]

Das Konzept des Profils lässt sich auf Grundlage der bisherigen Ausführungen mindestens auf drei Weisen mit jenem der Registrierung verknüpfen. Erstens kann ein Profil als Element innerhalb eines Registers verstanden werden. In diesem Fall nimmt es die Funktionsstelle der Akte ein. Unter dieser Maßgabe kann das NutzerInnen-Profil in Facebook als eine Akte innerhalb von Facebooks Registratur verstanden werden. Das erstmalige Anlegen des Profils durch den Registrierungsvorgang konstituiert dabei das profilierte Subjekt im Rahmen des Existenzraums Facebook. Die weiteren Handlungen, die das Profil ausdifferenzieren, können dadurch fortan auf diese Subjektivität bezogen werden. Ein ähnliches Beispiel sind Charakterprofile als Akten innerhalb der Registratur bei *World of Warcaft*, die allererst den Avatar als Handlungsträger des Spielers bzw. der Spielerin konstituieren. Zweitens kann ein Profil selbst als Akten-Register modelliert werden, insofern es an einem bestimmten Ort fortlaufend Handlungen und Eigenschaften in formalisierter Form protokolliert und als Merkmale zusammenstellt. Die Protokollierung kann dabei auf zwei unterschiedliche Weisen erfolgen, die sich mit der „Art. 29-Datenschutzgruppe“ in ‚prädikative‘ und ‚explizite‘ Profile differenzieren lassen:

> Sogenannte „prädikative Profile“ werden erstellt, indem das individuelle und das kollektive Nutzerverhalten über einen längeren Zeitraum hinweg beobachtet werden, insbesondere durch Überwachung der besuchten Seiten und der angesehenen und angeklickten Werbung, und daraus Rückschlüsse gezogen werden. Sogenannte „explizite Profile“ werden dagegen aus personenbezogenen Daten erstellt, die die betroffenen Personen selbst beispielsweise bei der Registrierung an einen Webdienst liefern. Beide Ansätze können auch kombiniert werden.[410]

---

408 | Röhle (2010): *Der Google-Komplex*, S. 138.

409 | Vgl. exempl. Loebel, Jens-Martin (2013): Privacy is Dead. Ein Fünf-Jahres-Selbstversuch der bewussten Ortsbestimmung mittels GPS. In: Bublitz, Hannelore/Kaldrack, Irina/Röhle, Theo/Zeman, Mirna (Hg.): *Automatismen – Selbst-Technologien*. München: Fink Verlag, S. 143-163.

410 | Eickmeier, Frank/Hansmersmann, Petra (2011): Datenschutzkonforme Nutzerprofile im Internet. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele*. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 95-121, hier S. 112. Balzer beschreibt eine ähnliche Differenzierung: „Die vom Benutzer eingegebenen Informationen zu seiner Person fasst man gewöhnlich in einem sog. *expliziten* Benutzerprofil zusammen, welches alle vom Benutzer explizit gemachten Angaben beinhaltet. Dagegen werden Informationen, die sich aus dem Benutzerverhalten ableiten lassen, in einem *impliziten* Benutzerprofil gespeichert. Dazu gehören unter anderem demographische Daten (wie z. B. abgeleitete Einkommensschicht) oder alle bisher vom Anwender getätigten Seitenabrufe oder verfolgten Verweise innerhalb der Webseite.“ (Balzer, Christian (2008): *Implizite Benutzerprofile für personalisierte Webseiten. Bildung und Verarbeitung von Non-Obvious User profiles mittels Clickstream-Auswertung*. Saarbrücken: Verlag Dr. Müller AG & Co. KG, S. 14 (Herv. im Original)).

Ungeachtet der Frage, ob die verwendeten Begrifflichkeiten treffend gewählt sind, verschwimmen die Grenzen in der Realität und auch bei näherer theoretischer Betrachtung: Denn was eine Person ‚selbst liefert' kann sowohl eine bewusst in ein Feld eingetragene Information, als auch ein bewusst an den Tag gelegtes Klick-Verhalten sein. Was ‚explizit' ist, hängt also immer an der Person, die profiliert wird bzw. sich selbst profiliert, wodurch die Unterscheidung zu einer strikt relationalen wird. Nichtsdestotrotz ist der Hinweis auf die Unterscheidung, so relativ sie auch ist, durchaus wichtig und sinnvoll. Drittens können Profile mit bestehenden Registraturen verknüpft sein bzw. bestehende Registraturen miteinander verbinden. Wenn in der in Kapitel 1.3 beschriebenen Registrierung bei Facebook beispielsweise angeboten wird, das Adressbuch eines bereits bestehenden E-Mail-Kontos zu importieren, entsteht eine derartige Verbindung. Auch durch die Abfrage des bürgerlichen Namens und des Geburtsdatums wird im Registrierungsprozess bei Facebook, zumindest strukturell, ein Bezug zu staatlichen Melderegistern hergestellt. Merkmale innerhalb von Profilen können aus bestehenden Einträgen in Registern bzw. Akten generiert werden, indem die Einträge als Merkmale einer in den Registraturen identifizierbaren Person zusammengestellt werden. Besonders prekär und problematisch wird dieser Sachverhalt dann, wenn die Produktion eines Profils auf diesem Wege ohne die Kenntnis derjenigen Person erfolgt, die profiliert wird. Genau um diese Konstellation geht es in den meisten Debatten um Datenschutz und Privacy, wie zuletzt im Hinblick auf die NSA, die Zugriff auf verschiedene Registraturen genutzt hat, um Profile zusammenzutragen.

Registrierungspraktiken und -techniken sind sowohl als Möglichkeitsbedingungen als auch als Bestandteile des Profilierungs-Dispositivs zu verstehen, insofern sie Apparate, Aufschreibetechniken und -praktiken, Organisations- und Verwaltungsstrukturen, Wissensformatierungen und bürokratische Institutionen konstituieren, die auch in Profilen und Profilierungspraktiken implementiert bzw. eingeschrieben sind und umgekehrt.

3.2 ERHEBEN

> Die Methoden der empirischen Datenerhebung haben die Funktion, Ausschnitte der Realität, die in einer Untersuchung interessieren, möglichst genau zu beschreiben oder abzubilden.
>
> JÜRGEN BORTZ

Wenn Profile systematisch und historisch mit Registraturen und Registrierungspraktiken verbunden sind, stellt sich die Frage, welche Art von Merkmalen dabei erhoben wird, auf welche Art und Weise diese Merkmale ‚herausgeschält', ‚isoliert' und erhoben werden bzw. ‚sich selbst erheben' in Relation zum amorphen Grund und welche (Abbildungs-)Beziehungen sie zu den registrierten Menschen bzw. ‚Selbsten' aufweisen. Im folgenden Kapitel soll es dem-

entsprechend um die Herkünfte und Anfänge der Verfahren der Selbstverdatung gehen, die entweder unmittelbar Profile generieren oder aber die Datengrundlage für die Erstellung von Profilen konstituieren.

Physiognomik bis Charakterkunde

Ein bereits seit mehreren Jahrhunderten immer wieder bemühter, dabei aber stets kontrovers diskutierter[411] Ansatz zur Produktion von Wissen über Menschen, mithin über ‚Selbste', ist die Physiognomik.[412] Die Merkmale für die Erhebung ‚des Innersten der Person', das ist konstitutives Merkmal dieser Disziplin, liegen dabei an der Oberfläche des Menschen. Ihre europäische Geschichte kann bis zu Hippokrates und Aristoteles[413] zurückverfolgt werden[414] – Johann G. Franz nennt sie in seiner Geschichte der *Physiognomik* aus dem Jahre 1784 „so alt als die Welt"[415]. Ein früher neuzeitlicher und in der Rückschau einflussreicher Vertreter der Physiognomik ist Giambattista della Porta. In seiner *De Humana Physiognomia* von 1581 leitet er zum einen aus der Ähnlichkeit menschlicher Köpfe bzw. Gesichter zu jenen bestimmter Tiere Korrelationen zwischen dem Charakter der einen und dem der anderen ab, modelliert zum anderen aber auch geografische Herkunft und körperliche Merkmale als Kennzeichen zugrundeliegender ‚Complexionen', also der Mischungsverhältnisse der vier Körpersäfte.[416] Besonders vielversprechend im Hinblick auf die Erhebung von Merkmalen im Profilierungs-Dispositiv ist jedoch weniger die Arbeit della Portas, als die Physiognomik Johan Caspar Lavaters, der laut Arthur Kronfeld „die Physiognomik populär gemacht und zugleich für lange Zeit in Verruf gebracht hat"[417]. Neben der Popularisierungstendenz zeichnet sie sich insbesondere dadurch

---

411 | Zwei beliebig herausgegriffene Positionen gegen die Physiognomik sind die bei Kronfeld zitierte von Leonardo da Vinci: „Über die betrügerische Physiognomik und Chiromantik werde ich mich nicht verbreiten, es ist keine Wahrheit in ihnen, und das ist offenbar, denn diese Chimären haben kein wissenschaftliches Fundament." (zit. n. Kronfeld, Arthur (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*. Berlin: Julius Springer, S. 128.) und jene von Georg Christoph Lichtenberg, die sich explizit gegen Lavaters Physiognomik richtete (Lichtenberg, Georg Christoph (1778): *Über Physiognomik wider die Physiognomen*. Göttingen: Johann Christian Dieterich).

412 | Eine umfangreiche Rekonstruktion der Geschichte der Physiognomik findet sich u. a. in Schmölders, Claudia (1995): *Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik*. Berlin: Akademie Verlag.

413 | Aristoteles (2006[4. Jh. v. Chr.]): *Physiognomik. Der Zusammenhang zwischen Körper und Seele und der Ausdruck der Seele durch den Körper*. Zürich: Carl Huter Verlag.

414 | Arthur Kronfeld kommt der Verdienst zu, bereits 1932 die eurozentristische Perspektive erweitert zu haben, indem er auch chinesische und indische Physiognomiken bzw. Charaktertypensysteme, wie das Paggala Pannatti (das ‚Buch der Charaktere') erwähnt (vgl. Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 127).

415 | Franz, Johann G. (1784): *Versuch einer Geschichte der Physiognomik und der damit verbundenen Wissenschaften*. Wien und Leipzig: Friedrich August Hartmann, S. 3.

416 | Vgl. Della Porta (1601[1581]): *Menschliche Physiognomy*, S. 19ff. bzw. 38ff.

417 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 128; Claudia Schmölders schreibt dazu ebenfalls „Sämtliche Zeitgenossen, Kant, Hegel, Lichtenberg haben ihm widersprochen, von späteren gar nicht zu reden." (Schmölders, Claudia (1994): Das Profil im Schatten. Zu einem physiognomischen

aus, dass sie im Vergleich zu ihren Vorgängern in verschiedener Hinsicht analytischer, formalisierter und metrisierter ist. Ein Aspekt hierbei ist die, zwar schon bei Aristoteles angelegte und bei della Porta in Ansätzen systematisierte[418], durch Lavater in Konsequenz und Detailgrad aber in besonderem Maße gesteigerte *Zerlegung* des menschlichen Antlitzes in bestimmte, jeweils für sich untersuchbare Bestandteile (s. Abb. 25). In seinen *Physiognomischen Fragmenten* aus dem Jahr 1778 beschreibt Lavater ausgewählte Partien des menschlichen Gesichts isoliert voneinander.[419] Jeder Bestandteil kann laut Lavater für sich als körperliches Zeichen eines charakterlichen Merkmals aufgefasst und die Erhebung des Gesamtcharakters so in einzelne Schritte zergliedert werden. Als exemplarische Beobachtungssequenz konstruiert Lavater:

> Ich werde zum Exempel sagen: diese Stirne ist zu kurz, und zugleich so platt, das Haar so tief darüber herabgewachsen; jene ist zwar hoch und groß, aber sie ist zu glatt, kahl, oder so und so empor gefurcht; so und so gewölbt, so häutig, u.s.f. Ich werde sagen, diese Augenbraunen sind so wild und waldicht hervorragend, jene so hoch über den Augen, so haarlos, so weit von einander entfernt. Sodann komme ich an die Augen. Die einen sind so klein, das obere Augenlied so tief überhängend, das untere so wurstförmig; die Adern dort so weit offen, so weiß, so hervorragend. Die Nase ist so aufgedumpft, so fleischicht, jene so hervorstehend groß und breit; und eine andere so stumpf gegen die untere Lippe, wie eine Section von einem Zirkel. Die Entfernung von der Nase zur Lippe ist auch bey einigen sonderbar genug; die obere Lippe ist zu fleischicht, zu überhängend, die Zähne so sichtbar, die untere Lippe entweder so schief, oder so niederhängend und offen; ich kann mich nicht erwehren, *die unaussprechliche Selbstgenügsamkeit* mit einem kleinen Lächeln anzusehen, welche so augenscheinlich auf diesen *Lippen* schwebt. Das Kinn ist bey dem einen so hoch, so gerade, so fleischicht, so plump.[420]

Die Abbildung des Gesichts erfolgt in diesem Fall mittels einer verbalen Beschreibung der Merkmale, in anderen Fällen jedoch auch mittels schematisierter, auf ‚das Wesentliche' reduzierter Darstellungen oder Illustrationen. Solche Beschreibungen und Zeichnungen leitet Lavater zumeist aus der subjektiven und vergleichenden Beobachtung ab, die er dann verbalisiert bzw. visualisiert: „[I]ch nenne, oder welches besser ist, ich zeichne mir die ganzen Profile; und wenn ich einige gezeichnet habe, so fange ich an zu vergleichen. Ich lege meinen Bleystift beyseite, und versuche es, diese Linien mit Worten und Namen zu bezeich-

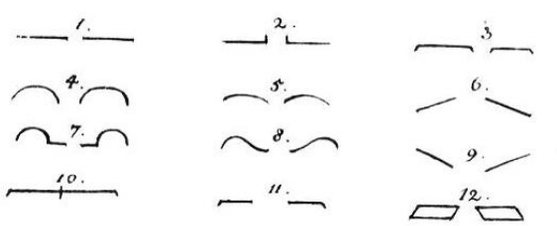


Abbildung 25: Schematisierte Darstellung typischer Augenbrauenformen bei Lavater (1778)

„Ganzen" im 18. Jahrhundert. In: Schings, Hans-Jürgen (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 242-259, hier S. 250).

418 | Vgl. Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 128.

419 | Vgl. Lavater, Johann Caspar (1969[1778]): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe.* Band 4. Zürich: Orell Füssli Verlag, S. 215-264.

420 | Lavater, Johann Caspar (1991[1772]): *Von der Physiognomik.* Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag, Kapitel 7 (Herv. im Original).

nen.“[421] Für das zeichnerische Festhalten der Beobachtungseindrücke eines gesamten Gesichts favorisiert Lavater dabei die Seiten- vor der Frontalansicht:

> Ich finde sogleich, daß ich von vorne her mit meiner Beobachtung nicht wohl zurechte komme, und daß sich das Besondere, das darinn seyn möchte, zwar auch bemerken, aber nicht so leicht behalten, vielweniger anschaulich bestimmen läßt. Ich richte mich also gegen das Profil, und finde wenigstens so viel, daß sich dieses mit leichter Mühe nachzeichnen, und also viel leichter vergleichen läßt.[422]

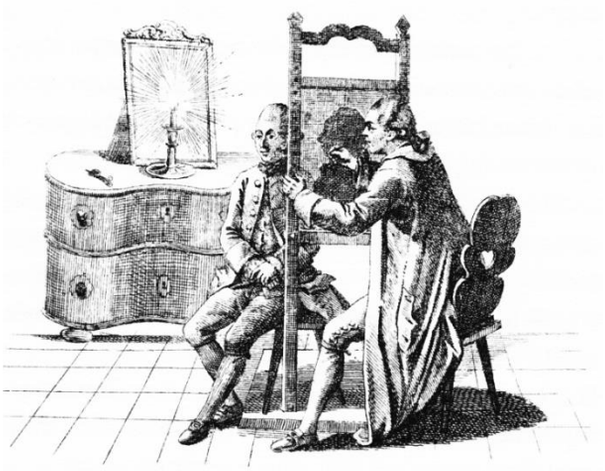


Abbildung 26: Erstellung eines Schattenrisses bei Lavater (1776)

Das Profil als Zusammenstellung von Merkmalen im Sinne einer sinnstiftenden Synthese der Einzelteile verschränkt sich also hier – kaum zufällig und im Einklang mit der Begriffsgeschichte – mit der Bedeutung des Profil-Begriffs als Abbildungs- und Darstellungskonvention der bildenden Kunst, sowie der metrischen Abbildungs- und Präskriptionsverfahren im Festungsbau. Eine besondere Stellung nimmt dabei das Schattenriss-Verfahren ein (s. Abb. 26). Für Lavater bietet es die Möglichkeit, die (Seiten-)Ansicht eines Menschen möglichst ‚unverfälscht‘ aufzuzeichnen und zu vermessen. Er schreibt dazu:

> Das Schattenbild von einem Menschen, oder einem menschlichen Gesichte, ist das schwächste, das leerste, aber zugleich, wenn das Licht in gehöriger Entfernung gestanden; wenn das Gesicht auf eine reine Fläche gefallen – mit dieser Fläche parallel genug gewesen – das wahrste und getreueste Bild, das man von einem Menschen geben kann; das schwächste; denn es ist nichts Positifes; es ist nur etwas Negatifes, – nur die Gränzlinie des halben Gesichtes; – das getreueste, weil es ein unmittelbarer Abdruck der Natur ist, wie keiner, auch der geschickteste Zeichner, einen nach der Natur von freyer Hand zu machen im Stande ist.[423]

Der Schattenriss im Profil ist also zunächst ein optisches Abbildungsverfahren, mit dem der ‚unmittelbare Abdruck der Natur‘ durch eine starke Reduktion an Details erkauft wird. Lavaters Ziel ist dabei eine Objektivierung und mithin eine Verwissenschaftlichung der Physiognomik: „Je genauer sich die Umrisse des menschlichen Kopfes bestimmen lassen, desto wissenschaftlicher und sicherer wird die Physiognomik.“[424] Die standardisierte Abbildungstechnik ermöglicht es zudem, standardisierbare Distinktionen einzuführen und abzumessen (s. Abb. 27).

---

421 | Lavater (1991[1772]): *Von der Physiognomik*, Kapitel 7.
422 | Ebd.
423 | Lavater, Johann Caspar (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Band 2*. Zürich: Orell Füssli Verlag, S. 90.
424 | Lavater (1991[1772]): *Von der Physiognomik*, Kapitel 10 (im Original kurisv).

Lavater schreibt dazu:

> Man kann an jeder Silhouette 9 horizontale Hauptabschnitte bemerken.
> 1.) Den Bogen des Scheitels bis zum Ansatz des Haars.
> 2.) Den Umriß der Stirne bis zur Augenbraune.
> 3.) Den Raum von der Augenbraune bis zur Nasenwurzel, dem Ansatz der Nase.
> 4.) Die Nase bis zur Oberlippe.
> 5.) Die Oberlippe.
> 6.) Die eigentlichen Lippen.
> 7.) Das Oberkinn.
> 8.) Das Unterkinn.
> 9.) Den Hals. Sodann noch Hinterhaupt und den Rachen.[425]

Abbildung 27: Schattenriss mit Messlinien bei Lavater (1776)

Diese, von Lavater als ‚natürlich' angesehenen, tatsächlich aber höchst artifiziellen Linien, können nun vermessen werden und ermöglichen dadurch eine Quantifizierung und Formalisierung des bis dahin in erster Linie ästhetischen Profils sowie eine numerische Vergleichbarkeit von Gesichtern. Zum Teil greift Lavater dabei auch auf Messapparate zurück, z. B. um das sogenannte ‚Stirnmaß' zu bestimmen (s. Abb 28).

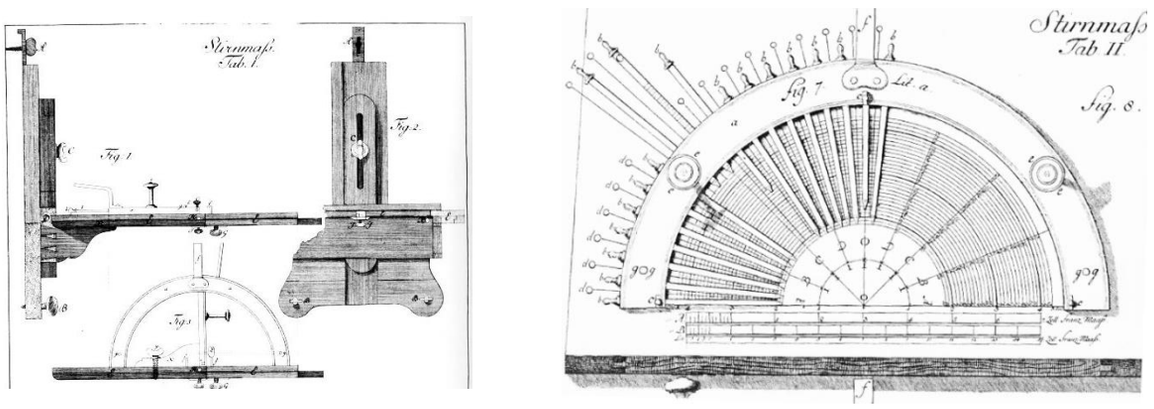


Abbildung 28: Instrumente zur Vermessung der Stirn bei Lavater (1778)

Darüber hinaus formuliert er als eine Art Wunschkonstellation eine permanente Abbildung bzw. Verdatung, die sich auch in gegenwärtigen Profilierungsdiskursen wiederfindet:

> Wenn wir jedes Moment des Menschen in der Natur festhalten könnten, oder wenn's in der Natur stehende Momente gäbe, so wäre unstreitig unsere Beobachtung leichter an der Natur, als im Portrait; da aber das unmöglich ist, da noch überdieß kaum eine Person sich so beobachten läßt, daß man es beobachten heißen könnte, so ist's mir einleuchtend wahr, daß sich aus einem recht *guten* Portrait mehr Kenntniß des Menschen schöpfen läßt, als aus der Natur, in so fern sie sich nur im Momente sehen lässt.[426]

---

425 | Lavater (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente Band 2*, S. 96f.
426 | Ebd., S. 81 (Herv. im Original; dort fett).

Mit der Wertschätzung des subjektiv gezeichneten Porträts vor dem Hintergrund des Wunsches nach permanenter Beobachtung bzw. Verdatung und der beschriebenen Zergliederungs- und Messverfahren ist eine Ambivalenz in Lavaters Physiognomik angerissen, die sich zwischen dem bewegt, was Arthur Kronfeld als ‚physiognomische', d.h. ganzheitliche und evidenzbasierte, und ‚interpretative', d.h. analytische und naturwissenschaftliche, ‚Grundhaltung' voneinander abgrenzt.[427] Einerseits legt Lavater viel Wert auf die genaue Zergliederung, Abbildung und Messung und imaginiert im zweiten Band sogar eine Mathematisierung der Physiognomik.[428] Konträr dazu plädiert er explizit dafür, die Physiognomik nicht zu einer exakten, analytischen Wissenschaft zu machen:

> *Albrecht Dürer maß*; *Raphael* maß und *fühlte* den Menschen. Jener zeichnete Wahrheit, wissenschaftlich; dieser gemessene, idealisierte – und doch nicht weniger wahre Natur. Der blos wissenschaftliche Physiognomist mißt wie *Dürer*; das physiognomische Genie misst und fühlt wie *Raphael*. Je mehr indeß die Beobachtung sich verschärft; die Sprache sich bereichert; die Zeichenkunst fortschreitet; der – Mensch, das Nächste und Beste dieser Erben, den Menschen studirt – desto wissenschaftlicher, das ist, desto bestimmter, desto lernbarer wird die Physiognomik. – Sie wird werden die Wissenschaft der Wissenschaften, und dann keine Wissenschaft mehr seyn – sondern Empfindung, schnelles Menschengefühl! denn – Thorheit, sie zur Wissenschaft zu machen, damit man drüber reden, schreiben, Collegia halten und hören könnte! dann würde *sie* nicht mehr seyn, was sie seyn soll.[429]

Diese Ambivalenz kann als Symptom einer historischen Schwelle interpretiert werden, die in Lavaters Arbeiten manifest wird. Denn für das 19. Jahrhundert konstatiert Kornfeld eine Wende hin zur naturwissenschaftlichen Grundhaltung in der Erfassung und Modellierung des menschlichen Charakters:

> Im 19. Jahrhundert ging eine völlige Wandlung der Arbeitsweise auf physiognomischem und mimischem Gebiete vor sich. Man ging von der Ganzheitsbetrachtung wie von der physiognomischen Grundhaltung wieder ab und orientierte sich beim Vorgehen an den Methoden der exakten Naturwissenschaft. Der physiognomische Ausdruck wurde in seine einzelnen Bestandteile zerlegt und die mimischen Ausdrucksbewegungen in ihre mechanischen Abläufe zergliedert.[430]

Dieser Wandel kann in anderer Nomenklatur als Hinwendung zur Anthropometrie, also zur Generierung von Daten aus Messinstrumenten und Abbildungstechniken verstanden werden, die bei Lavater ebenso prominent wie provisorisch und widersprüchlich bereits in Erscheinung tritt. Ebenfalls von dieser Schwelle geprägt, selbige aber tendenziell bereits überschreitend, sind die phrenologischen Arbeiten Franz-Jospeh Galls aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert.

---

427 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 131.
428 | Vgl. Lavater (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente Band 2*, S. 99.
429 | Lavater (1968a[1775]): *Physiognomische Fragmente Band 1*, S. 55 (Herv. im Original; dort fett).
430 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 131.

Gall ging davon aus, dass das Gehirn in eindeutig verort- und abgrenzbare Areale mit je spezifischer Funktionalität einteilbar sei und die Ausprägungen dieser Areale an der Schädeldecke wiedergefunden und dort vermessen werden könnten. Die so definierten Merkmale ließen Gall zufolge dann in Kombination auf den Charakter des Schädelträgers schließen. Ähnlich wie die Physiognomik durch Lavater eher populäre denn wissenschaftliche Anerkennung und Anwendung fand, wurde die Phrenologie nicht zuletzt durch Galls europaweite Vortragsreisen „zu einem volkstümlichen diagnostischen Gesellschaftsspiel", wie Manfred Schneider formuliert.[431] Wie bei Lavater waren die Objekte des Interesses vor allem die Extreme: Genies auf der einen, Geisteskranke, Schwachsinnige und VerbrecherInnen auf der anderen Seite. Eine Reihe zeitgenössisch als solche anerkannter Genies wurde von Gall sogar darum gebeten, sich von ihm vermessen zu lassen.[432]

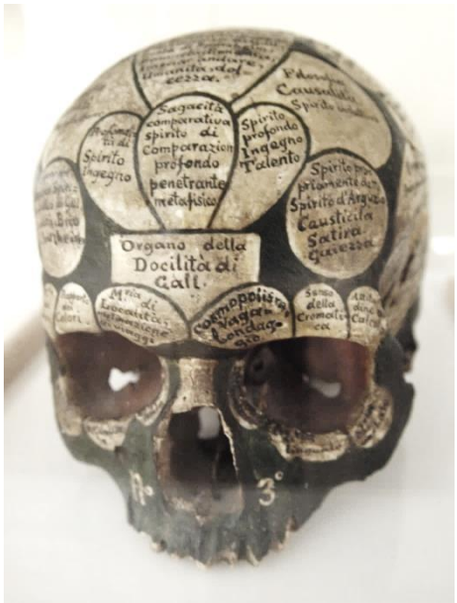


Abbildung 29: Gall'scher Schädel (1812)

Mit der organischen Begründung von Charaktereigenschaften wurde dabei die bei Lavater zwar anatomische, aber noch sehr dominante christliche Weltanschauung[433] von Gall zugunsten einer biologisch ausgerichteten Anatomie strikt abgelehnt[434], was exemplarisch eine Säkularisierung indiziert, die mit dem Aufkommen der Anthropometrie im 19. Jahrhundert einherging. Ebenfalls im 19. Jahrhundert beginnt sich unter den Begriffen ‚Charakterkunde' und ‚Charakterologie' eine wissenschaftliche Konstellation zu etablieren, die sich nicht über die gewählten Merkmalsarten und Erhebungsmethoden definiert (wie die Physiognomik oder die Phrenologie), sondern den Charakter als theoretisch und empirisch zu bestimmendes Objekt in den Fokus rückt. Die wissenschaftliche Konturierung des Charakter-Begriffs und der dafür relevanten Merkmale und deren Erhebung vollzieht sich im Rahmen der bereits erwähnten Schwelle, an der sich antike Humoralpathologie und Temperamentenlehre bzw. deren frühneuzeitliche Relektüre mit metaphysischen Restbeständen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Ansätzen schneiden. Augenscheinlich wird dies beispielsweise in Julius Bahnsens *Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen* von

431 | Schneider, Manfred (2005): „Diebs-Mörders-Dichters-Kitzel". Hegels Kritik der Phrenologie. In: Theile, Gert (Hg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*. München: Fink, S. 79-92, hier S. 79.
432 | Vgl. ebd., S. 81.
433 | Vgl. hierzu auch Weihe, Richard (2005): Gesicht und Maske. Lavaters Charaktermessung. In: Theile, Gert (Hg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*. München: Fink, S. 35-63.
434 | Vgl. Rose, Sala Rosa (2005): Weimar als Ursprungsort der Verbreitung von Franz-Joseph Galls Schädellehre. In: Theile, Gert (Hg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*. München: Fink, S. 65-77, hier S. 66.

1867[435], in dem er die in verschiedenen Ausprägungen der Eigenschaften Spontaneität, Receptivität, Impressionabilität und Reagibilität zwar noch mit der viergliedrigen Systematik der Temperamente verknüpft, sein Modell aber gleichzeitig mit demjenigen für chemische Strukturformeln und deren Klassifikationen vergleicht – ein Hinweis auf die spätere Tradition der so genannten „atomistischen Charakterologie“.[436] Trotz der naturwissenschaftlichen Metaphorik und der Anerkennung der Relevanz der Physiologie für den Charakter, bleibt Bahnsens Charakterologie jedoch grundsätzlich eine geisteswissenschaftliche. Explizit proklamiert Bahnsen die Unmöglichkeit der Übertragung bestimmter naturwissenschaftlicher Standards auf die Erforschung des Charakters.[437] Wie Arthur Kronfeld schlüssig herleitet, fällt „die Charakterkunde in ein Bereich […], welches gleichsam *zwischen den empirischen Naturwissenschaften und der Philosophie* liegt“.[438]

Auch wenn die geisteswissenschaftlich orientierte Charakterkunde noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein diskutiert und weitergeführt wurde[439], sollen im Folgenden in erster Linie die naturwissenschaftlich geprägten Ansätze weiterverfolgt werden, da sie für die Erhebungs- und Abbildungskonzepte im Profilierungs-Dispositiv aufschlussreicher erscheinen. Zudem steigert sich, wie u. a. Steven Jay Gould konstatiert, die Formalisierung und die Quantifizierung in den Humanwissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nochmals beträchtlich, wodurch die geisteswissenschaftliche Charakterologie (zunächst) in den Hintergrund gerät. Der Trend, den Gould für diese Zeit ausmacht, ist „die Verlockung der Zahl und der Glaube, strenge Messungen könnten unangreifbare Genauigkeit garantieren und den Übergang von subjektiver Spekulation zu einer echten Wissenschaft mit einem Anspruch

---

435 | Bahnsen, Julius (1867): *Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen*. Leipzig: F.A. Brockhaus.

436 | Vgl. ebd., S. 24f. Siehe kritisch dazu Rohracher, Hubert (1934): Kleine Einführung in die Charakterkunde. Leipzig/Berlin: Teubner, S. 1: „Unter diesen Voraussetzungen verstand man vornehmlich die genaue Kenntnis der seelischen Erscheinungen, die man in Anlehnung an die physikalische Begriffsbildung als ‚Elemente‘ des Seelenlebens auffaßte und aus denen man die komplizierten psychischen Vorgänge zu verstehen hoffte. Erst zu Beginn unseres Jahrhunderts kam man allmählich zu der Einsicht, daß das psychische Geschehen mit dem physikalischen nicht vergleichbar sei und daß man daher auch nicht erwarten dürfe, einen seelischen Ablauf aus ‚Elementen‘ aufbauen zu können. Das Psychische ist eine Erscheinung im Bereiche des Lebendigen; das Lebendige ist aber nicht aus Bestandteilen zusammengesetzt wie ein Molekül Materie, sondern es ist immer die Wirkung vieler Einzelfunktionen; fällt eine solche Funktion fort, so hat sich dadurch das Ganze verändert. Mit anderen Worten: die seelischen Vorgänge sind wie alle Lebensvorgänge nicht summative Zusammensetzungen aus einzelnen Komponenten, sondern sie sind das Produkt des Zusammenwirkens vieler einzelner Funktionen; und wie in jedem Organismus, so steht auch im Seelenleben alles mit allem in Zusammenhang, eine Tatsache, die sich auch noch bis in die Empfindungen, die man früher als die einfachsten und deshalb ‚elementarsten‘ psychischen Tatsachen betrachtete, nachweisen läßt.“

437 | Vgl. Bahnsen (1867): Beiträge zur Charakterologie, S. 55f.

438 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 7.

439 | Vgl. exemplarisch Klages, Ludwig (1964[1936]): *Die Grundlagen der Charakterkunde*. 12. Auflage. Bonn: Bouvier u. Co. Verlag; Helwig, Paul (1965[1951]): *Charakterologie.* 4. Auflage der 2. vollständig überarbeiteten Auflage. Leipzig: Teubner; Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*.

wie dem der Newtonschen Physik bedeuten“[440]. In dieser Gemengelage konstituieren sich sowohl massenbezogene statistische Anthropometrie-Projekte wie jene von Adolphe Quételet[441], als auch anthropometrische Ansätze zur Charakterisierung von Individuen sowie das Aufkommen der (oftmals physiologisch orientierten) Experimentalpsychologie, die insbesondere durch Wilhelm Wundt vorangetrieben wurde.[442] Was die Physiognomik und die Phrenologie ausschließlich an der äußerlichen Gestalt des Menschen abzulesen versuchten, wird in dieser sich formierenden Disziplin auch auf physiologisch test- und messbare körperinterne Funktionen und Ausprägungen, z. B. des Nervensystems und der Apperzeption, gegründet.

Besonders deutlich treten die naturwissenschaftlich-formalisierenden Tendenzen dabei im frühen 20. Jahrhundert z. B. in Gottfried Ewalds Arbeiten zu *Temperament und Charakter*, sowie Ernst Kretschmers Konstitutionslehre hervor.[443] In beiden Ansätzen geht es um eine naturwissenschaftliche Erhebung und formalisierbare Relationierung körperlicher Merkmale zur Bestimmung individueller, dabei aber verallgemeinerbarer menschlicher Eigenschaften. Beide Charakterologen arbeiteten im Kontext der Psychiatrie, weshalb eine grundlegende Zielsetzung ihrer theoretischen und empirischen Arbeiten darin bestand, Anlagen und Ausprägungen pathologischer Eigenschaften auf Grundlage körperlicher Merkmale erkennbar und ggf. therapierbar zu machen. Ihre Erhebungen fanden folglich in erster Linie im Rahmen psychiatrischer Kliniken statt. Hubert Rohracher erläutert in seiner *Kleine[n] Einführung in die Charakterkunde* die pragmatische Sinnfälligkeit der Erhebung im klinischen Kontext:

> *Kretschmer* hätte seine Untersuchungen genau so gut ausschließlich an Gesunden durchführen können; doch ist zweifellos die psychiatrische Klinik aus praktischen Gründen dafür besonders geeignet, erstens deshalb, weil die einzelnen, den Konstitutionstypen zuzuordnenden Charakterzüge bei den Kranken besonders scharf, nämlich übersteigert, hervortreten, und zweitens deswegen, weil nirgends einen große Anzahl von Menschen so lange und so genau auf ihre psychischen Eigenschaften und Verhaltensweisen beobachtet werden kann wie in den Irrenanstalten.[444]

Neben den schon bei Lavater und Gall im Fokus stehenden Extremfällen (z. B. ‚Genies‘ und ‚Verbrecher‘) liefert die Klinik hier also zusätzlich die permanente ‚Verfügbarkeit‘ des untersuchbaren Menschenmaterials – eine permanente Beobachtung, wie sie für Lavater noch illusorisch erschien. Kronfeld schriebt in diesem Sinne: „Die erste und durch eine unvergleichliche empirische Materialfülle am meisten gesicherte medizinische Disziplin, der die Charakter-

---

440 | Gould, Stephen Jay (1988[1981]): *Der falsch vermessene Mensch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 74.

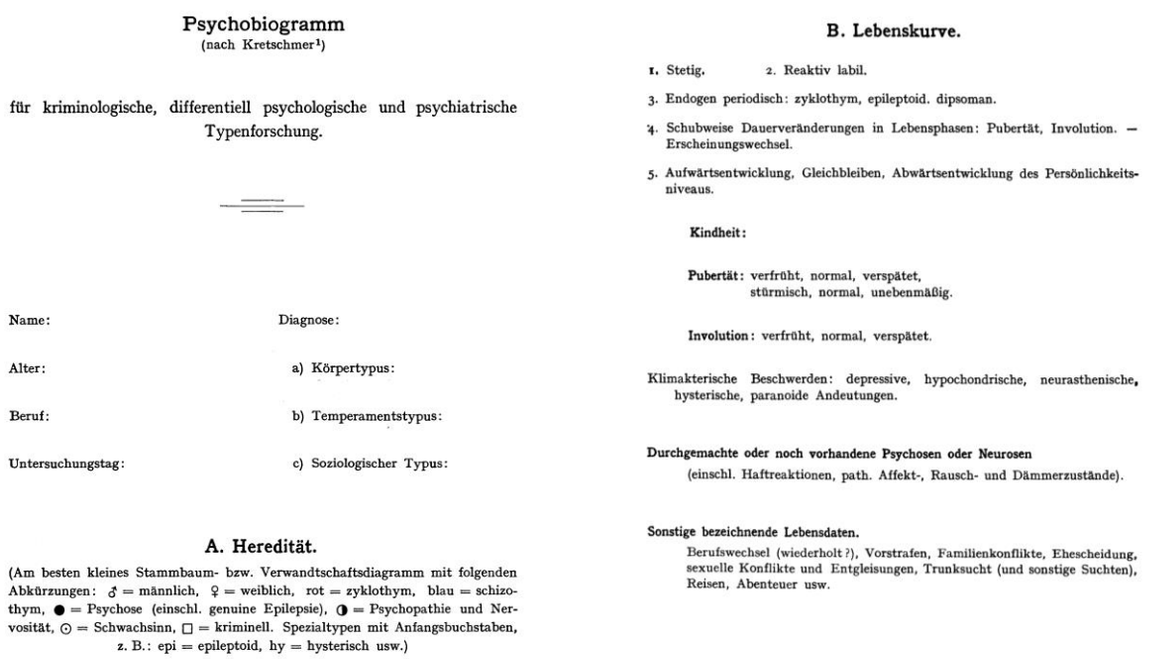
441 | Vgl. exemplarisch: Quételet, Adolphe (1871): *Anthropométrie ou Mesure des différentes facultés de l'homme*. Brüssel: Muquardt.

442 | Vgl. Wundt, Wilhelm (1874): *Grundzüge der physiologischen Psychologie*. Leipzig: Wilhelm von Engelmann.

443 | Vgl. Ewald, Gottfried (1924): *Temperament und Charakter*. Berlin: Julius Springer sowie Kretschmer, Ernst (1921): *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*. Berlin: Springer.

444 | Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*, S. 13 (Herv. im Original, dort gesperrt.

kunde ein fast unerschöpfliches Arsenal zu verdanken hat, ist die *psychiatrische Klinik*.“[445] Im Gegensatz zur alltäglichen Beobachtung oder freiwilligen Vermessungen bei Lavater und Gall verschränkt sich hier die Erhebung von Daten mit den klinischen Diagnose-, Registrierungs- und Behandlungspraktiken und der Konstitution klinischer Patienten-Objekte sowie deren räumlicher Ein- und Ausschließung. Ein Konzept zur Erhebung und abbildenden Speicherung personenbezogener Daten, das symptomatisch für diese Konstellation gesehen werden kann, ist das Psychobiogramm nach Kretschmer, das er, wie Richard Weeber schreibt, in den 1920er Jahren „für die kriminalbiologischen Stellen in Württemberg und in Sachsen ausgearbeitet“ hatte.[446] Es umfasst auf zehn Druckseiten neben verwaltungstechnischen Stammdaten wie Name usw. die in Tabellen und zumeist verbalisierten Skalen erhobenen Merkmale der Kategorien ‚A. Heredität‘ (Stammbaum mit Symbolen für z. B. kriminelle und psychisch kranke Vorfahren), ‚B. Lebenskurve‘ (über Kindheit, Pubertät und Reife; Psychosen/Neurosen), ‚C. Allgemeine Temperamentenskalen‘ (Ausprägung von z. B. Stimmung, Spannung, Tempo, Psychomobilität und soziale Einstellung für Zyklo- und Schizothyme in Tabellenform sowie ‚Degenerative Spezialtypen‘), ‚D. Triebleben‘ (z. B. Sexualtrieb: stark, mittel, schwach usw.; Grausamkeitstrieb, Gefahrschutztrieb), ‚E. Komplexer Charakteraufbau und Lebenseinstellung‘ (Verhältnis von Trieb und Ratio, Verhältnis von Ich und Außenwelt), ‚F. Soziologische Verhaltungsweisen‘ (z. B. Ethische Veranlagung, spezielle soziologische Defekttypen), ‚G. Intelligenz‘ (z. B. von hochbegabt bis idiotisch, Schulzeugnisse), ‚H. Körperlicher Befund‘ (z. B. Körpermaße, Kopf- und Gesichtsgestalt, Behaarung, vegetative Befunde) (s. Abb. 30).[447]



Psychobiogramm
(nach Kretschmer[1])

für kriminologische, differentiell psychologische und psychiatrische Typenforschung.

Name: Diagnose:

Alter: a) Körpertypus:

Beruf: b) Temperamentstypus:

Untersuchungstag: c) Soziologischer Typus:

A. Heredität.

(Am besten kleines Stammbaum- bzw. Verwandtschaftsdiagramm mit folgenden Abkürzungen: ♂ = männlich, ♀ = weiblich, rot = zyklothym, blau = schizothym, ● = Psychose (einschl. genuine Epilepsie), ◑ = Psychopathie und Nervosität, ⊙ = Schwachsinn, □ = kriminell. Spezialtypen mit Anfangsbuchstaben, z. B.: epi = epileptoid, hy = hysterisch usw.)

B. Lebenskurve.

1. Stetig. 2. Reaktiv labil.
3. Endogen periodisch: zyklothym, epileptoid. dipsoman.
4. Schubweise Dauerveränderungen in Lebensphasen: Pubertät, Involution. – Erscheinungswechsel.
5. Aufwärtsentwicklung, Gleichbleiben, Abwärtsentwicklung des Persönlichkeitsniveaus.

Kindheit:

Pubertät: verfrüht, normal, verspätet, stürmisch, normal, unebenmäßig.

Involution: verfrüht, normal, verspätet.

Klimakterische Beschwerden: depressive, hypochondrische, neurasthenische, hysterische, paranoide Andeutungen.

Durchgemachte oder noch vorhandene Psychosen oder Neurosen
(einschl. Haftreaktionen, path. Affekt-, Rausch- und Dämmerzustände).

Sonstige bezeichnende Lebensdaten.
Berufswechsel (wiederholt?), Vorstrafen, Familienkonflikte, Ehescheidung, sexuelle Konflikte und Entgleisungen, Trunksucht (und sonstige Suchten), Reisen, Abenteuer usw.

Abbildung 30: Auszüge eines Psychobiogramm-Formulars nach Ernst Kretschmer (1926)

445 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 200 (Herv. im Original).
446 | Weeber, Richard (1926): Das Psychobiogramm und dessen Bedeutung für den Gerichtsarzt. In: *Deutsche Zeitschrift für die gesamte gerichtliche Medizin*, 9 (1), S. 618-621, hier S. 619.
447 | Vgl. Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 282-291.

Registratur, Gerichtsbarkeit, Anamnese und humanwissenschaftliche Vermessung gehen hier im klinischen Kontext in der Form eines ‚Profilbogens' Hand in Hand. Das im vorigen Kapitel bereits thematisierte Formular mit seiner spezifischen Schreib- und Leseökonomie, der Festlegung bestimmter inhaltlicher Felder bzw. bestimmter Merkmale und Ausprägungen wird hier im Sinne eines Verfahrens-Protokolls zum Agenten des Erhebungsprozesses selbst.

Der ebenfalls aus dem psychiatrisch-medizinischen Kontext stammende Gottfried Ewald schlug demgegenüber etwa zur gleichen Zeit ein nochmals weiter formalisiertes Schema zur Erhebung und Relationierung von Merkmalen vor. Ewald legt in seinen Arbeiten größten Wert auf die Modellierung von Temperament und Charakter mittels Strukturformeln. So entwickelte er die „Idealstruktur des normalen Charakters"[448], mittels derer er dann bestimmte Typen mit je spezifischen numerischen Abweichungen hinsichtlich der Bestandteile der Strukturformel konstruierte.

$$\text{Idealer Normalcharakter:} \quad \begin{matrix} E_{10}—R_{10} \\ Tr_{10}—R_{10} \end{matrix} \Big\rangle I.A._{10}—L_{10}\ ^{1}).$$

Ewald erläutert dazu in einer Fußnote: „*L* ist immer die Abkürzung für ‚Ableitungsfähigkeit", *R* = Retentionsfähigkeit für höher gefühlsbetonte Eindrücke € bzw. für Trieberlebnisse (*Tr*), *I.A.* = Intrapsychische Verarbeitung und intellektuelle Steuerung. Die Normzahl ist 10."[449] Der Charakter wird hier in Form spezifisch ins Verhältnis gesetzter und quantifizierbarer Merkmale abgebildet. Gegenüber dem Psychobiogramm Kretschmers ist diese formale Modellierung zwar deutlich reduziert, potenziell jedoch noch geeigneter für eine informationstechnische Prozessierung – eine ähnliche Modellierung lässt sich gegenwärtig z. B. auch in vektoriellen Profilen beim ‚user modeling' finden. Die Formalisierung an sich war innerhalb der Charakterologie jedoch keineswegs unumstritten. Insbesondere Klages kritisierte immer wieder allzu formalisierte und dem ganzheitlichen ‚Schauen' abgewandte Herangehensweisen:

> Ziel des formalistischen Denkens ist: Denkergebnisse ohne Aufwand von Denken, Antworten ohne das Zwischenspiel des Suchens, Herrschaft des Geistes ohne das Medium und Werkzeug des immer vom Leben noch mitabhängigen Bewußtseins. Kein Zweifel, der ganz vollendete Formalist wäre ein bewußtloser Präzisionsapparat von unheimlich variabler Rückwirkungsfähigkeit und ließe sich dann wohl *komponieren*, sei es in der Maschinenfabrik, sei es wie der Homunkel in der Retorte.[450]

Gegenwärtige Debatten, wie jene zum Ende der Theorie[451] durch Data Mining und automatisierte Wissensproduktion auf Grundlage von Big Data, scheinen hier – wenn auch eher philosophisch/humanistisch motiviert – bereits angelegt. Klages geht zudem gegen eine Standardi-

---

448 | Ewald (1924): *Temperament und Charakter*, S. 70.

449 | Ebd., S. 71.

450 | Klages, Ludwig (1964[1910/1926]): *Die Grundlagen der Charakterkunde*. 12. Auflage. Bonn: Bouvier u. Co. Verlag, S. 85 (Herv. im Original, dort gesperrt).

451 | Siehe exempl. Anderson, Chris (2008): The End of Theory: The Data Deluge Makes the Scientific Method Obsolete. In: *Wired*, 06/08; online einsehbar unter: http://www.wired.com/2008/06/pb-theory/; zuletzt eingesehen am 21.02.2016.

sierung an, die mit der Formalisierung einhergeht und die er mit allgemeinen Mechanisierungstendenzen in Zusammenhang bringt:

> Das letzte Ergebnis der zunehmenden Entseelung des Menschen ist nach *Klages* die Mechanisierung und Schablonisierung des Lebens, die man heute in krassester Weise in Amerika betrachten kann; „ein einziger Blick in den amerikanischen Arbeitsbetrieb, nicht minder in den amerikanischen Vergnügungsbetrieb, genügt, um uns erkennen zu lassen, daß ‚l'homme-machine' nicht mehr bloß vor der Türe stehe, sondern dort bereits Ereignis geworden sei".[452]

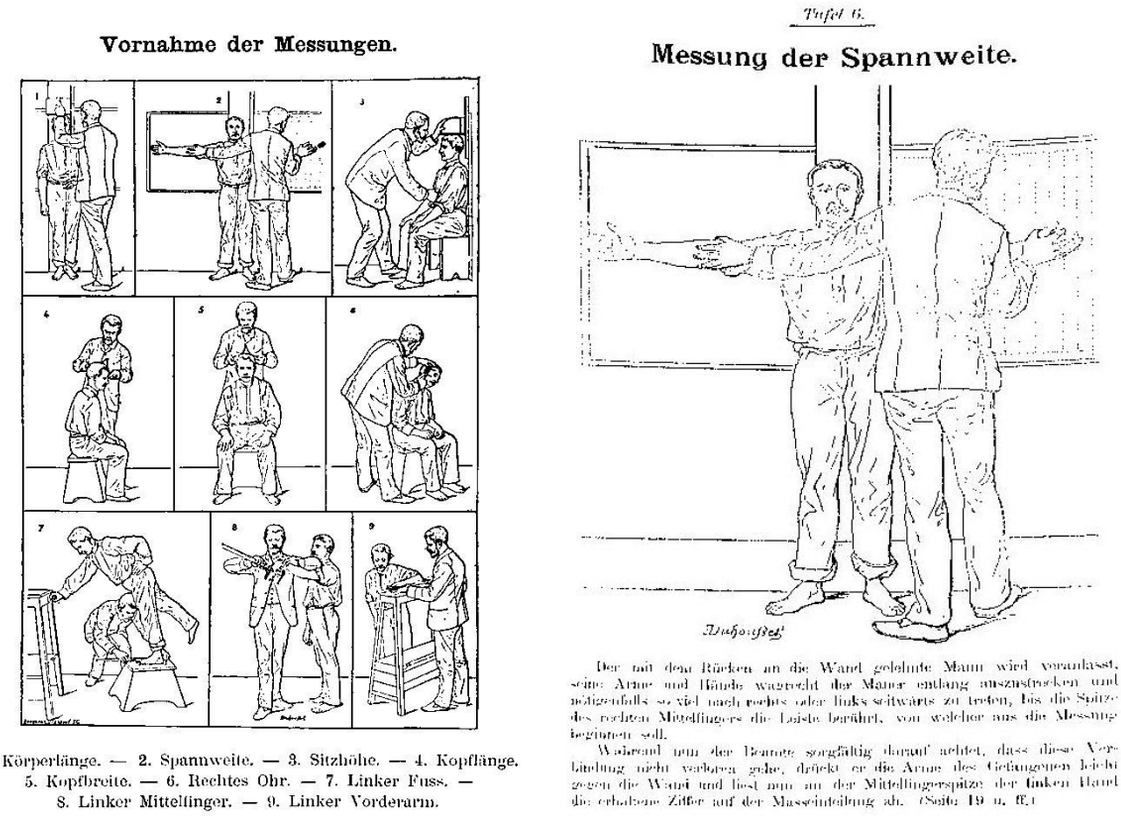
Auch hier werden bereits Aspekte problematisiert, die heute in der Maschinenlesbarkeit von Profilen und automatisierten Personalisierungen eine Rolle spielen. Gleichzeitig entgeht Klages der analytischen Produktion von Wissen selbst nicht konsequent, wie sich an Differenzierungen wie den folgenden zeigt: „Stoff, Gefüge und Artung des Charakters, Aufbau oder Tektonik des Charakters, scheintypische Wirkungen des Charakters auf das Gemeinschaftsleben, beständige Eigenschaften des Betragens: mit diesem Netz von Stammbegriffen wird man alles einfangen können, was sich irgend zur Kennzeichnung individueller Selbste hervorbringen läßt."[453] Kronfeld merkt daher zu Recht an, „daß auch *Klages* sich der Form des theoretischen Denkens nicht zu entziehen vermag"[454] und auch Ewald erkennt die Notwendigkeit der Analyse innerhalb Klages' Ansatz: „*Klages* erstrebt eine synthetische Charakterlehre. Hierzu braucht er natürlich Bausteine. Auch er muß also analysieren, um synthetisieren zu können."[455] Das Konzept des durch Eigenschaften bestimmbaren Charakters ist somit, wie auch das Profil-Konzept, durch die Unhintergehbarkeit der analytischen Distinktion und entsprechender Erhebungen gekennzeichnet.

Amtliche Erhebung und Vermessung in der physischen Anthropologie

Neben den Erhebungen von Merkmalen, die auf Wesenseigenschaften abzielen, spielen für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs auch solche eine Rolle, die erkennungsdienstliche Ziele verfolgen. Ein immer wieder genannter Pionier der standardisierten Vermessung von Individuen in diesem Kontext ist der bereits angesprochene Alphonse Bertillon. Wie Susanne Regener differenziert, lassen sich in seiner ‚Bertillonage' vier Erhebungsverfahren unterscheiden, mit denen Bertillon ihr zufolge auf ein „Begehren nach Systematisierung"[456] angesichts mangelnder Vergleichbarkeit und Standardisierung reagierte: „a. Messungsergebnisse bestimmter Körperteile (Bertillonage), b. Personenbeschreibung, respektive Gesichtsbeschreibung *(portrait parle)*, c. Beschreibung besonderer Kennzeichen, d. Fotografie."[457] Die körperliche Vermessung beschränkte sich dabei auf neun Maße, deren Abnahme Bertillon zum Zwe-

452 | Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*, S. 79 (Herv. im Original, dort gesperrt; Rohracher zitiert hier Klages).
453 | Klages (1964[1910/1926]): *Die Grundlagen der Charakterkunde*, S. 47
454 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 89 (Herv. im Original, dort Großbuchstaben).
455 | Ewald (1924): *Temperament und Charakter*, S. 38 (Herv. im Original, dort gesperrt).
456 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 133.
457 | Ebd., S. 131 (Herv. im Original).

cke der verlässlichen Standardisierung ausführlich beschrieb und die Verfahrensanleitung sogar illustrierte:



Vornahme der Messungen.

1. Körperlänge. — 2. Spannweite. — 3. Sitzhöhe. — 4. Kopflänge. 5. Kopfbreite. — 6. Rechtes Ohr. — 7. Linker Fuss. — 8. Linker Mittelfinger. — 9. Linker Vorderarm.

Tafel 6.

Messung der Spannweite.

Der mit dem Rücken an die Wand gelehnte Mann wird veranlasst, seine Arme und Hände wagrecht der Mauer entlang auszustrecken und nötigenfalls so viel nach rechts oder links seitwärts zu treten, bis die Spitze des rechten Mittelfingers die Leiste berührt, von welcher aus die Messung begonnen soll.

Während nun der Beamte sorgfältig darauf achtet, dass diese Verbindung nicht verloren gehe, drückt er die Arme des Gefangenen leicht gegen die Wand und liest nun an der Mittelfingerspitze der linken Hand die erhaltene Ziffer auf der Masseinteilung ab. (Seite 19 u. ff.)

Abbildung 31: Übersicht und Detailanleitung der Maßnahme für die Bertillonage (1895)

Trotz der Ähnlichkeit des Verfahrens zu jenen von z. B. Lavater geht es bei dieser Vermessung jedoch nicht um die Bestimmung charakterlicher Dispositionen, sondern lediglich um die Registrierung der Daten zum Zwecke der späteren Wiederauffindung und Authentifizierung. Wie Travis Hall anmerkt, entsteht die amtliche Vermessung signifikanterweise zeitglich mit dem Aufkommen der Automatisierung der (staatlichen) Registraturen und Auswertungsverfahren: „The development of Anthropomentry and Dactylscopy occurred at the same time as the invention of another technology designed to better track citizens: the punch-card computer, which was invented to ease the counting and tabulation of the census.“[458] Für die Personenbeschreibung in der standardisierten Form des *portrait parlé* gilt das Nämliche, wenn auch nicht auf metrischer Basis: Wie Regener beschreibt, kommt dabei eine minutiöse und standardisierte verbal-beschreibende Zerlegung des Antlitzes zum Einsatz:

458 | Hall, Travis (2013): *Fixing Identity. A socio-hostorical Analysis of State Practices of Identification mediated through Technologies of the Body*. Unveröffentlichte Dissertation, S. 88f.

> Allein die Nase wurde in viele zu beschreibende Einzelteile zerlegt. […] ‚An ihr [der Nase] [werden beschrieben] 1. die Wurzeltiefe, ob klein, mittel oder groß./ Die Wurzel befindet sich in der Vertiefung, in welcher Nase und Stirn zusammentreffen; /2. der Rücken; 3. die Grundlinie (-fläche)/ die untere Fläche der Nasenscheidewand; /4. die Höhe./ Die von der Nasenwurzel bis zum Ansatz des Nasenflügels gedachte senkrechte Linie bildet die Höhe; /5. der Vorsprung, I die Entfernung von der Nasenspitze bis zur tiefsten Stelle der (Nasen-) Höhe; /6. die Breite, /die größte Entfernung zwischen den beiden Nasenflügeln, jeweils ob klein, mittel oder groß. Das *portrait parlé* bereitete die kriminalanthropologischen Untersuchungen vor, indem es ein Raster für die genaue Beobachtung entwarf und zugleich die Abweichungen von der Norm statistisch erfaßte.[459]

Die Beschreibung wurde dabei so weit wie möglich auf begrifflicher Ebene zu standardisieren versucht, indem definierte Begriffe z. B. für bestimmte Nasenformen festgelegt wurden (a. Abb. 32).

> Was nicht durch Messungen in Längen- und Raummaßen erschlossen werden konnte, erfaßte man auf andere Weise, aber wieder in Ziffern. So wurden Klassen gebildet, in denen man die Farben des menschlichen Auges zu verschlüsseln versuchte („Seegrün=75, Maigrün=88“). Bertillon war fest davon überzeugt, daß die Ziffernsprache auch dem „vollkommensten Wörterverzeichnisse vorzuziehen (ist)“. Sie konnte Übergänge in der Natur erfassen, für die es keine Bezeichnungen gab. Denn die gewöhnliche Sprache orientierte sich (etwa bei den Nasenprofilen und Kopfformen), so Bertillon, bloß an den extremen Fällen und hatte keinen Sinn für die Masse der unscheinbaren Zwischenstufen.[460]

Abbildung 32: Protoypische Nasenprofile nach Bertillon (1895)

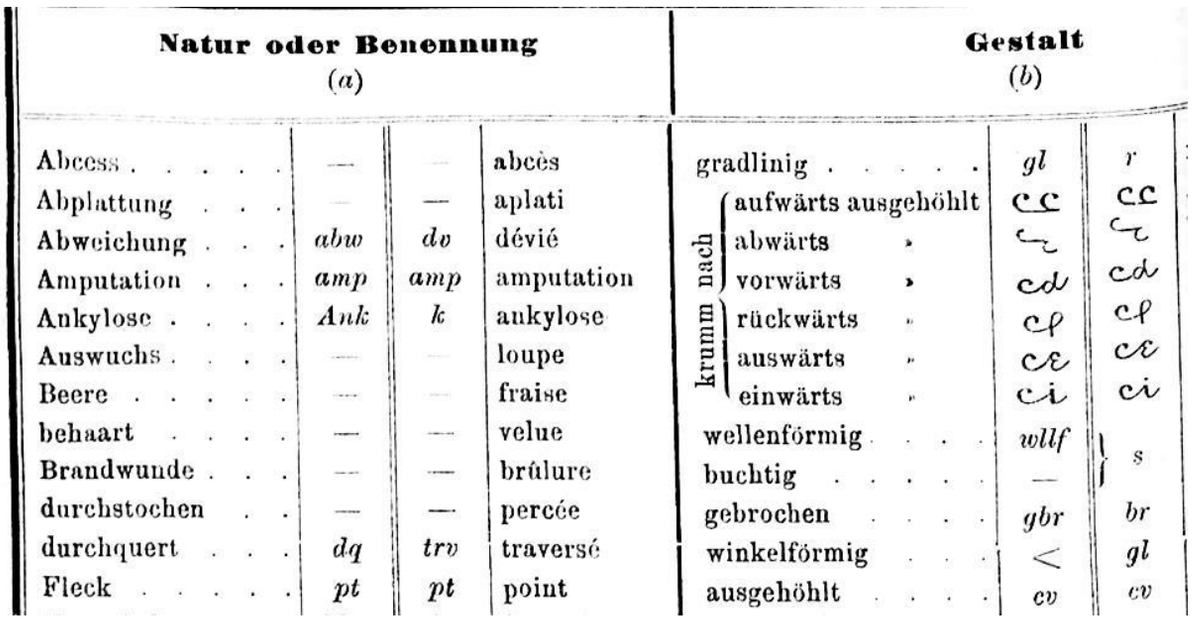
Die alltagssprachliche Denotation wurde somit zu einem operationalen Merkmal zu ‚reinigen‘ versucht.[461] Die „Beschreibung besonderer Kennzeichen“ stellte gewissermaßen als kompensatorisches Element eine Art Freifeld zur Verfügung, in das ungewöhnliche Merkmale wie Narben oder Tätowierungen eingetragen werden konnten. Doch auch hier versuchte Bertillon möglichst einheitliche Begrifflichkeiten einzuführen, die er in umfangreichen Tabellen niederlegte (s. Abb. 33).

---

459 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 136 (Herv. im Original).

460 | Vec, Miloš (2002): *Die Spur des Täters. Methoden der Identifikation in der Kriminalistik (1879-1933)*. Baden-Baden: Nomos, S. 32f.

461 | Vec schriebt zu diesem Aspekt: „Vielleicht war die menschliche Sprache überhaupt, wie Bertillon vermutete, ein untaugliches Medium, um Feinheiten des menschlichen Aussehens angemessen wiederzugeben. Das ungelenke freihändige Formulieren jedenfalls verfremdete das Signalement der Person bis zur Unbrauchbarkeit, nur eine Verschlüsselung der Termini à la Bertillon versprach die Angaben in aller Präzision zu verobjektivieren.“ (ebd., S. 38f.).



Natur oder Benennung (a)				Gestalt (b)		
Abcess	—	—	abcès	gradlinig	*gl*	*r*
Abplattung	—	—	aplati	krumm nach aufwärts ausgehöhlt	cc	cc
Abweichung	*abw*	*dv*	dévié	krumm nach abwärts	c	c
Amputation	*amp*	*amp*	amputation	krumm nach vorwärts	cd	cd
Ankylose	*Ank*	*k*	ankylose	krumm nach rückwärts	cf	cf
Auswuchs	—	—	loupe	krumm nach auswärts	ce	ce
Beere	—	—	fraise	krumm nach einwärts	ci	ci
behaart	—	—	velue	wellenförmig	*wllf*	*s*
Brandwunde	—	—	brûlure	buchtig	—	
durchstochen	—	—	percée	gebrochen	*gbr*	*br*
durchquert	*dq*	*trv*	traversé	winkelförmig	<	*gl*
Fleck	*pt*	*pt*	point	ausgehöhlt	*cv*	*cv*

Abbildung 33: Auszug aus einer Tabelle zur Definition der Begrifflichkeiten nach Bertillon (1895)

Die fotografische Erfassung, die Susanne Regener ins Zentrum ihrer Untersuchung stellt, zeichnet sich ebenfalls durch eine detaillierte Verfahrensanleitung und die Definition von Standards aus. Bertillon lehnte sich dazu an Verfahren der frühen anthropologischen Fotografie an[462], um, wie Dietmar Kammerer formuliert, „die kriminalpolizeiliche Abbildung endgültig von ihrem einstigen Zwilling, dem bürgerlichen Porträt“ und dem damit verbundenen Mangel an Einheitlichkeit und Vergleichbarkeit zu trennen.[463]

> Jedes verdächtige Individuum wurde zweimal aufgenommen, einmal frontal *en face* und einmal als Profilaufnahme von rechts. Entscheidend war die Aufnahme *en profil*, da nur sie die „charakteristischen Linien“, die unverwechselbare Anatomie – und eben nicht den wechselnden Gesichtsausdruck – einer Person erfassen konnte und dadurch einzig als geeignet schien, „die bestimmte Individualität von jedem Gesicht darzustellen“.[464]

Wie Regener feststellt, lassen sich auch hier genealogische Linien zur Schattenriss-Technik Lavaters und der Profilansicht ziehen:

> Die Seitenansicht eines/einer Beschuldigten oder Sträflings […] ist die Abbildungsform, die in öffentlichen Bilderwelten nicht vorkommt. Bertillon begründet ihren Wert folgendermaßen: Das Profilbild sei in der Projektion der Linien genauer als die Abbildung von vorn, die Vertiefungen und Erhebungen könne man am Bild auch messen. Zwei Fotografien von einer Sache, zwei Aufsichten, erweitern die Sicht auf das Objekt: „Wenn auch die doppelte Projection unentbehrlich zur genauen Kenntniss der Person ist, so ist doch das Profil mit seinen genauen Linien in viel höherem Grade als das en face-Bild geeignet, uns die bestimmte Individualität von jedem Gesicht darzustellen.“ Die Vorliebe Bertillons für das Profil als charakteristische Zeichnung ist ganz und gar nicht neu. In der

462 | Vgl. Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 149.
463 | Kammerer (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen?, S. 29f.; siehe auch Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, insbesondere S. 101 und 149.
464 | Kammerer (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen?, S. 29f. (Herv. i. Original; zit.: Bertillon).

> Kunst (Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer), aber vor allem von Physiognomikern wurden schon in der frühen Neuzeit an Profilen Ähnlichkeitsrelationen demonstriert, zum Beispiel die zwischen Tier und Mensch (Giambattista Della Porta, Charles Le Brun). Mit Lavater dann wird die Profillinie in den Gebrauch einer Vermessung des Gesichtes genommen und semiologisch ausgedeutet.[465]

Wie oben bereits erwähnt, ist das vermessene Individuum dabei in einer Zwangslage, da es sich in einem Verfahren des Strafvollzugs befindet. Kammerer schreibt dazu: „In einer solchen ‚Fotografie-wider Willen' wird das ehemalige Subjekt der Fotografie zu dessen Objekt, wird der bürgerliche Wunsch nach Repräsentation und Ausdruck ersetzt durch den polizeilichen Blick, der ‚alle ästhetischen Rücksichten beiseite setzt und nur den wissenschaftlichen [...] Standpunkt ins Auge fasst'".[466]

Der Aspekt der Objektivierung betrifft dabei nicht nur die fotografische, sondern auch die grundsätzliche Erfassung im Rahmen von Bertillons Konzept. Die Person wird zwangsweise in ein mehrdimensionales Datum überführt.[467] Der Zweck ist dabei in erster Linie ein rein verwaltungstechnischer:

> Mit der Bertillonschen Meßmethode ging eine Verdinglichung einher: Für die sichere Identifizierung war es nicht notwendig, etwas über die Person zu wissen, über seinen Hintergrund, sein Verhalten, seine Sprache etc. Wir sahen, daß man früher dafür plädierte, möglichst eine „persönliche Bekanntschaft" mit dem Sträfling einzurichten, ihn als Person auf irgendeine Weise wahrzunehmen. Nun hatte es mit dem Bertillonschen Verfahren einen Rationalisierungsschub gegeben, so daß allein der Körper des Kriminellen Objekt des Erkenntnisinteresses wurde. Die (Kriminal-) Anthropologie wird sich dann dem Subjekt zuwenden, um es aber ebenso als systematisierbares Objekt handhaben zu können.[468]

Die Beziehung zwischen der kriminalistischen Erfassung und der physischen Anthropologie verlaufen in ihrer historischen Entwicklung dabei in beide Richtungen. So schreibt Susanne Regener, dass sich die „Anthropologie des 19. Jahrhunderts […] verschiedener Meßinstrumente und Messungsschemata [bediente], die Bertillon mit Abwandlungen auch für den polizeilichen Erkennungsdienst einführte"[469], während Christine Hanke darauf hinweist, dass die physische Anthropologie um 1900 auf Methoden Bertillons zurückgriff und das „Bertillon'sche Verfahren […] von einer engen Verknüpfung von physischer Anthropologie, kolonialem Diskurs und Kriminologie [zeuge und] seine Fortläufer bis heute in Personalausweis und Steckbrief" findet.[470] Regener verweist zudem auf die Tatsache, dass die mittels der Bertillonage erhobenen Daten auch der Anthropologie dienlich waren.[471]

---

465 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 150f (Anm.: Regener zitiert hier Bertillon).
466 | Kammerer (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen?, S. 29f. (Anm.: Kammerer zitiert hier Regener und Bertillon).
467 | Vgl. dazu auch Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 83f.
468 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 146.
469 | Ebd., S. 138f.
470 | Hanke, Christine (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung. Zur Konstitution von „Rasse" und „Geschlecht" in der physischen Anthropologie um 1900*. Bielefeld: Transcript, S. 215f.
471 | Vgl. Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 140.

Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden die physische Anthropologie genauer in den Blick genommen werden. Hanke hat Diskurse und Medientechniken dieser Disziplin für die Zeit um 1900 aufgearbeitet und dabei den Fokus auf die Konstitution der Wissensgegenstände ‚Rasse' und ‚Geschlecht' gelegt.[472] Bemerkenswert ist zunächst, dass die Objekte, die der anthropometrischen Erhebung unterzogen werden, gänzlich passiv konzeptualisiert wurden. Hanke schreibt im Hinblick auf verschiedene Aufsätze des Anthropologen Wilhelm Volz in diesem Sinne, es „mach[e] – was die physisch-anthropologische bzw. somatische Identifizierung mittels metrisch-statistischer Verfahren angeht – keinen Unterschied", ob er sich „mit Resten toter Körper" oder „mit lebenden Körpern" beschäftige (s. auch plakativ Abb. 34).[473] Dimensionen wie Bewegung, Verhalten oder gar die in der Charakterologie so zentralen psychophysischen Eigenschaften spielen folglich keine Rolle.

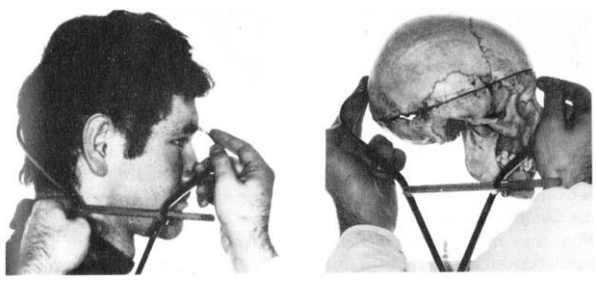


Abbildung 34: Anthropometrische Schädelvermessung

Zudem kommt das vermessene Objekt nicht, wie noch bei Lavater, Gall oder der klinisch-psychiatrischen Charakterkunde, als Individuum in den Blick, das sich ggf. sogar durch eine Extremstelleung (Genie oder Verbrecher) auszeichnet, sondern gerade als beliebiges Exemplar einer bestimmten Gruppe. Es geht der Anthropometrie weniger um Persönlichkeit denn um durchschnittliche Eigenschaften der Mitglieder einer bestimmten Gruppe, weniger um Menschenkenntnis oder Therapie denn um die quantifizierbare Beglaubigung der Existenz unterschiedlicher ‚Arten' von Menschen, um Demografie und ferner oftmals um Eugenik und Sozialhygiene.[474] Der Zielsetzung ungeachtet kommen dabei ähnliche Mess- und Erhebungsverfahren zum Einsatz wie schon in der Physiognomik, der Bertillonage und der (klinischen) Charakterkunde.

Der Anthropologe Rudolf Martin, der seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert anthropometrische Forschungen in kolonialen Gebieten vornahm, beschreibt in der zweiten Auflage seiner

---

472 | Hanke (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung*.

473 | Ebd., S. 39.

474 | Rudolf Martin schreibt dazu: „Die Sozialhygiene ist insofern keine rein medizinische, sondern vielmehr eine biologische Disziplin, als sie nicht an die Erforschung des Krankhaften gebunden ist. Darum bildet die Anthropometrie oder Körperbaulehre einen wissenschaftlich und praktisch wichtigen Teil der Sozialhygiene. Die Anthropometrie (Somatometrie) hat die Aufgabe, 1. den körperlichen Merkmalkomplex der einzelnen Individuen genau, wenn möglich zahlenmäßig, zu erforschen und 2. deren Stellung und Verteilung innerhalb einer bestimmten Population festzustellen, um auf solche Weise diese selbst in ihrem Aufbau und ihrer Zusammensetzung zu erkennen und auf sie wirken zu können. Der Sozialhygieniker muß also einen anderen Weg einschlagen als der Kliniker und der Psychiater. Er wird nicht versuchen, besonders auffallende, durch pathologische Merkmalskomplexe charakteristische Körperbautypen herauszuarbeiten, sondern er muß bestrebt sein, sämtliche innerhalb einer Bevölkerung vorhandenen Körperbautypen zu erfassen, ihre prozentuale Beteiligung und ihre physiologische Eignung zu erforschen." (Martin, Rudolf (1929): *Anthropometrie. Anleitung zu Selbständigen anthropologischen Erhebungen*. Berlin: Julius Springer, S. 1).

Handreichung *Anthropometrie. Anleitung zu Selbständigen anthropologischen Erhebungen* von 1929 zunächst das Instrumentarium aus verschiedenen Linealen, Zirkeln und Winkelmessern und anschließend die Vermessungsverfahren zur Abnahme von Körper- und Kopfmaßen (s. exempl. Abb. 35).

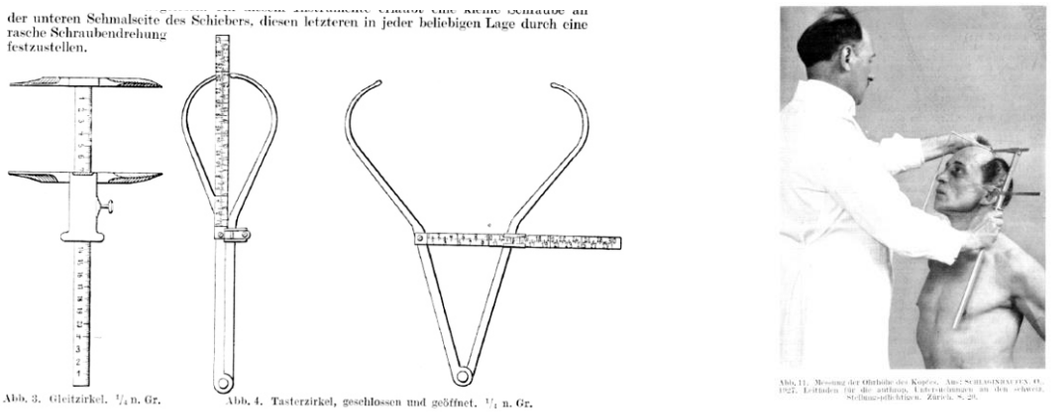


Abbildung 35: Instrumentarium zur Schädelvermessung und dessen Anwendung(1928)

Ebenfalls Teil der Verfahren der physischen Anthropologie ist die „Reproduktion anthropologischer Objekte“ im Sinne von Bildern oder Abgüssen.[475] Im Hinblick auf das Profilierungs-Dispositiv scheint dabei insbesondere die (mehr oder weniger) standardisierte Fotografie relevant zu sein. In die anthropologische Fotografie sind verschiedene Aspekte eingeschrieben. Zum einen findet sich hier eine Standardisierung der Abbildungsperspektiven wieder, wie sie bereits bei Bertillon, aber in Ansätzen auch bei Lavaters Schattenrissen zu finden war – so ist es kein Zufall, dass in Martins Abbildung der Fotografie-Vorrichtung im Hintergrund ein Schattenriss eines menschlichen Profils zu sehen ist (s. Abb. 37). Die anthropologische Fotografie führt die Standardisierung jedoch wesentlich weiter, indem genaue Abstände, Winkel und auch apparative Werte wie Plattengröße, Brennweite, Blendenöffnung usw. angegeben

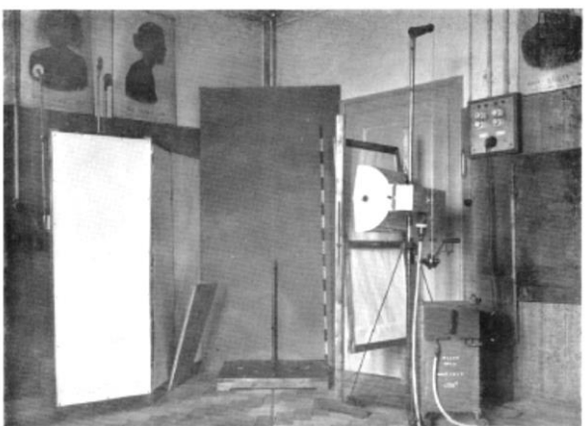


Abbildung 37: Arrangement zur Erstellung anthropometrischer Fotografien (1928)

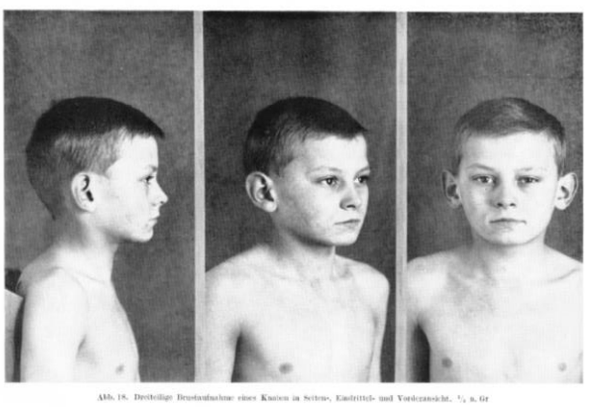


Abbildung 36: Standardisierte Ansichten in der anthropometrischen Fotografie (1928)

475 | Martin, Rudolf (1928): *Lehrbuch der Anthropologie. In systematischer Darstellung mit besonderer Be-rücksichtigung der anthropologischen Methoden. Für Studierende, Ärzte und Forschungsreisende.* Band 1. Zweite, vermehrte Auflage. Jena: Gustav Fischer Verlag S. 38.

werden (können).[476] Auch die in der Anordnung abgebildeten Maßstäbe sind als Element metrischer Standardisierung innerhalb der Fotografie zu veranschlagen. Teil der Standardisierung ist zudem eine Fragmentierung des fotografierten Objekts in der Abbildung, mithin dessen Zerlegung in einzelne Ansichten (s. Abb. 36).

Ziel der standardisierten Reproduktion ist zum einen, die Logiken der Vermessung auch in die Reproduktion des eigentlich zu vermessenden Objekts hineinzutragen und zum anderen, eine Vergleichbarkeit der Reproduktionen untereinander zu ermöglichen: „Diverse Apparate projizieren Körper als Umrisse, die dann wiederum vermessen und morphologisch verglichen werden können."[477] Das Spezifische (das Individuum) wird also im Allgemeinen (der standardisierten Abbildungsform) kommunizierbar und vergleichbar gemacht. Ganz ähnlich wie bei Lavater gibt es auch hier schematische Darstellungen verschiedener Ausprägungen des jeweils selben Merkmals (s. Abb. 38). Das einzelne menschliche Individuum wird so zur Summe der Ausprägung allgemeiner Merkmale und – in diesem Diskurs viel wichtiger – zum Exemplar einer Gattung.

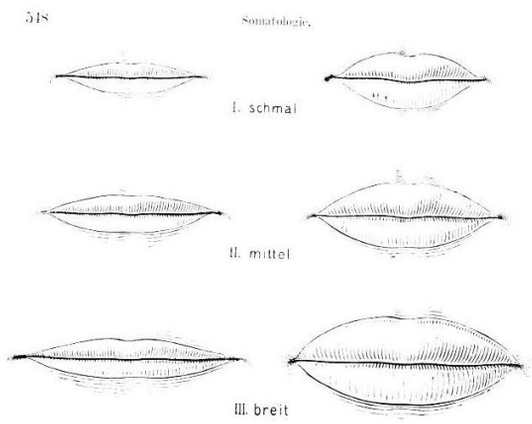


Abbildung 38: Illustrationen protoypischer Lippenformen in der Anthropometrie (1928)

Ganz ähnlich zu Kretschmers Psychobiogramm finden sich im Anhang von Rudolf Martins *Lehrbuch der Anthropologie* verschiedene „Beobachtungsblätter", die in der Rolle des Formulars gleichermaßen als Anleitung wie Protokoll der Erhebung zu verstehen sind:

No.	No. d. Phot.	Ort und Tag der Aufnahme:	Beobachter:
Eigenname:			Väterliche Aszendenz:
Stammesname:			
Geschlecht:	Wohnort:		Mütterliche Aszendenz:
Alter:	Geburtsort:		
Soziale Stellung:		Religion:	
Ernährungszustand: sehr mager, mager, mittel, fett, sehr fett.			**Kopf:**
Gesundheitszustand: Krankheiten (hereditäre?): Defekte:			**Stirne:** niedrig, hoch; schmal, breit; gerade, mäßig fliehend, stark fliehend; flach, gewölbt; voll, kielförmig.
Hautfarbe:	No. der Hautfarbentafel oder:	*a.* grauschwarz	**Scheitel:** ganz flach, leicht-, mittel-, stark gewölbt.
	Stirne:	*b.* schwarzbraun	**Hinterhaupt:** steil, flach, gewölbt, stark ausladend.
	Wange:	*c.* rein dunkelbraun	**Gesicht:**
			Ganzgesicht: (mit Stirne) hoch, mäßig hoch, niedrig; elliptisch, oval, rund, eckig; schmal, mäßig breit, breit, sehr breit; nach unten-, nach

Abbildung 39: Ausschnitt eines Beobachtungsblatts nach Rudolf Martin (1928)

476 | Vgl. Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 38ff.
477 | Hanke (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung*, S. 169.

Neben der Zerlegung des Körpers in Merkmale wird hier insbesondere, wie schon bei Kretschmer, die Beziehung zu bürgerlichen Registraturen deutlich. Jede/r Vermessene ist immer auch (mehr oder weniger) BürgerIn, bürgerliche Identität und Vermessungsergebnis sind über das Formular miteinander verknüpft. So verwundert es nicht, dass Martin sich eine Integration anthropometrischer Merkmale in die staatlichen Bevölkerungserhebungen wünscht: „Wenn es einmal gelingen sollte, solche Erhebungen, wenn auch in kleinerem Ausmaß und mit Beschränkung auf die wesentlichen Merkmale anläßlich einer Volkszählung vorzunehmen, dann erst werde wir die ideale Grundlage bekommen, die uns einen sicheren Überblick über die körperliche Beschaffenheit unserer Bevölkerung zu geben im Stande ist.“[478] Das staatliche Meldewesen wird also als kompatibel zur eigenen Datenerhebung und als potenzieller Datenlieferant konzeptualisiert. Anthropometrie geht hier Hand in Hand mit Demografie und Bevölkerungspolitik. Martin sieht den Nutzen der Anthropometrie jedoch nicht nur in den bisher genannten Bereichen: „Die Kenntnis der anthropometrischen Technik wird aber nicht nur von dem statistisch arbeitenden Sozialhygieniker verlangt werden müssen, sondern sie wird besonders im Hinblick auf die Frage der Berufseignung auch den Ärzten der Berfusberatungsämter, dem Fortbildungsschularzt und dem Fabrikarzt von Nutzen sein.“[479] Damit werden u. a. Bereiche angesprochen, in denen nicht mehr ‚die Bevölkerung‘ oder bestimmte Gruppen im Fokus stehen, sondern Individuen durch anthropometrische Messungen auf ihre Eignung hin beurteilt werden.

Intelligenz- und Eignungstests

Mit dem Begriff der Eignung ist ein weiterer Erhebungskontext aufgerufen, in dem das Objekt jedoch keine ausschließlich passive Rolle einnimmt und auch nicht hauptsächlich auf die körperlich messbaren Merkmale reduziert wird, sondern das dessen Aktivität bzw. Reaktivität erfordert: der Test. In einem Test wird eine Reihe von Eigenschaften durch die Beobachtung bzw. Erfassung der Aktionen und Reaktionen des Test-Objekts in spezifizierten Situationen erhoben. Traditionell geht es dabei im Gegensatz zum Experiment weniger um die Erlangung einer allgemeinen Erkenntnis (z. B. über bestimmte Bevölkerungsgruppen o.ä.), sondern um die Beurteilung eines spezifischen Test-Objekts – wenngleich die Ergebnisse einer großen Anzahl von Test-Objekten oftmals wiederum zu statistischen Auswertungen und Verallgemeinerungen genutzt werden.[480] Ein geeigneter Ansatzpunkt für die Genealogie des Profilierungs-

478 | Martin (1929): *Anthropometrie*, S. 1.

479 | Ebd.

480 | William Stern schrieb ganz in diesem Sinne: „Ein Test ist demnach *ein solches Experiment*, das bestimmt ist, in einem gegebenen Fall die individuelle psychische Beschaffenheit *einer Persönlichkeit* oder eine einzelne psychische Eigenschaft von ihr festzustellen. Seine Aufgabe ist also, unmittelbar genommen, keine rein wissenschaftlich-theoretische, sondern eine diagnostische; er will nicht unbekannte Gesetze und neue Zusammenhänge erforschen, sondern die Einordnung eines Einzelfalles in einen bereits bekannten Zusammenhang vollziehen. Allerdings sind die Voraussetzungen dieser durch Tests zu vollziehenden Diagnose notwendigerweise, die daraus abzuleitenden Folgerungen möglicherweise von wissenschaftlicher Natur.“ Stern, Wiliam (1921[1911]): D*ie Differentielle Psychologie in ih-*

Dispositivs scheint das Aufkommen der Intelligenztests gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu sein – insbesondere auch, weil sich in diesem Kontext individuelle Beurteilung und statistische Auswertung auf eindrückliche Weise durchdringen.

Ein prominentes Beispiel hierfür ist die Einrichtung eines anthropometrischen Labors auf der 1884 in London stattfindenden *International Health Exhibition* durch Francis Galton.[481] Galton ging es in seiner anthropometrischen Forschung in erster Linie um sozialstatistische und vererbungsbezogene Erkenntnisse, die er dann in der Eugenik programmatisch zur Anwendung zu bringen suchte.[482] Die statistische Verteilung von Intelligenz, die durch eine Vielzahl individueller Messungen generiert wird, wird dabei über die Frage der Vererbung physischer und psychischer Dispositionen wiederum auf der individuellen Ebene – beispielsweise durch staatliche Sterilisierungsprogramme – operational. Die Einrichtung des Testlabors galt dabei also nur mittelbar dem Individuum, da es in erster Linie als notwendiges Kleinstelement sowohl der statistischen Auswertung als auch operationaler Bevölkerungspolitik fungierte. In einem Standardwerk zur Persönlichkeitsforschung heißt es ganz in diesem Sinne:

> Um Messwerte von möglichst vielen Individuen zu erhalten, richtete Galton 1884 auf der „International Health Exhibition" in London ein anthropometrisches Laboratorium ein, in dem jeder Besucher gegen Entrichtung von threepence „get himself and his children weighed, measured and rightly photographed, and have their bodyly faculties tested by the methods known to modern science". Über die Resultate bekam man ein Messblatt ausgehändigt.[483]

Das erwähnte Messblatt bestand dabei aus einem Formular (s. Abb. 40). Diese Tatsache überrascht angesichts der bereits beschriebenen Erhebungs- und Registrierungstechniken kaum – es zeichnet sich durch die gleiche Stellenwertlogik, die Tendenz zu automatisierbarer Auswertbarkeit, die Protokollfunktion usf. aus, wie in den bisher behandelten Kontexten. Anders als in den meisten anderen Fällen – zumal zu Zeiten Galtons – verschwand das Formular jedoch nicht nur in den Akten der statistischen Büros, wie z. B. bei Volkszählungen, sondern wurde den vermessenen Personen in Kopie übergeben. Das Testergebnis war somit kein arkanes Geheimwissen, sondern wurde mittels des ausgehändigten Formulars zu einer partiellen Repräsentation des eigenen Selbst. Dieser Sachverhalt könnte ein Grund dafür sein, warum es den (insgesamt immerhin ca. 9000) Testpersonen damals 3 Pence – was heute mehreren Pfund entsprechen würde[484] – wert war, sich vermessen zu lassen. Wie Jens Asendorpf feststellt, ist dies „eine der seltenen Studien, in denen die Versuchspersonen die Psychologen bezahlen und

---

ren methodischen Grundlagen. 3. Auflage. Leipzig: Johann Ambrosius Barth, S. 86 (Herv. im Original; dort gesperrt).

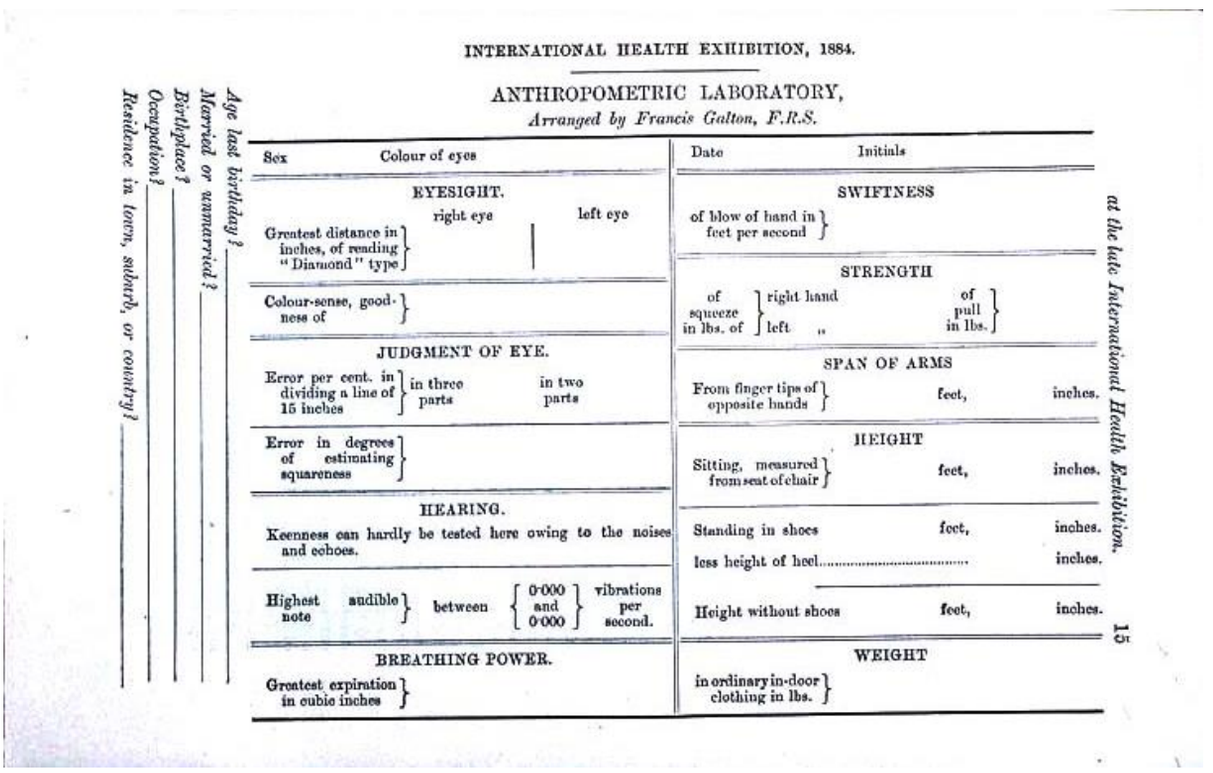
481 | Siehe exemplarisch: Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 195; Ameland, Manfred/Bartussek, Dieter/Stemmler, Gerhard/Hagemann, Dirk (2006): *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 28.

482 | Die folgenden Ausführungen finden sich teils wortgetreu in Weich (2016): Sich profilieren und profiliert werden.

483 | Ameland et al. (2006): *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, S. 28 (Anm.: die Autoren zitieren hier Galton).

484 | Ausgerechnet auf http://measuringworth.com, Stand 2014.

nicht umgekehrt“[485] – eine Konstellation, die sich bei gegenwärtigen Profilierungspraktiken z. B. beim Persönlichkeitstest der kostenpflichtigen Dating-Plattform Parship in ähnlicher Form findet. Auch wenn Galton die Vermessung aufgrund des abebbenden Zulaufs nach Ende der Ausstellung kostenlos anbot[486], bleibt diese Konstellation bemerkenswert und angesichts aktueller massenhafter freiwilliger Selbstverdatung in computerbasierten Profilen ebenso vertraut wie aufschlussreich.



INTERNATIONAL HEALTH EXHIBITION, 1884.

ANTHROPOMETRIC LABORATORY,

Arranged by Francis Galton, F.R.S.

Age last birthday?
Married or unmarried?
Birthplace?
Occupation?
Residence in town, suburb, or country?

Sex — Colour of eyes — Date — Initials

EYESIGHT. right eye — left eye
Greatest distance in inches, of reading "Diamond" type
Colour-sense, goodness of
JUDGMENT OF EYE.
Error per cent. in dividing a line of 15 inches: in three parts — in two parts
Error in degrees of estimating squareness
HEARING.
Keenness can hardly be tested here owing to the noises and echoes.
Highest audible note: between 0·000 and 0·000 vibrations per second.
BREATHING POWER.
Greatest expiration in cubic inches

SWIFTNESS
of blow of hand in feet per second
STRENGTH
of squeeze in lbs. of: right hand — left „ — of pull in lbs.
SPAN OF ARMS
From finger tips of opposite hands: feet, inches.
HEIGHT
Sitting, measured from seat of chair: feet, inches.
Standing in shoes: feet, inches.
less height of heel: inches.
Height without shoes: feet, inches.
WEIGHT
in ordinary in-door clothing in lbs.

at the late International Health Exhibition.

15

Abbildung 40: Messblatt aus Galtons Labor (1884)

Galton selbst fragte in seinem Artikel *Why do we measure mankind?* von 1890 – wenn auch eher rhetorisch – „Why should you, the reader, put yourself in trouble of being measured, weighed, and otherwise tested?“.[487] Als eine Antwort machte er die Motivation zur Vermessung durch die Initiierung von Wettbewerbs- und Ranking-Logiken aus, die er insbesondere durch die Möglichkeit wiederholter Messungen implementiert sah. Bereits in einem früheren Artikel schrieb er: „In the first place, the Laboratory tells a man his rank among his fellows. He comes from time to time and is able to make such comparisonsas enable him to see whether he is advancing or retrograding.“[488] Dieser Aspekt des Vergleichs und Wettbewerbs wur-

485 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 196.
486 | Vgl. Galton, Francis (1888): A Morning with the Anthropometric Detectives. An Interview with Mr. Francis Galton, F.R.S. In: *Pall Mall Gazette*, (16. November), S. 1-2.
487 | Galton, Francis (1890): Why do we measure mankind? In: *Lippincott's Monthly Magazine 45*, S. 236-241, hier S. 236.
488 | Vgl. Galton (1888): A Morning with the Anthropometric Detectives. Vgl. auch Galton (1890): Why do we measure mankind?, S. 237.

de in der US-amerikanischen Eugenik-Bewegung[489] im Rahmen der ‚Fitter Family Contests', die zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg in verschiedenen Teilen des Landes ausgerichtet wurden, aufgegriffen und systematisiert (bzw. gamifiziert). Uwe Wippich beschreibt die Contests und ihre Bezüge zum *Eugenics Records Office* (ERO) folgendermaßen:

> *Fitter Families for Future Firesides* war ein Wettbewerb der *American Eugenics Society*, in dem auf Landwirtschaftsmessen im Mittleren Westen der 1920er Jahre neben den Wettbewerben und Ausstellungen der Nutztierzucht und des Gartenbaus auch die physische und psychische Fitness von Familien gemessen wurden. Das Material der Wettbewerbe war für Davenport wertvolles „rawdata". Das ERO hatte daher ausgefeilte Formulare mit detaillierten Anweisungen für die Wettbewerbe bereitgestellt. Es erhielt im Gegenzug Kopien der ausgefüllten Auswertungsbögen, um diese statistisch auswerten und eugenisch analysieren zu können.[490]

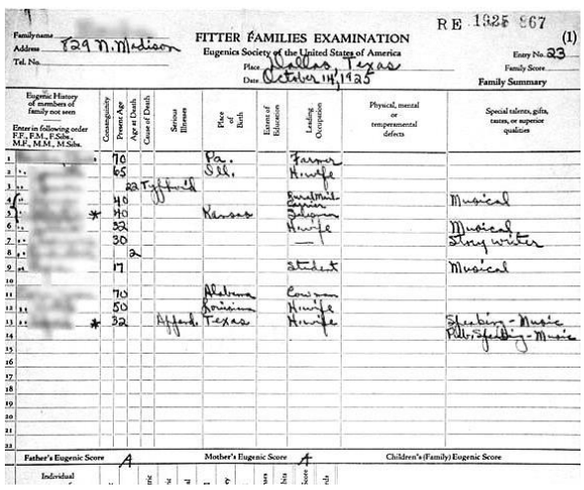


Abbildung 41: Stand auf der Eugenic and Health Exhibition und Auswertungsbogen

489 | Uwe Wippich fasst Galtons Eugenik-Verständnis anhand zweier Zitate pointiert zusammen: „Das Bemühen um das Leben zukünftiger Generationen erfordert nach Francis Galton (1822-1911) das Studium dafür in Frage kommender ‚agencies'; Faktoren, welche für die aktuell noch Ungeborenen prägend sein können. Ein entsprechendes Zitat Galtons von 1904 war über Jahrzehnte der zeitschrift *Eugenics Review* (1909-1968) auf dem Cover oder im Editorial vorangestellt. ‚Eugenics is the study of agencies under social control that may improve or impair the racial qualities of future generations, whether physically or mentally'. Bereits 1883 hatte Francis Galton sein 1869 in *Hereditary Genius* entwickeltes Konzept einer verhaltensgenetischen Verbesserung durch Anwendung der Vererbungslehre auf Intelligenz und Talent als ‚Eugenik' bezeichnet. Eine weitere Definition Galtons in einem Vortrag vor der soziologischen Gesellschaft an der School of Economies der Londoner Universität am 14. Mai 1904 etablierte Eugenik zugleich als Wissenschaft: ‚Eugenics is the science which deals with all influences that improve the inborn qualities of a race; also with those that develop them to the utmost advantage'." Wippich, Uwe (2012): Eugenische Daten – Die Datenbanken des Eugenics Record Office. In: Böhme, Stefan/Nohr, Rolf F./Wiemer, Serjoscha (Hg.): Sortieren, Sammeln, Suchen, Spielen. Die Datenbank als mediale Praxis. Münster: LIT Verlag, S. 97-121, hier S. 98 (Herv. im Original).

490 | Ebd., S. 106 (Herv. im Original).

Der Prozess der Erhebung war dabei als eine Art Test- und Untersuchungsparcours konzipiert:

> Die mit der Untersuchung verbundene Datenerhebung vor Ort umfasste insgesamt zehn Sektionen: „Eugenic", „Social", „Psychometric", „Psychiatric", „Structural", „Medial", „Laboratory", „Dental", „Spezial [sic!] Senses" und „Health Habits". Der soziale Hintergrund umfasste Bildung, Beschäftigung, politische oder religiöse Tätigkeiten ebenso wie Krankheiten, Impfungen und Unfälle. Nach Intelligenztests und der Einschätzung des „mental-age" ging es um die Persönlichkeit, Charaktereigenschaften und Temperament, Augenhintergrund und Reflexe. Biometrische Messungen folgten ebenso wie ein umfassender Gesundheitscheck samt Laboruntersuchungen von Blut und Urin sowie einem Wasserman-Test auf Syphilis. […] Die Aufnahme der Alltagsgewohnheiten wie Ernährung mit Milch, Kaffee, Früchten oder Süßigkeiten, Schlafenszeiten, Arbeits- und Freizeitverhalten schloss die Untersuchung ab. Die Untersuchungen waren für die Teilnehmer kostenlos, dauerten jedoch dreienhalb bis vier Stunden. Das mediale Dispositiv dieses Wettbewerbs stellt zugleich einen eugenischen Algorithmus dar. Das Gebäude lässt Menschen ein, die in einzelnen Abteilungen im Inneren prozessiert werden und dafür Bewertungsgrade erhalten. [...] In allen Stufen produzieren die teilnehmenden Familien und […] Spezialisten Datenmaterial, das Fragen der Normalisierung, der Standardisierung, der Abweichung und damit der Produktion von Normalität aufwirft. Diese Produktion der Normalität hat ein eugenisches *Framing* und eine eugenische Tendenz.[491]

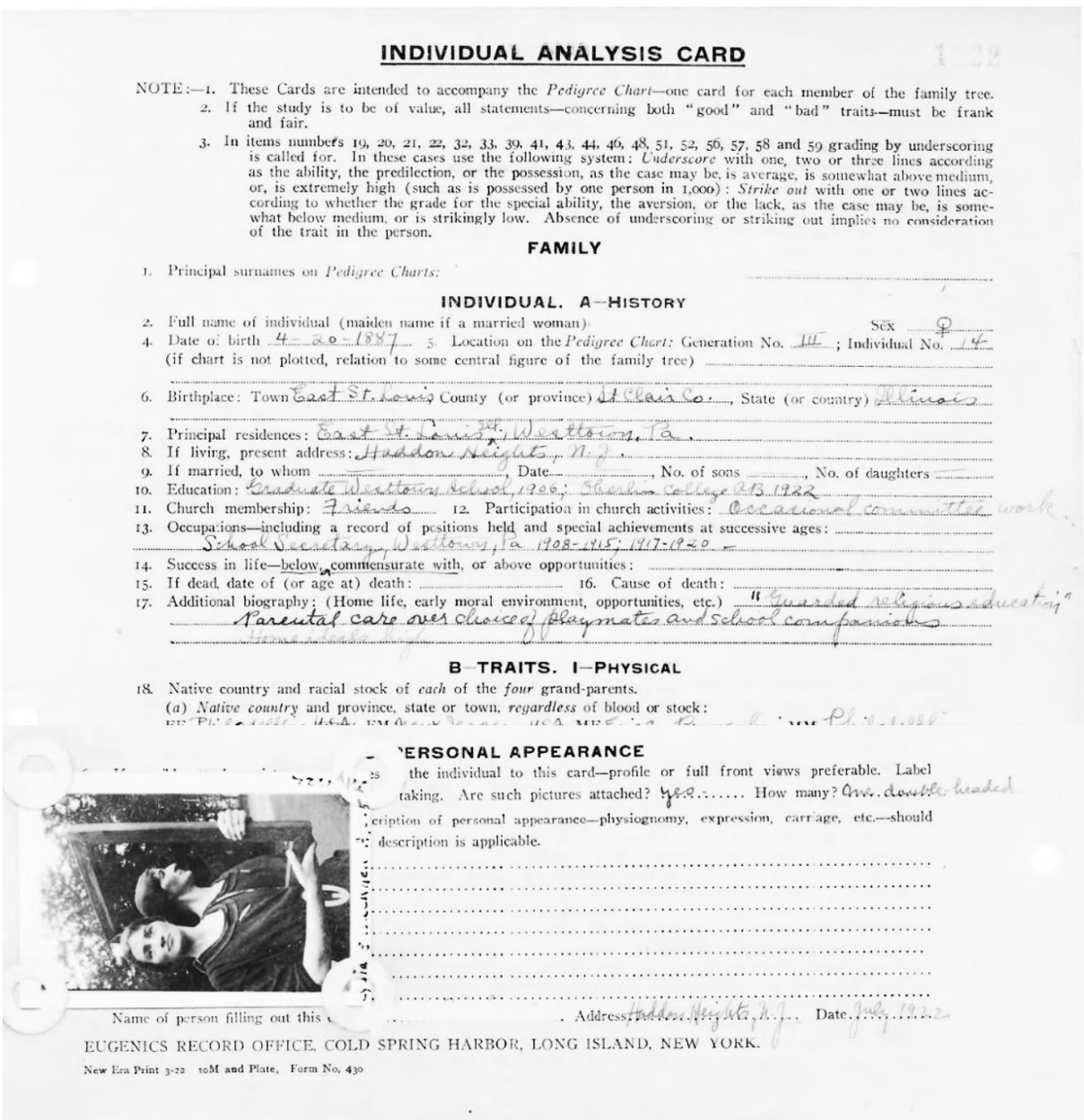
Wippich spricht in diesem Zusammenhang von einer ‚Anamnesemaschine', was insofern ein sehr treffender Begriff ist, als sich hier ärztliche Diagnosekonzepte mit standardisierter bzw. gar mechanisierter ‚Abfertigung' des menschlichen Datenmaterials verbinden. Dass eine solche standardisierte Anamnese im Rahmen bestimmter Gesundheitsökonomien nicht nur freiwillig, sondern zunehmend von den ‚PatientInnen' selbst vorzunehmen war, macht u. a. Volker Hess in seinen Arbeiten zum etwa zeitgleichen Aufkommen des Fieberthermometers und dessen heimischer Anwendung deutlich.[492] Teil dieser Gesundheitsökonomie ist die Frage nach der Leistungsfähigkeit, die im Falle des Fiebers temporär eingeschränkt ist und durch die aufkommenden staatlichen Versicherungs- und Gesundheitssysteme kompensiert werden soll. Neben der Sicherung und Behandlung ‚nach unten' beinhaltet sie jedoch auch den Aspekt des Wettbewerbs ‚nach oben', der in Galtons Labor eher implizit implementiert war, in den Fitter Family Contests explizit durch den ‚Kampf' um die Trophäe für die fitteste Familie augenscheinlich wurde.

Abbildung 42: Fotografie eines Siegerpärchens der Fitter Family Contests

491 | Wippich (2012): Eugenische Daten, S. 106f. (Herv. im Original).

492 | Hess, Volker (1999): Die moralische Ökonomie der Normalisierung. Das Beispiel Fiebermessen. In: Mehrtens, Herbert/Sohn, Werner (Hg.): *Normalität und Abweichung Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft.* Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 222-243, hier S. 226.

Auch hier war die anthropometrische Erhebung verknüpft mit staatlichen Registraturen und Institutionen sowie biopolitischen bzw. sozialhygienischen Interessen. Andere Erhebungsmethoden in diesem Umfeld basierten dementsprechend nicht auf Tests, sondern auf Umfragen bzw. dem Abgreifen der Daten aus bestehenden Registraturen z. B. von Kliniken.[493] Mit Verweis auf Davenport stellt Wippich zudem heraus, dass das ERO die eigenen Klassifikationskonzepte mit jenen des Zensus-Büros abglich[494] – dementsprechend kamen Merkmale wie ‚blind', ‚deaf' oder ‚feebleminded' sowohl im staatlichen Zensus-Formularen, als auch in den *Family-Trait-Charts* des ERO vor.



INDIVIDUAL ANALYSIS CARD

NOTE:—1. These Cards are intended to accompany the *Pedigree Chart*—one card for each member of the family tree.
2. If the study is to be of value, all statements—concerning both "good" and "bad" traits—must be frank and fair.
3. In items numbers 19, 20, 21, 22, 32, 33, 39, 41, 43, 44, 46, 48, 51, 52, 56, 57, 58 and 59 grading by underscoring is called for. In these cases use the following system: *Underscore* with one, two or three lines according as the ability, the predilection, or the possession, as the case may be, is average, is somewhat above medium, or, is extremely high (such as is possessed by one person in 1,000): *Strike out* with one or two lines according to whether the grade for the special ability, the aversion, or the lack, as the case may be, is somewhat below medium, or is strikingly low. Absence of underscoring or striking out implies no consideration of the trait in the person.

FAMILY

1. Principal surnames on *Pedigree Charts:*

INDIVIDUAL. A—HISTORY

2. Full name of individual (maiden name if a married woman) Sex ♀
4. Date of birth 4-20-1887 5. Location on the *Pedigree Chart:* Generation No. III; Individual No. 14
(if chart is not plotted, relation to some central figure of the family tree)
6. Birthplace: Town East St. Louis County (or province) St Clair Co., State (or country) Illinois
7. Principal residences: East St. Louis, Ill.; Westtown, Pa.
8. If living, present address: Haddon Heights, N. J.
9. If married, to whom ..., Date ..., No. of sons ..., No. of daughters ...
10. Education: Graduate Westtown School, 1906; Oberlin College A.B. 1922
11. Church membership: Friends 12. Participation in church activities: Occasional committee work
13. Occupations—including a record of positions held and special achievements at successive ages: School Secretary, Westtown, Pa. 1908-1915; 1917-1920
14. Success in life—below, commensurate with, or above opportunities:
15. If dead, date of (or age at) death: ... 16. Cause of death: ...
17. Additional biography: (Home life, early moral environment, opportunities, etc.) "Guarded religious education" Parental care over choices of playmates and school companions

B—TRAITS. I—PHYSICAL

18. Native country and racial stock of *each* of the *four* grand-parents.
(*a*) *Native country* and province, state or town, *regardless* of blood or stock:

PERSONAL APPEARANCE

the individual to this card—profile or full front views preferable. Label
taking. Are such pictures attached? Yes How many? One double headed
cription of personal appearance—physiognomy, expression, carriage, etc.—should
description is applicable.

Name of person filling out this ... Address Haddon Heights, N.J. Date July 1922

EUGENICS RECORD OFFICE, COLD SPRING HARBOR, LONG ISLAND, NEW YORK.

New Era Print 3-22 10M and Plate, Form No. 430

Abbildung 43: Auszüge aus dem Erhebungsbogen des ERO (1922)

493 | Vgl. Wippich (2012): Eugenische Daten, S. 102.
494 | Vgl. ebd., S. 105.

Auch hier wird die Interoperabilität des Profil-Konzepts zwischen verschiedenen Registraturen offensichtlich.[495] Doch nicht nur die Dokumentation, sondern auch die Test-Arrangements scheinen mit staatlichen Einrichtungen auf verschiedenen Ebenen kompatibel bzw. darin eine konstitutive Rolle zu spielen. Insbesondere das Bildungssystem – daneben auch das Militär – weist grundlegende Verknüpfungen mit der bisher beschriebenen Test-Logik auf. Ähnlich wie schon bei Kretschmers Vermessungen der PatientInnen psychiatrischer Kliniken ist in Schulen ein bereits zugerichtetes, registriertes, räumlich und zeitlich strukturiertes, unter Beobachtung stehendes und zudem eine bestimmte ‚Klasse' konstituierendes ‚Menschenmaterial' verfügbar. Nicht zuletzt aus diesem Grund plädiert Galton in einem Artikel von 1874 explizit für anthropometrische Erhebungen in Schulen.[496] Darüber hinaus sind Prüfungen und Tests und deren Auswertungen ohnehin konstitutiver Bestandteil eines modernen schulischen Bildungssystems – sowohl als Bedingung zur Aufnahme, als auch als fortwährende Beurteilung z. B. in Form von Klausuren und Zeugnissen oder seit kurzem dem Profil-Konzept noch näheren Kompetenzrastern, in denen die Kompetenzbereiche als Merkmale und die Kompetenzstufen als deren Ausprägungen veranschlagt werden können.[497]

Kompetenz-stufen	1	2	3	4	5	6
Kompetenz-bereich						
...						
Sozial-formen einsetzen						

Abbildung 44: Schematische Darstellung des Prinzips eines Kompetenzrasters

Während es Galton an dieser Stelle in erster Linie um statistisches Datenmaterial bezüglich der ‚Britischen Nation' ging, beziehen sich die späteren Intelligenztests häufig auch vermehrt auf die Beurteilung des einzelnen Individuums. Etwa zeitgleich etablierte sich, wie Alexa Geisthövel herausarbeitet, in den USA

> [e]ine erste anthropometrische Testbewegung […] durch den Experimentalpsychologen James McKeen Cattell, der nach seiner Promotion bei Wilhelm Wundt auch Galtons quantifizierenden und differenzierenden Ansatz aus erster Hand gelernt hatte. 1890 führte er den Begriff mental test ein, der sich auf senso-motorische Tatbestände wie Reaktionszeiten, Gedächtnis oder Schmerzempfinden bezog.[498]

---

495 | Das ERO schlug dem Staat sogar eine eigene Datenstandardisierung in Form einer *Census Card* vor (vgl. Wippich (2012): Eugenische Daten, S. 111).

496 | Vgl. Galton, Francis (1874): Proposal to apply for anthropological statistics from schools. In: *Journal of the Anthropological Institute*, 3, S. 308-311, hier S. 309.

497 | Vgl. hierzu auch die in Kapitel 3.1 bereits erwähnten Ausführungen Foucaults zur Rolle der Prüfung in Disziplinaranstalten (exempl. Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 238ff.). Vgl. zum Konzept des Kompetenzrasters exempl.: Müller, Andreas (2004): Lernen ist eine Dauerbaustelle. Kompetenzraster als Arbeits-, Selbstführungs- und Evaluationsinstrumente. In: Czerwanski, Annette/Grieser, Dorit/Solzbacher, Claudia/Vollstädt, Witlof (Hg.): *Förderung von Lernkompetenz in der Schule. 2. Praxisbeispiele und Materialien*. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung, S. 112-117.

498 | Geisthövel, Alexa (2013): *Intelligenz und Rasse. Franz Boas' psychologischer Antirassismus zwischen Amerika und Deutschland, 1920-1942*. Bielefeld: Transcript, S. 51. Siehe zur Verbindung von Cattell und Galton auch Lamberti, Georg (2006a): Zur Entwicklung der Psychometrie nach James

Dabei kam, wie schon in Galtons Labor, den Fitter Family Contests, Lavaters Physiognomik oder auch bei den physiologischen AnthropologInnen, eine Vielzahl von (psycho)metrischen Testgeräten zum Einsatz.[499] Dass Cattell seine wichtigsten Untersuchungen an Studierenden durchführte[500], unterstreicht nochmals die oben bereits angedeutete Verzahnung der anthropometrischen und psychometrischen Tests mit dem Bildungssystem. Cattells Arbeiten wurden auch in Deutschland wahrgenommen und beeinflussten u. a. die Psychotechnik, auf die später näher eingegangen wird.[501]

Wie Ameland et al. konstatieren, erwiesen sich diese frühen Tests jedoch aus heutiger Sicht „für das angestrebte Ziel, Intelligenz zu messen, als unzulänglich. Denn mehrere Reihenuntersuchungen um die Jahrhundertwende zeigten, dass bei ein- und denselben Personen die Resultate verschiedener Tests stark unterschiedlich waren und kaum miteinander korrelierten, obgleich die Tests Ähnliches erfassen sollten".[502] Asendorpf bezeichnet diesen Ansatz aus psychologischer Sicht demensprechend rückblickend als „Sackgasse", aus der erst „der Ansatz von Binet und Henri (1895) [führte], intellektuelle Fähigkeiten auf einem höheren Komplexitätsniveau zu testen. Sie schlugen vor, Intelligenz durch eine Reihe von Aufgaben zu erfassen, zu deren Lösung jeweils unterschiedliche intellektuelle Fähigkeiten nötig sind".[503] Mit diesem Ansatz geht auch eine Abkehr von physiologischen Erhebungen und Reaktionstests zu jenen des Verhaltens in bestimmten Aufgabensituationen einher. Binets erste Testversion umfasste 30 Aufgaben, denen jeweils eine ausführliche Durchführungsbeschreibung beigegeben war, um ein standardisiertes Vorgehen und standardisierbare Ergebnisse zu gewährleisten.[504] Für die Durchführung der Tests wurden zudem Testkoffer mit eigens angefertigten Test-Materialien, wie z. B. Bildern und Gegenständen, produziert – in Deutschland unter dem Namen ‚Binetarium' (s. Abb. 45).[505]

McKeen Cattell (1860-1944). In: Ders. (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9-21, hier S. 9-13.

499 | Siehe Cattell, James McKeen (1886): Psychometrische Untersuchungen, Erste Abtheilung. In: *Philosophische Studien 3*, S. 305-335.

500 | Vgl. Ameland et al. (2006): *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, S. 30.

501 | Vgl. ebd.

502 | Ebd.

503 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 196.

504 | Vgl. Funke, Joachim (2006): Alfred Binet (1857-1911) und der erste Intelligenztest der Welt. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 23-40, hier S. 32f. Angesichts dieser standardisierten Erhebungsmethoden schriebt William Stern später mit Verweis auf eine Veröffentlichung von Binet und Henri: „Eine und eine halbe Stunde sollten genügen, um ein psychisches Konterfei des Untersuchten zu geben; es schwebt hier offenbar eine Art Übertragung der BERTILLONschen Polizeimethode, welche gewisse physische Konstanten zur Wiedererkennung eines Individuums festlegt, auf die Psychologie vor." (Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 90f. Auch wenn die Bertillonage, wie oben beschrieben, gerade nicht auf individuelle Eignung ausgerichtet war und zudem das vermessene Individuum als passives Objekt konzeptualisierte, macht diese Aussage die zeitgenössischen Verflechtungen der verschiedenen Erhebungskonzepte augenscheinlich.

505 | Vgl. Funke (2006): Alfred Binet, S. 35f.

Abbildung 45: Koffer und Utensilien eines ‚Binetariums'

In der einschlägigen Literatur wird im Hinblick auf das Aufkommen von Intelligenztests verschiedentlich darauf hingewiesen, dass selbiges eng mit der Einführung der Schulpflicht verknüpft ist. Georges Canguilhem schreibt in diesem Sinne: „Die Beschäftigung mit der Intelligenz – Forschungsgegenstand Binets – setzte die Einführung der obligatorischen Grundschule und das Interesse an Entwicklungsstörungen voraus."[506] Und tatsächlich wurde Binet nicht zufällig nach dem Erlass des Pariser Unterrichtsministeriums, demzufolge „die Zuweisung von Kindern in Sonderschulen nur gestützt auf medizinisch-pädagogische Gutachten vorgenommen werden dürfte", explizit mit der Erarbeitung entsprechender Tests beauftragt.[507] Die Erhebung erfolgte dabei durch die Protokollierung des Verhaltens des jeweiligen Kindes bei der Bewältigung standardisierter Aufgaben. Lewis Terman, der Binets Test unter dem Titel *Binet-Stanford-Test* weiterentwickelte und noch stärker standardisierte, beschreibt dieses Vorgehen in *Measuring Intelligence* ausführlich. Für das Kindesalter legt er für jedes ‚mental age' spezifische Aufgaben fest. Der Test, um ein geistiges Alter von drei Jahren bescheinigt bekommen zu können, besteht zum Beispiel aus folgenden Aufgaben:

1. Points to parts of body. (3 of 4) Nose; eyes; mouth, hair.
2. Names familiar objects. (3 of 5) Key, penny, closed knife, watch, pencil.
3. Pictures, enumeration or better. (At least 3 objects enumerated in one picture.) (a) Dutch Home; (b) River Scene; (c) Post-Office.
4. Gives sex.
5. Gives last name.
6. Repeats 6 to 7 syllables. (1 of 3)

Al. Repeats 3 digits. (1 success in 3 trials. Order correct.)[508]

---

506 | Canguilhem, Georges (1979): Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. In: Wolf Lepenies (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 22-37, hier S. 31.

507 | Ameland et al. (2006): *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, S. 30. Vgl. hierzu auch Geisthövel (2013): *Intelligenz und Rasse*, S. 28.

508 | Terman, Lewis (1925[1919]): *The Measurement of Intelligence. An Explanation of and a complete Guide for the use of the Stanford Revision and Extension of the Binet-Simon Intelligence Scale*. London: Harrap, S. 56f.

Der Erfolg der Absolvierung der Aufgaben wurde dabei im Protokoll festgehalten, das entweder narrativ ausformuliert oder auf graduell codierte Symbole reduziert werden konnte: „When for any reason it is not feasible to record anything more that score marks, success may be indicated by the sign +, failure by the sign -, and half credit by 1/2. An exceptionally good response may be indicated by ++, an exceptionally poor response by --.“[509] Auf diese Weise wurde das Verhalten formalisiert darstellbar und in eine Merkmalslogik überführt. Die Test-Objekte waren dabei zwar notwendigerweise (re-)aktiv, wurden von Terman jedoch in einer metaphorischen Argumentation der Notwendigkeit von Intelligenztests als ‚Material‘ veranschlagt, das es als ‚educational engineer‘ fundiert zu testen gälte.[510] In Europa wurden parallel und teils mit explizitem Bezug zu Stern und anderen eigenständige Testverfahren erarbeitet. Insbesondere Grigori Iwanowitsch Rossolimo und seinem deutschen Adepten Karl Bartsch kommt dabei, wie bereits in Kapitel 1.1. dargestellt, die Rolle zu, den Profil-Begriff und spezifische damit verbundene Erhebungs-, Auswertungs- und Darstellungskonventionen in die Intelligenzforschung eingebracht zu haben. Das Besondere dieses Ansatzes besteht hauptsächlich in der Notationsmethode. Nach Rossolimo bestimmt sich „[d]as Wesen der Methode […] im großen ganzen in einem Feststellen der Stärke von neun psychischen Vorgängen, deren Entwicklungsmaximum zehn Zehnteln gleichgesetzt wird; die Bestimmung des Zählwertes gründet sich auf das Prinzip der richtigen oder falschen Lösung von zehn Fragen einer jeden Teilfunktion der neun psychischen Vorgänge“.[511] Als Notationsprotokoll diente dabei erneut ein Formular (s. Abb. 46). Rossolimo erläutert dazu: „Die Resultate der Untersuchung werden der Reihe nach in eine spezielle, für jede Versuchsperson gesonderte Liste eingetragen, anfangs in der Form von + und -; sodann wird das positive Gesamtresultat allein in die Rubriken, welche eine Fortsetzung der früher ausgefüllten Zeilen bilden, eingetragen; dieses positive Gesamtresultat wird mit einem Punkt notiert und auf einer bestimmten Höhe in der Tabelle eingetragen.“[512]

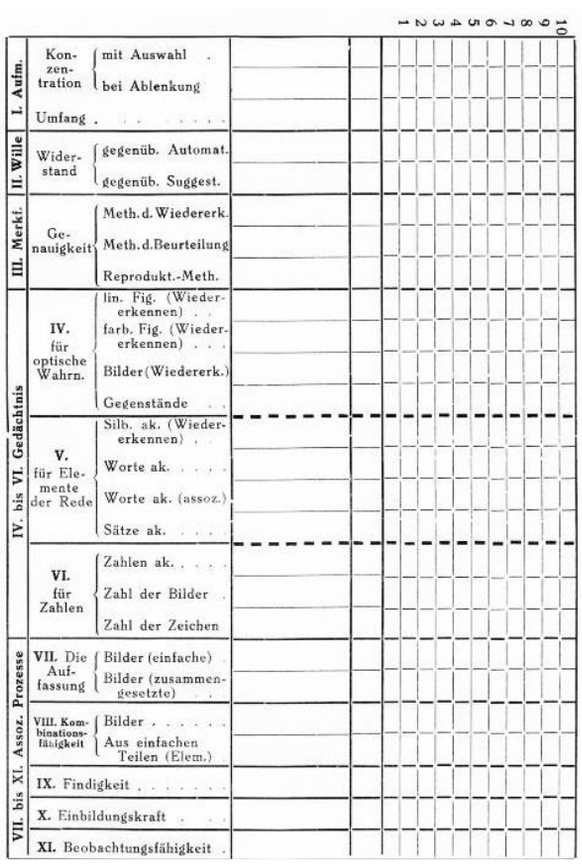


Abbildung 46: Protokollierungsbogen der Profil-Methode nach Rossolimo (1926)

509 | Terman (1925[1919]): *The Measurement of Intelligence*, S. 133.
510 | Vgl. ebd., S. 4f.
511 | Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 7.
512 | Ebd., S. 7f.

Rossolimo sah seine Methode dabei als quasi universelles Werkzeug psychologischer Diagnostik.[513] Im Vorwort der deutschen Ausgabe betonte er zudem den Nutzen für die zu dieser Zeit besonders populäre Psychotechnik, auf die später noch genauer eingegangen werden soll.[514] Karl Bartsch stellte dagegen explizit die Verwendung im Rahmen der (Heil-)Pädagogik in den Vordergrund und argumentierte die Relevanz dieses Anwendungsfeldes aus der spezifischen historischen Position heraus:

> Auf der geistigen Bildung ruht die Zukunft des Volkes. Ist man davon schon längst überzeugt gewesen, so hat sich gerade jetzt nach dem Weltkriege mit allen seinen Umwälzungen auf allen Gebieten diese Erkenntnis vertieft. Allüberall ist man bemüht, das Bildungsniveau der Volksmassen zu heben und dem einzelnen Individuum Gelegenheit zu geben, sich je nach seiner Anlage zu entwickeln und zu bilden.[515]

Das Ziel, zu dessen Erreichung Bartsch das psychologische Profil als geeignetes Werkzeug propagiert, ist es, „einen Einblick in [die] persönlichen Funktionen" derjenigen Kinder zu bekommen, „die aus dem Rahmen der allgemeinen Volksschule herausfallen".[516] Das psychologische Profil stand also ganz ähnlich wie schon die Tests von Binet und Terman im Kontext des Aufkommens von Eignungsprüfungen, das sich aus den Umständen allgemeiner Schulpflicht und nun auch den sozialen Folgen des Ersten Weltkrieges ergab. Im Rahmen des Ersten Weltkrieges wurden auch im US-amerikanischen Militär Eignungstests eingeführt, die laut Alexa Geisthövel die „ersten massenhaften Tests"[517] darstellten:

---

513 | Rossolimo schreibt dazu: „Die im Laufe von acht Jahren an vielen Hunderten und sogar tausenden von normalen und kranken Individuen vorgenommenen Untersuchungen nach der Methode der psychologischen Profile gestatten uns, die von uns früher gemachten Schlüsse über die Bedeutung unserer Methode zu bestätigen. Ihre Anwendung ist in folgenden Fällen von Bedeutung: 1. Zur Lösung gewisser allgemeiner psychologischer Fragen bei Benutzung einzelner Bestandteile der Methode zwecks Untersuchung einzelner Prozesse bei verschiedenen Bedingungen ihrer Schwankungen, ihrer gegenseitigen Beziehungen usw. 2. Zur Lösung der Frage über Typen von psychischen Individualitäten. 3. Zum Vergleich von Profilen desselben Individuums unter verschiedenen Bedingungen. 4. Zur Erforschung der Entwicklung einer Persönlichkeit zu verschiedenen Lebenszeiten. 5. Zur Lösung vieler Fragen der pädagogischen theoretischen und praktischen Psychologie. 6. Für die Lehre von der geistigen Zurückgebliebenheit. 7. Zur Erleichterung der Untersuchung und Diagnostizierung vieler psychischer Krankheitsformen und Symptome, wo andere Methoden sich als ungenügend erweisen. 8. Zu Zwecken klinischer und gerichtspsychiatrischer Untersuchung solcher psychisch Kranken und Simulanten, wo nach Möglichkeit objektivere und experimentell festgestellte Methoden besonders notwendig sind." (Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 45).

514 | Ebd., S. 5.

515 | Bartsch, Karl (1926): *Das Psychologische Profil und seine Auswertung für die Heilpädagogik. Ein Beitrag zur Erforschung der psychischen Funktionen des normalen und des anormalen Kindes*. Halle: Carl Marhold, S. 6.

516 | Ebd., S. 12.

517 | Sie für eine Beschreibung ähnlicher Verfahren im nationalsozialistischen Deutschland Manteufel, Andreas (2006): „Von den Möglichkeiten einer psychologischen Menschenauslese". Psychodiagnostik im Kriegsdienst der deutschen Wehrmacht. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 60-79.

> Der Eintritt der USA in den ersten Weltkrieg im Jahre 1917 führte zu der Notwendigkeit, viele hunderttausend Rekruten binnen kurzem hinsichtlich ihrer intellektuellen Leistungsfähigkeit zumindest grob vorzuselegieren, um den jeweiligen Anforderungen der verschiedenen Waffengattungen und Dienstgrade zu entsprechen. Dies verlangte neue Testverfahren: Gruppentests waren das Resultat, zunächst der sog. Army-Alpha-Test, kurz danach auch der sprachfreie Army-Beta-Test zur Untersuchung von Analphabeten oder von Wehrpflichtigen, die des Englischen nicht ausreichend mächtig waren. Diese Verfahren konnten simultan einer großen Zahl von Probanden vorgegeben werden; sie waren darüber hinaus ökonomisch in der Herstellung und Auswertung.[518]

Wie schon im Falle der Kliniken und Bildungseinrichtungen zeichnete sich diese Konstellation durch eine außerordentlich gute Verfügbarkeit an ‚Testmaterial' aus, wobei die Zahl der Getesteten mit 1,7 Millionen bis dato beispiellos war.[519] Geisthövel konstatiert dementsprechend, dass diese Situation

> den aufstrebenden Testpsychologen die historische Gelegenheit [bot], auf große Gruppen von Testpersonen zuzugreifen und die gesellschaftliche Relevanz ihrer Disziplin herauszustellen. Die Militärbehörden betrauten Robert M. Yerkes, Primatenforscher in Harvard und Vorsitzender des psychologischen Komitees beim 1916 gegründeten National Research Council, mit der Aufgabe, Intelligenztests durchzuführen, um Führungspersonal zu selektieren und geistig Untaugliche ausmustern zu können. Zu diesem Zweck kooperierte Yerkes mit seinem bisherigen Konkurrenten Terman und weiteren Experten wie Henry Goddard, Edward Thorndike und Guy Whipple, der 1914 William Sterns Darstellung des Intelligenzquotienten auf Englisch publiziert hatte.[520]

Yerkes betont in einer späteren, gemeinsam mit Clarence Yoakum herausgegebenen Publikation zu den Army Mental Tests die historisch beispiellose Dringlichkeit für die Durchführung der Tests im Angesicht des Krieges:

> Relatively early in this surpreme struggle [„the great war"], it became clear to certain individuals that the proper utilization of man power, and more particularly of mind or brain power, would assure ultimate victory. The war demanded from us the speedy mobilization of our military machine and in addition the organization and training of an immense supplementary armed force, the manufacture of ordance and munitions of war in well-nigh unimaginable quantities, the construction of ships, motor transports, and of varieties of rolling stock in vast numbers. Never before in the history of civilization was brain, as contrasted with brawn, so important; never before, the proper placement and utilization of brain power so essential to success.[521]

Wie schon bei Terman wird der getestete Mensch als Material verstanden und die Sinnfälligkeit des Tests entsprechend über ingenieurstechnische Materialtests plausibilisiert.[522] Diese

---

518 | Ameland et al. (2006): *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung*, S. 32f.
519 | Zur Erinnerung: Kretschmer führte seine Untersuchungen an 260 Insassen psychiatrischer Einrichtungen, Sheldon an 4000 Studierenden (siehe für eine kurze Zusammenfassung: Helwig (1965[1951]): *Charakterologie*, S. 125f.) und Galton an 9000 BesucherInnen seines Labors durch.
520 | Geisthövel (2013): *Intelligenz und Rasse*, S. 30.
521 | Yerkes, Robert M./Yoakum, Clarence S. (1920): *Army Mental Tests*. New York: Henry Holt and Company, S. vii.
522 | Vgl. dazu auch Pias, Claus (2002): *Computer Spiel Welten*. München: sequenzia, S. 21.

Erfahrungen mit Massentests im militärischen Kontext, die zum Teil auf den Intelligenztests aus dem Bildungsbereich aufgebaut waren, wurden anschließend wiederum ins Bildungssystem eingespeist, wie Geisthövel rekonstruiert: „Unter dem gemeinsamen Dach von Rockefeller Foundation und National Reserach Council arbeiteten Yerkes, Terman und andere Army Tester die Armeetests zu National Intelligence Test (1919) um, der es erlauben sollte, Schüler in homogene Begabungsgruppen zu sortieren. Bis in die dreißiger Jahre setzte sich dieses tracking system im amerikanischen Schulwesen durch.“[523]

Test-Konzepte fanden sich auch in der bereits erwähnten und etwa zeitgleich sich entwickelnden Psychotechnik, die sich die praxisnahe Anwendung der Theorien und Methoden der Psychologie zum Ziel setzte. Dabei ging es insbesondere um die Feststellung der Eignung bestimmter Personen für spezifische Arbeitsaufgaben. William Stern hatte um die Jahrhundertwende den Begriff der ‚Differenziellen Psychologie‘ geprägt, der sich von der Allgemeinen Psychologie dadurch absetzte, dass er eine Wissenschaft beschrieb, die sich nicht um ‚die‘ Psyche ‚des‘ Menschen – verstanden als Kollektivsingulare – kümmerte, sondern die spezifischen Unterschiede (eben Differenzen) der einzelnen Menschen im Vergleich miteinander zum Thema machte. Dabei sei

> [d]as Rohmaterial der differentiellen Psychologie […] zunächst dasselbe wie dasjenige, mit dem es auch die generelle Psychologie zu tun hat: menschliche Individuen, deren jedes eine große Mannigfaltigkeit physischer und psychischer Bestandteile in sich enthält. Nennen wir diese Bestandteile mit einem möglichst weiten und farblosen Namen „Merkmale“, so sind uns also Individuen mit ihren Merkmalen gegeben.[524]

Um die Notwendigkeit dieser Disziplin zu verdeutlichen, führt er exemplarische zeitgenössische Herausforderungen bedarfsgerechter Ausbildung, eines angemessenen Strafvollzugs sowie der Berufseignung – speziell für die in den Arbeitsmarkt drängenden Frauen – an.[525] „Die differentielle Psychologie als angewandte Wissenschaft“, so Stern, habe sich dabei „zwei Ziele zu setzen: Menschenkenntnis (Psychognostik) und Menschenbehandlung (Psychotechnik)“.[526] Psychognostik kann aus dieser Perspektive als Grundlage der Psychotechnik verstanden werden. Für sie beschreibt er verschiedene Test-, Erhebungs- und Aufzeichnungsverfahren. Für

---

523 | Geisthövel (2013): *Intelligenz und Rasse*, S. 32f.; vgl. auch Pias (2000): *Computer Spiel Welten* (Dissertation), S. 22.

524 | Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 16. Stern verweist in einem späteren Werk auf die Tatsache, dass diese Perspektive nicht gänzlich neu war, sondern unter den Bezeichnungen „‚Charakterologie‘ (Bahnsen, Lucka u. a.), ‚Ethologie‘ (Mill), ‚Individual-, oder ‚individuelle‘ Psychologie (Binet und Henri, Kräpelin u. a.), ‚spezielle Psychologie‘ (Heymans)“ bereits formuliert wurde (Stern (1921[1911]): Die Differentielle Psychologie, S. 2). Jede dieser Traditionen weist Stern zufolge jedoch Defizite auf (die Charakterologie sei z. B. nicht empirisch genug), weshalb er auf die Sinnhaftigkeit einer ‚neuen‘ Herangehensweise unter dem Namen Differenzielle Psychologie beharrt. Auch weist er explizit auf die Charakterologie und die Psychognostik (worunter er Physiognomik, Phrenologie und Graphologie subsumiert) als deren „Vorgeschichte“ hin. Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 10.

525 | Vgl. ebd., S. 7.

526 | Ebd.

die spätere Psychotechnik, wie sie durch Hugo Münsterberg und andere entwickelt wurde, sind unter ihnen nicht so sehr umfassende Charakterbilder, wie sie sich beispielsweise in „Psychogrammen“[527] oder dem Anspruch eines universellen „psychographischen Generalschemas“[528] finden, relevant, sondern eher zweckgebundene Erfassungen ausgewählter Teile der Persönlichkeit. Münsterberg schreibt in diesem Sinne: „[D]ie Untersuchung [ist] von Anfang an ganz bestimmten Funktionen zugewandt. Lediglich die Teile einer Persönlichkeit sind in Frage und ihre Gesamtheit beschäftigt uns nicht“.[529] In seiner Einordnung der Psychotechnik innerhalb der Psychologie nennt Giese, wie auch schon Münsterberg[530], recht unterschiedliche Bereiche, in denen die Psychotechnik zielführend angewandt werden kann (s. Abb. 47).

Abbildung 47: Ausdifferenzierung der Psychologie nach Giese (1923)

Wie Margarete Vöhringer herausarbeitet, war jedoch faktisch „[m]it dem Ersten Weltkrieg […] der Psychotechnik ihr breiter, wenn auch nur auf geduldigem Papier projektierter Horizont verloren gegangen. Nach ihrem erfolgreichen Einsatz bei der Auswahl von Soldaten und Piloten blühte sie geradezu auf und gabelte sich institutionell in zwei Hauptzweige: die indust-

527 | Fritz Giese beschreibt in seinem Psychotechnischen Praktikum: das Psychogramm nach Margis als eine derartig umfassende Abbildungsmethode: „Das Charakterbild wird erst vollständig, wenn zur experimentellen Untersuchung eine genaue Personalbeschreibung tritt, die an Hand allgemeiner Beobachtung, Beachtung aller Nebenbedingungen, ihres Lebens, den Äußerungen der Persönlichkeit in mündlicher, schriftlicher oder sonstiger Weise zustande kommt. – Eine solche Personalbeschreibung unter Berücksichtigung der seelischen Seite der Persönlichkeit nennt man seit Margis Psychogramm. Das Psychogramm wird vor allem auf geistig auffällige Personen (Talente, Genies, Verbrecher, Geisteskranke) angewendet, da deren Person hinreichendere Beobachtungsmöglichkeiten bieten.“ Giese, Fritz (1923): *Psychotechnisches Praktikum*. Halle: Wendt und Klauwell, S. 42. Es folgt auf den weiteren 11 Seiten eine Darstellung des umfassenden Fragenkatalogs mit den Kategorien I. Abstammung, II. Umwelt, III., Erziehung, IV. Bildungsbahn, V. Körperlichkeit, VI. Gebärde (äußere Haltung), VII. Sinnesbeschaffenheit und Aufmerksamkeit, VIII. Wahrnehmen und Beobachten, IX. Lernen und Behalten, X. Verstand (Intelligenz), XI. Ausdrucksentfaltung, XII. Gefühls- und Gedankenwelt (Gesinnung und Wollen), XIII. Gewohnheiten und Lebenshaltung, XIV. Art des Umgangs (Verhältnis zu Person, Sache und Verkehr), XV. Hauptneigungen, XVI. Arbeitsleitung (Berufsbahn), XVII. Erfahrungen und Erlebnisse, XVIII. Verhältnis zu sozialen Elementen und Komplexen (Weltanschauung), XIX. Temperament und Charakter.

528 | „Unter dem Generalschema der Psychographie verstehen wir eine nach übersichtlichen Einteilungsprinzipien geordnete Liste aller *derjenigen* Merkmale, die für die Erforschung von Individualitäten möglicherweise in Betracht kommen können, ohne Rücksicht auf apriorisch angenommene „*Wesentlichkeit*“ und auf die besonderen Absichten der einzelnen Individualitätsuntersuchungen.“ Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 353 (Herv. m Original; dort gesperrt).

529 | Münsterberg, Hugo (1920): *Grundzüge der Psychotechnik*. 2., mit ergänztem Literaturverzeichnis versehene Auflage. Leipzig: Verlag von Johann Ambrosius Barth, S. 77.

530 | Ebd., ab S. 189.

rielle Psychologie (bzw. Betriebspsychologie, industrielle Psychotechnik oder Arbeitspsychologie)[531] und die Militärpsychologie.“[532] Dieser eingeschränkten Zweckbindung entsprechend wurden in psychotechnischen Test-Arrangements mit sehr spezifischen Test-Apparaten[533] spezifische Profile ermittelt. Einige der Geräte zeichneten dabei automatisch die Testergebnisse auf, wie Giese z. B. für den ‚Aufmerksamkeitsprüfer‘ (s. Abb. 48) beschreibt:

> Bei diesem Gerät laufen ständig Reihen von je fünf Buchstaben am Auge vorbei. Der Prüfling muß vorn auf einen elektrischen Knopf drücken, wenn zwei bestimmte Buchstaben vorbeihuschen. Der Apparat zählt selbsttätig erstens, was richtig beobachtet wurde, zweitens, wann fälschlich der Kontaktknopf berührt wird, drittens, welche Zeichen übersehen sind. Der Versuchsleiter braucht am Schluß der Prüfung nur die Zahlen abzulesen.[534]

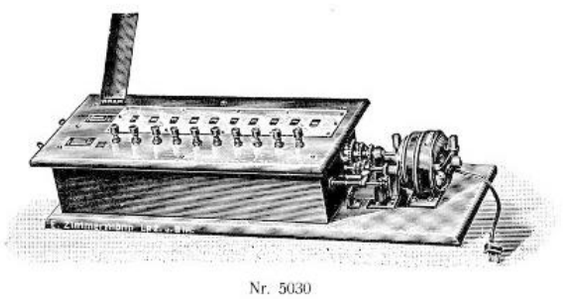


Abbildung 48: Aufmerksamkeitsprüfer von Zimmermann (1923)

Die Durchführung und Erhebung fallen in vielen Fällen zusammen – ein Prinzip, das sich im Kontext computerbasierter Profile insbesondere in der Produktion, Speicherung und Auswertung von Meta-Daten wiederfindet. Giese schreibt zwar wie zur vorauseilenden Rechtfertigung „[e]s muß dies richtig verstanden werden: nicht die Seele soll mechanisiert sein. Wohl aber soll alles Äußere, alles Apparative im Höchstmaß sich dem Vollautomaten nähern“[535], doch mit der Automatisierung einhergehend wird das Testsubjekt zur Komponente eines technischen Apparates, die nicht mehr als Person in den Blick gerät, sondern als eine Funktionseinheit (unter gleichrangigen anderen) in einem apparativen Arrangement.[536] Diese Konstellie-

---

531 | Die Grenzen zu Eignungstests und Anpassungsmaßnahmen im Scientific Management nach Frederic Winslow Taylor sind hier fließend und gegenseitige – sowohl affirmative als auch kritische – Bezugnahmen durchaus vorhanden. Vgl. exemplarisch Tramm, K. A. (1921): *Psychotechnik und Taylor-System*. Berlin: Julius Springer; Moede, Walther (1930): *Lehrbuch Psychotechnik*. Berlin: Julius Springer, S. 3; Giese, Fritz (1928): *Psychotechnik*. Breslau: Ferdinand Hirt, insbesondere S. 110ff., dezidiert kritisch S. 59.

532 | Vöhringer, Margarete (2007): *Avantgarde und Psychotechnik. Wissenschaft, Kunst und Technik der Wahrnehmungsexperimente in der frühen Sowjetunion*. Göttingen: Wallstein, S. 32. In der frühen Sowjetunion waren die Einsatzgebiete durchaus vielfältiger, wie Vöhringer darstellt. Unter anderem gab es enge Verknüpfungen zwischen Psychotechnik und dem Bildungssystem: „Die Regierung mischte sich mehr und mehr in die Verbreitung psychotechnischer Methoden ein. Sie beteiligte das Moskauer Institut für Arbeitsschutz[…] an der Planung der Technik für staatliche Großprojekte und verfügte über massenpsychologische Test an Schulen – zur Erstellung der so genannten ‚Psychologischen Profile‘.“ (ebd., S. 96f.).

533 | Eine exemplarische und rein quantitativ beeindruckende Beschreibung insgesamt 6505 psychotechnischer Apparate findet sich bei Zimmermann: Zimmermann, E. (1923): *Liste 33: Über Psychotechnik*. Leipzig/Berlin: Zimmermann; online einsehbar unter: http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/library/data/lit19752/index_html; zuletzt eingesehen am 25.01.2016.

534 | Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 34.

535 | Ebd., S. 45.

536 | Vgl. Frieling, Ekkehart/Sonntag, Karlheinz (1999): *Lehrbuch Arbeitspsychologie.* 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Huber, S. 27. Hier ließen sich

rung spiegelt das Menschenbild der Psychotechnik wider, das in vielen Fällen auf eine funktionale Einbindung in wirtschaftliche Produktionszusammenhänge reduziert ist. Gerade diese technizistische Verfasstheit der Psychotechnik führte dabei einerseits zum Nimbus der Objektivität und ideologischen Neutralität[537], andererseits aber auch zum späteren Niedergang durch den Vorwurf mangelnder psychologischer Einsicht.[538]

Eine weitere Test-Tradition, die neben Eignung und Leistung insbesondere auf eine eher universelle Beschreibung von Persönlichkeitsmerkmalen abzielt, findet sich in der insbesondere seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einflussreichen empirisch-szientistischen Persönlichkeitspsychologie. Sie gründet sich auf viele der bereits angesprochenen Traditionen und steht mit verschiedenen anderen Disziplinen wie der empirischen Sozialforschung oder auch anwendungsbezogenen Bereichen wie der Marktforschung in Wechselbeziehung. Im Hinblick auf die Erhebungsmethoden zeichnet sie sich durch eine starke Ausdifferenzierung und theoretische Fundierung von Test- und Fragebogenkonzepten für die Feld- und Laborforschung[539] aus. Für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs von besonderer Relevanz ist dabei das sogenannte Eigenschaftsparadigma, dessen Ziel laut Asendorpf ist, „die individuelle Besonderheit einzelner Menschen oder bestimmter Gruppen von Menschen durch Eigenschaften zu beschreiben. Unter der Persönlichkeit wird die organisierte Gesamtheit dieser Eigenschaften verstanden. Damit knüpft das Persönlichkeitskonzept des Eigenschaftsparadigmas eng an die Alltagspsychologie an“.[540] Im Rahmen des auf u. a. Stern zurückzuführenden differenziellen Ansatzes können Persönlichkeitsmerkmale einerseits

> eine Persönlichkeitseigenschaft einer Person bezeichnen (z. B. in der Aussage „Fritz verfügt über eine hohe Intelligenz“), andererseits können sie aber auch ein Persönlichkeitsmerkmal in einer Population bezeichnen (z. B. in der Aussage „Intelligenztest X erfasst die Intelligenz deutscher Erwachsener besser als Intelligenztest Y“). Dies stiftet oft Verwirrung, zumal in der Literatur meist nicht klar zwischen Persönlichkeitseigenschaft als Variablenwert und Persönlichkeitsmerkmal als Variable unterschieden wird.[541]

---

auch Bezüge zu Pias‘ genalogischer Linie zwischen dem Behaviorismus und Actionspielen herstellen, die er anekdotisch über die von Skinner entwickelte, durch Tauben gesteuerte Lenkrakete aufzeigt (vgl. Pias (2002): *Computer Spiel Welten*, S. 67). Ähnlich argumentiert er bezüglich des Verhältnisses zwischen Apparat und Mensch mit Verweis auf Licklider: „Der Computer sei – so Licklider – nicht mehr nur in einer Theorie der ‚extensions of man‘ (wie sie schon North formulierte) denkbar. Unter den Bedingungen von Information und Kontrolle, also unter kybernetischen Verhältnissen, drehe sich dieses Schema zugleich um und der Mensch sei die Extension des Computers.“ (ebd., S. 93).

537 | Lamberti schreibt in diesem Sinne mit Verweis auf den Nürnberger Gewerkschaftskongress von 1930, dass selbst die Arbeitnehmer die psychotechnischen Eignungstest als legitimes Ausleseverfahren akzeptierten (vgl. Lamberti, Georg (2006b): Die Psychotechnik in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. In: Ders. (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 41-57, hier S. 46).

538 | Vgl. exemplarisch Frieling/Sonntag (1999): *Lehrbuch Arbeitspsychologie*, S. 31ff.

539 | Vgl. zu den verschiedenen Untersuchungsformen Bortz, Jürgen (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung. Für Sozialwissenschaftler*. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 36f.

540 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 36.

541 | Ebd., S. 39f.

Diese Unterscheidung illustrierte bereits Stern in folgendem Schema:

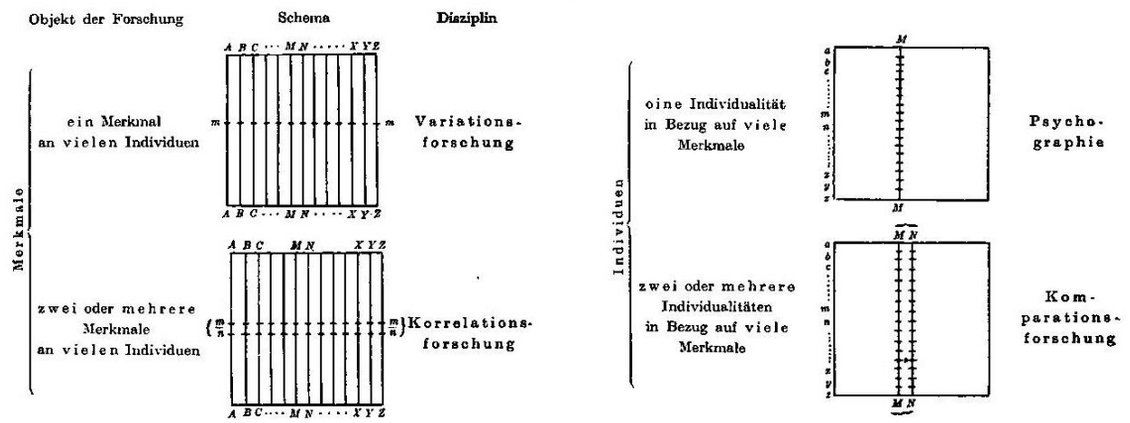


Abbildung 49: Systematisierung psychologischer Forschungsperspektiven nach Stern (1911)

Für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs sind insbesondere die Psychographie und die Komparationsforschung von Bedeutung. Asendorpf erläutert beide Ansätze – und bemerkenswerterweise die Funktion von Profilen darin – folgendermaßen:

> In der Psychographie wird eine einzige Person in vielen Merkmalen betrachtet, z. B. in ihrer Leistung in verschiedenen Tests, die spezifische Aspekte ihrer Intelligenz erfassen, wie z. B. sprachliche Fähigkeiten, rechnerische Fähigkeiten, räumliches Vorstellungsvermögen. Es entsteht dann ein Persönlichkeitsprofil, das einen Persönlichkeitsbereich beschreibt, z. B. den Intelligenzbereich. Abb. 2.9 [hier: Abb. 58] illustriert ein Intelligenzprofil am Beispiel von 8 Untertests des Hamburg-Wechsler-Intelligenztests für Erwachsene. Das Niveau des Persönlichkeitsprofils, d. h. die mittlere Leistung der Person in allen Intelligenztests, beschreibt die „allgemeine Intelligenz“ der Person. Die Profilgestalt, d. h. Unterschiede zwischen ihren Leistungen in den einzelnen Tests, beschreibt ihre „Intelligenzstruktur“ [...]. Die gesamte Persönlichkeit einer Person wird im differentiellen Ansatz ganz analog verstanden als Profil in allen Merkmalen, in denen sich die Mitglieder der Referenzpopulation unterscheiden.[542]

„Die Komparationsforschung“, so Asendorpf weiter,

> betrachtet die Ähnlichkeit der Persönlichkeitsprofile zweier Personen, indem die Kovariation der Merkmalsausprägungen der beiden Personen über die Merkmale hinweg untersucht wird. Verglichen wird hier also die Profilgestalt. Handelt es sich um einen Vergleich hinsichtlich der Intelligenz, geht es bei der Komparationsforschung also um einen Vergleich der Intelligenzstruktur unabhängig vom Intelligenzniveau. Dies eröffnet die Möglichkeit, Personen nach ähnlicher Gestalt ihres Persönlichkeitsprofils zu klassifizieren. Z. B. werden alle Personen, deren räumliches Vorstellungsvermögen schlechter ist als ihre sprachlichen Fähigkeiten, zu einem Persönlichkeitstyp zusammengefasst; die Personen, bei denen es umgekehrt ist, bilden den Antityp, und Personen, bei denen beide Fähigkeiten gleich gut oder schlecht ausgeprägt sind, bilden einen dritten Typ.[543]

542 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 41f.
543 | Ebd., S. 42.

Um nun im Rahmen dieser Ansätze in Tests, Beobachtungen oder Fragebögen bestimmte Merkmale erheben zu können, müssen sie zunächst operationalisiert werden. Hierfür ist es notwendig, die für eine bestimmte Fragestellung relevanten Merkmale auszuwählen. Wie schon die Psychotechnik, ist auch die empirische Persönlichkeitspsychologie nicht darauf ausgerichtet, ‚die' Persönlichkeit zu vermessen, sondern immer nur spezifische Aspekte derselben. Bortz schreibt in diesem Sinne:

> „Der Mensch als Ganzheit" ist nicht meßbar (wie auch eine beliebige physikalische Erscheinung als Ganzheit nicht meßbar ist). Es können immer nur Teilaspekte oder einzelne Merkmale einer Erscheinung gemessen werden. Für die Psychologie und andere Sozialwissenschaften resultiert hieraus die Forderung, diejenigen Eigenschaften zu untersuchen und meßbar zu machen, die in bezug auf eine bestimmte Fragestellung funktional wichtig sind bzw. die dazu beitragen, ein bestimmtes Verhalten und Erleben zu erklären.[544]

Anschließend gilt es, die ausgewählten Merkmale in Form von Variablen zu definieren, die bestimmte Ausprägungen annehmen können. Ähnlich wie schon bei Bertillons standardisierten Begrifflichkeiten für das *portrait parlé* werden dabei alltagssprachliche Begriffe von ihren Unschärfen ‚gereinigt' und artifiziell vereindeutigt. Bortz beschreibt die Herausforderung dieses ‚Reinigungsprozesses' mittels der Konzepte der Real- und Nominaldefinition, sowie der analytischen und operationalen Definition.[545] Realdefinitionen versteht er als die historisch gewachsene Verknüpfung von Namen und Sachverhalten, Nominaldefinitionen als explizite Ausformulierung dieser Sachverhalte. In beiden Fällen handelt es sich Bortz zufolge um (stets provisorische und historisch dynamische) Produkte von Kommunikationskonventionen. Derartige Definitionen genügen jedoch nicht den Anforderungen empirischer Forschung, weshalb analytische Definitionen im Sinne von wissenschaftlichen „Aussagen, die empirisch überprüfbar sein sollten"[546] erforderlich sind. Der historisch gewachsene Begriff wird gewissermaßen auf seinem Weg zur Variable hin artifiziell ‚gereinigt' und dadurch zu einem empirisch erfassbaren Merkmal transformiert, das er zuvor nicht war.[547] In dieser Hinsicht wird hier genau die

---

544 | Bortz (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung*, S. 42.

545 | Vgl. für die folgende Paraphrase ebd., S. 38ff.

546 | Ebd., S. 39.

547 | Dass dabei faktisch erneut der bereits oben erwähnte definitorische regress ad infinitum zum Tragen kommt, da jede analytische Definition mit Begriffen arbeitet, die ihrerseits einer analytischen Definition bedürfen und so die ‚gewachsene' Sprach niemals hinterschritten werden kann, ist zweifellos eine fundamentale Schwäche dieses Ansatzes, die, wenn auch nicht in ihrer vollen Tragweite, innerhalb der empirischen Forschung erkannt wurde (vgl. ebd., S. 39). Als Lösungsvorschlag wurde das Konzept der operationalen Definition fruchtbar zu machen versucht, das Bortz folgendermaßen zusammenfasst: „Der Begriff ‚operationale Definition' oder ‚Operationalisierung' eines Merkmals geht auf Bridgman (1927) zurück. Die ursprüngliche, auf die Physik zugeschnittene Fassung läßt sich in folgender Weise zusammenfassen: 1. Die Operationaldefinition ist synonym mit einem korrespondierenden Satz von Operationen. (Der Begriff ‚Länge' beinhaltet nicht mehr und nicht weniger als eine Reihe von Operationen, mit denen eine Länge ermittelt wird.) 2. Ein Begriff sollte nicht bezüglich seiner Eigenschaften, sondern bezüglich der mit ihm verbundenen Operationen definiert werden. 3. Die wahre Bedeutung eines Begriffes findet man nicht, indem man beobachtet, was man über ihn sagt, sondern indem man registriert, was man mit ihm macht. 4. Unser gesamtes Wissen ist an den Operationen, die

‚Reinigungsarbeit' theoretisch exerziert und (in mancher Hinsicht) reflektiert, die Profile als Wissensformatierung immer schon auszeichnet: die explizite Differenzierung und Operationalisierung von Merkmalen. Ähnlich verhält es sich mit der systematischen Reduktion der gewählten Merkmale, die, wie Asendorpf beschreibt, explizit auf einer Sprachanalyse aufbaut:

> Danach finden diejenigen Persönlichkeitseigenschaften, die besonders wichtig für den Alltag sind, Eingang in die naive Persönlichkeitstheorie. Je wichtiger sie sind, desto eher werden sie sprachlich in einem einzigen Wort – Adjektiv oder Substantiv, seltener ein Verb – abgebildet. Eigenschaftsworte sind „Sedimente" der alltäglichen Erfahrung tatsächlicher Persönlichkeitseigenschaften. Von daher sollte ein Lexikon einer Sprache die im Alltag besonders wichtigen Persönlichkeitseigenschaften als Eigenschaftsworte enthalten.[548]

Ein Verfahren, das auf dieser Grundannahme, die auch als „Sedimentationshypothese"[549] bezeichnet wird, die gewünschte Reduktion erreicht, ist die sogenannte Faktorenanalyse, die genutzt wird, „um viele Items in Persönlichkeitsinventaren auf möglichst wenige und unabhängige Faktoren zu reduzieren, aus denen sich die Items annähernd reproduzieren lassen. Diese Faktoren lassen sich als Eigenschaftsdimensionen interpretieren".[550] Aus verschiedenen Analysen seit den 1930er Jahren kristallisierten sich dabei fünf Faktoren, die sogenannten ‚Big Five', heraus, die gemeinhin als nicht aufeinander reduzibel anerkannt werden bzw. einen konventionalisierten Kompromiss zwischen Differenzierung und Komplexitätsreduktion darstellen: Neurotizismus, Extraversion, Offenheit für Erfahrungen, Gewissenhaftigkeit und Verträglichkeit.[551] Anschließend an die Auswahl, Definition und Operationalisierung der zu erhebenden Merkmale wird im Rahmen empirischer Persönlichkeitsforschung die Skalierung festgelegt. Sie erfolgt entweder qualitativ-nominal oder quantitativ. Bezogen auf die oben ausgeführte Profil-Definition betrifft dies die Ausprägungen, die ein Merkmal annehmen kann.

---

ausgewählt wurden, um unsere wissenschaftlichen Konzepte zu messen, zu relativieren. Existieren mehrere Sätze von Operationen, so liegen diesen auch mehrere Konzepte zugrunde." (Bortz (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung*, S. 40.). Diese funktionalistische Wende stellt das Konzept der Definition von Begriffen jedoch insofern auf den Kopf, als es vom Experiment, in das das Objekt der Definition eingebunden ist, selbst ausgeht. Wie auch Bortz konstatiert, gipfelt eine solche Vorgehensweise für sich genommen in der populären Polemik „Intelligenz ist, was Intelligenztests messen", weshalb „[e]ine Operationaldefinition damit grundsätzlich eine ausführliche Bedeutungsanalyse des zu definierenden Begriffes voraus" setze. (Bortz (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung*, S. 41). Und damit gelangen wir erneut in den bereits beschriebenen fortwährenden Bedeutungsaufschub.

548 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 150f.

549 | Asendorpf schreibt dazu: „John et al. (1988) geben eine Übersicht über frühe lexikalische Ansätze. Die Sedimentationshypothese wurde zuerst von Galton (1884) ansatzweise formuliert. Die erste systematische Zusammenstellung lexikalischer Ausgangsdaten stammt von Allport und Odbert (1936), die annähernd 550000 Worte von Webster's New International Dictionary aus dem Jahre 1925 nach Adjektiven, Partizipien und Substantiven durchsuchten, die Persönlichkeitsdispositionen bezeichneten." (ebd., S. 154).

550 | Ebd., S. 153.

551 | Medientheoretisch gesehen, wird hier eine artifizielle Schemabildung vollzogen, die ihrerseits auf Schemabildungen bzw. den Automatismen der natürlichsprachlichen Bedeutungskonstitution aufsetzt.

> Eine Persönlichkeitsskala soll eine bestimmte Eigenschaft erfassen. Sie besteht aus vielen Eigenschaftsbeschreibungen, die sich alle auf die selbe Eigenschaft beziehen. Jede solche Beschreibung wird als Item bezeichnet [...]. Die Antwortskalen können dichotom sein (z. B. „ist ängstlich“: ja/nein) oder graduell abgestuft sein (z. B. „ist ängstlich“: gar nicht – wenig – etwas – stark – sehr stark oder nie – selten – manchmal – oft – sehr oft); den Antwortstufen werden dann Zahlen zugeordnet. Die Antworten zu den Items derselben Persönlichkeitsskala werden zu einem Skalenwert gemittelt, der die Eigenschaft beschreibt. […] Aus den Skalenwerten einer Person in vielen Persönlichkeitsskalen lässt sich ein Persönlichkeitsprofil erstellen.[552]

Bei Erhebungen spielen neben Frage- und Beobachtungsbögen spätestens seit den 1950er Jahren auch Computer eine Rolle. Zunächst dienten sie – wie zuvor schon die Hollerith-Maschinen – als Erfassungs- und Auswertungshilfe für klassische Fragebogen-Erhebungen, später, insbesondere seit den späten 1960er Jahren dann auch in einer Art Fortsetzung der psychotechnischen Apparate als Testumgebungen – zunächst auf Großrechnersystemen, später dann auf eigens produzierten Testgeräten (s. Abb. 50).[553]

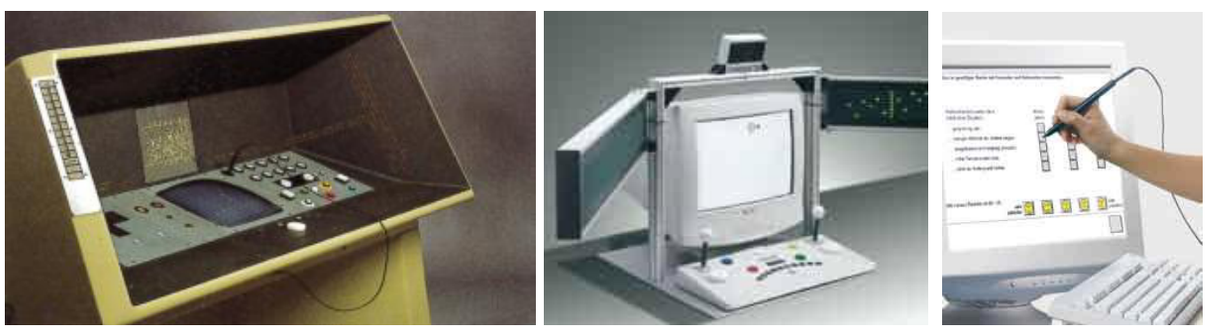


Abbildung 50: Act-and-React-Tets-System ART 90 Aktuelle computerbasierte Testumgebungen der Firma Schuhfried

552 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 46.

553 | Gernot Schuhfried schreibt dazu: „Mitte der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts etablierten sich auf den meisten amerikanischen Universitäten Computercenter, in denen auch Eignungsuntersuchungen, vor allem Persönlichkeitstests, an Studenten durchgeführt wurden. Im klinischen Bereich fanden in den sechziger Jahren in der Mayo Clinic, USA, erstmals computerisierte Testauswertungen im großen Rahmen statt. Um die Begutachtungen von mehreren tausend Patienten pro Jahr bewältigen zu können, wurde ein computergestütztes Auswertungsprogramm für das dort standardmäßig vorgegebene Minnesota Multiphasic Personality Inventory (MMPI) entwickelt. Die Patienten bearbeiteten dabei einen computerlesbaren Antwortbogen. Ausgegeben wurden Rohwerte, ein Normwertvergleich sowie einige grobe Interpretationsstatements. In den folgenden Jahren wurden weitere computerbasierte Testinterpretationssysteme für das MMPI so weit perfektioniert, dass fertige Gutachten ausgegeben werden konnten. Beispielhaft seien hier die Programme von Fowler (1963), von Finney (1966) oder von Lachar (1974) genannt. Zur selben Zeit wurden Programme zum so genannten ‚Interactive Computerbased Testing‘ entwickelt, bei dem die Probanden ihre Antworten selbst in den Computer eingeben. Nach Testende wird das Testprotokoll inklusive Interpretation ausgegeben.“ Schuhfried, Gernot (2006): Das Zeitalter der computergestützten psychologischen Diagnostik. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 121-136, hier S. 121.

Größere Verbreitung erlangten computerbasierte Testverfahren jedoch mit der Miniaturisierung, Vergünstigung und der vereinfachten Bedienung der Computertechnologie und insbesondere der Verbreitung des PC, der durch entsprechende Software und Hardware-Erweiterungen recht einfach zu einem Testsystem gemacht werden konnte.[554] Auf diese Weise lassen sich – zumindest in der Wunschvorstellung der AnbieterInnen – durch die „Simulation von apparativen Verfahren" ganze „psychotechnische Labors […] mit einem Computer und entsprechenden Panelen ersetzen".[555]

Neben derartigen Befragungs- und Testmethoden werden im Rahmen der empirischen Persönlichkeitsforschung auch Beobachtungen durchgeführt und (mehr oder weniger formalisiert) protokolliert. Wie Bortz konstatiert, handelt es sich dabei ebenfalls um einen Abbildungsvorgang, der zwar nicht zwingend distinkte Merkmale im Sinne von Variablen auflistet, aber dennoch als sprachliche Modellierung zu sehen ist:

> Die systematische Beobachtung wird als Datenerhebungstechnik wie andere Methoden (Befragen, Testen, etc.) unter den Kriterien der Meßtheorie betrachtet, auch wenn es zunächst etwas befremdlich erscheint, einen oder mehrere Beobachter als „Meßinstrumente" zu bezeichnen. Diese Sichtweise wird einleuchtender, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß jeder Meßvorgang als ein Abbildungsvorgang beschreib bar ist, in dem ein Stück ausgewählte Realität in ein symbolisches (gegebenenfalls numerisches) Modell abgebildet wird. Auch das Protokollieren bestimmter beobachteter Ereignisse durch Zeichen oder sprachliche Begriffe stellt einen solchen Modellierungsvorgang dar.[556]

So lassen sich selbst die Protokollierungen der Beobachtungen und Befragungen in sogenannten ‚projektiven Verfahren' wie dem Rorschach-Test als ‚Messvorgänge' bezeichnen, insofern sie bestimmten Verhaltensweisen und Antworten während des Tests bestimmte Persönlichkeitsmerkmale zuordnen.[557] Zudem kann auch die Beobachtung in einigen Fällen technisch unterstützt werden:

> Beobachtungsaufgaben werden durch den Einsatz apparativer Hilfen (Film- und Videoaufnahmen) erheblich erleichtert. Schnell ablaufende Vorgänge, bei denen auch die Registrierung von Details wichtig ist, können später eventuell wiederholt betrachtet und in Ruhe ausgewertet werden. […] Diesen Vorteilen steht der gravierende Nachteil gegenüber, daß das Verhalten der beobachteten Personen nur selten von dem Vorhandensein einer Film- oder Videokamera unbeeinflußt bleibt. Es ist auch damit zu rechnen, daß es Untersuchungsteilnehmer ablehnen, aufgenommen zu werden. Heimliche Filmaufnahmen verbieten sich in vielen Fällen, da das Recht am eigenen Bild auch juristisch klar geregelt ist.[558]

---

554 | Vgl. Schuhfried (2006): Das Zeitalter der computergestützten Diagnostik, S. 124f.
555 | Ebd., S. 130.
556 | Bortz (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung. Für Sozialwissenschaftler*, S. 193f.
557 | Vgl. Drunen, Peter van (2006): Röntgenfotos des Geistes. Der Rohrschach-Test und andere projektive Verfahren. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 81-101.
558 | Bortz (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung. Für Sozialwissenschaftler*, S. 198.

Im Hinblick auf gegenwärtige computerbasierte Profilierungspraktiken ist hier insbesondere die automatisierte Datenerhebung mit einer derartigen apparativen Beobachtung und auch mit den oben angedeuteten automatisierten Protokollierungen von Testverläufen in Beziehung zu setzen. Durch die im vorigen Kapitel bereits beschriebene potenziell permanente Registrierung von Transaktions- und Nutzungsdaten findet genau jene ‚heimliche' Beobachtung statt, die in der empirischen Persönlichkeitsforschung aus juristischen Gründen nicht statthaft ist. Im Kontext seines Ansatzes zu taxonomischen Kollektiven schreibt Josef Wehner diesbezüglich:

> Viele Teilnehmer werden ihre Aktivitäten erst gar nicht als Mitwirkung realisieren, weil sie nicht wissen, dass sie einer fortlaufenden Beobachtung unterworfen sind. Wie bereits erwähnt, kann auch im Fall der Musikportale bereits ein mehrfaches Abspielen als Entscheidung für eine musikalische Präferenz beobachtet werden. Bei ihrer Nutzung werden also laufend Hinweise bzw. „Datenspuren" erzeugt, die für die Profilerstellung der Teilnehmer genutzt werden können. Im Internet ist es nahezu unmöglich, keine Daten über sich und seine Vorlieben und Abneigungen Spuren [sic!] zu erzeugen. […] Selbst wenn die Teilnehmer wissen, dass ihre Netzaktivitäten ständig beobachtet und ausgewertet werden, bleiben die hintergründigen Verfahren […] intransparent.[559]

Wie Ralf Adelmann pointiert formuliert, ist also „Internetnutzung […] immer schon Beobachtung der Internetnutzung".[560] Am Beispiel des Musik-Portals *last.fm* zeigt Mario Donick eine derartige Gewinnung von Daten durch die automatisierte Beobachtung bzw. Protokollierung auf:

> Da die Daten mathematisch und maschinell berechnet werden und die Grundlagen dieser Berechnung in der Regel nicht zum Impression Management manipuliert sind, können sie zur Beobachtung von Nutzern durch Nutzer verwendet werden. […] Abschließend bleibt festzuhalten, dass *last.fm* zwar ein besonders prägnantes Beispiel für die Einbindung „objektiver" Daten zum Nutzerverhalten oder zur Nutzerpersönlichkeit in Internetprofile darstellt, aber Ähnliches z. B. auch bei facebook stattfindet, wenn etwa die Ergebnisse von eigentlich der Unterhaltung dienenden mehr oder minder tiefgründigen psychologischen Tests oder Spielen als Requisiten zur Präsentation von Identität genutzt werden.[561]

Auch wenn die Frage nach Objektivität als solcher und auch die Einschreibung bestimmter Vorannahmen in die Erhebungs- und Auswertungstechniken kritisch zu diskutieren wären, wird doch die genealogische Linie ebenso deutlich wie der qualitative Sprung zwischen beiden Konstellationen der apparativen Beobachtung. Ähnliche Beobachtungsverhältnisse lassen sich

---

559 | Wehner, Joseph (2008): „Taxonomische Kollektive" – Zur Vermessung des Internets. In: Willems, Herbert (Hg.): *Weltweite Welten. Internet-Figurationen aus wissenssoziologischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 363-382, hier S. 376 (Fußnote).

560 | Adelmann, Ralf (2013): Die Normalitäten des Long Tail. Zur „Sichtbarkeit" von mobilen Medien und Nischenkulturen. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 89-103, hier S. 96.

561 | Donick, Mario (2013): Hörverhaltensstatistiken bei last.fm als Kontext für Kommunikation. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 105-113, hier S. 111.

bei einer Vielzahl populärer Dienste wie Google[562] oder Facebook[563] finden, bei denen die NutzerInnen insbesondere im Rahmen von ‚behavioral targeting'-Verfahren als ‚brauchbare' KonsumentInnen in den Blick genommen werden.[564] ‚Beobachtung' gerät dabei jedoch zunehmend zur Metapher, da in den meisten automatisierten Verfahren die Position des Beobachters bzw. der Beobachterin gar nicht mehr vorkommt, sondern automatisierte Auswertungen und darauf aufbauende Personalisierungen erfolgen. Die automatisierte ‚Beobachtung' ist dabei eng mit Markt- und KonsumentInnenforschung verflochten, die ihrerseits seit den bereits skizzierten frühen Anzeige-Kampagnen in US-amerikanischen Zeitschriften mit der Mediaforschung verknüpft ist.[565] Die gegenwärtig nahezu permanente Verdatung des Medienhandelns, sei es hinsichtlich des Surfverhaltens, des Verhaltens in sozialen Netzwerken oder bei Online-Käufen, führt nun zu einer noch engeren Verzahnung zwischen Markt- und Mediaforschung, die wiederum auf der Profil-Logik als gemeinsamer Basis aufsetzt. Dabei kommen verschiedentlich psycho(patho)logische Modelle, wie den ‚Big Five' zum Zweck der Modellierung und Erhebung zum Einsatz.[566]

Wenn wir uns nun aktuelle Profilierungspraktiken anschauen, wird deutlich, inwiefern die beschriebenen Erhebungs- und Abbildungskonzepte Eingang darin gefunden haben. Die offensichtlichste und gleichzeitig die offensichtliche Erhebung betreffende Kontinuität innerhalb dieser Genealogie stellt zweifellos das bereits im Rahmen der Registratur beschriebene Formular dar. In diesem Zusammenhang gerät es jedoch weniger als Archivierungstechnik in den Blick, denn als Agent innerhalb des Erhebungs- und Modellierungsprozesses bei der Operationalisierung bzw. Konstituierung menschlicher Eigenschaften. Es geht an dieser Stelle also um die Perspektive der Empirie, die sich im Formular mit jener der Verwaltung überschneidet. Wie Ramón Reichert konstatiert, liegt in der alltäglichen Handhabung von Formularen ein Schlüssel zum Verständnis der Akzeptanz ihrer Verwendung in computerbasierten Profilierungszusammenhängen:

---

562 | Röhle (2010): *Der Google-Komplex*, S. 138f.

563 | Gerlitz, Carolin (2011): Die Like Economy. Digitaler Raum, Daten und Wertschöpfung. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 101-122, hier S. 110f.

564 | Vgl. hierzu auch Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 104.

565 | Siehe für eine medienwissenschaftliche Bearbeitung der Hervorbringung von Medienpublika durch Verdatungstechniken: Schneider, Irmela/Otto, Isabell (2007): Strategien der Verdatung. Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Formationen der Mediennutzung II. Strategien der Verdatung*. Bielefeld: Transcript, S. 9f.

566 | Exemplarisch schreiben Trommsdorf und Teichert: „Zum Kern dieser Persönlichkeitsmerkmale gehören Anlagen und Charakterzüge (traits), wie Intelligenz, Musikalität usw. Es gibt verschiedene Standardskalen zur Messung von Persönlichkeit. Ein in der Persönlichkeitsforschung häufig verwendeter Trait-Ansatz ist das empirisch fundierte Modell der so genannten ‚Big-Five', das Persönlichkeit anhand der fünf Grunddimensionen Aufgeschlossenheit (Extroversion), soziale Verträglichkeit, Gewissenhaftigkeit, emotionale Stabilität (Neurotzismus) und Offenheit abbildet." Trommsdorff, Volker/Teichert, Thorsten (2011): *Konsumentenverhalten*. 8. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, S. 176.

> Die Autorität der elektronischen Wissenserfassung und -repräsentation hängt folglich auch von der *Bereitschaft* der Enduser/-innen ab, die Benutzung der elektronischen Formulare als neutral, evident und selbsterklärend anzuerkennen. Einer solchen Akzeptanz liegen historische Lese- und Schreibgewohnheiten zu Grunde (Buchhaltung, Prüfungs- und Testverfahren), die dazu führen, dass die elektronischen Formulare als *gebräuchliche* und *geläufige* Wissensmanuale der empirischen Datenermittlung wiedererkannt werden. Insofern stützt sich die Formautorität elektronischer Formulare weniger auf die individuelle Autorisierung des Dokumentes durch institutionen, sondern ist von der kulturellen Akzeptanz der Form abhängig. Die fraglose Überzeugungskraft des Formulars basiert wesentlich auf historisch gemachten Erfahrungen mit dieser Form, d.h. dem *Wiedererkennen* der Form.[567]

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Test- und Laborsituationen: Das Prozedere eines Testes ist im Profilierungs-Dispositiv geläufig, wird formal wiedererkannt und dadurch tendenziell akzeptiert.

Abbildung 52: Gesellschaftsspiel auf Basis des Rohrschach-Tests (1957)

Abbildung 51: Gestaltpsychologische Testfrage bei Parship

Ein Psycho-Test wie jener, den z.B. Parship-User im Rahmen ihrer Registrierung durchführen müssen, weist hinreichende Ähnlichkeiten zu Tests aus Zeitschriften, zu ggf. im schulischen oder beruflichen Umfeld absolvierten Eignungstests auf, um als selbstverständlich gelten zu können und selbst gestaltpsychologische Testfragen (s. Abb. 51) scheinen kaum vertraut.[568] Wenn auch eher mit anekdotischem Wert, kann vor diesem Hintergrund eine spielerische Implementierung des Rohrschach-Testverfahrens von 1957 die populäre Akzeptanz entsprechender Verfahren illustrieren (s. Abb. 52). Mit Claus Pias lassen sich jedoch auch Computerspiele als Testapparaturen modellieren, in denen die SpielerInnen ähnlich der psychotechnischen

567 | Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 98 (Herv. im Original).

568 | Siehe zu diesem Thema exempl. Kliche, Thomas (2001): Das moralisch abgezogene und das kapitalisierte Selbst. Psychotests, die Erbauungsliteratur flexibler Normalisierung. In: Gerhard, Ute/Link, Jürgen/Schulte-Holtey, Ernst (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, S.115-126 sowie zu Parship Böhme, Stefan (2014): Das Spiel mit der Zahl. In: Ders./Nohr, Rolf F./Wiemer, Serjoscha (Hg.): *Diskurse des strategischen Spiels. Medialität, Gouvernementalität, Topografie.* Münster: Lit, S. 159.184, insb. S. 175ff.

Apparate oder auch den beschriebenen PC-basierten Teststationen in der Maschine handeln und sich verhalten und dabei die Aktionen protokolliert werden.[569] Spiele wie *World of Warcraft* operieren dabei kaum zufällig über ein Charakterprofil, das als Ergebnis der Spielhandlungen verbessert bzw. angepasst werden kann, insofern die Werte bestimmter Merkmale davon beeinflusst werden. Die Konfrontation mit einem Gegner oder einer anderen Herausforderung lässt sich so als Testarrangement veranschlagen, in dem der Avatar hinsichtlich der Werte des Charakterprofils und der Spieler/die Spielerin hinsichtlich der Spielfertigkeiten zur Beherrschung eben jenes Avatars getestet werden. Spiele wie *Portal*[570] oder *The Stanley Parable*[571] machen, wie Rolf Nohr herausarbeitet, darüber hinaus die Testumgebungen selbst zum Thema und holen die eigene Genealogie damit zum Teil reflexiv ein.[572] Neben Computerspielen kann auch die selbstbezogene Datenerhebung innerhalb der Quantified Self-Bewegung mit der skizzierten Genealogie in Zusammenhang gebracht werden.[573] Die Erhebung von Kennzahlen mittels verschiedener Beobachtungen und Sensoren weist deutliche Bezüge zu den Vermessungspraktiken der Fitter Family Contests, Galtons Labor oder auch dem heimischen Fiebermessen auf. Insbesondere im Umfeld computerbasierter Profile erlaubt die günstig verfügbare Computertechnologie, verschiedene Testapparaturen zu implementieren und dadurch in eine Vielzahl von Kontexten zu distribuieren. Was bei Galton, Yerkes oder den Psychotechnikern als offensichtlich ausgewiesener Test-Apparat im deutlich abgegrenzten Raum des Labors oder der Testanlage verortet war, ist heute potenziell nahezu überall verwendbar. Die Test-Apparate werden den Testsubjekten dabei selbst an die Hand gegeben, was zu neuen Subjektpositionen im Prozess der Erhebung führt. Wer sich selbst vermisst, ist gleichermaßen Objekt und Subjekt der Vermessung. Hinzu kommen Laborsituationen, die als solche nicht immer erkennbar sind: Die bereits im Hinblick auf automatisierte Registrierungsprozesse angesprochene Produktion und Speicherung von Transaktionsdaten – von Cookies und Clickstreams über GPS-Koordinaten bis zu Käufen von Produkten bei Amazon – können als permanente und dabei kaum im vollen Ausmaß von den Vermessenen wahrgenommene Erhebungsprozesse verstanden werden.

569 | Vgl. Pias (2002): *Computer Spiel Welten*, insb. Kapitel I. Action ab S. 13.
570 | *Portal* (2007, Valve, USA).
571 | *The Stanley Parable* (2010/2013, Valve, USA).
572 | Nohr, Rolf F. (2015): „Now let‘s continue testing“. Portal and the Rat in a Maze. In: Ders./Neitzel, Britta/ Hensel/Thomas (Hg.): *„The cake is a lie“. Polyperspektivische Betrachtungen des Computerspiels am Beispiel von ‚Portal‘*. Münster: LIT, S. 199-223.
573 | Siehe für eine umfangreiche Analyse verschiedener Erhebungsgeräte- und Praktiken auch Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*. Unveröffentlichte Dissertation.

3.3 AUSWERTEN UND EINORDNEN

> Zu Typen kommt man niemals durch bloßes Sammeln von Daten, sondern nur durch ihre logische Verarbeitung.
>
> WILLIAM STERN

Profile, es wurde oben bereits angesprochen, entstehen in vielen Fällen erst aus der nachträglichen Auswertung vorhandener Datenbestände. Die Grenzen sind hier jedoch unscharf: Ist eine gegebene Menge an Informationen über einen Menschen, die sich als dessen Merkmale beschreiben lassen, bereits als Profil zu veranschlagen oder benötigt es eine spezifische Auswahl, ein verallgemeinertes Raster oder gar eine interpretative bzw. sinnstiftende Synthese? In Konsequenz stellt sich die Frage, ob das Profil gar ausschließlich ‚im Auge des Betrachters' entsteht. Im Folgenden sollen nun ausgewählte Konzepte und Praktiken in den Blick genommen werden, die im Zuge einer Auswertung vorhandener Daten als konstitutiver Bestandteil der Generierung von Profilen veranschlagt werden können.

Ein basales Konzept der Auswertung personenbezogener Daten, das mit der Profil-Logik in engem Zusammenhang steht, ist die Einordnung von Individuen in bestimmte Klassen bzw. die Ableitung derartiger Klassen oder Typologien. Wie im Rahmen der Arbeitsdefinition beschrieben, unterhält das Profil-Konzept ein mehrschichtiges Beziehungsgeflecht zum Konzept der Klassifikation: Zunächst ist jede Klasse definiert durch die Merkmale, die jene Objekte aufweisen, die Teil der Klasse sind. Jede Klasse hat also ein eigenes Profil bzw. legt fest, welche Merkmale die Profile von Objekten haben müssen, um als Teil der Klasse gelten zu können. Im Anschluss an Mireille Hildebrandt kann ein solches Profil als ‚group profile' verstanden und in distributive und nicht-distributive unterschieden werden: „To understand some of the implications of group profiling we have to discriminate between distributive and non-distributive profiles. A distributive profile identifies a group of which all members share all the attributes of the group's profile. [...] A non-distributive profile identifies a group of which not all members share all the attributes of the group's profile."[574] Im Falle eines distributiven Gruppen-Profils sind folglich nur jene Individuen Teil der Gruppe, auf die alle Merkmale im Gruppen-Profil zutreffen. Im Falle eines nicht-distributiven Gruppen-Profils genügt dagegen die Übereinstimmung einiger, aber nicht aller Merkmale, um eine Zuordnung zur Gruppe zu gewährleisten. Das Gruppen-Profil nimmt in diesem Fall den Status eines Prototyps ein. Gleichzeitig zeichnet sich, wie oben bereits erläutert, jedes einzelne Merkmal innerhalb eines Profils dadurch aus, dass es eine eigene Klasse konstituiert, insofern es durch einen Begriff bezeichnet ist, der seinerseits durch einem Set an Merkmalen definiert werden kann, das die Klasse der Objekte betrifft, auf die der Begriff zutrifft. Wird also im Sinne des hier verhandel-

574 | Hildebrandt (2008b): Defining Profiling, S. 21.

ten Objektbereichs ein Selbst (ggf. durch sich selbst) profiliert, wird es auf verschiedenen Ebene in Klassen eingeordnet, bzw. durch diese Einordnungen erst konstituiert: Durch die (mehr oder weniger große) Übereinstimmungen des eigenen Profils mit denen bestimmter Klassen und durch die Klassen, die durch die einzelnen Merkmale selbst definiert werden. Aus dieser doppelten Perspektive stellen Profile, das wurde bereits in der Begriffsdefinition deutlich, notwendigerweise eine Verallgemeinerung dar, da die gewählten Merkmale für sich niemals nur individuell sein können.[575] Für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs gilt es nun, die Kategorisierung von Menschen im Hinblick auf die dabei in Anschlag gebrachten Praktiken, Diskurse, Techniken und Institutionen zu historisieren.

Faktische Einteilungen von Menschen in spezifische Gruppen sind zweifellos wesentlich älter als deren explizite Formulierung oder gar eine theoretische Reflexion des Sachverhalts als solchem – man denke nur an so grundlegende Differenzierungen wie ‚wir' und ‚die Anderen' oder ‚Freunde' und ‚Feinde'. Folgt man wahrnehmungspsychologischen Untersuchungen, lassen sich sogar Tieren grundlegende Mustererkennungen und Verallgemeinerungsleistungen zusprechen. In diesem Sinne argumentiert Paul Helwig in seiner *Charakterologie*, dass die Klassifizierung der Objekte in der Welt der sprachlichen Beschreibung vorausgeht, da sie sich auf grundlegende, lebensnotwendige Unterscheidungen bezieht:

> In der *Entwicklung* des Erkennens (vom Tier zum Menschen, vom Primitiven zum Kulturmenschen – und auch vom Kind zum Erwachsenen) geht der Typenbegriff als Erkenntniswerkzeug dem Sachbegriff voraus. Der erste keimhafte Ursprung des Ordnens der Welt liegt vor, wenn das Tier in der triebhaften Zuwendung zur Umwelt aus der Vielheit der Erscheinungen Bestimmtes aussichtet, das es als geeignet zur Trieberfüllung erfaßt. Das eine ist etwa ein „zu Fliehendes", das andere ein „zu Erstrebendes" – das eine ein „zu Fressendes", das andere ein „auf keinen Fall zu Fressendes".[576]

Auch wenn die triebtheoretische Herleitung kritisch zu diskutieren wäre, lässt sich doch daraus ableiten, dass Typologisierung ein Grenzphänomen zwischen instinktiver und kognitiv-rationaler bzw. gar kulturell geprägter Verarbeitung von Umweltreizen darstellt. Wenn nun also etwas derartig Basales – weil es in gewissem Sinne als ahistorisch und als nicht einmal nur anthropologische Konstante veranschlagt werden kann – ‚dem Werden zugeführt' werden soll, kann es nicht darum gehen, die frühestmöglichen Ausprägungen aufzuspüren und von dort aus genealogische Linien zu ziehen. Vielmehr geht es darum zu zeigen, welche Logiken in unterschiedlichen Konstellationen verschiedenen Klassifizierungen von Menschen zugrunde lagen, wie sie an der Konstitution von Selbsten teilhatten und welche Schlüsse sich daraus für die Gegenwart ziehen lassen. Von besonderem Interesse für die hier behandelte Thematik sind daher in erster Linie solche Typologisierungen und Klassifizierungen, die weniger aus biolo-

---

575 | Travis Hall schreibt in diesem Sinne: „If a characteristic or trait is truly unique to the individual, then it is useless to the profile, as it does not allow for categorization or prediction of other individuals. Put simply, identification looks for unique traits among the masses, profiling searches for the mass traits within the individual." (Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 150).

576 | Helwig (1965[1951]): *Charakterologie*, S. 145 (Herv. im Original). Vgl. für eine ähnlich Argumentation auch Lavater (1968a[1775]): *Physiognomische Fragmente Band 1*, S. 49.

gisch-instinktiven, sondern eher aus (medien)kulturellen Umständen ableitbar sind. Es geht im Folgenden also nicht um die Aufarbeitung der Ergebnisse der Wahrnehmungsbiologie und -psychologie zu onto- und phylogenetisch ausgeprägten Mustererkennungs- und Klassifizierungskonzepten, sondern um Praktiken und Diskurse der Klassifizierung auf Grundlage eines Merkmalsrasters, die als Möglichkeitsbedingungen bzw. Herkünfte und Anfänge der klassifikatorischen Aspekte innerhalb des Profilierungs-Dispositivs verstanden werden können.

Temperamente, Charakter- und Persönlichkeitstypologien

Eine der ältesten diskursiven Klassifikationspraktiken findet sich in der oben bereits thematisierten Temperamentenlehre, deren Wurzeln, wie der Historiker Erich Schöner in seiner Studie *Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie* herausarbeitet, bis auf die Humoralpathologie Hippokrates' im fünften Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgt werden können.[577] Die auf den vier ‚Kardinalflüssigkeiten' basierende Temperamentenlehre lebt Schöner zufolge zudem „[g]anz abgeblaßt […] noch heute im populären Sprachgebrauch: der Sanguiniker, Choleriker, Melancholiker, Phlegmatiker als Temperamentsbezeichnungen".[578] Auch in den immer noch populären Tierkreiszeichen der Astrologie, die Menschen je nach Geburtszeitraum unterschiedliche charakterliche Dispositionen bzw. Profile zuspricht, wirkt die Temperamentenlehre fort.[579] Diese viergliedrige Typologisierung auf Grundlage verschiedener Mischungsverhältnisse der ‚Säfte' und damit verbundenen Qualitäten liegt jedoch, wie auch der Historiker Klaus Schönfeldt betont, bei Hippokrates selbst noch nicht vor.[580] Frühe Formulierungen derartiger Typen finden sich im Kontext des von Aristoteles bzw. nach neuerer Einschätzung von seinem Schüler Theophrast[581] beschriebenen ‚Melancholieproblems'. Eine erste ‚echte' Temperamentenlehre taucht laut Schönfeldt jedoch erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. bei Soranus von Ephesus[582] auf, in der „erstmals deutliche Bezugsetzungen der Körpersäfte zu charakterlichen Eigenschaften auf[tauchen]".[583] Besonders prominent mit humoralpathologischen Klassifizierungen verknüpft ist zudem Galen von Pergamon, der ebenfalls im zweiten Jahrhundert n. Chr. eine systematische philosophisch-medizinische Einteilung von Menschen auf Grundlage

---

577 | Dabei ist jedoch anzumerken, dass die Humoralpathologie in erster Linie als diskursiver ‚Nährboden' der Temperamentenlehre verstanden werden muss, da die Temperamenten-Typologie bei Hippokrates noch nicht vor kommt. In diesem Sinne schreibt Schöner: „Auch eine Zuordnung der vier Temperamente zu den vier Kardinalsäften ist für das C. H. nicht statthaft. Der eigentliche Temperamentbegriff, den wir heute mit diesen Ausdrücken verbinden, fehlt im C. H. noch durchaus, es sind wirklich nur die ersten Keime erkennbar." (Schöner, Erich (1964): *Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie. Ausgabe 4 von Sudhoffs Archiv: Beihefte*. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag GmbH, S. 21.)
578 | Schöner (1964): *Das Viererschema*, S. 2.
579 | Vgl. Schönfeldt, Klaus (1962): *Die Temperamentenlehre in deutschsprachigen Handschriften des 15. Jahrhunderts*. Heidelberg: Universität Heidelberg, S. 8; Schöner (1964): *Das Viererschema*, S. 13f.
580 | Vgl. Schönfeldt (1962): *Die Temperamentenlehre*, S. 8f.
581 | Vgl. Müri, Walter (1953): Melancholie und schwarze Galle. In: *Museum Helveticum: schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft*, 10 (1), S. 21-38.
582 | Vgl. Schönfeldt (1962): *Die Temperamentenlehre*, S. 9f.
583 | Ebd., S. 10.

der vier Grundelemente und der vier Körpersäfte vorlegte. Erich Schöner mahnt jedoch auch hier an, eine rückwirkende Zuschreibung späterer Nomenklaturen zu vermeiden.[584] Zudem, und damit kommen wir zur Frage der kulturellen Kontexte der Klassifizierungen, stellt er entsprechend des zugrundeliegenden humoralpathologischen Diskurses fest, „daß sowohl der Melancholiker der ‚Problemata' wie auch alle übrigen Temperamente der Antike noch überwiegend pathologisch gesehen sind".[585] Im Gegensatz zu anderen, weniger analytischen und formalisierten zeitgenössischen Typologisierungen, wie z. B. jenen aus Theophrasts Charaktere[586], denen es um eine allgemeine bzw. gesellschaftliche Einteilung von Menschen in bestimmte Kategorien geht, bleiben die Systematiken der Temperamentenlehre zunächst auf die Analyse von Krankheiten und die daraufhin anzuwendende Behandlung hin ausgerichtet.[587] Das Modell der vier Säfte liefert dabei ein Raster zur Modellierung typischer Gesundheitszustände und eine Begründung für diesem Zustand jeweils angemessene Therapien. Die humoralpathologisch begründete und auf den vier Temperamenten aufbauende Klassifikation erfüllte in der Medizin folglich den Zweck, die Komplexität der Herausforderung einer individuell abgestimmten Behandlung auf ein handhabbareres Maß zu reduzieren – gewissermaßen als eine naturphilosophisch begründete Ökonomisierung/Rationalisierung der Analyse und Therapie. Es wurde davon ausgegangen, dass Menschen, die bestimmte humorale Kriterien erfüllen, Gruppen zuzuordnen sind, deren Mitglieder bestimmte Krankheitsbilder aufweisen bzw. anfällig für diese[588] und mit bestimmten dementsprechenden Mitteln zu kurieren sind. Im Hinblick auf das Profil-Konzept lässt sich jedes Temperament und jede Pathologie als Profil verstehen, das mit einer passenden Therapie zu kombinieren bzw. zu ‚matchen' ist. Im medizinischen Bereich blieb die Behandlung von Krankheiten auf Grundlage der Humoralpathologie bis ins 19. Jahrhundert, wenn auch in verschiedenen Ausprägungen, eine gängige Methode[589] und auch die bereits erwähnte Konstitutionslehre hat ihre Wurzeln in der Temperamentenlehre.[590]

---

584 | Schöner (1964): *Das Viererschema*, S. 93.

585 | Ebd., S. 71.

586 | Theophrast/Binder, Wilhelm (1865[3. Jh. v. Chr.]): *Theophrasts Charaktere*. Stuttgart: Krais & Hoffman; online einsehbar unter: http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_ anzeigen&a_id=14585&p_ab=0; zuletzt eingesehen am 31.01.2016.

587 | Ein entsprechendes Beispiel findet sich bei Schöner (1964): *Das Viererschema*, S. 26.

588 | Vgl. zu Theophrast auch Müri (1953): Melancholie und schwarze Galle, S. 21.

589 | Gegenwärtig prominente Klassifikationssysteme der (psycho)pathologie sind das ICD-10 und das DSM: „Diagnostiziert werden Persönlichkeitsstörungen nach zwei eng verwandten diagnostischen Systemen: dem ‚Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders' (DSM) der American Psychiatric Association, das derzeit in der Version IV vorliegt (DSM-IV; Sa0 et al., 1998), und der ‚International Classification of Diseases, Injuries and Causes of Death' (ICD) der Weltgesundheitsorganisation (WHO), das derzeit in der Version 10 vorliegt (ICD-10). Das ICD-10 hat inzwischen in Deutschland dadurch besondere Bedeutung erlangt, dass es in vielen Bereichen für die offizielle Dokumentation verpflichtend vorgeschrieben ist, z. B. bei der Abrechnung von Psychotherapeuten mit Krankenkassen. [...] Im ICD-10 werden einige allgemeine Kriterien formuliert, die erfüllt sein müssen, damit die Diagnose einer Persönlichkeitsstörung überhaupt vergeben werden kann [...]. Die Art der Klassifikation (‚mindestens 3 von 6 Kriterien müssen erfüllt sein') ist typisch für medizinische Diagnosen, aber untypisch für persönlichkeitspsychologische Klassifikationen. Sie entspricht dem praktischen Bedürfnis, einen Patienten mit einem Prototyp schnell vergleichen zu können, ohne dass die Persönlichkeit des Patien-

Interessant für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs ist die Temperamentenlehre auch im Kontext allgemeinerer, auf weniger spezifische Zwecke ausgerichteter Charaktertypologien wie jene der Physiognomik. Dort dienten die Temperamente dazu, den am menschlichen Körper aufgefundenen Zeichen eine überindividuelle Bedeutung beimessen und anhand spezifischer Merkmale potenziell jeden Menschen einordnen und sein Verhalten gewissermaßen prognostisch einschätzen oder im Nachhinein erklären zu können. Wie jeder Klassifizierung liegt auch dieser ein Abstraktionskonzept zugrunde. Lavater schreibt dementsprechend, es gehe ihm darum,

> Wörter bey mir auszufinden, welche sich so genau als möglich zu diesen charakteristischen Zügen passen. Wenn mir diese gelungen sind, so gehe ich nach Hause, classificire meine Zeichnungen und Charaktere; und damit mir dies leichter werde, so fange ich an, Theil mit Theil, Beschreibung mit Beschreibung zu vergleichen, bis ich endlich abstrahiren, und einige Merkmale bestimmen kann.[591]

Abbildung 53: Prototypische Darstellungen der vier Temperamentstypen bei Lavater (1772)

Erneut wird hier die sprach- bzw. semantiktheoretische Perspektive auf Profile sinnfällig, da Lavater die Klassifizierung explizit an Begriffe bindet. Zudem greift Lavater für die Klassifikations- und Abstraktionsleistung in seiner Physiognomik auf die vier humoralpathologischen Typen zurück (s. Abb. 53). Die Abbildung verdeutlicht die Prototypenlogik, die oben im Rahmen der nicht-distributiven Profile angesprochen wurde. In dieser spezifischen Medialisierung der Klassifizierungslogik werden typische Merkmale der vier Kategorien auf zeichnerischem Wege zur Verdeutlichung der jeweiligen Unterschiede besonders hervorgehoben, wodurch die Darstellungen karikatureske Züge annehmen. Lavater ist sich dabei durchaus der Spannung zwischen dem individuell Spezifischen und dem allgemein (Proto-)Typischen bewusst:

---

ten quantitativ auf Eigenschaftsdimensionen erfasst werden muss (dies ist jedoch nicht ausgeschlossen). Die Übereinstimmung mit dem Prototyp wird Kriterium für Kriterium überprüft und dann die Summe der Übereinstimmungen mit einem vorgegebenen Minimum verglichen. Überschreitet die Übereinstimmung dieses Minimum wird eine Persönlichkeitsstörung festgestellt.“ Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 164f.

590 | Vgl. hierzu insbesondere im Hinblick auf die französischen Arbeiten zur Konstitutionslehre und deren Beziehung sowohl zur Temperamentenlehre, wie auch zu den Arbeiten Lamarcks Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 250ff sowie 273ff.

591 | Lavater (1991[1772]): *Von der Physiognomik*, Kapitel 8.

> ‚Jeder Mensch, sagt man, ist so sehr von dem anderen verschieden, daß nicht nur kein Gesicht dem andern, sondern selbst kein Theil desselben, keine Nase, kein Ohr, kein Auge dem anderen völlig gleich gefunden wird; mithin sey alle *Klassifikation* unmöglich. Es giebt in den Classen die größte Unbestimmtheit, Verworrenheit, Unzuverlässigkeit – hiermit ist's nichts mit der Physiognomik.' Diese Einwendung hält man für sehr wichtig – und wie unbedeutend wird sie, so bald man bedenkt: ‚daß eben dieselbe Einwendung alle und jede menschliche Wissenschaften, alles Wissbare betrifft, mithin durch alle Wissenschaften schon beantwortet ist.' – hat es nicht eben dieselbe Bewandniß mit allen und jeden Dingen, und mit allen *Prädikaten* aller Dinge? […] Offenbar ist kein Mensch *genau* so groß, wie der andere. Wer wird dieß aber nun als eine Einwendung gegen alle brauchbare und *wahre Classifikation* der Menschen nach ihrer Größe ansehen? – Wer wird z. B. um deswillen die Wahrheit und Brauchbarkeit der Einteilung in die fünf Classen der *Zwerge*, der *Kleinen*, der *Mittleren*, der *Großen*, der *Riesen* – läugnen?[592]

Bemerkenswerterweise argumentiert Lavater anschließend in Verteidigung der Klassifizierung auf einer ähnlichen, da in einem weiten Sinne sprachtheoretischen Ebene, wie die oben ausgeführte Arbeitsdefinition des Profil-Konzepts:

> Was ist aber jedes Wort, das einen allgemeinen Begriff bezeichnet, anders als der Name einer Klasse von Dingen oder Eigenschaften, Beschaffenheiten, die sich einander ähnlich sind, und in manchem noch unähnlich? […] ‚Sie haben sich alle sehr *gefreut*' – was ist nun dies *Freuen* wieder anders, als der Namen einer Klasse von Empfindungen, die in jedem Individuum, in jedem individuellen Zustande desselben Individuums wieder ganz anders modificirt ist? Ihr habt die Wörter *Freude, Munterkeit, Aufgeräumtheit, Luftigkeit, Fröhlichkeit, Heiterkeit, frohes Wesen, Entzücken, Wonne, – Muthwill* – thut noch zwanzig Wörter hinzu: Wie viele Millionen Nuancen und Grade gehören dazwischen hinein? Wie viele tausend Fälle, die unter keine dieser Klassen ganz gehören? Ists nicht also so gar mit den Buchstaben – werden nicht eine Menge Buchstaben ausgesprochen, die nicht geschrieben werden können? Die kein Zeichen haben als die Zeichen ihrer Klasse? Soll man denn um dieser Unvollkommenheit willen entweder für die individuelle Situation, jede Veränderung, jede Nuance, jeden Hauch, jede Regung – ein eigenes mittheilbares Zeichen haben, ein Wort schaffen – das heißt – *Gott seyn*? Oder soll man nicht mehr sprechen, weil alles Reden ein ewiges Klassificiren, alles Klassificiren aber – ein unvollkommenes mangelhaftes Ding ist?[593]

Klassifizierung, das betont Lavater, dürfe dabei nicht auf nur einem Merkmal beruhen, da daraus Fehleinordnungen resultieren könnten. In Anbetracht der voreiligen Einordnung eines Menschen mit einer „Lippe [, die] so fleischicht herunter hängt" und auf Thorheit hindeutet, in seine dritte, besonders ‚dumme' Menschen beinhaltende „Classe", folgert er: „Ich lerne, daß ich mich nicht auf einen einzigen Zug verlassen, daß ich verschiedene zusammennehmen muß".[594] Eine verlässliche Einordnung, so ließe sich daraus ableiten, benötigt folglich nicht nur ein stigmatisierendes Kennzeichen, sondern das Zusammenkommen mehrerer bestimmter Merkmale, mithin ein Profil.

---

592 | Lavater (1968a[1775]): *Physiognomische Fragmente Band 1*, S. 148 (Herv. im Original; dort fett).
593 | Ebd., S. 150 (Herv. im Original; dort fett).
594 | Lavater (1991[1772]): *Von der Physiognomik*, Kapitel 8.

Doch wozu dienten Lavaters Einordnungsbemühungen überhaupt? Ziel der physiognomischen Klassifikation war zumeist eine Charakterisierung als Selbstzweck bzw. bei Lavater zum Zwecke der „Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“[595]. Während es bei z. B. Galen im pathologischen Bereich um die ‚richtige‘ therapeutische Behandlung geht, geht es in den allgemeineren Charaktertypologien meist um einen ‚richtigen‘ bzw. ‚angemessenen‘ Umgang mit einem beliebigen Gegenüber in alltäglichen Kontexten. Lavater schreibt dementsprechend allgemein: „Ist es nicht ausgemacht, daß der Umgang mit den Menschen das erste ist, was uns in der Welt aufstößt; der Mensch ist berufen, mit Menschen umzugehen.“[596] In der Physiognomik, die das äußere Erscheinungsbild zur Grundlage der Charakterisierung nimmt, geht es dabei insbesondere auch um Menschen, über die man im Moment des Aufeinandertreffens noch nicht viel weiß und bei denen ‚das Oberflächliche‘ die einzigen Anhaltspunkte liefert. Zum ‚richtigen Umgang mit dem Unbekannten‘ schreibt Lavater: „Welcher *Kaufmann* in der Welt beurteilt die Waaren, die er kauft, wenn er seinen Mann noch nicht kennt, anders, als nach ihrer Physiognomie? […] Kommt ein *Unbekannter*, der ihm etwas verkaufen, oder abkaufen will, auf sein Comitoir, wird er ihn nicht ansehen? Nichts auf sein Gesicht rechnen? Wird er nicht, kaum mag er weg seyn, ein Urtheil über ihn fällen?“[597] Abgesehen von der bemerkenswerten – vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen aber keinesfalls überraschenden – Wahl der Ökonomie als Bezugsrahmen, wird hier deutlich: Physiognomik stellt Werkzeuge zur Profilierung bereit, um auch Unbekannte anhand bestimmter Merkmale innerhalb eines Rasters in Klassen einzuordnen und entsprechend mit ihnen verfahren zu können. Es gilt also auch, über Menschen zu urteilen und den ‚richtigen Umgang‘ selbst zu wählen, indem man die Menschen, mit denen man verkehrt, im Vorfeld selektiert.[598] Wie werden diese Ordnungslogiken aber medial konstituiert? Die sprachliche Ebene und auch die prototypischen Illustrationen der vier Temperamente bei Lavater sind bereits als Medialisierung thematisiert worden. Eine weitere mediale Form, die bereits im Hinblick auf Registraturen eine zentrale Rolle gespielt hat, findet sich im Bereich der Charakterisierungen in den sogenannten Völkertafeln des 16. und 17. Jahrhunderts.[599] Neben sprachlichen und illustrativen Elementen zur Typisierung zeichnen sie sich durch die Anordnung von Merkmalen in Tabellenform aus.

---

595 | Lavater (1968a[1775]): *Physiognomische Fragmente Band 1*.

596 | Lavater (1991[1772]): *Von der Physiognomik*, Kapitel 6.

597 | Lavater (1968a[1775]): *Physiognomische Fragmente Band 1*, S. 47 (Herv. im Original; dort fett).

598 | Bereits Theophrast schreibt zu Beginn seiner Ausarbeitung verschiedener Menschentypen: „Nachdem ich nun, mein Polykles, die menschliche Natur so lange Zeit her beobachtet, neunundneunzig Jahre in der Welt gelebt, mit vielen verschiedenen Charakteren Umgang gepflogen und die guten und schlechten Menschen genau miteinander verglichen habe, so erachte ich es als meine Aufgabe, die Eigenthümlichkeiten beider Theile in ihrem Benehmen darzustellen. Ich will dir daher im Allgemeinen entwickeln, wie viele Arten von Charakteren sich bei ihnen finden und auf welche Weise sie dieselben im gewöhnlichen Umgange äußern. Ich vermuthe nämlich, mein Polykles, es werde zur Veredlung unserer Söhne beitragen, wenn man ihnen solche Denkmale hinterläßt, nach deren Anleitung sie nur die Tugendhaften zu ihrer beständigen Gesellschaft wählen, in der Absicht, nicht hinter diesen zurückzubleiben.“ (Theophrast/Binder (1865[3. Jh. v. Chr.]): *Theophrasts Charaktere*, S. 13).

599 | Wie der Historiker Franz Eybl konstatiert, kommt auch hier die Temperamentenlehre als Modellierungsgrundlage zum Tragen. Eybl, Franz M. (2010): Typus, Temperament, Tabelle. Zur anthropolo-

Abbildung 54: *Völkertafel/Kurze Beschreibung der in Europa befintlichen Völckern und Ihren Aigenschaften* (1725)

Der Historiker Franz Eybl verknüpft die Geschichte der Nationalstereotype dabei auch mit der medialen Form der Tabelle: „Häufiger noch erscheinen die Typisierungen jedoch in Gruppen, als rhetorische ‚Epithetaliste' als ‚Nationalitätenrevue', als Nationen- oder Völkertafel, kurz: als Tabelle."[600] Bezüglich der Konstitution von Nationalstereotypen kommt Eybl dementsprechend zu folgendem Schluss: „Ihr Konstruktionsprinzip erwies sich als Entsprechung zu parallelen Systematisierungen, wie in der Epoche der Analogie nicht anders möglich. In dieser Episteme mussten die Zuschreibungssysteme mit den anderen umlaufenden Systemen korreliert werden, allen voran mit der humoralpathologischen Temperamentenlehre."[601] Auch die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich etablierende Charakterologie basiert vielfach auf einer tabellarischen Ordnungslogik. Beim bereits erwähnten Bahnsen findet sich dementsprechend eine Tabelle zur Darstellung seiner mit den vier Temperamenten verknüpften Typologie (s. Abb. 55).

gischen und medientheoretischen Systematik der Völkerstereotypen. In: Borgstedt, Thomas/ Czarnecka, Miroslawa/Jablecki, Tomasz (Hg.): *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster*. Bern: Peter Lang, S. 29-44, hier S. 30.

600 | Eybl (2010): Typus, Temperament, Tabelle, S. 34f.

601 | Ebd., S. 41.

Die Erstellung einer Klassifikation mittels der Tabellenform ist dabei jedoch nicht unumstritten und führt, wie Kronfeld hinsichtlich Bahnsens Typologie konstatiert, oftmals dazu, dass ein „lebensferne[s], konstruktive[s] Moment“ ins Spiel kommt.[602] Die Logik der Tabelle fordert nach der Festlegung der Spalten- und Zeilenbezeichnung gewissermaßen, dass jedes auf diese Weise adressierbare Feld ausgefüllt zu werden hat. Dadurch entstehen zum Teil hypothetische Klassen, die innerhalb der Kombinationsmöglichkeiten zwar vorhanden sein müssten, jedoch keine realexistenten Objekte aufweisen.[603] In diesem Sinne fungiert die Tabelle als Medialisierungsform, die spezifische Auswirkungen auf das durch sie konstituierte Wissen hat, und als Ausgangspunkt einer deduktiven Charakterologie. Wie schon in der Humoralpathologie angelegt, stehen in dieser Implementierung der tabellarischen Logik die Kategorien im Vorhinein fest und es gilt in erster Linie, die Objekte adäquat einzuordnen.

24 Grundzüge.

		Spontaneität:	Receptivität:	Impressionabilität:	Reagibilität:	Temperament:
1.	I.	ſtark	raſch	tief	nachhaltig	choleriſch a.
2.	I-III.	ſtark	raſch	flach	nachhaltig	choleriſch b.
3.	I-II.	ſtark	raſch	tief	flüchtig	choleriſch c.
4.	II.	ſtark	raſch	flach	flüchtig	ſanguiniſch a.
5.	II-I.	ſchwach	raſch	flach	flüchtig	ſanguiniſch b.
6.	II-III.	ſtark	langſam	flach	flüchtig	ſanguiniſch c.
7.	III.	ſtark	langſam	flach	nachhaltig	phlegmatiſch a.
8.	III-IV.	ſchwach	langſam	flach	nachhaltig	phlegmatiſch b
9.	III-I.	ſtark	langſam	tief	nachhaltig	phlegmatiſch c
10.	IV.	ſchwach	raſch	tief	nachhaltig	anämatiſch a.
11.	IV-I.	ſchwach	raſch	tief	flüchtig	anämatiſch b.
12.	IV-III.	ſchwach	langſam	tief	nachhaltig	anämatiſch c.
13.	I-IV*)	ſchwach	raſch	flach	nachhaltig	choleriſch d.
14.	II-IV.	ſchwach	langſam	flach	flüchtig	ſanguiniſch d.
15.	III-II.	ſtark	langſam	tief	flüchtig	phlegmatiſch d.
16.	IV-II.	ſchwach	langſam	tief	flüchtig	anämatiſch d.

Abbildung 55: Charakterologische Klassifikationstabelle bei Bahnsen (1867)

Gleichzeitig kann die Tabelle jedoch auch als mediale Struktur dienen, um Daten und Klassen darzustellen, die auf induktivem Weg entstanden sind. Kronfeld zufolge ist „[d]ie positivistische, ‚*induktive*‘ *Charakterkunde* […] darauf aus, ‚*typische*‘ Merkmale aufzustellen und die Menschen nach diesen ‚*typischen Merkmalen*‘ zu gruppieren“[604]. Was dabei als ‚typisch‘ veranschlagt wird, ergibt sich weniger auf Grundlage tradierter Typologien, wie der Temperamentenlehre, sondern eher durch die Erhebung von Einzelfällen und deren statistischen Auswertungen. Kronfeld zufolge hat jedoch im Bereich der Charakterkunde „die *induktive Typologie* nur dann einen echten charakterkundlichen Forschungswert […], wenn sie an *übergeordneten Prinzipien* und leitenden Gesichtspunkten orientiert wird, die ihr vorhergehen, und die *unabhängig von ihr* erst einmal gewonnen und entwickelt werden müssen“.[605] Die statistische Auswertung induktiv gewonnener Daten muss sich demnach wiederum auf Ordnungsschemata beziehen, die sich nicht aus den Daten selbst ergeben. Als charakterkundliches Beispiel für eine solche Vorgehensweise nennt Kronfeld u. a. die Konstitutionslehre Kretschmers, die „ihrem Wesen nach induktiv verfahren“ müsse, dabei aber „von der physiologischen und

602 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 154.
603 | Vgl. dazu auch die über Tabellen hergeleitete und anschließend kritisierte polytypische Herangehensweise mit explizitem verweis auf Bahnsen bei Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 187ff.
604 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 11f. (Herv. im Original).
605 | Ebd., S. 15 (Herv. im Original).

deskriptiven Bestimmung des *Artbegriffes*“ ausgehe, „und sie vermag nicht eher mehr zu tun, als diesen Artbegriff immer weiter zu *interpolieren*. Aber auch dies geschieht vermittels allgemeiner Induktionen; und so kommt sie zwar zu *typologischen* Gesichtspunkten von immer stärkerer Besonderung, aber *eine volle Integration der einzelnen Individualität bleibt ihr versagt*“.[606]

Kretschmer ging in seinen Untersuchungen von drei Typen aus: dem asthenischen, dem athletischen und dem pyknischen Typus (s. Abb. 56). Anders als die karikaturesken Illustrationen bei Lavater kommen hier Fotografien von ‚Exemplaren‘ zum Einsatz, die der prototypischen Beschreibung möglichst nahe kommen sollen. Auf dieser Typologie aufbauend führte Kretschmer Studien durch, um Korrelationen zwischen den Konstitutionstypen und dem Auftreten bestimmter Psychopathologien herauszuarbeiten.

> *Kretschmer* konnte feststellen, daß der Körperbau der Zirkulären und der Schizophrenen auffallende Verschiedenheiten aufweist, während zwischen denen der Schizophrenen untereinander und der Zirkulären untereinander große Ähnlichkeiten bestehen. Um hier zu möglichst exakten Bestimmungen zu kommen, hat *Kretschmer* nach den Methoden der Anthropologie ein Schema angelegt, das eine vollständige Beschreibung des Körperbaues in jedem Einzelfalle ermöglicht. Damit war aber noch nicht alles getan; es musste eine Klassifikation der verschiedenen Körperbauformen durchgeführt werden, die zu einer Dreiteilung führte: dem Typus des *asthenischen*, später von *Kretschmer leptosom* genannten Körperbaues, dem Typus des *athletischen* und demjenigen des *pyknischen* Körperbaues.[607]

Die innere Spannung zwischen Induktion, Deduktion bzw. spezifischen Sachverhalten und allgemeinen Beschreibungsformen wird auch – nicht zufällig – an den tabellarischen Auswertungen bei Kretschmer deutlich, die trotz induktiver Vorgehensweise im Hinblick auf die numerisch-statistische Feststellung von Korrelationen mit Kategorien arbeiten muss, die der Untersuchung vorgängig sind. Hubert Rohracher greift eine der Tabellen auf und erläutert deren Hintergründe (s. Abb. 57).

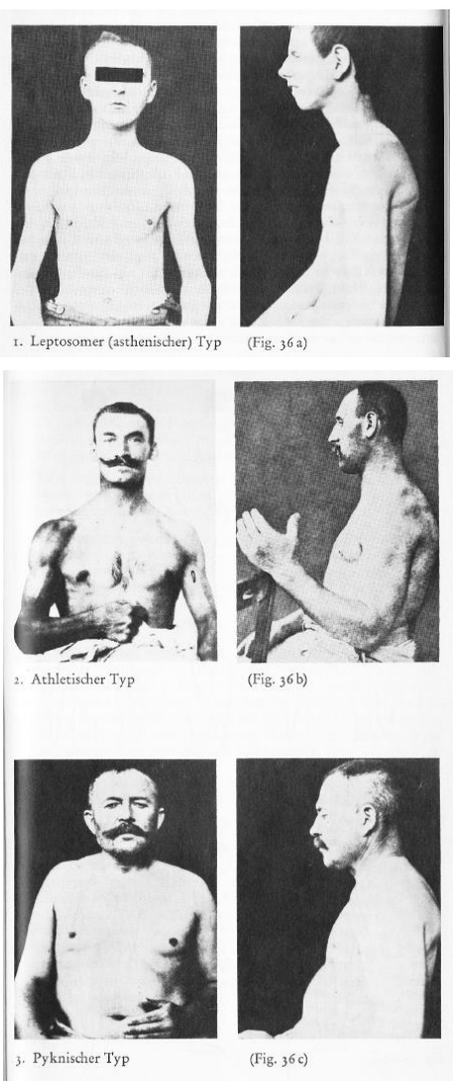


Abbildung 56: Fotografien prototypischer Konstitutionen nach Kretschmer (1920er Jahre)

606 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 196 (Herv. im Original).
607 | Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*, S. 18 (Herv. im Original; dort gesperrt).

Die folgende Tabelle zeigt die Resultate der ersten *Kretschmer*schen Untersuchung; diese Untersuchung wurde an 260 Geisteskranken angestellt, bei denen die Zugehörigkeit zu einer der beiden geistigen Erkrankungen, dem manisch-depressiven Irresein oder der Schizophrenie, einwandfrei gesichert war: es befanden sich unter ihnen 85 Fälle von zirkulärem Irresein und 175 Schizophrene.[608]

	Zirkuläre	Schizophrene
Asthenisch (Leptosomen)	4	81
Athletisch	3	31
Asthenisch-athletisch gemischt	2	11
Pyknisch	58	2
Pyknische Mischformen	14	3
Dysplastisch	—	34
Verwaschene u. nicht rubrizierb. Bilder.	4	13
Insgesamt	85	175

Abbildung 57: Korrelationstabelle von Konstitutionstypen und Pathologien (1934)

Die statistische (‚induktive') Forschung wirkt dabei auf die im Vorhinein vorhandenen Kategorien zurück. Denn bezogen auf das Profil-Konzept werden im Rahmen derartiger ‚induktiver' Korrelationsforschungen Klassenbezeichnungen benutzt um sich gegenseitig zu definieren: Die Klasse ‚Asthenisch' wird mit dem Merkmal ‚statistisch oftmals schizophren' und die Klasse ‚Schizophrene' mit dem Merkmal ‚oftmals asthenisch' belegt. Derartige Tabellen haben dabei nicht nur diagnostische, sondern auch prognostische Qualitäten, insofern sie bestimmten Typen bestimmte Wahrscheinlichkeiten hinsichtlich des Auftretens pathologischer Störungen bescheinigen. In der Charakterkunde werden dementsprechend explizit Voraussagen von Verhalten auf Grundlage des Charakters in Aussicht gestellt. Hubert Rohracher schreibt in diesem Sinne:

> „[W]enn es vom Charakter abhängt, ob etwas auf einen Menschen wirkt, so ist damit offenbar im Charakter der Bereich der wirkfähigen Umweltseinflüsse schon festgelegt; man brauchte nur zu wissen, welche dieser wirksamen Umweltseinflüsse im Leben eines Menschen tatsächlich auftreten werden, und man könnte, vorausgesetzt, daß der Charakter des betreffenden Menschen genau bekannt wäre, *sein Leben voraussagen*. Sobald man weiß, welche Reaktion gewisse Ereignisse bei einem Menschen auslösen, muß man nur noch wissen, welche von diesen Ereignissen wirklich eintreten werden, und man weiß, wie es diesem Menschen ergehen wird. Damit ist vor allem die Wissenschaftlichkeit der Charakterkunde noch einmal erwiesen. Wie der Chemiker voraussagen kann, was geschehen wird, wenn zwei Substanzen zusammenkommen, so könnte die Charakterkunde, wenn sie einen konkreten, genau untersuchten Fall vor sich hat, voraussagen, was geschehen wird, wenn dieser Mensch in eine bestimmte Situation gerät."[609]

Körperlichkeit und charakterliche bzw. psychische Disposition werden dabei statistisch korreliert. Derartig biologistisch argumentierende Typenlehren[610], wie jene von Kretschmer, boten vererbungstheoretischen Thesen dankbare Anknüpfungspunkte, die wiederum in Kombination mit dem pathologischen Umfeld, aus dem viele der Theorien und Erhebungen stammten, eu-

608 | Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*, S. 21f. (Herv. im Original; dort gesperrt).

609 | Ebd., S. 128f. (Herv. im Original; dort gesperrt).

610 | Für eine zusammenfassende und überblicksartige Beschreibung weiterer Typensysteme (z. B. nach Jung, Klages, Spranger u. a.), an der die Kontinuität der Tabelle als mediale Form der Wissenskonstitution über die unterschiedlichen theoretischen Ansatz hinweg deutlich wird, siehe ebd., S. 53-90.

genischen und rassistischen Argumentationen oftmals dienlich waren. Nicht wenige derjenigen, die in ihrer Forschung charakterkundliche Klassifikationen erarbeiteten, gelangten, wie beispielsweise Erich Rudolf Jaensch oder Gerhard Pfahler, zu großer Anerkennung im Nationalsozialismus.[611] In den rassenkundlichen Diskursen der physischen Anthropometrie wurden ebenfalls Typologien etabliert bzw. etablierte Typologien auf metrisch-statistischem Terrain reproduziert und auch dort erlangten einige VertreterInnen viel Renommee im Kreis der Nationalsozialisten. Die notwendig stets verallgemeinernde Grenzziehung im Rahmen wissenschaftlicher Klassifizierungs- und Typologisierungskonzepte im Hinblick auf Menschen ist immer auch ein Politikum bzw. als solches zu instrumentalisieren – insbesondere zum Zweck der Benachteiligung derjenigen, die in bestimmte Klassen eingeordnet werden.

Doch auch auf epistemologischer Ebene wird das Konzept, Menschen in charakterliche ‚Arten' und ‚Gattungen' einzuteilen, problematisiert. Einerseits will die Charakterologie laut Paul Hellwigs Zusammenschau verschiedener einschlägiger Ansätze und eigener Überlegungen „nicht den einzelnen Charakter als einzelnen beschreiben – das tut die Biographie und die Dichtung –, sie will den einzelnen Charakter verstehbar machen vom Allgemeinen her, will ihn als Spezialfall vom Allgemeinen her begreifen"[612] und setzt damit eben auf der Ebene der Gattung an. Gleichzeitig will sie jedoch dem individuellen Charakter über spezifische Zusammenstellungen und Ausprägungen der allgemeinen Merkmale einer Gattung näher kommen. Kronfeld versucht sich dementsprechend an einer Unterscheidung der Eigenschaften in solche der Gattung und solche des Charakters:

> Eigenschaften sind *unvergleichbar*, insofern sie Ausstrahlungen verschiedener *Charaktere* bilden. Sie sind *vergleichbar*, und zwar wissenschaftlich in ihren Umschreibungen vermittels differenzierender Allgemeinbegriffe, unter dem Aspekt der *Gattung Mensch*. Wir bezeichnen das Netz der differenzierenden Begriffe und Abstraktionen, welches von der *Gattung Mensch bis zu den Eigenschaften* hinführt, als dasjenige der *typisierenden* Abstraktionen, die Begriffe als Inbegriffe von *Typen*. Der *Prozeß der Typenbildung* und die *Kennzeichnung einer Individualität durch typische Merkmale* – diese Verfahrensweisen der Vorarbeit zu einer wissenschaftlichen Charakterkunde gewinnen nunmehr an Durchsichtigkeit. Wir gehen aus von der „fundamentalen" und „merkwürdigen Tatsache", daß alles, was existiert, zugleich als einzigartig, als „Individuum", und hinwiederum als Repräsentation eines Allgemeinen, eines „Universale" im Sinne der mittelalterlichen Philosophie betrachtet werden kann. Man kann mit gleichem Rechte sagen, daß jedes menschliche Individuum *einzig* sei, wie daß es die wesentlichen Kennzeichen der „*Gattung*" Mensch aufweist. […] In der gesamten Typologie kehrt gegenwärtig – wenn auch in geänderter Form – die alte Streitfrage zwischen Realismus und Nominalismus wieder: ob man diese Universalien, die Gattungen und Typen als „primär gestaltende schöpferische Formen" neben oder über dem Individuum anzusehen habe oder nicht – ob die Universalien „ante rem", „in re" oder „post rem" da seien.[613]

611 | Demgegenüber gab es einige Charakterkundler wie Kronfeld, die sich explizit gegen nationalsozialistische Vereinnahmungen ihrer Arbeit verwehrten.
612 | Helwig (1965[1951]): *Charakterologie*, S. 59 (Herv. im Original).
613 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 40 (Herv. im Original).

Dass die Problematisierung der Verwissenschaftlichung des menschlichen Charakters an dieser Stelle ausgerechnet einen Bezug zu mittelalterlich-religiösen Fragestellungen des Universalienstreits zurückführt, mag einerseits befremdlich wirken. Andererseits stützt es erneut die sprachliche und somit sprachtheoretisch zu bearbeitende Komponente des Profil-Konzepts. Auch Hubert Rohracher problematisiert in seiner *Kleinen Einführung in die Charakterkunde* von 1934 das Konzept der Typologisierung von Menschen bzw. hier: menschlicher Charaktere:

> Wie der Botaniker die Pflanzen und der Zoologe die Tiere nach dem Vorhandensein bestimmter Merkmale in Klassen einteilt und dadurch ein ordnendes Prinzip gewinnt, so will auch jede Typologie Menschenklassen unterscheiden und auf diese Weise zu einem geordneten System aller vorhandenen Arten des menschlichen Charakters kommen. Solche Einteilungen lassen sich nicht anders durchführen als durch das Beschreiben der Eigenschaften, die einem Lebewesen zukommen müssen, damit es in diese oder jene Klasse eingeordnet werden könne. Aus diesen methodischen Notwendigkeiten zur Erreichung von Ordnung und Übersicht ergeben sich bereits die ersten großen Schwierigkeiten charakterologischer Arbeit, gegen welche bisher keine Typenlehre in vollkommener Weise angekommen ist und die so bald von keiner Charakterologie überwunden werden dürften: die Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere und die schwierige Erfaßbarkeit ihrer Eigenschaften.[614]

Was für Pflanzen und Tiere – implizit quasi in Ermangelung des Zuspruchs eines eigenen Charakters – als adäquat dargestellt wird, führt hinsichtlich der Typologisierung und Klassifizierung menschlicher Charaktere zu Unbehagen – Individualismus und Klassifizierung prallen hier aufeinander. Rohracher bringt scheinbar ohne sich der Tragweite seiner Formulierung bewusst zu sein den Zusammenbruch des botanischen und zoologischen Artenkonzepts, das oben bereits im Hinblick auf Kretschmer thematisiert wurde, im Angesicht der Ordnung menschlicher Charaktere pointiert zum Ausdruck, wenn er schreibt: „Streng genommen stellt also jeder Mensch eine besondere Menschenart dar“.[615] Einen Ausweg sieht er darin, „sich auf ihre *Ähnlichkeiten* zu beschränken und in den einzelnen Typenklassen Menschen zu vereinen, die sich untereinander ähnlicher sind, als den Menschen aller übrigen Klassen“ und fügt an: „wenn man die Menschen nach der Ähnlichkeit ihrer psychischen Eigenart einteilt, so wird diese Ähnlichkeit um so kleiner sein, je weniger Klassen man aufstellt, um so größer, je mehr Klassen man unterscheidet“[616]. Was Rohracher hier beschreibt ist nichts anderes, als die Logik von Clustering-Verfahren, deren Anbahnung sich – insbesondere anhand Christine Hankes Analysen – an der rassenkundlichen Anthropometrie im Rahmen der physischen Anthropologie um 1900 sehr gut aufzeigen lässt. In ihrer Aufarbeitung der Konstitution (und Irritation) der Wissensgegenstände ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘ um 1900 beschreibt sie die Dominanz und die zentralen Merkmale metrisch-statistischer Verfahren.

---

614 | Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*, S. 93.
615 | Ebd., S. 94.
616 | Ebd. (Herv. im Original; dort gesperrt).

> Seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts setzen sich in der anthropologischen Identifizierung von ‚Rassen' zunehmend Verfahren der Messung und Statistik durch. Im Zuge des positivistischen Schubes werden riesige Mengen an Körperdaten erhoben, gesammelt, ausgewertet und bearbeitet. Die Auswertung der Vermessungsdaten geschieht dabei zunehmend mittels metrisch-statistischer Verfahren – die Dominanz solcher Methoden geht in der Wissensproduktion bis heute mit einer enormen Evidenzkraft einher. Metrisch-statistische Verfahren können wie folgt charakterisiert werden: Sie sind *quantifizierend*, darum werden möglichst viele Merkmale zahlenförmig ausgedrückt. Vom Prinzip her werden an *zufälligen* Stichproben Daten erhoben statt aus einer Gruppe jene auszuwählen, die vorab schon repräsentativ oder ‚typisch' erscheinen. Aus diesem Grunde eignet der Statistik eine Form der *Nachträglichkeit* an: Sie setzt ihre Ergebnisse, also etwa ‚Typen' nicht normativ voraus, sondern stellt sie *normalistisch* erst her. In der metrisch statistischen Form der *Typusbildung* werden aus einer Datenreihung einer bestimmten Anzahl von Individuen *kollektive* Merkmale ermittelt. Auf diese Weise abstrahiert die statistische Identifizierung vom Einzelnen. In der Datenauswertung richten sich statistische Verfahren auf die *Verteilung* von Werten.[617]

Was die ‚Völkertafeln' als diskursive Stereotype verdichteten, wurde nun also auf biologisch-anthropologischem Terrain gewissermaßen auf eine metrisch-statistische Basis gestellt und dadurch grundlegend transformiert. Ein anschauliches Beispiel ist die Studie *Körpermessungen verschiedener Menschenrassen*[618] von Augustin Weisbach aus dem Jahr 1878, in der auf einer weltumspannenden Forschungsreise bei im Vorfeld definierten Menschengruppen bis zu 67 Körpermaße „mit einfachem oder Tasterzirkel" und „gehörig gespanntem Bandmaasse gemessen" wurden.[619] Wie Hanke darlegt, spielt auch in diesem Zusammenhang zunächst die Tabelle als mediale Form eine konstitutive Rolle in der physischen Anthropologie:

> Tabellen können als Sinnbild des metrisch-mechanischen Zugangs der Anthropologie gelten. Sie geben der unter positivistischen bzw. metrisch-objektiven Vorzeichen stehenden physischen Anthropologie ihre wichtigsten Arbeitsobjekte: Die anthropologischen Daten werden tabellarisch archiviert und für eine analytische, statistische Auswertung bzw. Bearbeitung verfügbar gemacht.[620]

Die bestehenden Stereotype konnten dabei zwar durch die Datenlage gestützt werden, doch in den Rassenlehren führte die Metrisierung auch zu einer Irritation der klaren Grenzen, wie u. a. Rudolf Martin in seinen methodologischen Einlassungen zur Anthropometrie konstatiert:

> *Die einer Varietät angehörenden Individuen müssen eine Summe von Merkmalen gemeinsam haben und sich durch eben diese bestimmte Merkmalskombination (Merkmalskomplex) von anderen Formgruppen unterscheiden lassen*. Immer aber werden hier gelegentlich mehr oder weniger deutliche Übergänge vorhanden sein, von denen wir nicht wissen, ob sie ursprünglich sind, oder ob sie auf nicht mehr nachweisbaren Kreuzungen beruhen.[621]

---

617 | Hanke (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung*, S. 31 (Herv. im Original).
618 | Weisbach, Augustin (1878): *Körpermessungen verschiedener Menschenrassen*. Berlin: Wiegandt, Hempel & Parey.
619 | Ebd., S. 3.
620 | Hanke (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung*, S. 172f.
621 | Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 8 (Herv. im Original; dort gesperrt).

Bestehende Stereotype werden demnach durch Typologien in Frage gestellt, die aus statistisch generierten Häufungen abgeleitet werden:

> In irgendeiner menschlichen Population, die wir untersuchen, interessieren uns vor allem also diejenigen Kombinationen von Merkmalen, die sich am häufigsten realisiert haben und die gerade infolge dieser Häufigkeit als „Typen" auffallen. Denn es kann nicht die Aufgabe sein, einen sog. mittleren Typus einer Bevölkerungsgruppe zu eruieren (wozu die Berechnung der Mittelwerte verführt), sondern die *Zusammensetzung derselben aus Typen zu erkennen*.[622]

Martin stellt hier die deduktive Herangehensweise, in der bestehende Kategorien gewissermaßen durch Messungen und Mittelwertberechnungen ausführlicher beschrieben werden, jener gegenüber, die durch die Feststellung von Häufungen neue Typen inner- bzw. unterhalb der bestehenden Kategorien ausfindig macht. Insofern dient Statistik der Konstitution und Visualisierung neuer Typologien mittels der Identifizierung signifikanter Häufungen. Hanke schreibt in diesem Sinne:

> Das statistische Prinzip besteht darin, Daten-Häufungen zu identifizieren und zu diesem Zweck Daten derart anzuordnen, dass Häufungen entstehen. [...] Die Statistik kann vor diesem Hintergrund als Instrument des Sehens begriffen werden: In Datenhäufungen sieht sie das ‚Normale'/‚Typische' – in übertragenem Sinne in der rechnerischen Statistik und im wörtlichen in den visuellen Statistik-Verfahren wie Häufungsschemata und Kurven. Der anthropologische Augenschein fällt also in diesem Zugang nicht auf die Körper, sondern auf Zahlen und auf die neuen Bildgebungen der Statistik.[623]

Während die Visualisierungen von Typen in den oben erwähnten Tabellen wie der ‚Völkertafel' eine sehr klare Abgrenzbarkeit evident machten, liefern statistische Auswertungsverfahren und deren Repräsentationen neben einer zahlenbasierten Evidenz potenziell immer auch eine Irritation klarer Grenzen bzw. der Selbstverständlichkeit von Grenzziehungen, wie auch Hanke betont:

> Die Bestimmung der jeweiligen Häufungs-Grenzen und der daraus abgeleiteten ‚Typen' ist arbiträr. An den Datenvisualisierungen wird sichtbar, dass im Rahmen statistischer Konzeptionen Kategoriegrenzen nicht qualitativ, sondern quantitativ bestimmt werden. Effekt ist dabei, dass keine absolute und klare, qualitative Grenzziehung zwischen den verschiedenen ‚Rasse-, oder ‚Geschlechtstypen' stattfindet. Die Identifikation von ‚Rassen' und ‚Geschlechtern' wird auf diese Weise potentiell unterlaufen.[624]

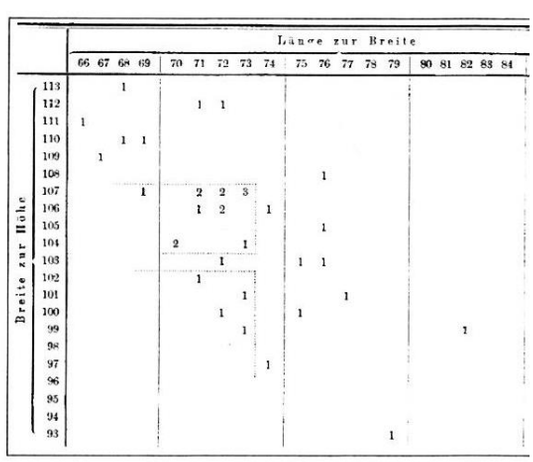


Abbildung 58: Häuffungsschema nach Volz (1895)

622 | Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 9 (Herv. im Original; dort gesperrt).
623 | Hanke (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung*, S. 177f.
624 | Ebd., S. 189.

Auch hier geht es also gewissermaßen um Cluster-Verfahren, die gehäuft auftretende Merkmalskombinationen zu Typen mit bestimmten Profilen verdichten – wenngleich die bestehenden Stereotype sich weiterhin z. B. in die jeweilige Auswahl ‚irgendeiner menschlichen Population' oder auch die gewählten (Mess)Kategorien einschreiben. Die Ambivalenz der gleichzeitigen Stützung und Infragestellung von Grenzziehungen sieht Hanke jedoch nicht nur in der Visualisierung in Häufungsschemata, sondern schon in der Tabellenform eingeschrieben:

> Die tabellenförmigen Datenrepräsentationen können also sowohl Effekte klarer Unterscheidungen hervorbringen, wie z. B. in der Trennung von Tabellen nach ‚Geschlecht'; in ihnen kann aber auch das Problem der Kategorienauflösung aufscheinen. Was in Form der Tabellen außerdem vor Augen tritt, und zwar sehr deutlich, sind die von der physischen Anthropologie vorgenommenen Rasterungen: Der Modus der Rasterung wird selbst visualisiert.[625]

Mit diesen ähnlichkeitsbasierten Verfahren und tabellarischen Darstellungen werden die Grenzen zwischen Klassen oder Typen als kontingente Konstrukte ausgewiesen, die faktisch graduelle Übergänge aufweisen. Es geht damit nicht allein darum, ob ein Merkmal vorhanden ist oder nicht, sondern zu welchem Grad es vorhanden ist – damit wird auch ersichtlich, dass insbesondere metrische Verfahren, die ja gerade Skalen und somit graduelle Ausprägungen konstituieren, fixe Klassifizierungssysteme notwendigerweise irritieren und zu weiteren Differenzierungen nötigen.

Im Bereich der empirischen Psychologie hat insbesondere William Stern in seiner Differenziellen Psychologie eine frühe Systematisierung der Begriffe Typus und Klasse vorgenommen. Stern zufolge ist „[e]in psychologischer Typus […] eine vorwaltende Disposition psychischer oder psychophysisch neutraler Art, die einer Gruppe von Menschen in vergleichbarer Weise zukommt, ohne daß diese Gruppe eindeutig und allseitig gegen andere Gruppen abgegrenzt wäre".[626] Den Typus unterscheidet Stern dabei explizit vom Konzept der Klasse. Während letzteres, im Sinne der damaligen biologischen Entwicklungstheorie der Arten, davon ausgehe, dass klare Grenzen zwischen den Gruppen existieren, seien „[z]wischen einem Typus und seinen Nachbartypen […] die Grenzen stets fließend".[627] Als Metapher wählt er für die Arten das Bild voneinander getrennter Inseln und für die Typen, jenes einer Hügellandschaft mit kontinuierlichen Übergängen – nicht zufällig kommt er später auf die „Gausssche Streuungskurve"[628] zu sprechen. Auf der einen Seite steht dahinter das Tableau distinkter Elemente, auf der anderen Seite die statistische Häufung. Stern merkt an, dass demgegenüber im Allgemeinen jedoch eine Tendenz bestehe, die Differenzierung „qualitativer Unterschiede […] zu Klassenbegriffen zu machen und die Angehörigen jeder Klasse durch bestimmte Merkmale eindeutig gegen alle anderen abzugrenzen".[629]

---

625 | Hanke (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung*, S. 176.
626 | Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 180 (Herv. im Original; dort gesperrt).
627 | Ebd., S. 173.
628 | Ebd., S. 243.
629 | Ebd., S. 174.

Diese Tendenz sieht er, ganz im Sinne des bisher Gesagten, in „fast jede[r] Charakterologie oder Temperamentenlehre“ bestätigt.[630] Seine Vermutung über den Grund dieser Tendenz ist aus medienwissenschaftlicher Sicht bemerkenswert: „Hierbei spielt wohl die Sprache eine entscheidende Rolle, da ja die Reihe der Qualitäts*bezeichnungen* immer ein Diskretum bildet, dem man nun auch die entsprechende unstetige Einteilung der bezeichneten *Objekte* an die Seite stellen möchte.“[631] Mit explizitem Bezug auf die allgemeine Logik (auf die sich auch die in Kapitel 1.2 herangezogenen Semantiktheorien berufen) führt er damit ein sprach- bzw. gar semantiktheoretisches Argument ins Feld. Wie schon Lavater hält er Sprache für defizitär, skizziert jedoch anders als Lavater nicht die utopische (und für Kommunikation letztlich infunktionale) Option für jedes Spezifikum einen eigenen Begriff zu generieren (und damit ‚Gott seyn‘) zu müssen als ‚Ausweg‘, sondern löst sich von der Distinktion der Sprache durch eine Prototypentheorie mit kontinuierlichen Übergängen. Eine solche Modellierung lässt sich u. a. durch die oben beschriebene quantitative und qualitative Skalierung von Merkmalen operationalisieren. Merkmale werden dadurch ebenso graduell konzeptualisiert, wie die Korrelationen zwischen ihnen. Sterns Typenverständnis lässt sich gerade vor diesem Hintergrund auch mit seinem bereits oben Differenzierungsschema (s. Abb. 49) in Verbindung bringen. Die Ansätze der Korrelations- und Komparationsforschung gehen von Variationen im Hinblick auf bestimmte Merkmale in den untersuchten Gruppen aus und fragen nach statistischen Zusammenhängen und Häufungen, die sich aus der empirischen Datenlage und deren Auswertung erst ergeben – ein Ansatz, den auch aktuelle Data-Mining-Verfahren verfolgen. Es lassen sich jedoch in Sterns Ansatz nicht nur Merkmale, sondern auch Typen miteinander korrelieren, da ihm zufolge „zwei psychologische Typen a und b, die zwei verschiedenen Merkmalsgebieten angehören […] [z. B. der sanguinische und der visuelle Typus] in denselben Individuen vorkommen können“.[632] Über die statistische Wahrscheinlichkeit der Korrelation verschiedener Typen lässt sich, in Sterns Nomenklatur, ein ‚komplexer Typus‘ konzeptualisieren, in dem die Zugehörigkeit zum einen Typus auch die Zugehörigkeit zum anderen erwarten lässt. Als ‚Typenkomplex‘ bezeichnet er dagegen die statistisch nicht wahrscheinliche Kombination von Typen innerhalb eines Individuums. Beide Konzepte lassen sich auf ihrer jeweiligen Ebene als Profile veranschlagen. Denn bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass der Typus auf diese Weise bei Stern wiederum zum Merkmal werden kann – eine gewissermaßen komplementäre Bestätigung der oben formulierten These, dass jedes Merkmal aus weiteren Merkmalen besteht – und sich Profile insofern auch aus Typen zusammensetzen lassen. Die Grenze zwischen Typen und Merkmalen verläuft aus dieser Perspektive immer relativ zum gewählten Skalierungsniveau.

Viele der späteren variablenorientierten Persönlichkeitstypologien bauen in diesem Sinne darauf auf, immer mehr bestehende Merkmale und Typologien durch empirische und statistische Verfahren in einer allgemeineren Typologie aufgehen zu lassen. Laut Asendorpf ist

---

630 | Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 175, vgl. auch ebd. S. 175f.
631 | Ebd., S. 174 (Herv. im Original; dort gesperrt).
632 | Ebd., S. 176.

> [d]er verbreitetste Klassifikationsansatz in der Persönlichkeitspsychologie […] der Versuch, aus variablenorientierter Sicht die Vielfalt alltagspsychologisch repräsentierter Eigenschaften auf möglichst wenige, statistisch möglichst unabhängige Dimensionen zu reduzieren. Erste Klassifikationen dieser Art wurden z. B. von Cattell (1950) und Eysenck und Eysenck (1969) entwickelt, die zu entsprechenden Persönlichkeitsinventaren führten (Sixteen Personality Factors Questionnaire, 16PF; Eysenck Personality Inventory; EPI). Jede Dimension wird durch eine Skala gemessen. Diese Skalen entsprechen also Variablen, in denen sich Personen unterscheiden.[633]

Derartige variablenorientierte Klassifikationsansätze generieren Klassen einerseits insofern sie, z. B. durch die im vorigen Unterkapitel thematisierte Faktorenanalyse, übergeordnete Merkmale herausarbeiten, die eine ‚Merkmalsklasse' repräsentieren und andererseits, insofern sie das Merkmalsreservoir bereitstellen, um Personen in bestimmte Klassen einzuordnen.

Geht man nun von der Klassifikation von Personen (und nicht von Merkmalen) aus, läuft die Reduktion der Vielfältigkeit auf die Generierung von Persönlichkeitstypen hinaus.

> Personen, die sich in ihren Eigenschaften ähnlich sind, gehören demselben Persönlichkeitstyp an. Das Klassifikationsproblem besteht aus personenorientierter Sicht also darin, die Vielfalt der Persönlichkeitsformen durch möglichst wenige Persönlichkeitstypen zu beschreiben. Wie alle Begriffe lassen sich auch Persönlichkeitstypen auf zwei unterschiedliche Weisen beschreiben: durch die Auflistung kritischer Merkmale und durch Prototypen.[634]

Die bei Hildebrandt aufgezeigte Unterscheidung zwischen distributiven und nicht-distributiven Gruppen-Profilen taucht hier also im Hinblick auf Persönlichkeitstypen wieder auf. Ein Persönlichkeitstyp, der einem distributiven Profil entspricht, entsteht z. B. dann, wenn

> zu jeder Eigenschaftsdimension, z. B. den Big Five […], zwei Typen durch sehr hohe bzw. sehr niedrige Werte definiert werden. Dieser Extremgruppenansatz ist weit verbreitet. Zum Beispiel können Extravertierte durch Extraversionswerte definiert werden, die höher sind als bei 66% der Population […] und Introvertierte durch Extraversionswerte, die niedriger sind als bei 67% […].[635]

Mit derselben Logik können auch Typen aus mehreren Extremwerten eines Klassifikationssystems zusammengesetzt werden, z. B. mit besonders hohen Werten des Merkmals ‚soziale Erwünschtheit' und niedrigen Werten des Merkmals ‚Ängstlichkeit'.[636]

Dem nicht-distributiven Gruppen-Profil bei Hildebrandt entspricht in der Persönlichkeitstypologie der Persönlichkeitsprototyp (s. Abb. 59):

> Ein Persönlichkeitsprototyp ist die Persönlichkeit einer fiktiven Person, die den Persönlichkeitstyp repräsentiert. Beispielsweise kann ein Prototyp durch ein Q-Sort-Profil […], ein Intelligenzprofil […] oder ein Profil aus Big-Five-Werten beschrieben werden […]. Personen werden demjenigen Prototyp zugeordnet, dem sie am ähnlichsten sind (Komparationsforschung nach Stern). So werden Klassen einander ähnlicher Personen gebildet – Persönlichkeitstypen.

---

633 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 149.
634 | Ebd., S. 159.
635 | Ebd.
636 | Vgl. ebd., S. 160.

Tab. 4.6. Drei Persönlichkeitsprototypen von Kindern

Prototyp 1: Resilient	Prototyp 2: Überkontrolliert	Prototyp 3: Unterkontrolliert
1. Aufmerksam	1. Kommt gut mit anderen aus	1. Vital, lebhaft
2. Tüchtig und geschickt	2. Rücksichtsvoll	2. Unruhig und zappelig
3. Hat Selbstvertrauen	3. Hilfsbereit	3. Hält sich an keine Grenzen
4. Immer voll bei der Sache	4. Gehorsam und gefügig	4. Äußert negative Gefühle
5. Neugierig	5. Verständig und vernünftig	5. Schiebt Schuld auf andere
50. Viele Stimmungsschwankungen	50. Hat Selbstvertrauen	50. Furchtsam und ängstlich
51. Unreifes Verhalten unter Stress	51. Hält sich an keine Grenzen	51. Gibt bei Konflikten nach
52. Verliert leicht die Kontrolle	52. Ist selbstsicher	52. Hohe Ansprüche an sich
53. Ist leicht eingeschnappt	53. Ärgert andere Kinder	53. Gehemmt
54. Fängt leicht an zu weinen	54. Aggressiv	54. Grübelt oft

Angegeben sind die Items mit den 5 höchsten und den fünf niedrigsten Faktorenwerten pro Faktor in einer Q-Faktorenanalyse der 54 Q-Sort-Items

Abbildung 59: Persönlichkeitspsychologische Prototypen

Eine zentrale Frage, die sich hierbei auftut, ist, wie die Prototypen generiert werden. Zur Rekapitulation: auch die Temperamente stellten im Kontext von Lavaters Physiognomik Prototypen dar. Während selbige jedoch aus tradierten naturphilosophischen Kategorien abgeleitet wurden, greift die empirische Persönlichkeitspsychologie auf metrische Verfahren zurück:

> Sollen also Typen aufgrund von Persönlichkeitsprofilen klassifiziert werden, muss diese Klassifikation auf einem Maß der Profilähnlichkeit beruhen, das sensitiv für Unterschiede in den Mittelwerten und Standardabweichungen der Profile ist. Ein solches Maß ist z. B. die euklidische Distanz. Das ist die Wurzel aus der Summe der Abweichungsquadrate in den einzelnen Eigenschaften. Je stärker sich 2 Personen in vielen Eigenschaften unterscheiden, desto größer ist die euklidische Distanz ihrer Profile. Ziel der Klassifikation ist es also, Personen so in Gruppen zusammenzufassen, dass die euklidischen Distanzen innerhalb der Gruppen möglichst klein, zwischen den Gruppen aber möglichst groß sind. Dies leistet die statistische Methode der Clusteranalyse […].[637]

Im Zentrum eines solchen Clusters steht das Profil eines idealisierten Prototyps, der sich aus der Clusteranalyse erst ergibt:

> In einer großen Stichprobe der interessierenden Population werden viele Persönlichkeitseigenschaften durch ein Persönlichkeitsinventar gemessen, z. B. die Big Five. Für jede Person wird das Profil ihrer Skalenwerte bestimmt, z. B. ihre Werte in den Big Five. Die Clusteranalyse gruppiert die Profile so in eine vorgegebene Zahl von Clustern (Gruppen von Profilen), dass die Unterschiede innerhalb der Cluster möglichst klein und die Unterschiede zwischen den Clustern möglichst groß sind. Die Unterschiedlichkeit der Profile wird meist durch die euklidische Distanz oder deren Quadrat bestimmt. Jedes Cluster beschreibt einen Persönlichkeitstyp. Er ist charakterisiert durch das mittlere Profil des Clusters (das Clusterzentroid) und die Zahl der Profile (die Größe des Clusters). Da jedem Profil eine Person entspricht, werden so auch Personen in Cluster eingeteilt.[638]

637 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 162.
638 | Ebd., S. 163.

Profile, das wird anhand dieser Erläuterung deutlich, können also gleichzeitig Ausgangsmaterial als auch Ergebnis von Clusteranalysen sein. Vor dem Hintergrund der skizzierten Verfahren sollen nun drei Bereiche in den Blick genommen werden, an denen sich Fragen nach Machtkonstellationen entfalten lassen, wie sie im Hinblick auf die Pathologie bzw. den Ein- und Ausschluss von Menschen anhand bestimmter Kriterien schon angeklungen sind. Zunächst wird es dabei um staatliche Sicherheits- und Versicherungssysteme gehen, anschließend um Eignungstests in Bildung und Beruf, letztlich um Kundenmanagement und Werbung.

Verwaltung und staatliche Sicherheitssysteme

Daniela Döring merkt an, dass die Statistik in Europa seit dem 17./18. Jahrhundert an „der Schnittstelle von Wissenschaft und staatlicher Autorität" verortet ist und „oszilliert […] zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und der Regulierung von auf Nutzen und Effizienz ausgerichteten staatlichen Gesellschaften"[639]. Wie im Kapitel zur Registratur bereits aus anderer Perspektive skizziert wurde, liefert das „statistische Datenmaterial […] einen Organisationsrahmen, in dem administrative, ökonomische und militärische Tätigkeiten verortet und kontrolliert werden; Zahlen über Militär, Landwirtschaft und Polizei sowie Sterblichkeits-, Geburts- und Heiratsraten werden zum politischen und repräsentativen Machtinstrument"[640]. Damit betreten wir, wie schon hinsichtlich der Registraturen, das Feld der Demografie. Die erhobenen Daten ermöglichten neben der Einordnung der Bürger in bereits etablierte Kategorien wie ‚männlich' und ‚weiblich' oder ‚blind', ‚deaf' und ‚feeble-minded', wie sie z. B. im US-Zensus abgefragt wurden, die Ableitung neuer Kategorien und Klassifizierungen, sowie Korrelationen zwischen verschiedenen Klassen und Merkmalen durch statistische Auswertungsverfahren. Wie Döring pointiert feststellt, sind dabei Individuen und die Bevölkerung auf je eigene, aber dabei aufeinander bezogene Weise in die Demografie involviert:

> Die statistische Methode stellt ein probates Mittel zur (Ver-)Sicherung des gesellschaftlichen Prozesses der Rationalisierung dar, der sowohl den individuellen Körper ergreift und sich in die Tiefenschichten des Selbst einzugraben vermag, als auch ‚die Bevölkerung' als Subjekt entstehen lässt. Dabei werden durch die Homogenisierung der Zahl die Ordnung der Stände zum Verschwinden gebracht und neue Strukturierungskategorien nötig.[641]

Die von Döring erwähnten neuen Strukturierungskategorien sind gewissermaßen kollektive Profile, die sich aus der statistischen Auswertung personenbezogener Daten generieren lassen. Auch wenn sowohl die personenbezogenen Daten als auch die generierten Kategorien auf individueller Ebene als wichtige Möglichkeitsbedingungen spezifischer Selbstkonzepte veranschlagt werden können, so ist doch, wie Foucault es beschreibt, die ‚Zieldimension' der staatlichen Verwaltung in der Bevölkerung als Kollektivsingular zu sehen:

---

639 | Döring, Daniela (2011): *Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion*. Berlin: Kadmos, S. 112.
640 | Ebd.
641 | Ebd., S. 114.

> Die Multiplizität der Individuen ist nicht mehr relevant, die Bevölkerung schon. […] Das abschließende Zielobjekt ist die Bevölkerung. Die Bevölkerung ist als Zielobjekt relevant, und die Individuen, die Serien von Individuen, die Gruppen von Individuen, die Multiplizität von Individuen, sie ist als Zielobjekt nicht relevant. Sie ist lediglich als Instrument relevant, als Relais oder Bedingung, um etwas auf der Ebene der Bevölkerung durchzusetzen.[642]

Was hierbei durchzusetzen ist, ist im Anschluss an Foucault auf einer allgemeinen Ebene in erster Linie die Herstellung des Staates als statistisch beglaubigtes Subjekt. Auf einer spezifischeren Ebene geht es um die Herstellung von Sicherheit und die Regierung der Individuen. Der Zusammenhang von Demografie und Machtkonstellationen scheint an diesem Beispiel evident zu werden. Doch welche Medientechnologien stellen die Evidenz der Demografie bzw. des Konzepts ‚Bevölkerung' als solcher erst her? Denn wie Thomas Etzemüller treffend beschreibt, ist „[d]ie Bevölkerung […] unsichtbar, niemand kann sie sehen; das ist bis heute die Tragik der Demographen. [...] Also mußten die Bevölkerung und ihre Entwicklung sichtbar gemacht werden. Die Zahlen selbst gaben nichts preis, erst Beschreibungen, Graphiken und Metaphern taten das"[643]. Das Konzept der Bevölkerung liegt also, wie auch das Konzept des Profils, nicht in den Daten selbst, sondern in der Auswertung der Daten. Kommen wir auf das oben behandelte Beispiel des US-Zensus zurück, entsteht die Bevölkerung also nicht durch die Erhebung und Registratur, sondern durch die Auswertung der Umfrageergebnisse. Vor diesem Hintergrund wird die Attraktivität der Hollerith-Maschinen unmittelbar deutlich: Um eine Bevölkerungspolitik konstituieren zu können, braucht es die überaus aufwendige statistische Auswertung – und das möglichst schnell, um entsprechende politische Maßnahmen ergreifen zu können. Die Automatisierung der statistischen Ableitung von Profilen von Bevölkerungsgruppen durch die Korrelation bestimmter Merkmale kann folglich als Antwort auf eine politische Notlage verstanden werden. In der Deutung James Benigers lässt sie sich als ‚Control Crisis' verstehen: „In 1889, facing the prospect of a census that might be superseded by the next one before it could be completely tabulated, the Secretary of the Interior organized a comitee of foremost staticians to investigate faster means of processing data."[644] Die Wahl fiel, wie oben bereits erwähnt, auf die Tabelliermaschinen Holleriths. Wie Greg Elmer zusammenfasst, bot sie diverse Vorteile für eine funktionale Bevölkerungspolitik:

> Hollerith's machine was efficient: it tabulated the results of the 1890 census approximately eight to ten times faster and twice as accurately as human beings had counted the results of the 1880 census. The punch-card tabulating machine also saved the government approximately $5 million. As previously noted, though, the most important technological aspect of the tabulating machine was its ability to effectively cross-tabulate items, making demographic profiles of particular groups based on relationships such as dwelling and income.[645]

---

642 | Foucault (2004[1978]): *Geschichte der Gouvernementalität I*, S. 70.
643 | Etzemüller, Thomas (2007): *Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert*. Bielefeld: Transcript, S. 14.
644 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 411.
645 | Elmer (2004): *Profiling Machines*, 48f.

Die Kernfunktion der Tabelliermaschinen liegt also in einer Auswertung durch Relationierung oder anders formuliert: in der Analyse von Korrelationen zwischen Merkmalen. Eine besondere Relevanz entwickelt ein solches Verfahren in Kontexten von Risikoabschätzungen. Insofern ist es kaum überraschend, dass neben staatlichen Verwaltungsstellen, insbesondere Gesundheits- und Versicherungsunternehmen jene Technologien einführten:

> Although Hollerith would later assert that he had no interest in selling to business until he lost the U.S. census as a customer in 1905, he had attracted a commercial firm – Prudential Life Insurance – even before the first large-scale test of his equipment in 1889. […] Life insurance companies ranked among the first companies to see profit in data processing: New York Life, which by the turn of the century had contracted to have its data punched onto Hollerith cards, adopted about 1903 the nation's first numerical insurance rating system, with values assigned to various factors affecting the insurability of applicants.[646]

Gerade an diesem Beispiel wird erneut die Verschränkung von individuellen und kollektiven Profilen offensichtlich: Die statistische Generierung von Gruppen mit spezifischen Profilen und entsprechenden Risikofaktoren ermöglicht die Einordnung und entsprechende Versicherung oder eben auch Nicht-Versicherung von Individuen mit Profilen, die dem Gruppen-Profil entsprechen bzw. hinreichend ähnlich sind. Dabei verschränken sich statistische Auswertung und Regierung der Einzelnen, insbesondere im Fall von Krankenversicherungen, auch unter (produktions-)ökonomischen Vorzeichen. Volker Hess hat derartige Zusammenhänge in seiner Geschichte des Fiebermessens ausführlich rekonstruiert.[647] Wie Hannelore Bublitz konstatiert,

> entsteht eine Ökonomie, die die buchhalterische, umfassende und permanente Kontrolle des Details mit einer an der Gewinn- und Verlustrechnung geschulten Wachsamkeit kombiniert und die Stabilität der Gesellschaft und ihren Reichtum durch einen Prozess der fortlaufenden Selbstüberprüfung und -regulierung der Bevölkerung garantiert. Politische Ökonomie erwächst also aus einem umfassenden Ordnungswissen, in dessen Zentrum das – nicht nur – ökonomische Potential der Bevölkerung steht.[648]

Was die Versicherungskassen für spezifische Versichertengruppen implementierten, übertrug die bereits erwähnte Eugenik-Bewegung auf die Gesellschaft insgesamt. Die Eugenik trat an, die gesellschaftliche Entwicklung auf Grundlage statistischer Auswertungen zu formen, indem Menschen mit erwünschten Eigenschaften prämiert und jene mit unerwünschten Eigenschaften an der Fortpflanzung gehindert wurden. Etzemüller schreibt zu diesem Zusammenhang pointiert: „Und so könnte man den Bevölkerungsdiskurs nicht behandeln, wenn man von der Eugenik schwiege, denn es zählte für die Demographen des 20. Jahrhunderts nicht allein die Menge der Menschen, sondern zugleich ihr Zustand.“[649] Am Beispiel der Eugenik zeigt sich besonders plakativ der Zusammenhang zwischen Menschenverdatung, Datenauswertung und

---

646 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 417 und 422.
647 | Hess (1999): Die moralische Ökonomie der Normalisierung, S. 236f.
648 | Bublitz, Hannelore (2010): *Im Beichtstuhl der Medien. Die Produktion des Selbst im öffentlichen Bekenntnis*. Bielefeld: Transcript, S. 41.
649 | Etzemüller (2007): *Ein ewigwährender Untergang*, S. 29.

politisch-ökonomischer Rationalität bzw. Macht. Insbesondere die Rolle des Merkmals- bzw. *Trait*-Konzepts macht die Eugenik für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs interessant. Uwe Wippich weist in diesem Zusammenhang auf die Prozessierung der Daten im ERO hin und verbindet diese mit spezifischen Regierungstechnologien:

> [D]ie Berechnungen des ERO schaffen Grundlagen und Rahmenbedingungen politischen Handelns. Das ERO prozessiert dazu nicht nur Orte und Zeiten, es prozessiert stabile, invariante Elemente von *Traits* und macht diese so zu einem Agens der Bevölkerungsoptimierung. Der Schlüssel zur Zukunft liegt in der Perspektive des ERO in der Erforschung der *Traits* – und damit in den Daten. Doch damit verschiebt sich die Perspektive auf das Leben selbst. Das Leben wird zum Datenereignis. Nicht die Lebendigkeit des Lebens ist normativ, sondern die Daten sind es. Sie generieren Normen und Normierungen der Regulierung zu einer „Regierung der Risiken", einer Regierung genetischer Risiken, „die ein spezifisches Verhältnis von Machttechniken und Wissensformen, von Fremd- und Selbstführung impliziert". Damit wird das Datenbüro zum Laboratorium einer Experimentalisierung des Lebens.[650]

Risiken waren um 1900 jedoch nicht nur Gegenstand des Versicherungswesens und der Eugenik, sondern auch polizeilicher Sicherheitsorgane. Kriminologie und Kriminalistik versuchten mittels statistischer Auswertungen, Risikogruppen ausfindig zu machen, die anfällig dafür waren, bestimmte Straftaten zu begehen oder gar als Wiederholungstäter in Erscheinung zu treten. Als Datengrundlage dienten nicht selten anthropometrische Messungen, wie sie auch bei erkennungsdienstlichen Maßnahmen, wie der Bertillonage anfielen. Kriminalistik und Kriminologie beruhen dabei auf einer gemeinsamen epistemologischen Basis. Wie Travis Hall anmerkt, lässt sich eine auffällige Gleichzeitigkeit feststellen: „The criminological theories of Lombroso and Lacassagne were being formulated at the same time that the identification of individual criminals via the categorization and archival of their physical characteristics, anthropometry or ‚Bertillonage' […], was in widespread use."[651] Regener spricht im Hinblick auf Verbrecherfotografien eine ähnliche Parallelentwicklung an, weist aber auf den wichtigen Perspektivwechsel hin, den es von der einen zur anderen Disziplin zu berücksichtigen gilt:

> Die in den Polizeiarchiven verwahrten Verbrecherfotografien gelangten in die entstehenden kriminalanthropologischen Felder, in denen der Verbrecher, seine Erscheinung, sein Körper, seine Seele, ausgedeutet wurde. Parallel mit den neuen Technologien im polizeilichen Erkennungsdienst konstituierte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts überhaupt erst die Kriminologie als eigenständige Wissenschaftsdisziplin. Schon bekannte Fotografien aus Polizei- und Gefängnisarchiven wandern in neue Archive; darüber hinaus werden neue Abbildungen für wissenschaftliche Studien angefertigt und Publikationen verstärkt mit Illustrationen bestückt. Allgemein ist ein Zirkulieren um die Ware Zwangsfotografie zu beobachten. Die Bildobjekte werden jetzt Gegenstände einer ganz anderen Verwendungsweise als die der Bertillonschen. Nun geht es nicht um *Identifikation*, sondern um *Typifizierung*.[652]

---

650 | Wippich (2012): Eugenische Daten, S. 101 (Herv. im Original; Wippich zitiert Thomas Lemke).
651 | Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 81.
652 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 166 (Herv, im Original).

In der Nutzung kriminalistischer Daten zeigt sich Regener zufolge

> ein generelles Anliegen, das bis in die Gegenwart ein bestimmtes wissenschaftliches Modell von Kriminologie kennzeichnet: Rohdaten aus Bereichen der Polizei und Justiz werden überführt und für den Gegenstand der Kriminologie dahingehend operationalisiert, daß diagnostische Aussagen produziert werden für die Gegenüberstellung von kriminellen und gesetzestreuen Bürgern oder von normal und anormal.[653]

Prominentester Vertreter der damaligen statistischen Kriminologie ist Ceasare Lombroso. Tabellen wie jene in Abbildung 60 sind exemplarisch für seinen Ansatz. Lombroso korreliert hier das Schädelvolumen mit der Zuordnung zu im Vorhinein bestimmten Kategorien wie ‚Mörder', ‚Gesunde' oder ‚Irre'. Im Hinblick auf die Frage z. B. nach dem Risiko einer Straffälligkeit wird hier das Merkmal ‚Schädelvolumen' zu einem Indiz für die Tendenz zu stehlen, wenn es unter 1200ccm liegt. Gleichzeitig lassen sich durch statistische Häufungen auch Mittelwerte oder idealtypische Ausprägungen für ‚den Mörder', ‚den Gesunden' oder ‚den Irren' usw. ableiten. In der Kriminalistik und der Kriminologie ging und geht es also in erster Linie darum, Klassifikationen und Typologien von Straffälligen zu erstellen und darauf aufbauend verallgemeinerte Aussagen über das Risiko von Straffälligkeit für einzelne Menschen zu treffen, die sich in die jeweiligen Kategorien einordnen lassen. Es geht im Sinne eines ‚predictive profiling' mithin darum, abzuschätzen, ob es ihnen in Zukunft gelingt, das Anforderungsprofil eines erwünschten Bürgers innerhalb der Gesellschaft zu erfüllen – man könnte in diesem Sinne von einem der allgemeinsten aller Eignungstests sprechen.

Tabelle 1.

Schädelkapacität ccm	Mörder (53) %	Diebe (36) %	Gesunde %	Irre (475) %	Epileptische %
1101—1150	—	2,9	—	—	0,5
1151—1200	—	11,7	0,9	1	—
1201—1250	—	—	1,7	3	—
1251—1300	11,3	2,9	4,3	3	2,0
1301—1350	9,4	11,7	6,9	10	1,0
1351—1400	16,9	11,7	12,9	8	7,2
1401—1450	11,3	11,7	12,9	22	8,8
1451—1500	15,0	17,6	15,5	12	14,4
1501—1550	5,4	17,6	14,6	12	20,1
1551—1600	11,3	8,6	11,2	11	16,1
1601—1650	13,2	—	9,5	10	11,3
1651—1700	5,4	2,9	5,2	2	11,9
1701—1750	—	—	3,4	4	3,62
1751—1800	—	—	0,9	1	1,52
1800—2000	—	—	—	1	2,59

Abbildung 60: Statistische Korrelierung von Schädelvolumen und Devianzen/Pathologien (1887)

Intelligenz- und Eignungstests in Bildung und Beruf

Das Konzept der Eignung wurde schon mehrfach angesprochen: die Eignung einer Therapie für eine Krankheit, eines Menschen für die Gesellschaft oder für die erwünschte Fortpflanzung. In Eignungstests tritt besonders plakativ zutage, dass sich die Einordnung in ‚geeignet' und ‚ungeeignet' als Abgleich zwischen einem Anforderungs- und einem Leistungsprofil modellieren lässt. Die obige Aufzählung deutet dabei bereits an, dass die Logik dieses Abgleichs sowohl in der Pathologie, als auch in der Eugenik oder im Bereich der Arbeit angewendet werden kann. Vor diesem Hintergrund ist es kaum verwunderlich, dass ausgerechnet Francis Galton in seinem Artikel *Why do we measure mankind?* aus der Anthropometrie und Eugenik

653 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 183.

kommend eine Brücke zur Ökonomie schlägt: „Employers of labor might often find it helpful to require a list of laboratory measurements when selecting between many candidates who otherweise seem to be equal in merit. […] I have great hope of seeing a system of moderate marks for physical efficiency introduced into competitive examinations of candidates fort he Army, Navy, and Indian Civil Services.“[654] Neben anthropometrischen Messungen können als einschlägige Verfahren zur Feststellung von Eignung dabei vor allem die oben bereits beschriebenen Intelligenztests gelten. Nikolas Rose schreibt dazu:

> The test of intelligence was certainly linked, in the first instance, to the repressive programs of eugenics, but it was also part of a new kind of attention to the population, which sought to govern individual differences in order to maximize both individual and social efficiency. The individualizing techniques embodied in the psychologies of development and personality are not linked to a repressive project. On the contrary; they enable one to construe a form of family life, education, or production that simultaneously maximizes the capacities of individuals, their personal contentment, *and* the efficiency of the institution.[655]

Der Test zur Feststellung von Eignung dient also nicht nur der Aussonderung, sondern auch der Effizienzsteigerung und der persönlichen Zufriedenheit. Das Konzept der Eignung ist darauf ausgelegt, Menschen jenen Aufgaben zuzuordnen, die zu ihnen ‚passen' bzw. ‚für die sie gemacht sind'. Wie Rose herausarbeitet, verschränken sich in Diskursen der Eignung dabei auf Effizienz ausgerichtete Rationalisierung und auf Fürsorge ausgerichtete Humanisierung:

> If psychological calculation and its associated expertise have infused all those bureaucratic practices for the distribution of persons to diverse ‚treatments' (different schools, different classes, different punishments, different battalions) or to diverse roles within disciplinary organizations (tasks in the factory, ranks in the army, streams in the school), it is because of its simultaneous claim to efficacy and to humanity to answer to the demands only of natural differences and human truths.[656]

Jeder und jede soll die Behandlung erfahren oder die Aufgabe bearbeiten, die für sie und ihn geeignet ist, um erstens Ressourcen zu sparen und zweitens ‚dem Menschen' in seiner spezifischen Individualität gerecht zu werden. Diese Logik tritt zu Beginn insbesondere im Bildungssektor auf den Plan: Im Rahmen der allgemeinen Schulpflicht wird die Heterogenität der Bevölkerung zur Herausforderung für das (Aus-)Bildungssystem, das sich in der Folge – z. B. durch Eliten- auf der einen und Sonderschulen auf der anderen Seite – differenzieren und ihr Klientel entsprechend zuordnen muss. Bildung ist dabei jedoch immer aufs Engste mit Ausbildung bzw. der möglichst effizienten Produktion produktiver Individuen verknüpft. Wie Alexa Geisthövel feststellt, leitete ganz in diesem Sinne schon William Stern die Sinnfälligkeit seiner Tests aus einer Kombination aus bildungsbezogenen und (volks-)wirtschaftlichen Umständen ab.

---

654 | Galton (1890): Why do we measure mankind?, S. 238f.
655 | Rose, Nikolas S. (1998[1996]): *Inventing Our Selves. Psychology, Power and Personhood*. Cambridge, England/New York: Cambridge University Press, S. 114 (Herv. im Original).
656 | Ebd., S. 90.

> Die gesellschaftliche Diversität der Talente, der Intelligenzgrade und der Persönlichkeiten insgesamt stellte Stern als effizient zu verwaltende Ressource dar und forderte schon 1916, Schule müsse Teil der „vaterländische[n] Menschenökonomie“ sein. Sterns Intelligenzforschung stand im Zeichen einer optimistischen gesellschaftspolitischen Vision: In der funktional differenzierten, mit Sachkompetenz regierten Gesellschaft galt es zum einen, die unterschiedliche [sic!] Talente je nach Begabungsstufe an die Stelle zu bringen, an der sie produktiv für die Gesellschaft sein würden, zum anderen die Funktionseliten unter den Hoch- und Höchstintelligenten zu rekrutieren. [...] Die rationale Bewirtschaftung der Ressource Mensch stand für ihn nicht im Widerspruch zum Selbstentfaltungsrecht der Individuen. Vielmehr biete die Lenkung durch Schule und Berufsberatung den Individuen optimale Möglichkeiten der Selbstentwicklung und -verwertung.[657]

Die Klassifizierung in Sterns Konzept basiert dabei auf dem Konstrukt des Intelligenzalters, das bereits bei Binet Anwendung fand. Hierbei werden Aufgaben gruppiert, die im statistischen Durchschnitt von Kindern eines bestimmten Alters erfolgreich bearbeitet werden. Die Eingruppierung in ein Intelligenzalter beschreibt Joachim Funke in seiner historischen Aufarbeitung wie folgt:

> Diejenige Jahresreihe, bei der letztmals alle 5 Aufgaben korrekt bearbeitet wurden, gibt das volle Jahr. Dazu kommen (mit je einem Fünftel gezählt) die Richtig-Lösungen der späteren Jahresreihen. Hat also jemand alle Aufgaben für Sechsjährige gelöst (=6 Punkte) und darüber hinaus noch vier weitere Aufgaben höherer Altersstufen vollständig gelöst (4x 1/5 = 0,8 Punkte) und 4 weitere teilweise (4x 1/10 = 0,4 Punkte), liegt das IA bei 6 + 1,2 = 7,2 Jahren.[658]

Um für alle Altersstufen eine ähnliche Standardabweichung zu gewährleisten „schlug Stern vor, als Maß der Intelligenz den Intelligenzquotienten Intelligenzalter IA durch Lebensalter LA zu betrachten. (i) Sterns Definition des Intelligenzquotienten: IQ = 100 * IA/LA“.[659] Funke rechnet dementsprechend vor: „Beträgt das LA dieses Kindes 6,1 Jahre, liegt der IQ bei 7,2/6,1 = 1,18 und weist damit auf überdurchschnittliche Fähigkeiten hin.“[660] Im Vergleich zur Klassifizierung von Schülerinnen und Schülern nach ihrem Lebensalter, wurde so eine bedarfsgerechtere Zuordnung des Individuums zur geeigneten Stufe im Bildungssystem ermöglicht. Im Anschluss an Binet und Stern verhalf insbesondere Lewis Terman den Test- und Auswertungsverfahren im Bildungssektor zu einer weiteren Verbreitung. Wie Geisthövel feststellt, empfahl auch er „Intelligenztests als umfassende Sozialtechnologie, die Kinder frühzeitig in verschiedene Bildungswege lenkte, um ungleiche Begabungen für die Allgemeinheit optimal produktiv zu machen“.[661] Dabei betont er ebenfalls verschiedentlich das Zusammenspiel aus ökonomischem Nutzen für die Gesellschaft und persönlichem Nutzen für das Individuum im Angesicht der Heterogenität des Bildungs-Klientels.

---

657 | Geisthövel (2013): *Intelligenz und Rasse*, S. 134.
658 | Funke (2006): Alfred Binet, S. 34.
659 | Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 195f.
660 | Funke (2006): Alfred Binet, S. 34.
661 | Geisthövel (2013): *Intelligenz und Rasse*, S. 30.

> We are beginning to realize that the school must take into account, more seriously that it has done, the existence and significance of these differences [Anm. AW: im Hinblick auf Intelligenz] in endowment. Instead of wasting energy in the vain attempt to hold mentaly slow and defective children up to a level of progress which is normal to the average child, it will be wiser to take account of the inequalities of children in original endowment and to differentiate the course of study in such a way that each child will be allowed to progress at the rate which is normal to him, whether the rate be rapid or slow.[662]

In der industriellen Fabrikarbeit sind die Herausforderungen jenen der allgemeinen Schulpflicht ähnlich, insofern eine heterogene Vielzahl ungelernter ArbeiterInnen benötigt wird, dabei aber immer gewährleistet werden muss, dass jede/r einzelne für die Arbeit, die er/sie ausführen soll, geeignet ist. Terman argumentiert dementsprechend: „Industrial concerns doubtless suffer enormous losses from the employment of persons whose mental ability is not equal to the tasks they are expected to perform.“[663] Die Methode zur Feststellung der jeweiligen Eignung sieht Terman – selbstverständlich – in den von ihm konzipierten Testverfahren.

> All classes of intellects, the wakest as well as the strongest, will profit by the application of their talents to tasks which are consonant with their ability. When we have learned the lessons which intelligence tests have to teach, we shall no longer blame mentally defective workmen for their industrial inefficiency, punish weak-minded children because of their inability to learn, or imprison and hang mentally defective criminals because they lacked the intelligence to appreciate the ordinary codes of social conduct.[664]

Auch hier verschränken sich Regierungstechniken und ökonomische Rationalisierung mit Fürsorgemaßnahmen. Dabei klingt erneut das Projekt der Eugenik an. In einschlägiger Sprache formuliert Terman: „This will ultimately result in curtailing the reproduction of feeblemindness and in the elimination of an enormous amount of crime, pauperism, and industrial ineficiency“; auf den Bereich der Kriminalität geht er besonders ein und stellt die Vorteile seiner Testverfahren gegenüber den Ansätzen Lombrosos heraus: „The criminologists have been accustomed to give more attention to the physical than to the mental correlates of crime. […] Althuogh such studies performed an important service in creating a scientific interest in crimonology, the theories of Lombroso have been wholly discredited by the results of intelligence tests.“[665] Den Nutzen seiner Tests unterstreicht er mit volkswirtschaftlichen Zahlen:

> Considering the tremendous cost of vice and crime, which in all probability amounts to no less than $500,000,000 per year in the United Staes alone, it is evident that psychological testing has found here one of its richest applications. Before offenders can be subjected to rational treatment an mental diagnosis is necessary, and while intelligence tests do not constitute a complete psychological diagnosis, they are, nevertheless, its most indispensible part.[666]

---

662 | Terman (1925[1919]): *The Measurement of Intelligence*, S. 4.
663 | Ebd., S. 17.
664 | Ebd., S. 21.
665 | Ebd., S. 7.
666 | Ebd., S. 12.

Doch auch an dieser Stelle muss nochmals darauf hingewiesen werden, dass der erste massenhafte Einsatz von Eignungstests weder im Bildungsbereich, noch in der Kriminalistik stattfand, sondern in den Army Mental Tests des US-amerikanischen Militärs (s. o.).[667] Kronfeld erläutert die Hintergründe der Eignungstests folgendermaßen:

> [D]er Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg hatte es erforderlich gemacht, die gesamten eingezogenen Männer auf ihre psychologische *Eignung zum Kriegsdienst* durchzuprüfen. Die Vereinigten Staaten hatten nicht die Kader, um Offiziere und Unteroffiziere für das von ihnen eingezogene gewaltige Heer bereitstellen zu können; und so mußte schon bei der Einziehung eine Auslese stattfinden, um die zur Führung kleinerer und größerer Verbände geeigneteren Persönlichkeiten mit größtmöglicher Zuverlässigkeit zu erfassen. Diese Prüfung von annähernd einer Million Männern wurde durch *Testaufgaben* vollzogen, aus deren Gesamtergebnis sich ein *psychologisches Profil* im Hinblick auf den Zweck, der erreicht werden sollte, errechnen ließ.[668]

Auch Yerkes benennt, wie oben bereits angesprochen wurde, explizit die Segregation der potenziellen Soldaten als Ziel der Tests: „The purposes of psychological testing are (a) to aid in segregating the mentally incompetent, (b) to classify men according to their capacity, (c) to assist in selecting competent men for responsible positions.“[669] Kronfeld diskutiert die Army Mental Tests dementsprechend im weiteren Umfeld der amerikanischen Arbeitswissenschaft sowie der Psychotechnik. Sie ebneten insbesondere in den USA die Akzeptanz und Implementierung von Eignungstestverfahren in der Wirtschaft.

---

667 | Geisthövel schreibt dazu: „Die ersten massenhaften Tests wurden jedoch an Erwachsenen vorgenommen. Der Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg am 6. April 1917 bot den aufstrebenden Testpsychologen die historische Gelegenheit, auf große Gruppen von Testpersonen zuzugreifen und die gesellschaftliche Relevanz ihrer Disziplin herauszustellen. Die Militärbehörden betrauten Robert M. Yerkes, Primatenforscher in Harvard und Vorsitzender des psychologischen Komitees beim 1916 gegründeten National Research Council, mit der Aufgabe, Intelligenztests durchzuführen, um Führungspersonal zu selektieren und geistig Untaugliche ausmustern zu können. Zu diesem Zweck kooperierte Yerkes mit seinem bisherigen Konkurrenten Terman und weiteren Experten wie Henry Goddard, Edward Thorndike und Guy Whipple, der 1914 William Sterns Darstellung des Intelligenzquotienten auf Englisch publiziert hatte.“ Geisthövel (2013): *Intelligenz und Rasse*, S. 30).

668 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 23 (Herv. im Original).

669 | Yerkes/Yoakum (1920): *Army Mental Tests*, S. xi. Tatsächlich erreichte man mit den Test laut Yerkes jedoch sogar weit mehr: „In interesting contrast with these original purposes of mental examining stand the results actually achieved. 1. The assignment of an intelligence rating to every soldier on the basis of systematic examination. 2. The designation and selection of men whose superior intelligence indicates the desirability of advancement or special assignment. 3. The promt selection and recommendation for development battalions of men who are so inferior intellectually as to be unsuited for regular military training. 4. The provision of measurements of mental ability which enable assigning officers to build organizations of uniform mental strength or in accordance with definite specifications concerning intelligence requirements. 5. The selection of men for various types of military duty or for special assignment, as for example, to military training schools, colleges, or techhnical schools. 6. The provision of data for the information of special training groups within the regiment or battery in order that each man may recieve instruction suited to his ability to learn. 7. The early discovery and recommendation for eliminationm of men whose intelligence is so inferior that they cannot be used for advantage in any line of military service.“ (ebd., S. xiif.).

> [D]er Eindruck dieser Massenprüfung in Amerika selber war so nachhaltig, daß die experimentelle und testmäßige Typologie dort selbst eine fast ubiquitare Anwendung behalten hat, die das gesamte praktische Leben durchzieht. Diese Anwendung ist mit der Betriebspflege eng verbunden worden; sie hat sich mit zunehmender Rationalisierung und Differenzierung der Arbeit auf allen Gebieten spezialisiert (Taylorismus, Fordismus).[670]

Unter diesen Vorzeichen lässt sich auch die etwa zeitglich aufkommende Psychotechnik in den Blick nehmen. Wie den Mental Tests geht es ihr nicht um die Person als solche, sondern um die Prognose ihres Verhaltens bzw. ihrer Fähigkeiten im Angesicht spezifischer Aufgaben. Münsterberg schreibt: „Für die Psychotechnik ist es ausschließlich das Interesse an der Voraussage, das sie überhaupt zur Psychologie der Individualität führt. Wir untersuchen die geistige Struktur einer bestimmten Persönlichkeit, um im voraus bestimmen zu können, was wir von diesem Individuum unter bestimmten Bedingungen erwarten können.“[671] Psychotechnik ist darauf ausgelegt, in allen Bereichen des Lebens derartige Voraussagen mittels psycho(physio)logischer Tests zu treffen. Wie Geisthövel anmerkt, sind damit spezifische Verfahren über Konzepte wie Eignung und Begabung „von der Psychopathologie […] über die pädagogische Lerntheorie in die Beschäftigung mit der ‚normalen‘ Psyche gewandert“.[672]

Besonders prominent war die Psychotechnik im Bereich der Berufsberatung vertreten. Der Psychotechniker Fritz Giese schreibt dazu: „Aufgabe der Berufsberatung ist es, alle Fragen, die mit obigen Gedanken, ‚den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen‘, zusammenhängen, in weitem Ausmaße zu bearbeiten.“[673] Als Notwendigkeit eines solchen ‚matchings‘ führt Giese an, dass die „Freizügigkeit in der persönlichen Berufswahl“ angesichts des Arbeitsmarktes in den 1920er Jahren „nicht mehr möglich und nützlich“ sei.[674] Starke Konjunkturschwankungen, die in unterschiedlichen Branchen unterschiedliche Auswirkungen auf die Zahl der Arbeitsplätze hätten, führten dazu, „daß die erwünschte Verteilung der Arbeitenden auf die gebotenen Stellen praktisch nicht erzielt“ würde.[675] Zudem sei „in unserem Wirtschaftsleben

---

670 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 23f.

671 | Münsterberg (1920): *Grundzüge der Psychotechnik*, S. 76. Damit unterscheidet sich der Ansatz der Psychotechnik fundamental von jenem, der ganzheitlichen Ansätze wie der Charakterkunde Ludwig Klages‘. Dieser schrieb explizit gegen ökonomisch-funktionalistische Klassifizierungen und die Reduktion des Menschen auf seine Arbeitsfähigkeit an: „Es handelt sich hier garnicht um Eigenschaften der Persönlichkeit überhaupt, sondern um die Frage nach den inneren Gründen ihres Leistungsvermögens. Und selbst das Leistungsvermögen wird nicht in seiner Gesamtheit gewürdigt, da denn Initiative, Erfindungsgabe, Intuition und was sonst zur Nachbarschaft schöpferischer Impulse gehört, zumal geprüft werden müßten; man fahndet vielmehr ausschließlich nach den Bedingungen der *Arbeitskraft*; wie es wohl einem Zeitalter zusagen mag, das, des Anblicks großer Persönlichkeiten längst entwöhnt, den Adel des Blutes durch die zweifelhafte Ehre der Berufstauglichkeit ersetzte. man sieht und kennt nicht mehr den Menschen als solchen, sondern einen intellektuellen Mechanismus, der einen außerhalb seiner liegenden Zwecke dient und an einer vorgefaßten Bestimmung gemessen wird.“ (Klages (1964[1910/1926]): Die Grundlagen der Charakterkunde, S. 197f. (Herv. im Original; dort gesperrt)).

672 | Geisthövel (2013): *Intelligenz und Rasse*, S. 131.

673 | Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 23.

674 | Ebd., S. 22.

675 | Ebd., S. 22f.

eine wesentlich größere Zahl an sogenannten ‚Ungelernten' tätig".[676] Während traditionelle Ausbildungsberufe durch die Ausbildung eine gewisse Eignung gewährleisteten, waren vor allem ArbeiterInnen ohne Ausbildung zu testen und auf geeignete Stellen zu setzen. Neben der Profilierung der ArbeiterInnen brauchte es daher als Komplement ein Anforderungsprofil der Stelle:

> Bei jedem Berufsbild muß man erstlich der körperlichen Bedingungen gedenken, also der Anforderungen, die an Körperbau und Konstitution, den allgemeinen Gesundheitszustand der betreffenden Arbeitnehmer gestellt werden. Zweitens enthält jeder Beruf geistige Werte. Wir müssen mit anderen Worten fragen, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten der Beruf vom einzelnen verlangt.[677]

Psychotechnik wolle dabei ganz im Sinne Sterns und Termans, „durch ihre Prüfungen bewirken, daß niemand an einen Posten komme, den er nicht ausfüllen kann, so daß er später in der Lehre scheitert oder dauernd die Stellen wechseln muß. Es ist also aus Gründen der sozialen ‚Gerechtigkeit' erwünscht, wenn das Berufsschicksal des einzelnen schon frühzeitig, soweit es irgend möglich ist, vorsichtig erwogen werde".[678] Wie Eva Horn zu bedenken gibt, reagieren Berufsberatung und Eignung dabei auf

> eine jener zahlreichen Ratlosigkeiten der Moderne, die sich nicht nur aus den Unwägbarkeiten eines ausdifferenzierten und krisenhaften Arbeitsmarkt ergeben, sondern aus einem Beratungsangebot, das mit einem Mal Antworten auf Fragen gibt, die sich zuvor gar nicht gestellt hatten. Erst mit der wissenschaftlichen Untersuchung von Arbeitsabläufen und Organisationsformen im Zuge der tayloristischen Rationalisierungseuphorie in Deutschland werden Berufsfelder und Arbeitsplätze als hochspezifische Anforderungsprofile beschreibbar.[679]

Erst vor dem Hintergrund der arbeitswissenschaftlichen Hervorbringung von Anforderungsprofilen, so Horn, werde „es möglich und nötig, auch den Menschen, der diese Arbeit verrichten soll, auf seine Eignung für dieses Anforderungsprofil hin zu prüfen".[680] Ein Auswertungswerkzeug zur Erstellung von Leistungsprofilen für derartige Ausleseverfahren, das vor allem im Rahmen der Psychotechnik Anwendung fand, stellte das bereits erwähnte psychologische Profil nach Rossolimo dar.[681] Rossolimo selbst schreibt dazu in *Das Psychologische Profil*:

> In letzter Zeit, wo besonders psychotechnische Probleme und Wertungen professioneller Begabungen im Mittelpunkt des Interesses stehen, erwies das psychologische Profil dieser Sache große Dienste. Dies bestätigte die Anwendung unserer Methode von seiten einer ganzen Reihe von hauptsächlich ausländischen Untersuchern, die sie entweder ganz oder teilweise mit von ihnen eingeführten Änderungen und Vervollkommnungen anwandten.[682]

---

676 | Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 23.
677 | Ebd., S. 24.
678 | Ebd., S. 29.
679 | Horn, Eva (2002): Test und Theater. Zur Anthropologie der Eignung im 20. Jahrhundert. In: Bröckling, Ulrich/Dies. (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen: Gunter Narr, S. 109-125, hier S. 109.
680 | Ebd., S. 109.
681 | Vgl. Giese (1923): *Psychotechnisches Praktikum*, S. 40.
682 | Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 5.

Der Erstellung des Profils gehen dabei verschiedene, oben bereits angesprochene Testverfahren voraus. „Mit diesen Tests sollte“, folgt man Margarete Vörhinger, „an den bürgerlichen Profilierungen wie Klassenstand, persönliche Verbindungen und Familienzugehörigkeit vorbei die Arbeitsfähigkeit erkannt und einsetzbar gemacht werden. Oder aber – mit ihnen konnten Heerscharen von Bauern überhaupt erst arbeitsfähig gemacht werden“.[683] Die Auswertung erfolgt u. a. über verschiedene Berechnungen im Hinblick auf elf psychologische Prozesse.[684] Rossolimo versteht das psychologische Profil dabei als Mittel zur groben Einordnung von Menschen: „In Beziehung zur Psychotechnik gibt das psychologische Profil die Möglichkeit, die Besonderheiten der Struktur der Psychomechanik so weit zu bestimmen, daß sie der Ausgangspunkt für die weitere Wertung der mehr partiellen für irgendeine Profession spezifischer Eigenschaften werden kann.“[685] Giese bezeichnet das Profil als „Schaulinie“, an der sowohl abgelesen werden kann, ob „der einzelne Prüfling […] mit seinen Leistungen vergleichsweise der guten, schlechten oder mittleren Gruppe zugehört“ und „hier und dort gewisse Höhen und Tiefen hat“ (s. Abb. 61).[686]

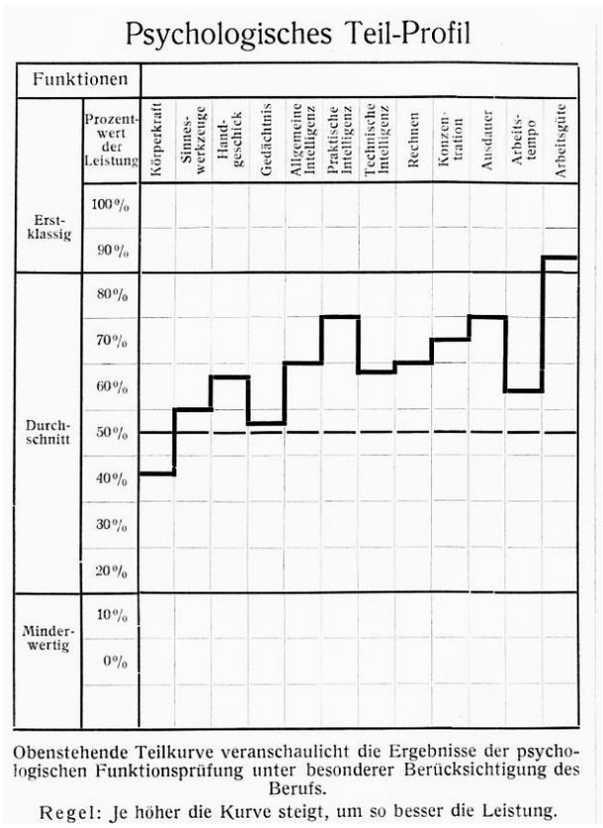


Abbildung 61: Psychotechnisches Profil nach Giese (1928)

Mit Rossolimos Rezeption in der Psychotechnik z. B. durch Giese findet das Profil konzeptionell und begrifflich Einzug in jenen Bereich, den man heute als Personalmanagement bezeichnen könnte. Insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg wird die Auswahl von Führungspersonal dabei über Profile realisiert. Während im Operations Research Offiziersanwärter in Assessment Centern profiliert wurden, ging und geht es in der Wirtschaft um die Auswahl geeigneter ManagerInnen. Die Verfahren greifen oftmals explizit auf Ansätze der Testtheorie und Psychotechnik zurück.[687] Zumeist steht der Abgleich zwischen Leistungs- und Anforderungsprofilen im Vordergrund. In einer Studie von 1981 mit dem Titel *Die Eignungsprofilerstellung von Führungspersonen des mittleren Managementbereiches zur Auslese externer Bewerber* heißt es dementsprechend: „Für die Erstellung des Eignungsprofils von Führungsper-

683 | Vöhringer (2007): *Avantgarde und Psychotechnik*, S. 95.
684 | Vgl. Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 44.
685 | Ebd., S. 6.
686 | Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 36ff.
687 | So wird beispielsweise in Block, Burkhard (1981): *Die Eignungsprofilerstellung von Führungspersonen des mittleren Managementbereiches zur Auslese externer Bewerber*. Bochum: Brockmeyer u. a. explizit Cattels Ansatz zugrunde gelegt (vgl. ebd. S. 11ff.).

sonen sind Informationen (1) über die Anforderung an Führungspersonen ausgehend von der Führungsposition, (2) über die Persönlichkeit der Bewerber und (3) über den Grad der Kongruenz zwischen Anforderungen und der Persönlichkeit der Bewerber nötig.“[688] Die Studie visualisiert Eignungsprofile für den Normalfall und fiktive Bewerber in Tabellen:

Ausprägungsgrad der Einzelanforderungen in den Fallabwandlungen / Einzelanforderungen	Normalfall	Fall A	Fall B_I	Fall B_{II}
A.Anforderungen an den Fähigkeitsbereich				
1.Anforderungen an den Intelligenzbereich				
a.Ausbildung				
1)Schulbildung	SG	SG	SG	SG
2)Berufsorientierte Ausbildung	SG	SG	SG	SG
3)Berufserfahrung				
a)Branchenkenntnisse	SG	SG	SG	SG
b)Produktkenntnisse	SG	SG	SG	SG
c)Praktisches Wissen	SG	SG	SG	SG
4)Fremdsprachenkenntnisse	SG	SG	SG	SG
b.Reproduktive Fähigkeiten	SG	SG	SG	SG
c.Lösung von Routineaufgaben	GE	GE	GE	GE
d.Kreativität	SG	SG	SG	SG
e.Planungs- und Organisationsfähigkeit	GR	SG	SG	SG
f.Koordinationsfähigkeit	GR	SG	GR	SG
g.Problemempfindlichkeit	SG	SG	SG	SG
h.Problemlösungsfähigkeit				
1)Deduktives Denken	SG	SG	SG	SG
2)Induktives Denken	SG	SG	SG	SG
3)Reasoning-Faktor	SG	SG	SG	SG
i.Problemlösungsbewertung	M-GR	GR	M-GR	GR
j.Ausdrucksfähigkeit	M-GR	GR	M-GR	M-GR
2.Anforderungen bezügl. spezieller Fähigkeiten und Fertigkeiten				
a.Künstlerische Begabung	GK	GK	GK	GK
b.Manuelle Geschicklichkeit	GR	GR	GR	SG
B.Anforderungen an den Persönlichkeitsbereich				
1.Anforderungen an das Interaktionsverhalten				
a.Informationsbereitschaft	SG	SG	SG	SG
b.Kooperationsfähigkeit	GE	GE-M	GE	GE-M
c.Kontaktfähigkeit	GE	GE	GE-M	M
d.Verhandlungsgeschick	GK	GE	GK	GE
e.Personalbetreuungsfähigkeit	M	M-GR	M-GR	M-GR
f.Personalausgleichsfähigkeit	M	M-GR	M-GR	GR
g.Motivationsfähigkeit	M-GR	M-GR	GR	GR
h.Kontrollfähigkeit	GE-M	GE-M	M	GE-M
i.Durchsetzungsvermögen	GE-M	M	M	M
2.Anforderungen an die Selbständigkeit				
a.Zielstrebigkeit	SG	SG	SG	SG
b.Selbstbewußtsein	GE-M	M-GR	M	M-GR
c.Verantwortungsbewußtsein und -bereitschaft	M-GR	GR	GR	SG
d.Kritikfähigkeit	SG	SG	SG	SG
e.Verläßlichkeit	GR	SG	GR	GR
3.Anforderungen an das Entscheidungsverhalten				
a.Risikoeinstellung	GE	GE	GE	GE-M
b.Zeit für die Entscheidungsfindung	GE	GE-M	GE-M	M
4.Anforderungen an die Delegationsbereitschaft und -verhalten	SG	SG	SG	SG
5.Anforderungen an die Belastbarkeit				
a.Strebfähigkeit	GE-M	M	M	M-GR
b.Vitalität	GE-M	M	M	M-GR
6.Anforderungen an die Flexibilität	M	M-GR	M-GR	M-GR
7.Anforderungen an das Repräsentationsvermögen	GE	GE-M	GE	GE

Abbildung 62: Tabellarische Darstellung von Anforderungs- und Leistungsprofilen (1981)

Sowohl die Tätigkeiten als auch die potenziellen ArbeiterInnen werden also in aufeinander bezogene Merkmale zerlegt. Ulrich Bröckling und Eva Horn beschreiben vor diesem Hintergrund die Anschließung des Subjekts an die Arbeit durch die Differenzierung beider:

> Diese zerlegende Operationalisierung des Menschlichen (von den Bewegungen des Körpers über die Fähigkeiten der Sinne, die Verhaltensweisen und Vorstellungen bis hin zu den Eigenheiten seines Charakters), welche die Humanwissenschaften des frühen 20. Jahrhunderts kennzeichnet, verfolgt zwei Ziele: Einerseits lässt sich hieraus eine Norm als Richtwert optimalen (und optimierbaren) Funktionierens präzise bestimmen, im Idealfall sogar mathematisch anschreiben. Andererseits tritt der einzelne Arbeitende als individuelle Kombination von Eigenschaften, Einzelleistungen und Vermögen in den Blick. Diese beschreib-, mess- und testbare Individualität macht ihn anschließbar an einen Arbeitsprozess, dessen Dynamik seinerseits in einer zunehmenden Ausdifferenzierung der Aufgaben und Tätigkeiten besteht. […] Individualität als funktionale Differenziertheit bestimmt sich so als Einbindung in einen wiederum differenzierten Organisationszusammenhang.[689]

688 | Block (1981): *Die Eignungsprofilerstellung*, S. 29.

689 | Bröckling, Ulrich/Horn, Eva (2002): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen: Gunter Narr, S. 7-16, hier S. 9f.

Durch diesen formalen Anschluss wird das Subjekt zu einer multifaktoriellen Variable unter anderen (s. a. Kapitel 3.2). In Teams werden Subjekte zudem untereinander auf Grundlage von Profilen zusammengestellt. Wie Bröckling anhand einschlägiger Ratgeberliteratur herausarbeitet, sollte bei

> der Auswahl […] zudem „nicht nur auf die Fähigkeiten, sondern, sofern die Situation es ermöglicht, auch auf die persönlichen Eigenheiten der Mitarbeiter geachtet“ werden. Anleitungen dazu liefern psychologische Raster, wie der Myers-Briggs Typenindikator, der Verhaltenspräferenzen und kognitive Stile in „Polaritätsprofilen“ (extrovertiert – introvertiert; sensorisch – intuitiv; denkend – fühlend; bestimmt – abwägend) ordnet und zu Persönlichkeitstypen kombiniert. Die unterschiedlichen Ausprägungen sollen allerdings „nicht als Werturteile aufgefasst werden“; jede einzelne hat ihre Funktion in einem Projektteam.[690]

Dabei finden sich in derartigen Diskursen heuristische Typologien von MitarbeiterInnen, die nun jedoch nicht mehr auf spezifische Aufgaben, sondern eher Rollen innerhalb von Teams und Anforderungen für die Führung dieser Mitarbeitertypen durch die Vorgesetzten abzielen. Ein von Boris Traue in *Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik* immer wieder herangezogener Autor ist dabei George Odiorne:

> Odiorne unterscheidet unterschiedliche Managementstrategien für unterschiedliche Mitarbeiterkategorien: ‚Arbeitspferde‘ sollen vor allem Angebote zur Aufrechterhaltung ihre [sic!] Qualifikationsniveaus und zur Anpassung ihrer Qualifikationen an neue technologische und organisatorische Herausforderungen erhalten. ‚Job enrichment‘ und andere Maßnahmen zur Verbreiterung des Aufgaben- und Verantwortungsbereiches sollen eine Ermüdung von Mitarbeitern vermeiden helfen. Die ‚Stars‘ müssen zunächst identifiziert, dann gezielt gefördert werden. Die Identifizierung wird durch eine Art Fallstudie, basierend auf Wahrscheinlichkeitsrechnung und Indexbildung bewerkstelligt. In den Index gehen demografische Merkmale, die Wahrnehmung von Persönlichkeitseigenschaften und Handlungsstilen sowie vergangene Leistungen ein. Aus diesen Faktoren wird die Wahrscheinlichkeit möglicher Produktivitätssteigerungen eingeschätzt. Fällt diese Einschätzung günstig aus, kommen Angestellte auf die Liste der ‚high potentials‘. Assessment Center, Einschätzung durch Vorgesetzte und systematische, eher psychotechnische Messverfahren werden zu diesem Zweck eingesetzt. [...] Differentialdiagnostische Tests – durchgeführt von psychologisch geschulten Experten – und psychosoziale Beratung sollen helfen, das Potential der Angestellten zu beurteilen. Die Logik der Mitarbeiterklassifikation beinhaltet also eine fließende Grenze zwischen fähig und unfähig bzw. produktiv und unproduktiv.[691]

Traue stellt dabei heraus, dass die Typen, die Odiorne beschreibt, durch die Kombination teils konträrer Merkmale eine „selbstwidersprüchliche Subjektivitätsstruktur“ aufweisen.[692] Die Geforderten Merkmalskombinationen seien „offensichtlich kaum empirisch vorzufinden, son-

690 | Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst*, S. 274.
691 | Traue (2010): *Das Subjekt der Beratung*, S. 189f.
692 | Ebd., S. 189. Vgl. auch Bröckling/Horn (2002): Einleitung, S. 12.

dern entspr[ächen] einem idealtypischen Anforderungsprofil".[693] Bröckling und Horn bezeichnen sie als „paradoxe Hybridgestalten" die als unerreichbare Idealtypen eine „strukturelle Überforderung" verursachen, „die den Einzelnen niemals zur Ruhe kommen lässt, weil er jeden Fortschritt in der einen Richtung durch entsprechende Anstrengungen in der Gegenrichtung ausgleichen muss".[694] Damit wird Bröckling und Horn zufolge auch der Ansatz der Arbeitswissenschaften im späten 20. Jahrhundert modifiziert[695] und gleichzeitig massiv ausgeweitet. Demnach haben sich von der

> Rigidität des „einzig Richtigen", des „richtigen Manns am richtigen Ort", […] aktuelle Konzepte der Arbeitswissenschaft längst verabschiedet. Ihr Zugriff auf den arbeitenden Menschen ist gleichwohl nicht weniger tiefgreifend. Die Beschwörung von Motivation, Selbstverantwortlichkeit, die Forderung nach „Intrapreneurship" und „sozialer Kompetenz" rechnen mit einem dynamischen Arbeitssubjekt, das die Prüf- und Kontrollfunktionen, die früher Vorgesetzte und Wissenschaftler von außen an den Arbeitsvorgang herantrugen, weit effizienter selbst besorgt und sich in seiner Arbeit, aber auch in seinen übrigen Lebensäußerungen konsequent dem täglichen ökonomischen Tribunal des Marktes stellt.[696]

Eine dieser Ausweitungen auf die „übrigen Lebensäußerungen" ist jene auf den Bereich des Konsums. Denn nicht nur das arbeitende Subjekt gerät als Bündel aus Eigenschaften in den Blick, sondern auch das kaufende, konsumierende. Der differenzierten Arbeit tritt der differenzierte Konsum zur Seite und auch hier erfolgt der Anschluss über die Form der Zerlegung.

KundInnenmanagement

Ein plakatives historisches Beispiel für die Verschränkung von statistischer Datenauswertung, Klassifikation von Konsumenten und der Produktion entsprechender Konsumgüter ist das Aufkommen konfektionierter Kleidung. In ihrer Dissertation mit dem Titel *Zeugende Zahlen* rekonstruiert Daniela Döring insbesondere für das 18. und 19. Jahrhundert verschiedene diskursive und genealogische Zusammenhänge zur Konfektionierung. Dabei stößt sie auf anthropometrische Verfahren, die nun jedoch nicht zur Identifizierung oder psychophysiologischen Einordnung der Vermessenen dienen, sondern als statistische Basis zur massenhaften Produktion von in verschiedene Größen skalierten Kleidungsstücken, die möglichst für jeden vorhandenen Körper ein hinreichend passendes Exemplar zur Verfügung stellt.

---

693 | Traue (2010): *Das Subjekt der Beratung*, S. 189. Vgl. auch Bröckling/Horn (2002): Einleitung, S. 12.

694 | Bröckling/Horn (2002): Einleitung, S. 12.

695 | Insbesondere im Hinblick auf die Rolle des Profil-Konzepts unterscheidet Horn arbeitswissenschaftliche Testverfahren und die jüngere Tradition des Assessment Centers: „Während die psychotechnische Eignung tendenziell alle nur denkbaren Berufe betraf und so idealiter für jedes Anforderungsprofil ein differenziertes Leistungsprofil konstruierte, suchen Assessment Center heute nur nach einem einzigen Komplex von Eigenschaften, die unter dem Sammelbegriff ‚Führungsqualität' Intelligenz, Durchsetzungsvermögen, soziale Kompetenz, Entscheidungsfreude, Kommunikationstalent, Leistungsbereitschaft und vieles mehr bündeln." (Horn (2002): Test und Theater, S. 119).

696 | Bröckling/Horn (2002): Einleitung, S. 10.

> Analog zu Quételets umfassenden anthropometrischen Datensätzen ermitteln Schneiderinnen und Schneider sowie Kleidermacherinnen und Kleidermacher ebenfalls unerschöpflich Messdaten vom Körper, systematisieren diese und setzen sie in zahllosen Maßanleitungen und Schnittmustermodellen um. Der Standardisierungsprozess der Bekleidungsindustrie wird mit diesen zwei Techniken herausgearbeitet: zum einen die der Vermaßung, welche mittels Maßband und Metermaß den Körper in Zahlen zergliedert, und zum Anderen in jene der Zuschnitte, die sowohl die Grundlage für die Zerteilung des Stoffes als auch die Matrix für deren [sic!] neue Zusammensetzung bilden.[697]

Die standardisierte Konfektionierung der Produkte produziert als Komplement die standardisierte Kategorisierung der KonsumentInnen. Sie geraten im Zuge der Massenproduktion als problematische Größe in den Blick, die es angemessen zu erreichen gilt. James Beniger konstatiert dementsprechend für das ausgehende 19. Jahrhundert eine „[c]risis in the control of consumer demand“.[698] Die Kontrolle des Absatzes der konfektionierten Produkte aus der Massenproduktion benötigt Beniger zufolge sowohl eine Möglichkeit der Kommunikation von Produktinformationen an die KonsumentInnen, als auch die Produktion von Wissen über diese KonsumentInnen.[699] Ebenso wie die Produkte muss also auch die Werbung personalisiert werden.[700] Die in der traditionellen Manufaktur übliche Personalisierung des Produkts und der KundInnenansprache wird als Reaktion auf die Control Crisis in diesem Bereich unter den Vorzeichen des Profils reformuliert.

Zentrales Verfahren des Marketings ist dabei die Konstruktion von Zielgruppen durch die Auswertung von verschiedenen Daten. Insbesondere ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts werden hierfür in Verfahren, die Beniger als „*mass feedback* technologies“[701] beschreibt verschiedene Daten erhoben (s. a. Kapitel 3.2). Das Konzept der Zielgruppe entsteht dabei an der Schnittstelle zwischen Markt- und Konsumentenforschung. Volker Trommsdorf und Thorsten Teichert setzen beide Ebenen folgendermaßen zueinander ins Verhältnis:

> Das *Erkenntnisobjekt* der Konsumentenforschung ist der einzelne Mensch in seiner Rolle als Konsument. Mit der Gesamtheit der Verbraucher befassen sich die Gebiete der Konsumsoziologie, Sozialökonomie und Volkswirtschaftslehre. Wir betrachten nur indirekt Aggregate, z. B. die im Konsumgütermarketing oft als Einheiten betrachteten Zielgruppen, direkt betrachten wir den individuellen Konsumenten. Aus Aussagen über Individuen können durch Aggregation Aussagen über Zielgruppen hergestellt werden.[702]

---

697 | Döring (2011): *Zeugende Zahlen*, S. 19.
698 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 264.
699 | Vgl. ebd., S. 18.
700 | Eva Stüber schreibt dazu: „Personalisiertes Marketing fand bereits im 19. Jahrhundert Anwendung und hat mit Zunahme der verfügbaren Kundendaten im Einzelhandel sowie aus den daraus resultierenden Analysemöglichkeiten eine erhebliche Bedeutungszunahme erfahren. Diese individualisierte Kommunikation und Aufmerksamkeit mit ihren personalisierten Angeboten wird von vielen Konsumenten immer häufiger gefordert. Hieraus ergibt sich ein Wandel von reiner Marktsegmentierung zur Berücksichtigung der Interessen eines jeden Konsumenten.“ (Stüber (2011): *Personalisierung im Internethandel*, S. 3).
701 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 20.
702 | Trommsdorff/Teichert (2011): *Konsumentenverhalten*, S. 15 (Herv. im Original; dort fett).

Die Betrachtung von KonsumentInnen im Paradigma der Zielgruppe hat den beiden Autoren zufolge „noch am meisten mit dem neobehavioristischen Ansatz zu tun, bei dem es eher um eine Untersuchung einzelner Persönlichkeitsmerkmale geht als um die empirisch schwer fassbare Ganzheitlichkeit der Person“[703]. Zielgruppen fassen KonsumentInnen mit ähnlichen Ausprägungen bestimmter Merkmale zusammen. In traditionellen Ansätzen handelt es sich zumeist um soziodemografische Merkmale wie Alter, Wohnort, Geschlecht oder Einkommen. Zielgruppen sind dabei eng mit dem Konzept des Milieus verbunden. Ein in Deutschland weit verbreitetes Milieu-Konzept stellt Trommsdorf und Teichert zufolge

> der Ansatz des Marktforschungsinstituts Sinus Sociovision dar. Die so genannten Sinus-Milieus gruppieren Menschen, die sich in ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln (Gruppe Gleichgesinnter). Lebensstil wird hier als wesentliche Komponente des sozialen Milieus verstanden. Als Datengrundlage der regelmäßig seit 1979 durchgeführten Studien dient eine Kombination aus quantitativer (44 Items) und Qualitativer Befragung (1.400 Explorationen). Befragt wird eine repräsentative Stichprobe der deutschen Bevölkerung ab 14 Jahren. Sinus-Milieus werden anhand der Dimensionen „Soziale Lage/Schicht“ und „Grundorientierung“ (konservativ versus progressiv) vorgenommen. Die soziale Lage bzw. Schicht ist das klassische eindimensionale Schicht-Konstrukt. Unterschieden wird zwischen (unterer/oberer) Unterschicht, Mittelschicht bzw. Oberschicht. Während die Ermittlung sozialer Schichten somit vergleichsweise einfach ist, bleibt ihre Aussagekraft in Bezug auf Konsumentenverhalten stark beschränkt. Daher gehen grundlegende Wertorientierungen als zweite Dimension in die Analyse und Abbildung der Sinus-Milieus ein, wie Alltagseinstellungen zur Arbeit, zur Familie, zur Freizeit, zu Geld und Konsum. Das Ergebnis dieser Typologisierung sind acht bis zwölf „soziale Milieus“ (statt soziologischer Schichtenmodelle), die regelmäßig aktualisiert werden, um dem Wertewandel, demografischen Verschiebungen und anderen Veränderungen der Lebenswelten Rechnung zu tragen.[704]

Milieus sind also Profile im Sinne mehrdimensionaler Merkmalskombinationen, die ihrerseits auf der Auswertung verschiedener Merkmale basieren. Im Rahmen von Zielgruppeneinteilungen sind sie eine Grundlage für die angemessene Ansprache und ‚Verwaltung‘ von (potenziellen) KundInnen im Rahmen des bereits erwähnten Customer Relationship Management:

> Die *Zielgruppenanalyse* als eine Form maßnahmenspezifischer Prozesse wird eingesetzt, um Personengruppen für eine gezielte CRM-Maßnahme, wie z. B. eine Kampagne, zu bestimmen. Als Selektionskriterien können dabei sowohl deskriptive Daten, wie beispielsweise Alter, Geschlecht, Haushaltsgröße und Wohnumfeld, aber auch Transaktionsdaten aus der Kundenbeziehung, wie z. B. bereits gekaufte Produkte, Kundenreaktionen auf Angebote oder das Nutzungsverhalten in Bezug auf eine Dienstleistung, und Ergebnisse einer Kundenwertanalyse oder Kundensegmentierung eingesetzt werden.[705]

---

703 | Trommsdorff, Volker/Teichert, Thorsten (2011): *Konsumentenverhalten*. 8. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, S. 178.
704 | Ebd., S. 195 (Herv. im Original).
705 | Leußner/Hippner/Wilde (2011): CRM – Grundlagen, Konzepte und Prozesse, S. 41 (Herv. im Original).

Das übergeordnete Ziel ist dabei, „dem richtigen Kunden, das richtige Informations- und Leistungsangebot im richtigen Kommunikationsstil über den richtigen Kommunikationskanal zum richtigen Zeitpunkt zu vermitteln“.[706] Das aus der Arbeitswissenschaft bekannte Prinzip des ‚richtigen Mannes am richtigen Arbeitsplatz‘ findet hier also gewissermaßen seine Entsprechung im Bereich des Konsums.

Während Ordnungssysteme wie die Sinus-Milieus eine sehr grobe Einteilung vornehmen, lassen sich Zielgruppen je nach Bedarf und Kapazität immer weiter ausdifferenzieren. Insbesondere Verfahren des Online Targeting versprechen seit einigen Jahren, die Zielgruppen-Logik zu perfektionieren:

> Online Targeting steht im Internet-Marketing für das zielgruppengenaue ausspielen von Angeboten und Werbemaßnamen. Durch dieses Vorgehen können Streuverluste gegenüber klassischen Medien wie Print, Radio und TV verringert werden. Targeting wird im weiteren Sinne überall dort eingesetzt, wo nutzerspezifische Inhalte, Produkte oder Dienstleistungen online vermarktet werden. Durch erfolgreiche Targeting-Techniken nähert sich die Werbewirtschaft immer mehr ihrem „heiligen Gral“: Massenwerbung ohne Streuverlust.[707]

Im Vergleich zum Zielgruppenansatz in der klassischen Werbung, eröffnen sich im Internet neue Möglichkeiten bzw. neue Merkmale, aus denen Zielgruppen generiert werden können:

> Wenn auch früh das Potenzial erkannt wurde, Werbebanner nach dem Verhalten der Kunden im Internet zu schalten, lagen die Anfänge des Targeting insbesondere in Deutschland in der Nutzung demografischer oder technografischer Daten. Zunächst erfolgten die Zielgruppensegmentierung und -ansprache auf Basis von Kriterien wie beispielsweise Alter, Geschlecht, Postleitzahl oder technischer Kriterien wie Bandbreite oder verwendeter Browser. Darauf aufbauend wurden Targeting-Lösungen auf Basis des Surf-, Klick- und Kaufverhaltens entwickelt. Neuere Entwicklungen nutzen zunehmend psychografische Daten wie beispielsweise Interessen und Einstellungen von Internetnutzern, die diese vielfach in den Profilen ihrer sozialen Netzwerke hinterlegen.[708]

Während klassische Zielgruppen über eigens durchgeführte Marktforschungsstudien generiert werden, können im Internet die allgegenwärtig anfallenden Transaktionsdaten genutzt werden, um permanent individuelle Profile und (Ziel-)Gruppen-Profile miteinander zu verrechnen und so dynamisch auf Veränderungen einzugehen. In der Literatur zum Online Targeting heißt es dementsprechend:

> Durch die Beschleunigung der Datenverarbeitungsgeschwindigkeit wurde eine effiziente und skalierbare Ansprache einer Zielgruppe auf der Basis dezentral vorhandener Informationen möglich. Im Behavioural Targeting werden aufgrund des Surfverhaltens eines Nutzers Rückschlüsse auf seine Affinitäten und Interessen gezogen. Ziel ist es, bei jeder Nutzung von Inhalt das Profil des Nutzers

---

706 | Hippner et al. 2009 zit. n. Leußner/Hippner/Wilde (2011): CRM – Grundlagen, Konzepte und Prozesse, S. 42f.

707 | Greve, Goetz/Hopf, Gregor/Bauer, Christoph (2011): Einführung in das Online Targeting. In: Dies. (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele*. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 3-21, hier S. 8.

708 | Ebd., S. 10.

> zu aktualisieren und dieses für eine Effizienzsteigerung der Werbeauslieferung zu verwenden. Beim Predictive Behavioural Targeting wird zusätzlich die statistische Wahrscheinlichkeit der Zugehörigkeit eines Nutzers zu einer Zielgruppe auf der Basis von Befragungsdaten und des Nutzungsverhaltens errechnet. Es werden statistische Zwillinge gesucht, die ein identisches oder ähnliches Nutzungsverhalten aufweisen. Sich identisch auf den Websites bewegenden Nutzern ohne Befragungsdaten werden die soziodemografischen Eigenschaften der befragten Stichprobe zugewiesen.[709]

Martin Degeling hat die Erstellung von Interessenprofilen durch Google in einer Art ‚Reverse-Engineering'-Studie untersucht. Die über die Erfassung von Suchanfragen generierten Profile basieren dabei „auf einer hierarchisierten Liste von 867 Interessen, die auf 24 Basisinteressen zurückgehen"[710]:

Interessenkategorie (Anzahl der Unterkategorie)	
Arts & Entertainment (147)	Travel (27)
News (21)	Autos & Vehicles (95)
Games (42)	Food & Drink (73)
Law & Government (36)	Beauty & Fitness (21)
Finance (50)	Jobs & Education (36)
Computers & Electronics (128)	Reference (30)
Internet & Telecom (34)	Online Communities (18)
Sports (69)	Pets & Animals (15)
Business & Industrial (121)	Books & Literature (9)
People & Society (40)	Home & Garden (48)
Science (25)	Hobbies & Leisure (30)
Shopping (71)	Real Estate (9)

Auf Grundlage der Suchanfragen werden den NutzerInnen dann Interessen zugeordnet (laut Degeling im Schnitt ca. 13[711]), und entsprechende Zielgruppen konstituiert.

In anderen Auswertungsverfahren, die stärker auf Data-Mining-Verfahren setzen, sind die Kategorien im Vorhinein nicht festgelegt und das Profil in diesen Fällen nicht zwingend im

709 | Mendrina, Thomas (2011): Targeting im Display-Engine-Marketing: Programmatischer Einkauf von Zielgruppen mit Realtime Bidding. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele*. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 55-65, hier S. 58f.
710 | Degeling, Martin (in Vorb.): Googles Interessenprofiling. In: Ders./Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann/Bianca (Hg.): *Profile.* Lüneburg: Meson Press.
711 | Ebd.

Datenmaterial vorentworfen. Es wird dann vielmehr aus ihm abgeleitet bzw. ist als spezifische Wissensproduktion auf Grundlage unabhängig von ihm bestehender und ggf. erhobener Daten zu verstehen. Insbesondere beim Data-Mining entstehen Profile also erst im Prozess selbst. Mireille Hildebrandt schreibt dazu: „Instead, the hypothesis often *emerge* in the process of data mining, a change in perspective that is sometime referred to as a discovery-driven approach, as opposed to the more traditional assumption-driven approach. ‚Data mining provides its users with answers to questions they did not know to ask'".[712] Profilierung ist hier im Sinne des englischen Begriffs der ‚profiling practices' zu verstehen, die Hildebrandt wie folgt definiert:

> A simple working definition of profiling could be: The process of ‚discovering' correlations between data in data bases that can be used to identify and represent a human or nonhuman subject (individual or group), and/or the application of profiles (sets of correlated data) to individuate and represent a subject or to identify a subject as a member of a group or category.[713]

Neben dem Behavioral Targeting, das das Verhalten der Nutzer zumeist über verschiedene Websites aggregiert, existieren zudem seit einiger Zeit Verfahren des Social Targeting, bei dem z. B. in Facebook die persönlichen Angaben, angegebenen Lieblingsfilme etc. sowie ‚Gefällt mir'-Buttons und ‚Freunde' zu Werbezwecken ausgewertet werden. Sie finden dabei beispielsweise Eingang in kollaborative Filterverfahren:

> Since CF [Collaborative Filtering; Anm. AW] relies on user ratings of items, boostrapping those items from social web services could have a tremedous contribution. The networks offering information that resembles such ratings are Facebook, Twitter and Blogger. On Facebook, users can explicitly declare their interests through profile features, association with groups and fan pages or through staus line updates. Such attributes once extracted can be mediated to ratings on items, for example: a user linking her profile to ‚Levis' fan page is essentially rating the brand and its products as favorable.[714]

Die zumeist unbemerkt bzw. intransparent angelegten Profile der Werbetreibenden verschränken sich dabei mit den eigens durch die NutzerInnen angelegten Profilen:

> Auf Web-2.0-Seiten und besonders Social Networks schreibt der Nutzer selbst in sein Profil, was ihn interessiert, bewegt und welche Einstellung er hat, und ermöglicht dadurch eine sehr viel effizientere Ansprache. […] Sie erlauben Werbetreibenden, die Interessierten Nutzer direkt zu erreichen, und ermöglichen somit effiziente Kampagnen, ohne dass dafür eine Hochrechnung aus Erhebungen wie in traditionellen Medien nötig wäre.[715]

---

712 | Hildebrandt (2008b): *Defining Profiling*, S. 18f. (Herv. im Original).
713 | Ebd., S. 19.
714 | Tiroshi, Amit/Kuflik, Tsvi/Kay, Judy/Kummerfeld, Bob (2012): Recommender Systems and the Social Web. In: Ardissono, Liliana/Kuflik, Tsvi (Hg.): *Advances in user modeling. Workshops: revised selected papers.* Heidelberg: Springer, S. 60-70, hier S. 64.
715 | Altendorf, Michael (2011): Social Media Targeting. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele*. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 67-92, hier S. 79.

Facebook beispielsweise bietet NutzerInnen mit Firmenprofilen eigens eine Funktion, auf Grundlage der in den Profilen der NutzerInnen angegebenen Daten, passgenau Werbeanzeigen zu schalten.[716] Unabhängig von der Frage, inwieweit die Wunschvorstellung von personalisierter Werbung tatsächlich einlösbar ist, stößt dieses Konzept an eine Grenze des Zielgruppenparadigmas, deren Annäherung ihm durch die innere Tendenz zu immer feineren Segmentierungen bereits strukturell eingeschrieben ist: eben jene von der Gruppe zum Einzelnen.

Wird diese Grenze überschritten, also nicht mehr eine Gruppe ähnlicher Individuen, sondern tatsächlich nur der oder die Einzelne adressiert, ermöglicht und erfordert dies einen Strategiewechsel bei der Verfolgung des Ziels, möglichst effektiv und effizient Produkte oder Dienstleistungen zu verkaufen.[717] In einer Zielgruppe wird deren Mitgliedern immer nur eine latente, gemeinsame Neigung unterstellt, bestimmte Produkte und Dienstleistungen gebrauchen zu können und für bestimmte Werbebotschaften empfänglich zu sein. AnbieterInnen müssen also versuchen, mit geeigneten Werbemitteln bei möglichst vielen Individuen aus dieser Zielgruppe eine Aufmerksamkeit, ein Bedürfnis und letztendlich eine Kaufhandlung zu initiieren. Folglich ist ein zentraler Aspekt der Strategie, aktiv und im klassischen Sinne für das eigene Angebot und um potenzielle KundInnen zu werben. Dazu muss das beworbene Produkt bzw. die Dienstleistung interessant gemacht, mit positiven bzw. begehrlichen Images verknüpft und aufgeladen, mithin überhöht werden.[718] Geht man nun vom Profil des oder der Einzelnen aus, so ergibt sich daraus zum einen das Versprechen, unmittelbaren Zugriff auf die spezifischen Begehrlichkeiten einzelner KonsumentInnen zu erlangen. Zum anderen folgt dadurch eine tiefgreifende Verschiebung der skizzierten Strategien der Werbepraxis. Es muss nämlich aus dieser Perspektive nicht mehr darum gehen, ein latentes Bedürfnis in ein akutes zu überführen oder sogar ganz neue Bedürfnisse über Images und Überhöhungen zu generieren. Vielmehr geht es darum, die einzelnen potenziellen KundInnen mit so präzisen Angeboten zu adressieren, dass sie nur jene Produkte und Dienstleistungen zu Gesicht und zu Gehör bekommen, die sie tatsächlich gebrauchen können und besitzen bzw. in Anspruch nehmen möchten. Es geht also aus dieser Perspektive nicht um eine Veränderung der KundInnenen bzw. der Nachfrage, sondern um eine Veränderung des Gegenübers bzw. des Angebots. Während klassische Werbung eine aktive Aktion darstellt, um Individuen einer bestimmten Zielgruppe zu einer erwünschten Reaktion zu bringen, können nun das einzelne Profil und die daraus abgeleiteten Bedürfnisse als aktivierende Momente verstanden werden, auf die die AnbieterInnen mit passenden Angeboten reagieren müssen. Es geht nicht mehr darum, als anbietende Instanz ‚von oben' darum zu buhlen, dass die potenziellen KundInnen ‚unten' auf das angebotene Produkt mit Begehren und Kaufhandlungen reagieren, sondern darum, die dezentral

716 | Vgl. Lammenet, Erwin (2012): *Praxiswissen Online-Marketing. Affiliate- und E-Mail-Marketing, Suchmaschinenmarketing, Online-Werbung, Social Media, Online-PR*. 3. Auflage. Wiesbaden: Gabler Verlag, S. 252ff.

717 | Die folgenden Ausführungen sind in teils identischer Form in einem Aufsatz mit Julius Othmer veröffentlicht: Othmer/Weich (2013a): „Wirbst du noch oder empfiehlst du schon?".

718 | Vgl. exemplarisch Kloss, Ingomar (2012): *Werbung. Handbuch für Studium und Praxis*. 5., vollständig überarbeitete Auflage. München: Verlag Franz Vahlen, S. 119-163.

verteilten potenziellen KundInnen ‚von unten' durch ihre Profile formulieren zu lassen, was ihnen die zentrale Instanz ‚von oben' anzubieten bzw. eben zu empfehlen hat. In gewissem Sinne führt sich das Prinzip der Werbung durch die Idee der Empfehlung somit selbst ad absurdum: Schließlich wird als logische Schlussfolgerung ein Bemühen um die potenziellen KundInnen überflüssig, wenn jede und jeder nur genau die Produkte präsentiert bekommt, die laut des Profils zu ihr oder ihm passen. Genau dies führt laut den Ansätzen des Online Targeting zu einer Logik der Empfehlung als profilbasierter Praktik des ‚matching', die auf ein Werben im klassischen Sinne verzichten kann. „Das klassische ‚Push' wird zunehmend durch ein ‚Pull' ersetzt – wobei der inzwischen ‚mündige' Kunde anhand von Mehrwert, Format und Kontext verstärkt selbst entscheidet, welcher Werbung er seine Aufmerksamkeit schenkt."[719] Es geht also nicht mehr so sehr darum, die Aufmerksamkeit der KundInnen durch ausgeklügelte Werbemittel mit zielgruppenspezifischen Slogans, Designs und Images auf ein bestimmtes Produkt zu lenken (‚Push'), sondern darum, dass die Profile der KundInnen selbst signalisieren, welchen Produkten sie wahrscheinlich ohnehin ihre Aufmerksamkeit schenken werden (‚Pull'). Empfehlungssysteme, wie das von Amazon, realisieren dieses Prinzip am konsequentesten (s. Abb. 63).

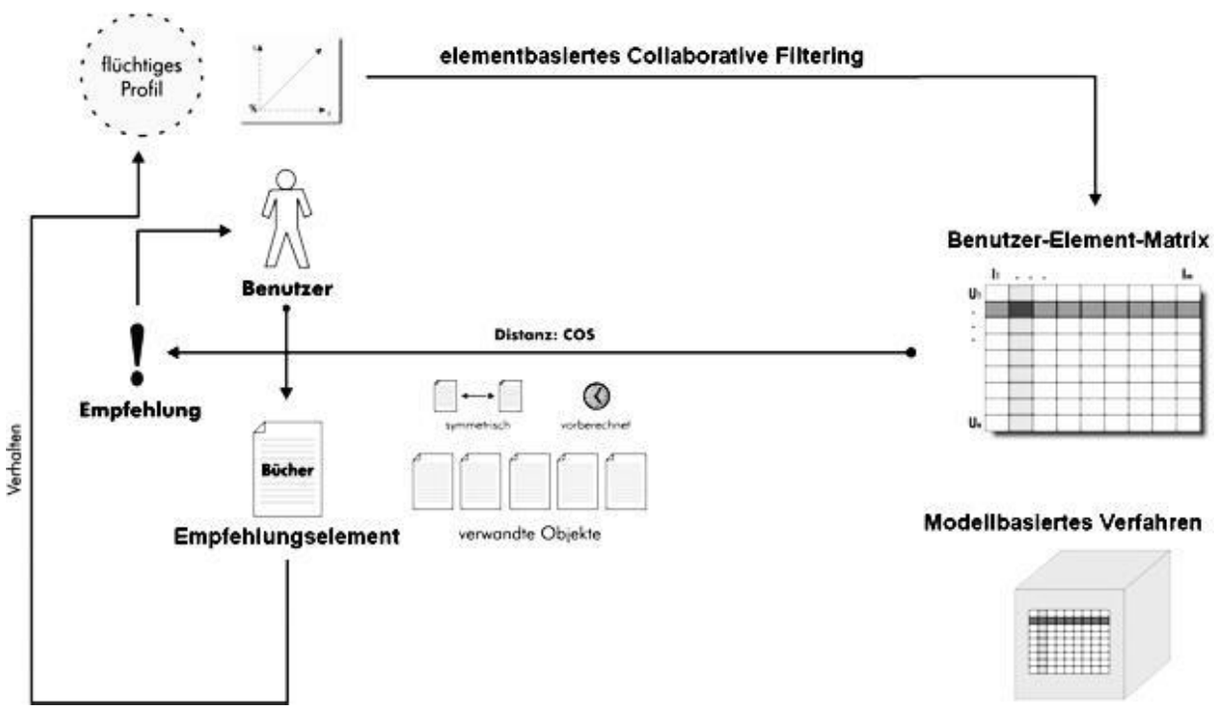


Abbildung 63: Schematische Darstellung des Empfehlungssystems von Amazon

719 | Laase, Christian Maria (2011): Neue Wege im Online Targeting. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele*, Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 197-210, hier S. 204.

Die KundInnen von Amazon legen ein spezifisches Verhalten an den Tag: Sie suchen bestimmte Produkte, sie schauen sich bestimmte Produkte an oder sie kaufen oder bewerten bestimmte Produkte.[720] Dieses Verhalten wird in Werte übersetzt und in einem Profil-Vektor gespeichert. Bezieht sich das Verhalten auf Produktkäufe, steht jede Stelle innerhalb des Vektors für ein bestimmtes Produkt. Auf dieses Profil wird in kollaborativen Filterverfahren zurückgegriffen. Das Kernstück bildet dabei eine Matrix, die auf der einen Achse NutzerInnen und auf der anderen Produkte referenziert. Im Prinzip werden hier die Kaufprofile vieler KundInnen übereinandergeschichtet. Auf Grundlage dieser Matrix lassen sich sowohl KundInnen im Hinblick auf die gekauften Produkte miteinander vergleichen (‚user to user filtering') als auch Produkte im Hinblick auf Produkte, mit denen sie zusammen gekauft wurden (‚item to item filtering').[721] Bei Amazon kommen dabei modellbasierte Verfahren zum Einsatz, die z. B. über eine Kosinus-Distanzberechnung offline die gespeicherten Daten in eine Ähnlichkeitsmatrix für Produkte umrechnen. Die Kosinus-Distanz ergibt sich aus dem Skalarprodukt beider Vektoren geteilt durch das Produkt der Quadratwurzeln der beiden Skalarprodukte beider Vektoren mit sich selbst (s. Abb. 64).

$$\text{Kosinus-Ähnlichkeit} = \cos(\theta) = \frac{a \cdot b}{\|a\|\|b\|} = \frac{\sum_{i=1}^{n} a_i \cdot b_i}{\sqrt{\sum_{i=1}^{n} (a_i)^2} \cdot \sqrt{\sum_{i=1}^{n} (b_i)^2}}$$

Abbildung 64: Formel zur Berechnung der Kosinus-Ähnlichkeit

An einem konkreten – wenn auch komplexitätsreduzierten – Beispiel verdeutlicht, funktioniert diese Art des Modellierungsverfahrens wie in Abbildung 65 dargestellt.

---

720 | Die folgende Verfahrensbeschreibung wurde in nahezu identischer Form bereits veröffentlicht in Othmer, Julius/Weich, Andreas (in Vorb.): Unentschieden? Subjektpositionen des (Nicht-)Entscheiders in Empfehlungssystemen am Beispiel von Amazon. In: Conradi, Tobias/Hoof, Florian/Nohr, Rolf F. (Hg.): *Medien der Entscheidung.* Münster: Lit.

721 | Bamshad Mobasher erläutert die Verfahren folgendermaßen: „CF [collaborative filtering] is based on similarity of user preferences, it assumes that users that agreed in the past on items they liked will probably agree on more items in the future. For example, taking one user's bookshelf and crosschecking it with shelves of other users, finding those with similar books will yield several possible book recommendations for that user. To carry out such an operation, ratings of items must be gathered and stored from a large number of users. This approach is called user-user CF. A variation of CF is to base filtering on similarity of items (item-item CF) rather than similarity of users. A matrix exists, which represents the relationship between each pair of items. Thus, every item listed under the active user can serve as a lead for potential related items in the matrix. Overall, the general user model of CF systems requires a matrix of users' ratings of items. having such a matrix is not easy and a major challenge is how to support a new user (new user problem) or how to rate a new item (first rater problem) – both are two aspects of the ‚cold start' problem of CF." (Mobasher, Bamshad (2007): Data Mining for Web Personalization. In: Brusilovsky, Peter/Kobsa, Alfred/Nejdl Wolfgang (Hg.): *The adaptive web. Methods and strategies of web personalization*. Berlin/New York: Springer, S. 90-135, hier S. 92). Für nähere Erläuterungen zu den verschiedenen Filterverfahren siehe z. B. auch Tiroshi/Kuflik/Kay/Kummerfeld (2012): *Recommender Systems and the Social Web*, S. 61.

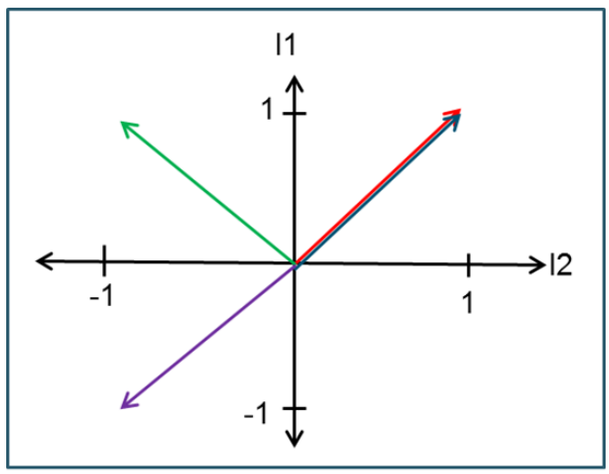


Abbildung 65: Koordinatenkreuz mit Vektoren zur Illustration des Konzepts der Kosinus-Ähnlichkeit (eigene Darstellung)

Kunde ‚Rot' hat sowohl Produkt 1 (I1 = 1) gekauft, als auch Produkt 2 (I2 = 1). Kunde ‚Blau' ebenfalls. In beiden Profil-Vektoren steht (1,1). Beide Vektoren sind also exakt gleich. Dadurch ist der Winkel zwischen ihnen 0 und der Kosinus, d.h. die Ähnlichkeit 1. Kunde ‚Grün' hat Produkt 1 gekauft (I1 = 1), Produkt 2 aber nicht (I2 = -1). Sein Profil-Vektor ist (1,-1), der Winkel zu ‚Rot' beträgt 90 Grad und der Kosinus, d.h. die Ähnlichkeit ist 0. Kunde ‚Lila' hat keines der Produkte gekauft (I1 = -1; I2 = -1), sein Vektor ist (-1,-1), der Winkel zu ‚Rot' beträgt 180 Grad und der Kosinus, d.h. die Ähnlichkeit beträgt -1. Auf Grundlage dieser Ähnlichkeitswerte werden nun Empfehlungen generiert. Je nachdem, wie der Kunde/die Kundin dann auf die Empfehlungen reagiert, hat dies Auswirkungen auf das Profil, das wiederum Auswirkungen auf die darauf aufbauenden Matrizen und Empfehlungen hat usw. Die Profilierung von KundInnen und Produkten ist also im Rahmen der Auswertung wechselseitig aufeinander bezogen. Die darauf aufbauenden Empfehlungssysteme filtern für die KundInnen dann aus dem unüberschaubar großen Angebot diejenigen Produkte heraus, die entweder von KundInnen mit ähnlichen Profilen gekauft wurden oder deren Profile denen jener Produkte ähnlich sind, die von dem gegebenen Kunden/der gegebenen Kundin in der Vergangenheit gekauft wurden.

Das Zielgruppen-Paradigma wird so systematisch unterlaufen, da es nicht mehr nötig ist, Zielgruppen überhaupt festzulegen. Empfehlungssysteme operieren in einem stets dynamischen Feld, in dem es lediglich um mehrdimensionale Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Profilen geht. Die Eignung eines Produkts für einen Kunden ist daher auch nicht, wie noch in der Arbeitswissenschaft, durch den Abgleich von eigens explizierten Anforderungs- und Leistungsprofilen oder, wie in der klassischen Werbung, durch Zuordnung zu bestimmten Zielgruppen bestimmt, sondern durch mathematische Ähnlichkeiten und Abstände von vektoriellen Profilen, gewissermaßen also das ‚matching' zwischen stets ad hoc generierten Anforderungs- und Leistungsprofilen. Das ‚matching' basiert dabei im Sinne des ‚predictive profiling' auf Auswertungen der Vergangenheit, aus denen Aussagen über wahrscheinliches Verhalten in der die Zukunft getroffen werden. Neben dem Kaufverhalten kann dabei z. B. auch das Bewegungsverhalten Grundlage und Ziel derartiger Vorhersagen sein. Wie u. a. Jens-Martin Loebel durch einen Selbstversuch eindrucksvoll aufgezeigt hat, können auf verschiedenen Wegen Positionsdaten von Handys und Smartphones ausgewertet und genutzt werden, um „mit den anfallenden Lokationsdaten Bewegungsprofile zu erstellen, die detaillierte Rückschlüsse über Tagesabläufe, Lebensgewohnheiten und soziale Kontakte eines Nutzers erlauben" und „Be-

gehrlichkeiten in der Privatwirtschaft“ wecken.[722] Mit Praktiken der deskriptiven und prädiktiven Lokalisierung von Individuen sind denn auch jene der Auffindung und Authentifizierung verbunden –auch wenn sie, wie zu zeigen sein wird, andere genealogische Linien aufweisen.

3.4 AUFFINDEN UND AUTHENTIFIZIEREN

„Ich bin Brian!“

BRIAN

Die skizzierten genealogischen Linien von Profilen hinsichtlich der Einordnung in Klassen, Kategorien und Typologien deuten bereits eine weitere Funktionsmöglichkeit an: Das Auffinden von Individuen durch einzigartige Merkmalskombinationen. Im Folgenden soll es um die Herstellung von Eindeutigkeiten mittels Profilen gehen, also um Zusammenstellungen von Merkmalen, mit denen sich einzelne Individuen aus einer Menge von Individuen herausfinden lassen. Vor diesem Hintergrund sind genealogisch nicht nur Auffindungspraktiken relevant, sondern auch jene der Authentifizierung im Sinne der eindeutigen Sicherstellung des Rückschlusses von einem immer zunächst im Symbolischen befindlichen Profil auf ein realmaterielles Individuum mittels hinreichend vieler bzw. qualitativ alleinstellender Merkmale.

Namen

Sehr basale Praktiken der Erzeugung von Eindeutigkeit über Merkmale finden sich im Kontext personeller Namensgebung, da in vielen Kulturen mit der Benennung eines Menschen eine bestimmte Bedeutung und bisweilen sogar eine merkmalbasierte Charakterisierung verbunden war und ist.[723] Insofern kann sie als eine der grundlegendsten und ältesten[724] Praktiken zur

722 | Loebel (2013): Privacy is Dead, S. 149.

723 | Dass dies nicht notwendigerweise der Fall sein muss, zeigt sich – selbstverständlich nur als anekdotisches popkulturelles Indiz – in einem diesbezüglichen Dialog aus Quentin Tarantinos *Pulp Fiction* (1994, Miramax, USA): *Esmeralda*: „And what is your name?“; *Butch*: „Butch.“; *Esmeralda*: „Butch… what does it mean?“; *Butch*: „I’m American, honey, our names all mean a shit.“ (01:12:50 – 01:13:00). Nübling, Fahlbusch und Heuser weisen jedoch auch darauf hin, dass in der gegenwärtigen deutschen Kultur „Eltern Namen primär nach ihrem Klang aussuchen (unbewusst auch nach sozialen Kategorien wie gebildet, jung, modern, dt./exotisch), d.h., sie streben v.a. nach *Euphonie* (Wohlklang)“ (Nübling, Damaris/Fahlbusch, Fabian/Heuser, Rita (2012): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Thübingen: Narr, S. 110 (Herv. im Original; dort fett)). Dagegen ließe sich die vielfache Existenz von Tassen, Schlüsselanhängern und anderen Souvenirs mit Rufnamen und deren ursprünglichen Wortbedeutungen als Indiz für den Fortbestand der semantischen Relevanz deuten.

724 | Nübling, Fahlbusch und Heuser konstatieren in ihrer Einführung in die Onomastik sogar: „Es gibt durchaus Sprachen ohne Adj., Präp. oder Konjunktionen etc., ja sogar ohne eine klare Grenze zwischen Subst. und Verben, es gibt jedoch keine Sprache ohne Namen.“ Dies. (2012): *Namen*, S. 14.

Kennzeichnung mittels Merkmalen angesehen werden. Die gegenwärtige wissenschaftliche Produktion der Theorie und Geschichte der Namensgebung fällt in den Bereich der so genannten Onomastik, weshalb ein kurzer Exkurs hilfreich erscheint. Wie Damaris Nübling, Fabian Fahlbusch und Rita Heuser in ihrer Einführung in ebendiese Disziplin betonen, ist eine Besonderheit von Namen zunächst, dass sie „*keine lexikalische Bedeutung* tragen, sie sind *ohne Semantik*“.[725] Auf dieser Ebene fungieren Namen im idealtypischen Fall als monoreferenzielle Identifizierung des benamten Objektes und als Merkmal im erstgenannten Sinne einer Markierung.[726] Namen haben darüber hinaus jedoch oftmals „eine *etymologische Bedeutung*, da sie i.d.R. aus Appellativen (*Becker* < *Bäcker*) bzw. def. Beschreibungen (*Altenburg* < *zur alten Burg*) entstanden sind“.[727] Auf dieser Ebene findet neben der ‚Markierung‘ im Sinne einer Identifikation eine qualitative Beschreibung des Erstnamensträgers durch die Attestierung von Merkmalen im Sinne von Eigenschaften der jeweiligen Person statt.[728] Wenn John Lyons also in seiner Semantiktheorie verallgemeinert „ein Name trifft nicht auf seinen Träger zu“[729], so wäre hier eine entscheidende Ausnahme zu machen, die zwar gegenwärtig höchst selten, genealogisch aber hochgradig relevant ist. Ein plakatives Beispiel sind Beinamen, die Personen zusätzlich zu ihrem Rufnamen im Laufe ihres Lebens erhalten.[730] „Beinamen sind dem Ruf-/Vornamen beigefügte Namen, die den Namenträger nach Herkunft, Aussehen, (Charakter-) Eigenschaften oder sonstigen Merkmalen individuell kennzeichnen.“[731] Während die primäre Namensgebung zumeist bewusst und intentional (z. B. bei einer Taufe) erfolgt, können Bei-

---

Auch John Lyons konstatiert in diesem Sinne: „Soweit wir die Geschichte der Spekulation über Sprache zurückverfolgen können, ist die Funktion des Benennens als die grundlegendste semantische Funktion von Wörtern angesehen worden.“ (Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 228).

725 | Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012): *Namen*, S. 13 (Herv. im Original; dort fett). Auch Lyons geht von der ‚Bedeutungslosigkeit‘ von Namen aus (vgl. Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 231).

726 | Vgl. Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012): *Namen*, S. 20.

727 | Ebd., S. 14 (Herv. im Original; dort teils fett). Zudem schreiben sie: „Die große Mehrheit der Namen hat sich aus APP entwickelt. Dies gilt für alle Namentypen, nicht nur für Toponyme (*Hauptstraße, Feldberg*) oder FamN (*Schäfer, Weber, Baumgarten*), sondern auch für RufN, auch wenn sich ihre app. Abkunft nicht (mehr) so einfach erschließt, entweder weil die Dissoziation (Trennung) so weit zurückliegt (*Wolfram* ‚Wolf‘ + ‚Rabe‘) oder weil das APP aus einem Dialekt stammt oder aus einer anderen Sprache (*Köln* < lat. *Colonia*, *Vera* < russ. ‚Glaube‘, *Theodor* < griech. *Theódōros* ‚Gottesgeschenk‘). APP stellen also die wichtigste Quelle für Namen dar. Manchmal sind es auch Adj. (FamN wie *Jung*, *Braun* oder RufN wie *Hartlieb* < ‚stark‘ + ‚lieb‘) oder frei erfundene Lautketten (*Fa*, *Maoam*, *Tchibo*, *Kodak*).“ (ebd., S. 31; Herv. im Original). Siehe hierzu auch Lyons: „Viele Ortsnamen und Familiennamen entstanden als definite Deskriptionen oder Titel; und Eigennamen können häufig in deskriptive Lexeme umgewandelt werden und als solche in referierenden oder prädikativen Ausdrücken gebraucht werden.“ (Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 192).

728 | Semantiktheoretisch ließe sich im Anschluss an John Lyons argumentieren, dass derartige Referenzierungen über eine kombinierte Denotation einfacher oder komplexe prädikative Ausdrücke funktionieren, die sich aus Verfestigungen wiederholter situativ zum Zweck der Referenzierung vorgenommener definiter Beschreibungen (z. B. in Form von deskriptiven Nominalphrasen) ableiten (vgl. ebd., S. 189ff und S. 227f.).

729 | Ebd., S. 226f.

730 | Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012): *Namen*, S. 45.

731 | Debus (2012): Namenkunde und Namengeschichte, S. 104.

namen auch Verfestigungen vielfach wiederholter Zusatzinformationen sein, die der alltäglichen Identifizierung dienen. Nübling, Fahlbusch und Heuser differenzieren fünf Benennungsmotive für Bei- und Familiennamen: Patronyme, Berufsnamen, Wohnstättennamen, Herkunftsnamen, Übernamen.[732] Die Übernamen bilden dabei eine für Profile besonders interessante Kategorie, da sie sich explizit auf besonders markante Eigenschaften der referenzierten Person beziehen:

> *ÜberN* gehen aus ursprünglich charakteristischen APP oder Adj. hervor, die sich auf körperliche oder charakterliche Auffälligkeiten des ersten Namenträgers beziehen. [...] Die häufigsten ÜberN beziehen sich auf das *Haar* [...] [weitere die Kopfform und die Körpergröße]. [...] auch was das Sozialverhalten betrifft (etwa Geiz, Boshaftigkeit, Aggressivität, Feigheit). Sog. SatzN enthalten Verben und beschreiben Verhaltensauffälligkeiten und Aussprüche des ersten Namenträgers.[733]

Friedhelm Debus nimmt im Hinblick auf Beinamen an, „dass eine solche Art des Benennens generell der menschlichen Sinnesart entspricht, also zu allen Zeiten üblich gewesen ist".[734] Auch wenn die Modellierung als anthropologische Konstante kritisch zu diskutieren ist, scheint es sich doch um eine sehr grundlegende Praxis gegenseitiger Adressierung und Anerkennung als Subjekt zu handeln. Gerade im deutschsprachigen Kulturraum, lässt sich jedoch eine Periode identifizieren, in der die lange informelle Tradition der Beinamen aus spezifischen historischen Notwendigkeiten heraus eine Relevanzsteigerung und Institutionalisierung erfahren haben. Jacob und Wilhelm Grimm zitierend macht Debus die Verschränkung der informellen Tradition und die Gründe für die Institutionalisierung deutlich:

> „man hegt die ansicht, dasz zumal in Deutschland beinamen sehr spät entsprangen, um dem wirrwar gehäufter, gleichlautiger vor- und geschlechtsnamen zu begenen. freilich sind eine menge einfacher vornamen und geschlechtsnamen einmal beinamen gewesen; kaum aber zu glauben ist, dasz bildungstriebe kraftvoller beinamen, die wir neu waltend sehen, vorher müszig gelegen haben sollten, sie musten längst wuchern bevor man nöthig fand sie in urkunden aufzunehmen [...]."[735]

Wie von den Gebrüdern Grimm angedeutet und auch in der einschlägigen Literatur ausführlich beschrieben, wird die Notwendigkeit für (institutionalisierte) Beinamen (und Familiennamen) im deutschen Sprachraum vor allem durch zwei Entwicklungen begründet: Zum einen kamen seit dem 12. Jahrhundert christliche Namen auf, die im Vergleich zu den germanisch geprägten und damit immer schon zweigliedrigen Namen nur begrenzte Variationen zuließen. Debus spricht von einer „tiefgreifende[n] Wende in der Namensgebung von der Vielfalt germanisch-altdeutscher Namen hin zur Begrenztheit der Heiligen- und biblischen Namen seit

---

732 | Vgl. Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012): *Namen*, S. 146f., sowie Debus (2012): *Namenkunde und Namengeschichte*, S. 110ff.

733 | Vgl. Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012): *Namen*, S. 155 (Herv. im Original; dort fett).

734 | Debus (2012): *Namenkunde und Namengeschichte*, S. 104. Vgl. exempl. auch Kohlheim, Rosa (1995a): Typologie und Benennungssysteme bei Familiennamen: prinzipiell und kulturvergleichend. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold/Löffler, Heinrich/Steger, Hugo/Zgusta, Ladislav (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 1247-1259.

735 | Grimm 1858, S. 355 zit. n. Debus (2012): *Namenkunde und Namengeschichte*, S. 104.

dem 12. Jh. mit der Folge gehäuft auftretender *Gleichnamigkeit*“.[736] Aus diesem Grund wurden „zahlreiche Beinamen zur Unterscheidung notwendig. Diese Beinamen haben dann über die Charakterisierung hinaus die Funktion der Identifikation besessen.“[737] Zugleich kam es zu einer allgemeinen Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsverdichtung und -mobilität in Städten:

> An *Gründen für das Aufkommen der BeiN und FamN* wurde oben mit der gefährdeten *Monoreferenz* ein linguistischer (sprachlicher) Grund geltend gemacht. Dieses Problem verschärfte sich durch äußere Faktoren, wie *Bevölkerungszunahme* (die zu benennenden Objekte wurden zahlreicher) und *Bevölkerungsverdichtung*: Durch Städtebildung konzentrierten sich mehr Menschen an einem Ort, womit die Anforderungen an ein funktionstüchtiges Onomastikon wuchsen. Hinzu kam *steigende Mobilität*: Handwerker sowie Händler (oft „überzählige“ Söhne, die den Hof verlassen mussten) wanderten ab und suchten sich andernorts Arbeit (*Defamilisierung*). Außerdem trugen *Adel und Oberschicht* schon sehr früh (ab dem 12. Jh.) FamN, um Besitz und Erbansprüche zu kennzeichnen. Die Bürger imitierten später diese prestigebesetzte Praxis. Auch führte das rom. *Ausland*, mit dem man Handel trieb (Italien, Frankreich), schon früh FamN. Daneben nahm die *Verwaltung* zu (Regelung von Erbe, Eigentum, Transaktionen, Gerichtsverfahren, Erhebung von Steuern), die in ihren Texten (Urkunden, Verzeichnisse, Steuerlisten) absolute Eindeutigkeit erforderte. Kirchlicherseits kamen Tauf-, Trau- und Sterberegister auf. Nicht zuletzt befriedigten FamN das Bedürfnis nach *Anzeige familiärer Zugehörigkeit*.[738]

Von den informellen Praktiken der Beinamensgebung lässt sich vor diesem Hintergrund eine Brücke schlagen zu den Registrierungspraktiken, wie sie oben im Hinblick auf Kirchenbücher, Melderegister etc. beschrieben wurden. Ganz in diesem Sinne war Debus zufolge eine „Voraussetzung für die Einführung fester Familiennamen unter der breiten Masse der Bevölkerung […] schließlich die ‚Verschriftlichung‘ des Zivilrechts, der Ausbau der Stadtverwaltung, die Anlage von Steuerlisten und Bürgerverzeichnissen“.[739] In einer Untersuchung des mittelalterlichen Regensburg arbeitet Rosa Kohlheim verschiedene juristische und verwaltungstechnische Faktoren dieser Entwicklung an einem konkreten Beispiel heraus:

> Diese Entwicklung tritt z. B. in einer Verkaufsurkunde (ca. 1170) zutage: Vier von den elf Zeugen heißen *Haeinricus*. Aufgrund ihrer BN konnten *Haeinricus de Fovea* und *Haeinricus de Pentlinge* jederzeit leicht identifiziert werden, nicht jedoch die zwei einnamigen Zeugen, die gerade den damals in Regensburg häufigsten RN trugen. – Dieser Verlust der „Funktionsfähigkeit des anthroponymischen Systems der Einnamigkeit“ konnte allerdings durch eine im bisherigen Namensystem vorhandene, bis zum 12. Jahrhundert jedoch nur gelegentlich genutzte Möglichkeit der näheren Personenkennzeichnung kompensiert werden, und zwar indem die in germ. und ahd. Zeit vereinzelt vorkommenden, rein individuellen BN sich allmählich zum „hierarchischen Hauptglied“ des PN entwickelten. So stellt das Aufkommen der Doppelnamigkeit einen systeminternen Ausgleichsmecha-

736 | Debus (2012): *Namenkunde und Namengeschichte*, S. 104 (Herv. im Original; dort fett).
737 | Ebd. (Herv. im Original).
738 | Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012): *Namen*, S. 146 (Herv. im Original; dort fett).
739 | Debus (2012): *Namenkunde und Namengeschichte*, S. 117.

> nismus dar, der durch systemexterne Einflüsse – die gesellschaftliche Entwicklung, die Bevölkerungskonzentration in den Städten, das namengeberische Vorbild der Romania u. a. – ausgelöst wurde.[740]

Dass Kohlheim eine Verkaufsurkunde als Beispiel dient, macht deutlich, dass die Problematik der Gleichnamigkeit insbesondere in ökonomischen und juristischen Verwaltungszusammenhängen und anhängigen Speichermedien zum Tragen kam. Im Beispiel geht es um das Aufgeschriebenwerden und die damit einhergehende juristische Zurechenbarkeit, mithin eine rechtliche Subjektivität. Die nicht hinreichend eindeutig gekennzeichneten Personen namens *Haeinricus* büßen mit ihrer Gleichnamigkeit einen Teil ihrer Handlungsfähigkeit als Rechtssubjekt ein.

Welche Schlüsse lassen sich aus diesem kurzen theoretischen und historischen Exkurs zur Namensgebung im Hinblick auf die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs ziehen? Die eigenschaftsbezogene Identifikation mittels Merkmalen, so ließe sich argumentieren, kann eine Ausdifferenzierung und Relevanzsteigerung erfahren, wenn sich die Zahl der identifizierbaren Elemente derartig erhöht, dass die bisherigen Verfahren an systematische oder pragmatische Grenzen geraten und/oder auf einer anderen Ebene Identifizierungsmöglichkeiten wegfallen. Gleichzeitig gibt es weitere Faktoren, wie ökonomische und juristische Verfahren, die ebendiese Identifizierung allererst notwendig machen.

Adressen

Vor diesem Hintergrund wird ersichtlich, dass auch die Zweinamigkeit systematische Kapazitätsgrenzen besitzt, nach deren Überschreitung Monoreferenzialität bzw. eindeutige Auffindbarkeit nicht mehr sichergestellt werden kann und weitere Merkmale hinzugenommen werden müssen. Wie Rudolf Stichweh konstatiert, entstehen aus „Eigennamen […] im Lauf der soziokulturellen Evolution komplexe Adressen, in die immer neue Informationen eingehen: eine Stadt, ein Land, eine Straße, eine Hausnummer, ein Arbeitsplatz, eine Telefonnummer, eine EMail-Adresse, eine Homepage und anderes mehr“.[741] Die Postanschrift aus Name, Wohnort, Straße und Hausnummer ist hier sicher ein plakatives Beispiel – und auch hier sind wieder enge Bezüge zur Verwaltung in Form von Melderegistern, Ausweisen etc. vorhanden. Die Adresse ist dabei nicht nur pragmatische Zustellungsermöglichung, sondern auch Bedingung juristisch-verwaltungstechnischer Existenz. Für Bernhard Siegert bedeutet die standardisierte

---

740 | Kohlheim, Rosa (1995b): Entstehung und geschichtliche Entwicklung der Familiennamen in Deutschland. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold/Löffler, Heinrich/Steger, Hugo/Zgusta, Ladislav (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 1280-1284, hier S. 1281 (Herv. im Original).

741 | Stichweh, Rudolf (2001): Adresse und Lokalisierung in einem globalen Kommunikationssystem. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Eckhardt, Schumacher (Hg.): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont, S. 25-33, hier S. 27.

Postanschrift, die z. B. in Berlin 1806 eingeführt wurde[742], gar den Übergang „zu einer neuen Logik der Identität", die „nicht länger eine Frage der biografischen Tiefe, sondern eine Frage der Zustellbarkeit" sei.[743] Diese Zustellbarkeit wird Siegert zufolge zum Synonym der Person selbst und er führt weiter aus: „Wir existieren im Sinne des Gesetzes, solange unter der Adresse, die die Macht gespeichert hat, nur ein Briefkastenschlitz zu finden ist. Daher ist der Entzug der Zustellbarkeit, der Zugriffsmöglichkeit auf den Schlitz in der Tür, ein Verstoß gegen die fundamentalen Ordnungsgesetze der Existenz. Die Entbergung unseres Seins als Adressen ist folglich Geschäft der Polizei."[744] Wie Hartmut Winkler im Anschluss an Siegert unterstreicht, geht mit der Teilhabe am derart gestalteten Postsystem eine spezifische Subjektpositionierung einher, die Auffindbarkeit mittels Adressen erfordert:

> Um für den Postboten erreichbar zu sein, müssen die Subjekte über eine Adresse verfügen; das Postsystem fixiert die Subjekte an bestimmten Orten und macht sie auffindbar, was Siegert mit den Disziplinierungs- und Anti-Vagabondagestrategien, die Foucault untersucht hat, in Verbindung bringt. Die Entwicklung des Postsystems geht mit derjenigen des polizeilichen Meldewesens Hand in Hand, wobei die Besonderheit wäre, daß das Postsystem nicht mit repressiven Mitteln durchgesetzt werden muß, weil es auf die Kommunikationsbedürfnisse der Betroffenen selbst sich stützen kann.[745]

Vor dem Hintergrund dieser Besonderheit betont Winkler – hergeleitet über semantiktheoretische Erörterungen – in Abgrenzung und Ergänzung zu Siegert eine Perspektive, die Adressabilität gewissermaßen als Selbsttechnologie veranschlagt:

> In gewisser Weise wäre diese Vorstellung Siegerts Bezugspunkt, Foucault, sogar näher als Siegert selbst; geht es Foucault doch gerade darum, den Automatismus im Funktionieren der Disziplinen zu zeigen, den Übergang von obrigkeitsstaatlicher Intervention zu einer Selbstregulierung der gesellschaftlichen Apparatur wie der Subjekte, die dieses ‚Selbst' allererst hervorbringt und keineswegs weniger machtgesättigt als die Ausgangskonstellation ist. Siegerts Argument zur Post, dies wäre mein Einwand, bleibt zumindest nach einer Seite hin dem intervenierenden Staat verhaftet. Zu zeigen eben wäre nicht allein, daß die staatliche Post die Adressierbarkeit der Subjekte verlangt, sondern daß und warum die Subjekte ‚selbst' Briefkastenschlitze in ihre Mahagonitüren sägen.[746]

---

742 | Vgl. Siegert, Bernhard (1993): *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post. 1751-1913.* Berlin: Brinkmann und Bose, S. 106.
743 | Ebd., S. 126.
744 | Ebd., S. 127. Geoffrey Winthrop-Young schriebt mit ganz ähnlicher Stoßrichtung „The postal circuit, in other words, is closed; it does not operate according to pre-existing external identities and it processes environmental input on its own terms, that is to say, it does not base its deliveries on the intention of the correspondents. Since it is only a biased act of observation that interprets the delivery as the delivery of identity, it is a delusion to believe that identity precedes addressing and delivery. In short, without a mailbox at the North Pole, there is no Father Christmas […]." Winthrop-Young, Geoffrey (2002): Going Postal to Deliver Subjects: Remarks on a German Postal Apriori. In: *Angelaki. Journal of the Theoretical Humanities*, 7 (3), S. 143-158, hier S. 143.
745 | Winkler, Hartmut (2004c): Übertragen – Post, Transport, Metapher. In: Fohnnann, Jürgen (Hg.): *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Stuttgart/Weimar, S. 283-294, hier S. 285.
746 | Ebd., S. 294.

Die Anspielung auf die Mahagonitüren geht dabei auf ein anekdotisches Zitat bei Siegert zurück, in dem sich ein Marquis darüber echauffiert, seine schöne Mahagonitür durch das Hineinsägen eines Schlitzes zu entstellen.[747] Damit ist eine ähnliche Frage adressiert, die die vorliegende Arbeit auch für das Profilierungs-Dispositiv stellt: Wieso profilieren wir uns bereitwillig und ‚sägen damit selbst einen Schlitz in unsere Privatsphäre'? Zum Teil, und insofern ist die Frage nach der Postadresse für die Genealogie produktiv, könnte eine gemeinsame Antwort im Bedarf nach dem Anschluss an ein Kommunikationssystem liegen, der nicht nur die Einnahme einer bestimmten Subjektposition erfordert, sondern diese erst ermöglicht und attraktiv erscheinen lässt, im Vergleich mit vorhergehenden jedoch nur durch einen ‚fühlbaren Eingriff'[748] zu haben ist. Im Kontext von Profilen und Privatheit geht Fabian Pittroff passend dazu aus systemtheoretischer Perspektive von einem Persönlichkeitsmodell aus, das sich unter anderem über Adressierbarkeit konstituiert und also, so könnte man folgern, aus Eigeninteresse existenziell auf bestimmte ‚Eingriffe' angewiesen ist.[749] Andrea Allerkamp verweist mit ganz ähnlicher Stoßrichtung auf Althussers Konzept der Interpellation, die immer auch ein „Versprechen der Anerkennung" impliziere, „das den Preis der Schuld rechtfertigt"[750]. „Der Akt der Anerkennung" so Allerkamp weiter „wird zu einem Akt der Konstitution; die Anrede ruft das Subjekt ins Leben".[751]

Wie bereits Siegert konstatiert, abstrahiert die postalische Adresse jedoch auch von der adressierten Person und macht deren Merkmale, ja teils sogar ihren Namen irrelevant. So lange der Briefkastenschlitz postalisch hinreichend eindeutig adressierbar ist, ist egal, für wen dahinter der Brief eine Bedeutung hat. Was Stichweh jedoch unter dem Begriff der ‚komplexen Adressen' beschreibt, ließe sich als Überlagerung verschiedener Adressräume modellieren, die zwar durch die Überlagerung Redundanz erzeugen, aber so auch aneinander anschlussfähig werden. So können, wie Stichweh argumentiert, die

> verschiedenen Komponenten einer solchen komplexen Adresse […] einander als Zugangspunkte in gewissem Umfang vertreten: Man kann unter bestimmten Umständen, die rechtlich umstritten sein können, Telefonnummern nutzen, um Eigennamen zu recherchieren; wenn einen ein Unfallgegner hinsichtlich Namen und Versicherung getäuscht hat, gibt es immerhin noch das Automobil-Kennzeichen als verwertbare „Access Information".[752]

Und an dieser Stelle kommt nun das Profil-Konzept auf einer weiteren Ebene zum Tragen – denn der Ort, an dem die Überlagerung von Adressen stattfindet, lässt sich als Profil modellieren. Profile sind in der Lage, verschiedene Adressräume und Kommunikationssysteme miteinander zu integrieren – wie Stichweh formuliert: „Die Adresse ist von jeder ihrer Komponen-

---

747 | Vgl. Siegert (1993): *Relais*, S. 125f.
748 | Vgl. Winkler (2004c): Übertragen, S. 285.
749 | Vgl. Pittroff, Fabian (in Vorb.): Profile als Labore des Privaten. In: Degeling, Martin/Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann, Bianca (Hg.): *Profile.* Lüneburg: Meson Press.
750 | Allerkamp, Andrea (2005): *Anruf, Adresse, Appell. Figurationen der Kommunikation in Philosophie und Literatur.* Bielefeld: Transcript, S. 55f.
751 | Ebd.
752 | Stichweh (2001): Adresse und Lokalisierung, S. 27.

ten aus recherchierbar“.[753] Genau darin, so lässt sich argumentieren, liegt ein Grund des Unbehagens, mit dem Profile bisweilen einhergehen: Sie durchmischen vormals getrennte Kommunikationssysteme und ermöglichen jenen, die Zugriff auf das Profil haben, Grenzen zu überschreiten. Informationen aus einem der Kommunikationsräume können dabei in den anderen genutzt werden, sofern in diesen eine Adressierung möglich ist. Dazu nochmal Stichweh:

> Man kann die Effekte dieser Umstellung beispielsweise in der Kommunikation mit Call-Centers studieren. Diese weigern sich beharrlich, den angebotenen Eigennamen zur Kenntnis zu nehmen, weil dieser keine eineindeutige Identifizierung erlaubt. An die Stelle des Eigennamens treten Zugangsnummern, Kundennummern und ähnliche Indizes. Sobald die Identifizierung auf diese Weise gelungen ist, wird man aber, als sei man persönlich bekannt, mit einem gewissen Überraschungseffekt mit dem Eigennamen begrüßt, und das kommunikative Gegenüber weiß dann – abhängig von der Leistungsfähigkeit seiner Software – tatsächlich relativ viel über den Anrufer.[754]

Hier wird die zweite der oben voneinander unterschiedenen Perspektiven relevant: Nun geht es nicht mehr um die Identifizierung auf Grundlage einer hinreichend eindeutigen Kombination aus Merkmalen, sondern um die Attribuierung auf Grundlage einer bestehenden Identifikation. Denn eine Kundennummer ist eben keine Merkmalskombination, sondern eine Art ‚Zeiger‘, der seinerseits auf einen Datensatz verweist, in dem Merkmale abgelegt sein können. Vor dem Hintergrund des oben bereits angeführten Zitats von Vismann lassen sich derartige Nummern als Element in Registern verstehen, die ihrerseits auf Akten verweisen: „Von einem selbständigen, integralen System der Aufzeichnung bleibt Registern allein die Funktion des Verweisens. Sie sind Zeiger oder *pointer*, wie in der Computersprache die Daten genannt werden, die ausschließlich aus einer Adresse bestehen“.[755]

Auf ganz ähnliche Weise funktionieren auf technischer Ebene viele der Adressierungen im Internet. Grundlage hierfür bildet das Internetprotokoll, das mit arbiträren Adressen aus 32-Bits operiert. Bemüht man das ‚Open Systems Interaction Model‘, kurz: ‚OSI-Modell‘ (s. Abb. 66), das die Kommunikation vernetzter Computer in sieben Layer einteilt, lässt sich diese Form der Adressierung auf dem dritten Layer einordnen. Adressierung zwischen miteinander kommunizierenden Systemen funktioniert aus dieser Perspektive auf der Ebene des Netzwerks. Da die Ebenen im OSI-Modell die jeweils anderen ‚blackboxen‘ und so indifferent gegenüber deren Inhalten und Ausformungen sind, ist Adressierung hier universell und selbstbezüglich. Wie Christoph Neubert vor diesem Hintergrund schreibt, verweisen also „Adressen […] in der Regel zunächst auf Adressen“ – und er pointiert: „In Anlehnung an McLuhan: Die Adresse ist die Botschaft“.[756]

---

753 | Stichweh (2001): Adresse und Lokalisierung, S. 27.
754 | Ebd.
755 | Vismann (2000): *Akten*, S. 170ff.
756 | Neubert, Christoph (2001): Elektronische Adressenordnung. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont, S. 34-63, hier S. 34 und 58.

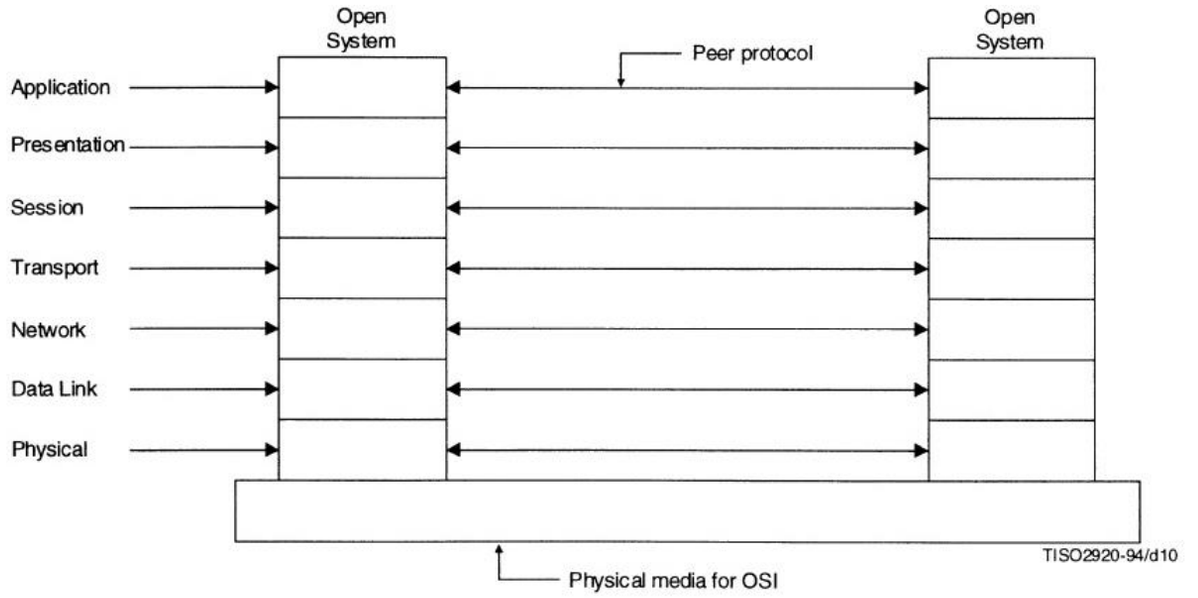


Abbildung 66: Schematische Darstellung des OSI-Modells

Bezieht man die Indifferenz der Adressierung nun auf die höheren Layer des OSI-Modells, auf denen konkrete Anwendungen und Repräsentationen, mithin Referenzen auf Objekte und Subjekte implementiert sind, dann (und nur dann) ist Stichwehs Befund zuzustimmen: „Adressen von Personen und Adressen von Computern unterscheiden sich im Internet nicht.“[757] Auf der Ebene der Oberflächen kommt es aus dieser Perspektive zu einem Phänomen, das Stichweh als „Verwischung der Grenzen zwischen verschiedenen Kategorien von Adressen“[758] bezeichnet. Während sowohl Personen als auch Objekte also technisch unterschiedslos über abstrakte und (zumindest temporär) eindeutige Adressen Identifiziert werden, braucht es auf der Oberfläche Repräsentations- und Ordnungsstrukturen, die eine entsprechende Differenzierung wieder einführen. Als eine solche Struktur im Kontext der Adressierung von Personen kann auch das Profil-Konzept veranschlagt werden, das sich in computerbasierten Medien u. a. deshalb für diese Funktionsstelle eignet, da es – wie die historische Rekonstruktion bis hierhin schon zeigen konnte – genealogisch eng mit Verwaltungstechniken und entsprechenden Apparaten verknüpft ist und gleichzeitig eine vertraute Repräsentationsform darstellt.[759] Bezogen auf die Adressierung leistet das Profil eine Verknüpfung von der abstrakten (technischen) Adresse mit dem konkreten Subjekt, indem es Merkmale versammelt, die auf es zutreffen und einen Abgleich ermöglichen – ganz so, wie eine Personalausweisnummer zwar verwaltungstechnisch eindeutig das Rechtssubjekt identifizieren und adressieren kann, eine Identitätsprüfung im Sinne der Authentifizierung eines Gegenübers als eben jenes Rechtssubjekt jedoch der auf dem Personalausweis gelisteten Merkmale bedarf.

---

757 | Stichweh, Rudolf (2001): Adresse und Lokalisierung, S. 31.

758 | Ebd.

759 | Vgl. auch Othmer, Julius/Weich, Andreas (2013b): Lost in Digitalisation? Profiles as Means of Orientation in Computer Based Media. In: Eckel, Julia/Leiendecker, Bernd/Olek, Daniela/Piepiorka, Christine (Hg.): *(DIS)ORIENTATION – (Dis)Orienting Media and Narrative Mazes*. Bielefeld: Transcript, S. 55-71.

Authentifizierung

Vor diesem Hintergrund ist für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs auch ein Blick in die Geschichte von Authentifizierungspraktiken und -techniken lohnenswert. In seiner Studie *Der Schein der Person* hat der Historiker Valentin Groebner einen erheblichen Beitrag zur Historisierung des Verhältnisses zwischen Personen und ihren papiernen verwaltungstechnischen Repräsentationen geleistet. Neben Fahndungstechniken, auf die später noch zurückzukommen sein wird, geht es ihm um Dokumente wie „Geleitbriefe, Empfehlungsschreiben und Pässe", die „in Gegenwart der Person über sie Auskunft geben sollten".[760] Idealtypisch beschreibt er die damit verbundenen Praktiken folgendermaßen: „Die Person zeigte ein Dokument vor, das über sie selbst berichtete und sie sozusagen verdoppelte – auf Wachstafeln, Pergament oder Papier."[761] Während mittelalterliche Geleitbriefe zumeist eher als herrschaftlich-aristokratische Requisiten zu veranschlagen waren, wurden ausweisende Dokumente ab der Frühen Neuzeit im Kontext zunehmender Verwaltung zu einer bürokratischen Notwendigkeit für räumliche Mobilität.

> In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden in Italien, Frankreich und in der Eidgenossenschaft neue Formen von Bescheinigungen einer Person. Im Gegensatz zu älteren Geleitbriefen waren sie nicht mehr Privileg, sondern Pflicht. Mit diesen Dokumenten wurde im frühneuzeitlichen Europa nicht nur Reisen zu einer Frage der richtigen Papiere. Mit ihnen entstand eine neue Fiktion, nämlich die der Ordnung einer unordentlichen Welt durch ihre möglichst vollständige schriftliche Erfassung und Verwaltung.[762]

Damit lassen sich von der Authentifizierung genealogische Querbezüge zu Verwaltungstechniken und den oben bereist behandelten Registraturen herstellen. Groebner stellt derartige Bezüge – sogar in medienarchäologisch imprägniertem Vokabular – auch selbst explizit her: „Was all diese Dokumente [Geleitbriefe und Pässe] von ihren spätantiken und frühmittelalterlichen Vorläufern unterschied, war ihre Verknüpfung mit den expandierenden Aufschreibesystemen seit dem 12. und dann vor allem im 13. Jahrhundert."[763] Damit meint er, wie oben im Hinblick auf die Registraturen bereits zitiert, die Register, die zu dieser Zeit in den italienischen Städten als „bürokratische Innovation" Einzug hielten und in denen „eben auch Bescheinigungen über Identität […] verzeichnet wurden".[764] Wie Christoph Engemann, zwar mit Gegenwartsbezug aber dennoch übertragbar, beschreibt, hängen Ausweis und Register im Rahmen juristischer Authentifizierung und Existenzbehauptung unmittelbar miteinander zusammen: „Dem Eintrag in das Geburtenbuch korrespondiert die Geburtsurkunde. Sie ist eine Kopie der Einträge im Geburtenbuch und allein dieses Korrespondenzverhältnis macht sie gültig. Eine Geburtsurkunde ohne zugehörigen Registereintrag ist aller Wahrscheinlichkeit nach

760 | Groebner (2004): *Der Schein der Person*, S. 112.
761 | Ebd.
762 | Ebd., S. 10.
763 | Ebd., S. 114.
764 | Ebd.

eine Fälschung.“[765] Wie der Historiker Miloš Vec konstatiert, ist „Identifikation […] nur als Wiedererkennung möglich. Man mußte ein älteres Register, eine Sammlung, eine Datenbank haben. Ein Abgleich mit einem Bestand ist nur möglich, wo auch ein Bestand vorhanden ist“.[766] Bezogen auf das Profilierungs-Dispositiv wird folglich der zentrale Stellenwert von Registraturen ersichtlich: Register wie jene von Facebook oder Amazon bieten eben jene Bestände, jene Datenbanken auf deren Grundlage Identifikationsabgleiche erst möglich werden.[767]

Wie Susanne Regener herausarbeitet, ist die Notwendigkeit zur Ausweisung der eigenen Identität im 19. Jahrhundert mit dem Aufkommen von Kontrollregimen verknüpft, die ihrerseits auf eine gesteigerte Mobilität und Anonymität reagieren.[768] Vec zufolge ließ neben „der Bevölkerungszunahme […] auch die Urbanisierung im Gefolge der Industriellen Revolution die Städte wachsen und erzeugte das subjektive Gefühl von Unübersichtlichkeit und Gefährdung durch das in ihrem Schatten wachsende Verbrechen. Der Wunsch nach zuverlässigen Verfahren der Personenidentifikation bekam dadurch neue Nahrung“.[769] Die gleichen Faktoren hatten im Rahmen der Strafverfolgung bereits zu Registraturen von StraftäterInnen und deren standardisierten Erfassungen z. B. im Rahmen der Bertillonage geführt (s. a. Kapitel 3.2) und gegenwärtige Diskurse zur Registratur von Geflohenen betreffen ganz ähnliche Herausforderungen. Über polizeiliche Kontrollregime, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland durch die Einführung von Passkarten systematisiert wurden[770], schreibt Regener in diesem Sinne:

> Identität ist in dieser historischen Situation eine Konstruktion polizeilicher beurteilender Einschätzung, mit der prognostisch eine Unbescholtenheit in die Zukunft projiziert und in Form einer Identitätskarte nachweisbar wird. Diejenigen, denen dieser Identitätsnachweis (oder andere Reisepapiere) verweigert wurde, konnten angehalten und verhört werden; sie waren den Behörden tendenziell verdächtig. Im Fahndungsblatt ist die Frage nach der Identität an die Strafverfolgung gekoppelt. War man hier erst registriert, war der Identitätsnachweis automatisch negativ konnotiert. […] Die Prädizierung von Identität erfolgte durch die Polizei und konnte, wie oben veranschaulicht, entweder positiv („sicher“ und „zuverlässig“) oder negativ („in irgend einer Beziehung anrüchig oder ungeeignet“) ausfallen.[771]

Das Vorhandensein eines Ausweisdokuments und eines korrespondierenden Eintrags in einem Register kann also gleichermaßen eine prekäre, wie eine legitime Existenz anzeigen. Vor die-

---

765 | Engemann (2013): Write me down, make me real, S. 206.
766 | Vec (2002): *Die Spur des Täters*, S. 85.
767 | Interessant ist hier, dass wie schon bei Kretschmers konstitutionstheoretischen Analysen laut Vec derartige Bestände in erster Linie aus „Insassen der Strafanstalten, Zwangsarbeits- und Besserungsanstalten“ (ebd., S. 85f.) bestanden, während heute eine Art allgemeines Register den Großteil der Bevölkerung beinhaltet.
768 | Vgl. Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 92f sowie S. 100.
769 | Vec (2002): *Die Spur des Täters*, S. 6.
770 | Vgl. Fahrmeir (2012): Too Much Information?, S. 102f.; Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 93.
771 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 92f.

sem Hintergrund betont Galton, der in seinem anthropometrischen Labor gewissermaßen eine freiwillige Registrierung der eigenen authentifizierungsrelevanten Merkmale anbot,

> the help that the registration of the measures might hereafter give to identification. Rouges had better avoid such places, but respectable people who may possibly at some future time desire to have their identity proved, or at least their presumed identity with some other undesirable personage disproved, might reasonably go to the laboratory to secure the necessary evidence. […] They are relied upon as guides to identification in the criminal administration of France, according to the method of M. Alphonse Bertillon. The prints of the thumbs or fingers also afford a singularly exact means of identification. I now always cause the thumb-prints to be taken at my laboratory, party for that reason.[772]

Dieses Zitat belegt augenscheinlich die Interoperabilität zwischen Bevölkerungsstatistik, Eugenik, individueller Selbstvermessung und polizeilichen Authentifizierungstechniken, die mittels des Profil-Konzepts hergestellt wird.

Anschließend an die bisher aufgezeigten Zusammenhänge soll nun das Verhältnis zwischen Papier und Person in den Fokus gerückt werden. Im Kern geht es dabei um Merkmale einer Person, die auf einem legitimatorischen Schriftstück angegeben sind und im Zuge einer Authentifizierung ‚am lebenden Objekt' auf Übereinstimmung hin überprüft werden können. Ein Beispiel – das ausnahmsweise ganz ohne eine dahinterliegende Registratur auskommt – sind die so genannten ‚Punch Photographys' auf Bahnfahrkarten im 19. Jahrhundert. In der einfachsten Form wurden dabei idealtypische Gesichtsdarstellungen von Männern mit verschiedenen Bärten und Frauen mit verschiedenen Hüten abgebildet und beim Kauf einer Karte das Bild mit einem Loch markiert, das dem Käufer/der Käuferin am ähnlichsten sah und das Alter relativ zur Marke ‚40' eingestanzt. So konnte vermieden werden, dass Tickets übertragen wurden oder gestohlene Tickets genutzt wurden (s. Abb. 67).

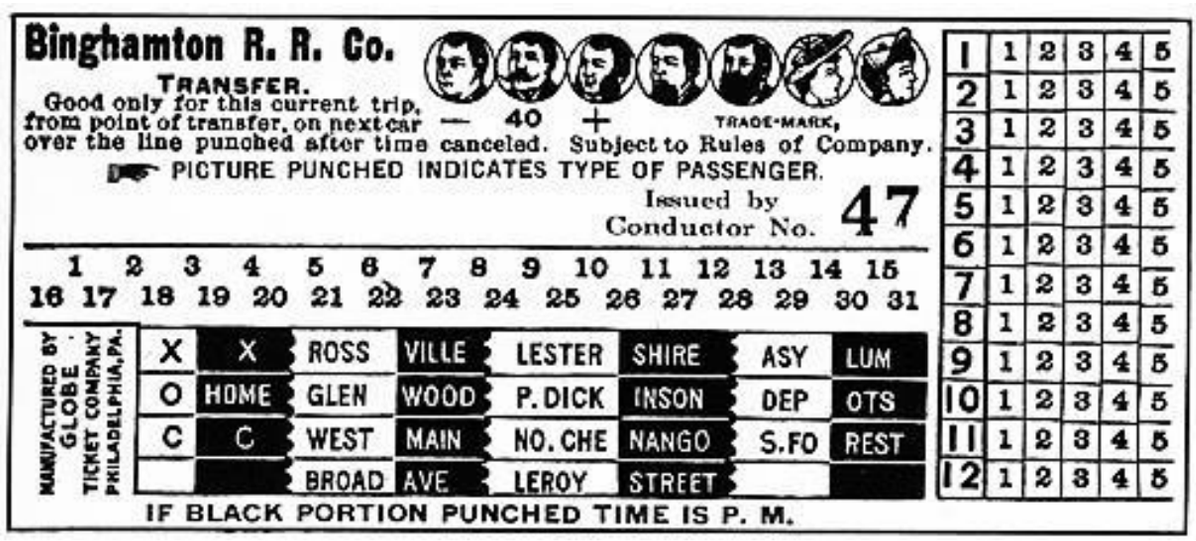


Abbildung 67: ‚Punch Photography' (19. Jahrhundert)

772 | Galton (1890): Why do we measure mankind?, S. 239.

In avancierteren Konzepten, wie einem, das 1888 patentiert wurde, waren einzelne Merkmale wie Haar- und Augenfarbe, Größe, Statur und an die Temperamentenlehre erinnernde ‚Complexions' sowie eine bestimmte Auswahl deren möglicher Ausprägungen in Feldern abgedruckt, die dann je nach Passagier individuell zu einer groben Personenbeschreibung durch entsprechende Lochungen zusammengestellt werden konnten (s. Abb. 68).

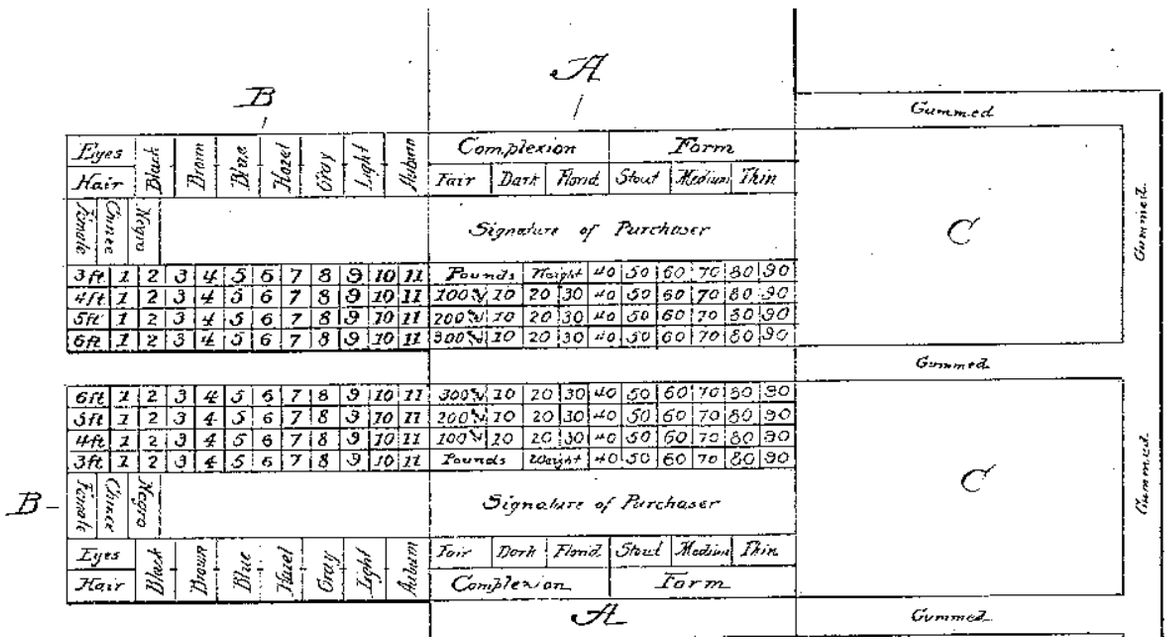


Abbildung 68: Ausschnitt aus dem Patent für ein Bahn-Ticket mit ‚Punched Photograph' (1888)

Dass Herman Hollerith einer verbreiteten Anekdote nach aus derartigen Fahrkarten die Inspiration zu seinen Lochkarten erhalten haben soll[773], mag man ins Reich der Legenden verbannen oder nicht – Fakt ist, dass hier bereits räumliche Codierungen auf einer Karte in Merkmale übersetzt wurden. Wichtiger ist an dieser Stelle jedoch ein anderer Aspekt: die Rolle des Körpers als Referenz für Authentifizierungsprozesse. Auch an der Bertillonage lässt sich sehr gut verdeutlichen, welch zentrale Rolle der erfasste Körper spielt. Wie Travis Hall unter Bezugnahme auf Simon Cole konstatiert, zielte Bertillon auf eine Übersetzung des Körpers ab:

> As stated by Simon Cole, „Bertillon envisioned nothing less than the complete reduction of human identity to a language of notations which could be organized and accessed at will." Bertillon's system studiously removed the individual from their social context, seizing instead on those aspects of the individual's material body that can be transformed into standardized language and numerical values.[774]

773 | Auch Beniger greift die erwähnte Anekdote auf: „Hollerith himself named the railroad as the inspiration for his recording of information about people on punched cards: ‚I was traveling in the West and I had a ticket with what I think was called a punch photograph [...] the conductor [...] punched out a description of the individual, as light hair, dark eyes, large nose, etc. So you see, I only made a punch photograph of each person' (the punched photograph discouraged vagrants from stealing passengers' tickets and using them as their own)." Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 412.

774 | Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 83f.

Der Körper, so die Annahme, ist im Hinblick auf viele Merkmale nur schwerlich manipulierbar und daher besonders gut für Authentifizierungspraktiken geeignet. Zentrale Kriterien sind dabei zum einen die Unveränderlichkeit der Merkmale und zum anderen deren Einzigartigkeit. In Bertillons Verfahren wird beiden insofern Rechnung getragen, als davon ausgegangen wird, dass die erhobenen Merkmale bzw. Körpermaße ab dem 21. Lebensjahr konstant bleiben und die Kombination aus elf Maßen statistisch gesehen hinreichend eindeutig ist.[775] Beide Kriterien sah Bertillon auch bei der Profilfotografie erfüllt. Wie schon Lavater den seitlichen Schattenriss als objektivste Darstellungsform veranschlagte, da sie einen festen Umriss zeigte, der sich nicht durch Mimik o.ä. verändern ließe, hielt Bertillon die Profildarstellung für die verlässlichste: „Die zwei Porträts, unter so verschiedenen psychologischen Zuständen aufgenommen, sind dermassen unähnlich, dass man sie für verschiedene Personen halten könnte, wäre nicht die Gleichheit der Linien, welche das Profil zeigt, massgebend.“[776] Die Authentifizierung bestand bei Bertillon in der erneuten Vermessung bzw. Abbildung des Körpers und dem anschließenden Abgleich zwischen dem bereits registrierten und dem just erstellten Abbild im Hinblick auf die erfassten Merkmale.

Trotz der anhand Galtons Labor aufgezeigten potenziellen Interoperabilität und der Tatsache, dass, wie Travis Hall feststellt, sich die Bertillonage zeitgleich mit den kriminologischen Forschungen Lombrosos etablierte[777], ging es Bertillon ausschließlich um eine bürokratische Authentifizierung. Vec weist explizit auf diesen Unterschied hin:

> Tatsächlich gab es im Verlauf der kriminaltechnischen Neuerungen einen Bruch zu einer markanten Strömung der biometrischen Forschung des 19. Jahrhunderts. Cesare Lombroso und seine Anhänger hatten gehofft, mittels Körpervermessung auch etwas über die Kriminalitätsdisposition ihrer Probanden zu erfahren. Das Ensemble von Einzelwerten sollte etwas über die individuelle Anomalie aussagen. […] Ganz anders nun die neuen Verfahren. Schon bei der Bertillonage las man erstaunlich wenig über mögliche Rückschlüsse, die das Datenmaterial vielleicht auf die kriminogenen Dispositionen erlauben könnte. Die Befürworter hielten sich strikt am bloßen Versuch der Identitätsermittlung fest. Auch die eifrigsten Verfechter jener Methoden, die seinerzeit die Kriminalistik revolutionierten, schwiegen vorsichtig über weitergehende Hoffnungen. Die waren Praktiker und kannten die technischen Grenzen der Verfahren.[778]

Das Profil wird in diesem Fall also jeglicher Bedeutung und Interpretierbarkeit enthoben und zum reinen Muster stilisiert, das es mit anderen abzugleichen gilt. Noch deutlicher wird diese Abstraktion im Fall der Daktyloskopie, die bereits Anfang des 20. Jahrhunderts die Bertillona-

775 | Vgl. hierzu Vec (2002): *Die Spur des Täters*, S. 31ff. und auch Hamann, Alexander (2007): *Geschichte(n) der Biometrie*. Studienarbeit an der HU Berlin. S. 14ff.; einsehbar unter: https://www2.informatik .hu-berlin.de/~ahamann/studies/Geschichte%28n%29_der_Biometrie.pdf; zuletzt eingesehen am 04.08.2015.
776 | Bertillon zit. n. Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 165.
777 | Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 81.
778 | Vec (2002): *Die Spur des Täters*, S. 96f.

ge ablöste.[779] Zwar wurden auch die Fingerabdrücke in Merkmale zerlegt, doch die Kapillarlinien weit weniger leicht mit Wesenseigenschaften korreliert als Schädelumfänge, Nasenformen oder sonstige physiognomisch-anthropometrische Merkmale. Und so verabschiedete sich laut Vec „[e]rst recht […] die Daktyloskopie von diesen biologistischen Erklärungen über kriminogene Eigenschaft des Individuums".[780] Wie Travis Hall formuliert, werden die Merkmale und insbesondere der Fingerabdruck zu einem ‚leeren Signifikanten' stilisiert, der keine Bedeutung außer seiner juristisch relevanten Eindeutigkeit hat: „In order to maintain the objectivity and distance required by the courts of its expert witnesses, Dactylscopy rejected any theories of reading heredity into ridge patterns (Galton, for one, had hoped that fingerprints would become a ‚biological coat of arms'), thereby turning fingerprints into an empty indexical signifier."[781] Gerade der Fingerabdruck wird zu einem eindimensionalen Kennzeichen – analog bzw. komplementär zu einer Nummer im Register. Gleichzeitig weist Hall unmissverständlich darauf hin, dass dieser leere Signifikant durch die oben bereits thematisierte Funktion als Zeiger auf einen umfassenderen und durchaus aus bedeutungsvollen Merkmalen bestehenden Datensatz in der Regel doch semantisch ‚gefüllt' wird, wie er am Beispiel eines Registrierungssystems verdeutlicht, dass das Verteidigungsministerium der USA ab 2004 im Irak eingeführt haben:

> Iraqi citizens applying for employment with the Coalition or the Iraqi government would have the following information attached to their biometric dossier:
> - Name: Surname, Family-Given (These data points shall be separate fields during data entry, however, to be concatenated to a single field for EFTS submission.)
> - DOB: Day Month Year or Day Month Year (Gregorian)(Moslem)
> - Birth Place: City Provinces * Country (Pull down tables will include Iraq, other ME countries, Coalition).
> - Blood Type
> - Tribes
> - Civil Affairs Number (mandatory with options for UNKNOWN or NOT IRAQI)
> - Age, Weight, Eyes color, Skin color, Height, Hair color, Gender
> - Unique Transaction Number
> - Reason for Inquiry
> - Family Information: Fathers Name, Civil Affairs Number; Mothers Name, Civil Affairs Number
> Mothers Father Name, Civil Affairs Number; Spouses, Civil Affairs Number; Children, Civil Affairs Number; Brothers, Civil Affairs Number; Sisters, Civil Affairs Number
> […] As evidenced here, the so-called „empty" identifiers: fingerprints, irises, and pictures, are quickly „filled" with biographical and geographical data.[782]

779 | Vgl. exempl. Kammerer (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen?, S. 34f. oder auch Hamann (2007): *Geschichte(n) der Biometrie*, S. 21ff.
780 | Vec (2002): *Die Spur des Täters*, S. 96f.
781 | Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 87.
782 | Ebd., S. 153f.

Diese Verknüpfung von ‚leerem Zeiger' und einem Datensatz ist jedoch kein Missbrauch, sondern konstitutiver Bestandteil biometrischer Identifikations- und Authentifizierungstechniken, wie Hall in einer schönen Formulierung auf den Punkt bringt: „Biometric data is only as useful as the information attached to it. A fingerprint without context is nothing but a smudge."[783] Die Verknüpfung mit einem solchen ‚context' ist nun als Verknüpfung mit einem Profil zu veranschlagen – gewissermaßen verweist also ein bedeutungsentleertes Profil als Kennzeichen und Zeiger auf ein weiteres, sehr bedeutungsträchtiges Profil dessen Bestandteil als ein Merkmal unter anderen es zugleich ist.

Eine ähnliche Konstellation ergibt sich hinsichtlich der in der Begriffsgeschichte thematisierten Nutzerprofile in Computersystemen: Der Log-In-Name und das Passwort – oder aber in jüngerer Zeit z. B. bei Apples iPhone kaum zufällig auch der Fingerabdruck – sind zunächst leere Zeiger, die auf ein Profil verweisen, das seinerseits Zugangs-, Lese- und Schreibberechtigungen oder auch personalisierte Softwareanpassungen beinhaltet. Genealogisch lässt sich dieses Konzept mindestens bis in die 1960er Jahre zurückverfolgen, in denen die ersten Time-Sharing Systeme eine Authentifizierung der unterschiedlichen NutzerInnen und eine damit einhergehende selektive Autorisierung für den Zugriff auf bestimmte Mails, Dateien und Programme zu gewährleisten.[784] Auch hier funktioniert der authentifizierende Zeiger nur dank eines in einer Art Registratur bereitgehaltenen Profils. In diesen ‚hinterlegten' Profilen kommen dann erneut jene Klassifizierungsprozesse zum Tragen, die oben beschrieben wurden. Gerade in Authentifizierungszusammenhängen geht es dabei häufig um Prozesse der Zugangskontrolle und dem Zu- oder Absprechen von Berechtigungen.

> Identifizierung nimmt in aller Regel zunächst die binäre Form berechtigt/nicht berechtigt an. Allerdings können aufgrund verfügbarer weiterer Differenzierungen innerhalb des technischen Systems, mit dem die Nutzer in Austausch treten, weitere Unterscheidungen getroffen werden. Dabei kann es sich um die Sortierung nach Kategorien der Kaufkraft, Konsumpräferenzen oder der Risikologik und Gefährlichkeit handeln.[785]

Wie auch im Hinblick auf die komplexen Adressen ausgeführt, ergibt sich dabei eine Interoperabilität durch die Möglichkeit von einem ‚Zeiger' in einer Domäne auf Profile in einer anderen zu gelangen. Gerade in Bezug auf eine zivile Proliferation polizeilicher Authentifizierungstechniken und -praktiken wird eine solche Durchdringung sowohl in wissenschaftlichen, wie in gesellschaftlichen Diskursen problematisiert – auch, da die Subjektpositionen der unterschiedlichen Domänen nicht miteinander vereinbar scheinen. Wie Vec rekonstruiert, scheiter-

---

783 | Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 149.

784 | Fano, Robert M. (1967): The Computer Utility and the Community. In: *IEEE: International Convention Record Part 12*, S. 30-34, online einsehbar unter http://www.multicians.org/fano1967.html; zuletzt eingesehen am 21.12.2015. Dank an Martin Schmitt für diesen Hinweis.

785 | Kreissl, Reinhard/Ostermeier, Lars (2011): Wer hat Angst vorm Großen Bruder? Datenschutz und Identität im elektronischen Zeitalter. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS. Verlag, S. 281-298, hier S. 294.

ten Pläne in den 1930er Jahren, Fingerabdrücke in zivilen Kontexten zur Authentifizierung zu nutzen genau aus diesem Grund:

> Das Bürgertum begriff sich selbst als anständig, von seiner sittlichen Lebensführung ging seinem Selbstbild zufolge keine kriminelle Bedrohung aus. Der Fingerabdruck schien ihnen bloß ein vorzügliches Mittel zur Kontrolle sozialer Randgruppen und zur Kriminalitätsbekämpfung zu sein. Eine Ausweitung der technisierten sozialen Kontrolle auf die Allgemeinheit, die das Fingerabdruckverfahren leicht leisten konnte, symbolisierte eine Verdächtigkeit, der man sich nicht unterstellen wollte. Für eine Aufnahme in die allgemeinen Ausweispapiere fehlte in der breiten Bevölkerung die kulturelle Akzeptanz.[786]

Auch in gegenwärtigen Surveillance-Studies wird die Nutzung polizeilicher Authentifizierungsverfahren, so lässt sich vermuten, vor diesem Hintergrund problematisiert, wie beispielsweise in einem Beitrag von Aldo Legnaro:

> Deswegen scheint es weniger bezeichnend für den Trend der heutigen Entwicklung, Asylbewerber, die sich illegal im Land aufhalten, oder Personen, die legal in die USA einreisen wollen, wie Kriminelle zu behandeln; bezeichnend ist vielmehr die Ausweitung einer erkennungsdienstlichen Technik auf alle Bürger, die derart zum Signum staatsbürgerlicher Zugehörigkeit wird. In der Bundesrepublik ist mit dem e-Pass (der momentan sukzessive eingeführt wird) und demnächst (ab 2010) mit dem e-Personalausweis, die beide biometrische Kennzeichen speichern, dann die letzter Stufe der Ausweitung (und zugleich eine moderne Form von Benthams Vision) erreicht.[787]

Legnaro betont weiterhin, dass die verschiedenen Bereiche

> nicht mehr gegeneinander abgeschottet, sondern verkoppelt, und es verwischen sich die Grenzen zwischen staatlichen Akten der Authentifizierung und ihrer kommerziellen Entsprechung. Denn der e-Personalausweis wird zudem – und das macht ihn der Scheckkarte noch ähnlicher – eine elektronische Signatur enthalten, die die Identifizierung bei Einkaufen im Internet vereinfachen soll. Wie praktisch, mithilfe eines staatlichen Ausweispapiers das Shopping zu erledigen: Der Personalausweis als eBay-Card und der Staat als Dienstleister von Konzernen. Solche Kongruenzen und Ähnlichkeiten indizieren nicht nur identische Funktionsweisen, sondern auch identische Funktionalitäten – stets geht es um Prozeduren der Zulassung an einer Grenze, wobei staatliche und marktförmige Grenzen in ihren Kontroll- und Zulassungssystemen konvergieren.[788]

Unabhängig von diesen Problematisierungen sind Techniken und Praktiken, wie sie bei der Bertillonage und der Daktyloskopie Anwendung finden, jedoch nicht nur im Hinblick auf die Feststellung der Authentizität anwesender Personen relevant, sondern auch für das Auffinden abwesender Personen.

---

786 | Vec (2002): *Die Spur des Täters*, S. 112.
787 | Legnaro, Aldo (2011): Biometrie: Auf der Suche nach dem fälschungssicheren Individuum. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 191-209, hier S. 194f.
788 | Ebd., S. 196.

Fahndung

Es gilt nun also eine Perspektivumkehr zu vollziehen, die uns wieder näher zur Frage der Auffindung bringt und nach der es um Praktiken der Fahndung geht, in denen z. B. der Fingerabdruck zur Spur und die Merkmale eines Menschen zum Muster werden, nach dem gesucht wird. Groebner beginnt seine Rekonstruktion von Fahndungspraktiken in der Frühen Neuzeit. Zentrale Medien sind dabei Steckbriefe und Registereinträge von flüchtigen StraftäterInnen, die jedoch weitestgehend noch ohne die Zusammenstellung von Merkmalen der gesuchten Personen auskommen: „Personenbeschreibungen im eigentlichen Sinn bleiben in den älteren Achtbüchern und Steckbriefen des 14. Jahrhunderts selten. Wenn der Rat der Stadt Erfurt einen Flüchtigen 1349 als einen Weißgerber beschrieb, der einen Mantel mit gelben Kleidersäumen trage, war das die Ausnahme. Detaillierte Beschreibungen erschienen erst in den Texten des ausgehenden 14. und frühen 15. Jahrhunderts.“[789] Die Merkmale, die für die Beschreibung genutzt werden, sind Groebner zufolge in erster Linie die Kleider, die „als zentrale Kategorie des individuellen Äußeren einer Person dienten“ und „auch in den sehr viel genaueren Registraturen des 15. und 16. Jahrhunderts unerlässlich [bleiben]. Zusammen mit kurzen Bemerkungen zur Haarfarbe bleiben sie das wichtigste Merkmal für das Aussehen einer Person.“[790] Steckbriefe haben dabei bis ins späte 18. Jahrhundert zumeist die Form eines Fließtextes, in dem die Merkmale in ganzen Sätzen aufgezählt werden.

> Steckbrief. Da der Baugefangene *Carl August Demmel*, gebürtig aus Großenhayn, 19 Jahr alt, Evangelisch, kleiner Statur, mit verschnittenen braunen Haaren, und besonders wegen verschiedener Schnitte und Schäden am Halse und der neuerlich verbrannten rechten Hand kenntlich, im Baukittel mit Schuh und Strümpfen, am 17. Juli. nebst dem wachthabenden Soldaten vom Zanthierschen Infanterieregiment, namens Gottlob Friedrich Herbst, entsprungen, und an dessen Wiedererlangung viel gelegen; als wird Jedermann ersuchet diesen Flüchtling im Falle er sich irgendwo betreten lassen sollte, zu arretiren, und deshalb Nachricht anhero gelangen zu lassen. Dresden, den 18. Juli 1793. Churfürstl. Sächs. Haupt-Zeughaus-Artilieriegericht daselbst.[791]

Ab dem 19. Jahrhundert wird die Personenbeschreibung oftmals auch von der Tatbeschreibung abgehoben, in eine Liste von Merkmalen und deren Ausprägungen formatiert und ggf. durch Zeichnungen oder Fotografien der Gesuchten illustriert (s. Abb. 69).

---

789 | Groebner (2004): *Der Schein der Person*, S. 55.
790 | Ebd., S. 58.
791 | Quelle: Deutsches Steckbrief Register (Herv. im Original): online einsehbar unter: http://home.foni.net/~herumstreifer/monat.htm; zuletzt eingesehen am 31.01.2016 (Herv. im Original; dort fett).

2493. Steckbrief.

Der hierunter signalisirte Georg Büchner, Student der Medizin aus Darmstadt, hat sich der gerichtlichen Untersuchung seiner indicirten Theilnahme an staatsverrätherischen Handlungen durch die Entfernung aus dem Vaterlande entzogen. Man ersucht deßhalb die öffentlichen Behörden des In- und Auslandes, denselben im Betretungsfalle festnehmen und wohlverwahrt an die unterzeichnete Stelle abliefern zu lassen.

Darmstadt, den 13. Juni 1835.

Der von Großh. Hess. Hofgericht der Provinz Oberhessen bestellte Untersuchungs-Richter, Hofgerichtsrath

Georgi.

Personal-Beschreibung.

Alter: 21 Jahre,
Größe: 6 Schuh, 9 Zoll neuen Hessischen Maases,
Haare: blond,
Stirne: sehr gewölbt,
Augenbraunen: blond,
Augen: grau,
Nase: stark,
Mund: klein,
Bart: blond,
Kinn: rund,
Angesicht: oval,
Gesichtsfarbe: frisch,
Statur: kräftig, schlank,
Besondere Kennzeichen: Kurzsichtigkeit.

Leuwarden, Levi Nathan, umherziehender Händler s. Delmenhorst (Nr. 42, 46, 54, 55, Jg. 77), in den 40er Jahren, ziemlich groß, Haar schwarz, bleichgelbe Gesichtsfarbe, verübt Betrügereien beim Verkaufe von Waaren, sucht insbesondere Darleben gegen Verpfändung geringwerthiger, vorgeblich sehr guter Manufakturwaaren zu erschwindeln, in der Gaunersprache Schatneshandel genannt. Das Portrait ist im J. 1877 in Schweinfurt aufgenommen und vom Herrn Untersuchungsrichter Kreller daselbst hierher mitgetheilt. — Red.

Abbildung 69: Exemplarische Steckbriefe (1835 und 1878)

Seit dem 19. Jahrhundert wurden verschiedentlich Standardisierungsversuche unternommen, um der Vielfalt der formalen Gestaltung der Steckbriefe entgegenzuwirken und die Beschreibungen vergleichbarer zu machen und die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Dienststellen zu vereinfachen. Wie Peter Becker feststellt, werden hierfür

> seit dem 19. Jahrhundert Formulare verwendet, die nicht nur bei der Verschriftlichung der Wahrnehmungen helfen, sondern auch den Blick auf jene Sachverhalte richten, die für das Strafverfahren bzw. die Personenfahndung von Bedeutung sind. Einen ersten Schritt in diese Richtung machte der preußische Minister des Inneren und der Polizei am 13. Januar 1828, als er alle königlichen Regierungen sowie das Berliner Polizeipräsidium anwies, ein Formular zur Ausstellung von Steckbriefen zu verwenden. Durch die Verwendung des Formulars wurden die Beschreibungskategorien vereinheitlicht und damit die Kommunikation verbessert. Der nächste Schritt war die Integration von Merkmalslisten in die Formulare gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch den französischen Kriminalisten Alphonse Bertillon, was eine weitere Standardisierung der Personenbeschreibung ermöglichte.[792]

Teils konnte für die Erstellung von Steckbriefen dementsprechend auf Informationen und Fotografien aus der Bertillonage zurückgegriffen werden, wobei, wie Kammerer konstatiert, „die Mehrzahl der Festnahmen dank konventioneller Methoden der Fahndung [gelang]. 1880 wurden in Berlin lediglich 139 Kriminelle anhand des zentralen fotografischen Registers identifiziert, 1912 lag diese Zahl immerhin etwas höher“.[793] Auch Vec betont die begrenzte Funktionalität von Authentifizierungs- und Registrierungspraktiken für die Fahndung:

> Ein erstaunlich wenig thematisierter Punkt betrifft die Reichweite der anthropometrischen und daktyloskopischen Verfahren. Ihre Identifikationschance lag im Vergleich zweier vorhandener Spuren,

792 | Becker, Peter (2005): *Dem Täter auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminalistik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 109.
793 | Kammerer (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen?, S. 32.

> und sie gleicht damit dem DNA-Fingerabdruck und jeder biometrischen Technik: Entweder bringt der Kriminalist eine Tatspur und eine Täterspur zusammen oder er bringt Taten miteinander in Verbindung, die bislang nicht miteinander zu stehen schienen (sog. Spur-Spur-Treffer). Für die alltägliche Suche nach Verdächtigen, etwa auf der Straße, waren die elaborierten Kriminaltechniken damit jedoch von vornherein ungeeignet; hier lebten und leben die textuell basierten Personenbeschreibungen („portrait parlé", „Signalementlehre") bzw. die Kriminalfotografie mit ihre strukturellen Schwächen fort.[794]

Der Steckbrief bleibt also auch unter diesen Vorzeichen das Mittel der Wahl. Der Begriff des Steckbriefs hat im Lauf des (ausgehenden) 20. Jahrhunderts dabei ähnlich dem des Profils Eingang in Diskurse gefunden, in denen es nicht um Fahndung, sondern um Selbstdarstellung geht. Bereits in Freundebüchern für Kinder (s. a. Kapitel 3.5) werden die Einträge bisweilen als Steckbriefe bezeichnet und auch in der politischen Kommunikation erstellen KandidatInnen zum Zweck der Selbstvermarktung seit einiger Zeit Steckbriefe von sich selbst, wie dieses beliebig ausgewählte Beispiel zeigt:

Abbildung 70: Steckbrief einer Wahlkandidatin in einer Regionalzeitung

Auch diese Entwicklung scheint mit der Etablierung des Profilierungs-Dispositivs in Zusammenhang zu stehen.

Doch zurück zur Fahndung. Ziel der Fahndung ist grundsätzlich, dass sowohl Polizeibeamte als auch die allgemeine Bevölkerung Informationen über gesuchte Personen und deren Merkmale erhalten, um (teils gegen Belohnung) dabei zu helfen, ihnen habhaft zu werden. Für die Ansprache der Bevölkerung wurden zunächst Flugblätter und Plakate, ab 1967 im Rahmen

794 | Vec (2002): *Die Spur des Täters*, S. 83.

von *Aktenzeichen XY… ungelöst*[795] das Fernsehen und seit einigen Jahren auch SNS genutzt. So verlinkt das Landeskriminalamt Niedersachsen beispielsweise von seinem eigens für die Verbreitung von Fahndungsmitteilungen eingerichteten Facebook-Profil auf die eigene Homepage, auf der dann zumeist Phantombilder sowie Tat- und Personenbeschreibungen zu finden sind:

Abbildung 71: Steckbrief bei einer Online-Fahndung des LKA Niedersachsen

Neben der öffentlichen Fahndungskommunikation spielt das Profil-Konzept auch für die polizeiinterne Verwaltung und Kommunikation von Fahndungsaufrufen eine zentrale Rolle. Wie Becker feststellt, wurde dabei schon früh auf systematische Datenverarbeitung gesetzt:

> Polizeiliche Fahndung beruhte schon im 19. Jahrhundert auf dem systematischen Sammeln, Verknüpfen und Auswerten von Daten unterschiedlicher Herkunft. Dadurch wurde die Identität von Verdächtigen ermittelt, nach flüchtigen Straftätern gefahndet und Verbrechen aufgeklärt. Der Zugriff auf die Daten verbesserte sich durch die Einführung von Karteikarten als flexiblem Speichermedium. Die Karteikarten konnten beliebig angeordnet werden und bildeten die Grundlage eines Verweissystems, das die Datenbank des 20. Jahrhunderts vorwegnahm. Mit der raschen Zunahme registrierter Daten vor allem in der Nachkriegszeit wurde die manuelle Suche jedoch immer aufwändiger. Angesichts dieser Probleme ist das frühe Interesse der deutschen Polizei an dem Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung nicht überraschend. Bereits im Jahr 1960 präsentierte das Unternehmen IBM der Kriminalpolizei eine Anlage zur rationalisierten Bearbeitung umfangreicher Datenbestände.[796]

795 | *Aktenzeichen XY… ungelöst* (1967-2016, ZDF, D). Vgl. hierzu auch Gugerli, David (2006): Suchmaschinen und Subjekte. In: Engell, Lorenz (Hg.): *Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa?)*. Weimar: Universitätsverlag, S. 137-154, hier ab S. 152.
796 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 187.

Auf internationaler Ebene wird seit den 1990er Jahren u. a. eine gemeinsame Datenbank namens ‚ViCLAS' gepflegt, um Erfassungen und Fahndungen zu vereinheitlichen und besser koordinieren zu können.[797] So scheinen die Registratur der Bertillonage und die Fahndung zumindest polizeiintern schlussendlich, wenn auch in computerbasierter Form, zusammengefunden zu haben.

Einen weiteren Abstraktionsgrad erreicht das Konzept der Fahndung, wenn unmittelbar keine Merkmale des/der Gesuchten bekannt sind, sondern allenfalls Spuren, die auf Merkmale hindeuten. Gefahndet wird dann nach einem – und hier kommt das Profil auch begrifflich wieder zum Tragen –Täterprofil, das auf Grundlage einer Analyse der Tat und des Tatortes erstellt wird. Laut Cornelia Musolff „versucht man mit einem Täterprofil Aussagen zu machen etwa über Anzahl der Täter, Geschlecht, Alter, Familienstand, Lebensraum/Wohnort, Ausbildung, Beruf, Mobilität, mentaler Typus, Umgang mit Autoritäten, Vorstrafen, Gewohnheiten/Freizeitaktivitäten, Erscheinungsbild und prä- und postdeliktisches Verhalten".[798] Einer der ersten Fälle, in denen eine Beschreibung angefertigt wurde, die Musolff zufolge in der Rückschau als ‚Täterprofil' bezeichnet werden kann, war jener des Serienmörders Peter Kürten, der 1930 gefasst wurde.[799] Auch Becker geht in seiner Geschichte der Kriminalistik auf den Fall Kürten als Beispiel für frühe Profiling-Praktiken ein. Dabei

> versuchte die Kriminalpolizei anhand der Tatumstände eine Art Profil des Täters zu erstellen – die Methode des *Profiling* […] wurde hier bereits in Ansätzen vorweggenommen. Dabei zeigte sich eine Konzentration des Sereinemörders auf Kinder und Frauen aus dem Milieu der Hausangestellten. Auffällig war außerdem die Art der Tötung. Bei Kindern verwendete der Mörder ein langes Messer, das die kleinen Körper beinahe ganz durchbohrte; Frauen ermordete er meist mit einem Hammer. Mit beiden Waffen stach bzw. hämmerte er wie wahnsinnig auf seine Opfer ein, wobei er auf Kopf, Hals und Brust zielte. Die Experten schlossen daraus auf eine sexuellen Charakter der Morde, obwohl nicht alle Opfer vergewaltigt wurden. Die Untersuchung des Tatorts deutete auf eine gewisse Neigung zum Fetischismus: So nahm der Handtaschen und Hüte von einigen seiner Opfer mit. Weil er nach dem Mord nicht mehr impulsiv, sondern überlegt handelte, warf er diese Gegenstände nach kurzer Zeit weg, um nicht dadurch als Täter entlarvt zu werden. Für die Zuordnung des Täters zu einem Sozialprofil erschien den Kriminalisten aufschlussreich, dass er sich in den Außenbezirken der Großstadt bewegte und dort tötete, wo sich zwischen Stadtzentrum und Vorstadt Industrieanlagen mit Schrebergartenkolonien abwechselten.[800]

In den zeitgenössischen Beschreibungen selbst wird der Profil-Begriff jedoch noch nicht verwendet. Das schlussendlich auch mit dem Profil-Begriff belegte ‚Profiling' oder im Deutschen auch die ‚Operative Fallanalyse' (OFA)[801] wird in den USA seit den 1970er und in Deutsch-

797 | Vgl. exempl. Musolff (2006): Täterprofile und Fallanalyse, 10.
798 | Vgl. ebd., S. 4.
799 | Vgl. ebd., S. 7f.
800 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 166f. (Herv. im Original).
801 | Musolff schreibt dazu: „International bekannt geworden durch das US-amerikanische Schlagwort ‚Profiling', kursieren heutzutage im deutschsprachigen Raum weitere Begriffe wie ‚Täterprofiling', ‚Operative Fallanalyse' oder kurz ‚Fallanalyse' bzw. ‚OFA', aber auch ‚Versionsbildung' und ‚ViCLAS', um

land seit den 1990er Jahren genutzt, um Praktiken zu bezeichnen, bei denen von Merkmalen des Opfers, Tatorts und des rekonstruierten Tathergangs Rückschlüsse auf die psychologischen Dispositionen des Täters gezogen werden.[802] Wie Becker herausstellt, wurde das „Profiling […] in den USA als kriminalistische Methode im Kampf gegen Serienmörder und Serienvergewaltiger entwickelt".[803] Institutionell ist das Aufkommen der Profiling-Methoden in der Forschungsabteilung des FBI angesiedelt.

> In den 1970er-Jahren gründete das FBI die so genannte *Behavioral Science Unit*. Sie begann mit der Schaffung einer empirischen Basis für die Fahndung nach Gewaltverbrechern. Dazu wurden 36 verurteilte Sexualmörder in den Haftanstalten detailliert befragt und zusätzliche Daten aus ihren Fallakten erhoben. In Deutschland griff der Kriminalist Stephan Harbort in den 1990er-Jahren diese Idee auf und analysierte die Fälle von 22 sexuell motivierten Serienmördern der deutschen Nachkriegszeit, um dadurch konzeptionelle Hilfsmittel zur Unterstützung von laufenden Ermittlungen zu entwickeln.[804]

Zur Einordnung der TäterInnen werden aus Studien auf Grundlage vergangener Fälle Typologien gebildet – individuelle und kollektive Profile sind hier also wechselseitig aufeinander bezogen. Becker schreibt dazu:

> Das Profiling beruht auf der Annahme, dass die Tat etwas über die Persönlichkeit des Täters aussagt. Die Spuren des Tatorts bieten als solche zu wenig Informationen, um ein differenziertes Persönlichkeitsbild erstellen zu können. Deshalb verwenden Fallanalytiker verschiedene Typologien, die anhand von Studien über bekannte Straftäter erarbeitet wurden. Sie gehen davon aus, dass Täter mit ähnlicher Tatbegehung auch in ihren Persönlichkeitsmerkmalen weit gehend übereinstimmen. Ein Beispiel für diese Typologien ist die Einteilung der Sexualmörder in *organized nonsocial* und *disorganized asocial* als Resultat eines zwischen 1979 und 1983 am FBI durchgeführten Forschungsprojekts.[805]

Die Typologien helfen Becker zufolge „den Fallanalytikern, die Komplexität der Gewalt- und Sexualverbrechen mit unbekanntem Motiv zu reduzieren und bieten empirisch abgesicherte Orientierungshilfen bei der Aufklärung von Straftaten".[806] Die Spuren des Täters bzw. der Täterin werden auf dieser Grundlage genutzt, um ihn/sie einzuordnen und seine/ihre Eigenschaften abschätzen zu können: „Die Experten des FBI wie John Douglas ordnen den Täter anhand

---

die verschiedenen aktuellen kriminalistischen und kriminologischen Arbeitsmethoden zur Aufklärung schwerwiegender Gewaltdelikte der modernen Polizei zu beschreiben." (Musolff (2006): Täterprofile und Fallanalyse, S. 2 und 12ff.) Für ein differenziertes Verhältnis beider Begriffe siehe Bidlo, Oliver (2011): *Profiling. Im Fluss der Zeichen*. Essen: Oldib-Verlag, S. 88f.

802 | Vgl. hierzu exemplarisch: Devery (2010): Criminal Profiling and Criminal Investigation, S. 394f.

803 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 237.

804 | Ebd., S. 237f. (Herv. im Original).

805 | Ebd., S. 238. (Herv. im Original).

806 | Ebd., S. 238f. Für Beispiele von Typologien, die beim Profiling Anwendung finden (und die teils auf im Rahmen dieser Arbeit behandelten Typologien, wie jenen von Kretschmer aufbauen), siehe Hoffmann, Jens/Musolff, Cornelia (2000): *Fallanalyse und Täterprofil. Geschichte, Methoden und Erkenntnisse einer jungen Disziplin.* Bönen/Wiesbaden: Kettler/BKA; insb. ab S. 55.

des Tatorts einer bestimmten Klasse von Verbrechern zu. Mit der Klassenzugehörigkeit verbinden sich Erwartungen an den Lebensstil und dadurch eine Einschränkung des Täterkreises. [...] Von der Identifikation eines konkreten Tatverdächtigen ist man damit jedoch weit entfernt."[807] Becker modelliert das Profiling dabei als das Lesen eines „Spurentextes" und als „hermeneutische[s] Verfahren".[808] Die Lesweise ist dabei zunächst analytisch und anschließend synthetisch: „Er [der Profiler] zerlegt zuerst die Beschreibung des Tatortes, des Opfers und der Täter-Opfer-Beziehung in einzelne bedeutungstragende Einheiten, um sie anschließend zu einem ganzheitlichen Bild neu zusammenzufügen, das mehr aussagt, als die Summe seiner Teile."[809] Eine mögliche Form des Ergebnisses ist beispielsweise ein Täterprofil, wie es vom BKA erstellt wird (s. Abb. 72). Interessant ist dabei insbesondere das Verfahren der Isolierung jener Aspekte, die als Merkmale der Persönlichkeit des Täters veranschlagt werden:

> Die Gesamtheit aller Elemente einer Tat – gewissermaßen ihre Phänomenologie – wird zuerst mit den Erwartungen des Kriminalisten an die Art der Begehung von Straftaten verglichen. Dieser Schritt hat Ähnlichkeiten mit der Rasterfahndung. Dort erstellt der Kriminalist eine Reihe von Normalitätserwartungen, von denen die gesuchten Straftäter abweichen. Der Fallanalytiker nutzt ein Raster von kriminalistischen Normalitätserwartungen, die eine Straftat aus einer rein funktionalen Sichtweise beschreiben. Was nicht zum Erreichen des Zieles funktional notwendig ist, gilt als Ausdruck der Persönlichkeit. Im nächsten Schritt werden die individuellen Besonderheiten einer Tat mit den Charakteristika von bekannten Straftaten desselben Typus in Beziehung gesetzt, um Aufschlüsse über das Täterprofil zu erhalten (zweite Vergleichsebene).[810]

Anzahl der Täter

Physische Charakteristika
Alter
Geschlecht
Größe

Mentaler Typus
Intelligenz
Emotionalität
Praktische Fähigkeiten / Fertigkeiten
Disziplin
Kontrollverhalten
Fähigkeit des Umgangs mit emotionalem Stress
Risikobewusstsein
Planungsvermögen / vorausschauendes Verhalten
Umgang mit Kritik
Kommunikative Fähigkeiten
Finanzielle Lage
Allg. Beschreibung des mentalen Status (z. B. Underdog-Haltung)

Umgang mit Autoritäten

Familienstand, Partnerschaften
Verheiratet / ledig
Beziehungserfahrenheit
Sexuelle Erfahrungen
Beziehungsbezogene Kommunikationsfähigkeiten

Laufbahn, Ausbildung und Arbeit
Schulabschluss
Etwaige Verhaltensauffälligkeiten in der Schule
Studium, Studienabschluss
Berufsausbildung
Berufliche Praxis
Ausgeübter Beruf
Stellung und Sozialverhalten im beruflichen Umfeld

Vorstrafen
Polizeiliche Auffälligkeiten
Gerichtliche Verurteilungen
Maßnahmen des Strafvollzugs o. Ä.

Gewohnheiten / Freizeitaktivitäten
Freizeitverhalten
Hobbies
Sportliche Aktivitäten

Verhalten vor der Tat
Tagesablauf
Etwaige Stressmomente
Alkohol- oder Drogenkonsum
Verhalten, das der Tat unmittelbar vorausging

Verhalten nach der Tat
Kontrolliertes / auffälliges Verhalten
Alkohol- oder Drogenkonsum
Tarnungsverhalten
Evtl. soziale Beeinträchtigungen

Mobilität
Führerschein
Fahrzeug

Lebensraum / Wohnort
Entfernung zu Orten der Tatbegehung
Struktur und Charakter der Wohnumgebung
Alleinlebend / Familie / Partnerschaft / Eltern
Ökologisch-psychologische Einflüsse auf Täterverhalten

Ermittlungshinweise

Abbildung 72: Aufbau eines Täterprofils in der OFA

Persönlichkeit ergibt sich aus dieser Perspektive aus der Abweichung von Normalität, wobei die Abweichungen ihrerseits wieder typologisiert werden und dadurch eine jeweils relative Normalität in Form der Täter(proto)typen produzieren.

---

807 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 241.
808 | Ebd., S. 232. Auch der Kriminologe Oliver Bidlo versucht sich in seiner Arbeit an einem semiologisch-hermeneutischen Zugang zum Konzept des Profiling (vgl. Bidlo (2011): *Profiling*).
809 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 242.
810 | Ebd.

Rasterfahndung

Damit gelangen wir nun auch in die Gefilde der bereits im Zitat erwähnten Rasterfahndung, in der es ebenfalls um Merkmale geht, die von einer zuvor gesetzten Normalität abweichen. Wie bis hierhin gezeigt wurde, war die Polizei oftmals ‚early adopter' aktueller Verwaltungstechnologien, bisweilen sogar Antriebskraft und Labor zu deren Entwicklung. Die für gewöhnlich stark auf die Person Horst Herold fokussierte Geschichtsschreibung der Rasterfahndung[811] ist also ein Stück weit zu relativieren. Wenn im Folgenden die Rolle Herolds zur Historisierung der Rasterfahndung genutzt wird, dann wird er, entgegen vieler der zitierten Quellen, weniger als ‚einzigartiges Genie' sondern vielmehr als historiografisch dankbarer, da schreibender und oft beschriebener Zugriffspunkt auf eine Konstellation veranschlagt, die ihrerseits eine eigene, im Rahmen der vorliegenden Arbeit zum Teil beschriebene Geschichte aufweist.

Wie David Gugerli rekonstruiert, fordert Herold bereits 1968 „Angaben, die ‚von den Personalien, Familien-, Wohn-, Rechts-, Besitz- und Sozialverhältnissen bis zu kriminalbiologischen und kriminalsoziologischen Daten reichen', künftig in einer ‚systematisierten, maschinengerechten Form' zu erfassen".[812] Dabei sollte die Polizei Herold zufolge gezielt so umgestaltet werden, dass sie die computerbasierten Technologien und Verfahren bestmöglich einsetzt – in einer marxistischen Wendung, ging er davon aus, „daß gleichsam ‚das maschinelle Sein das polizeiliche Bewußtsein bestimmt'".[813] Dieses ‚maschinelle Sein' ermöglichte laut Becker „nicht nur einen raschen Zugriff auf Informationen, die vorher mühsam aus den vielen Akten- und Karteischränken herausgesucht werden mussten. Sie eröffnete auch die Möglichkeit der Verknüpfung von Daten in einem Ausmaß, das ohne dieses Hilfsmittel nicht vorstellbar war. Herold sah eine neue Ära der polizeilichen Fahndung entstehen".[814] Und weiter:

> Mit den Methoden der Kriminalsoziologie und Kriminalpsychologie sollte sich das BKA mit dem Problem der Kriminalität analytisch auseinander setzen. „[...] ich kann auch Zusammenhänge feststellen wie Ehescheidung und Deliktshäufigkeit, Trinker und das verlassene Kind [...] Ich kann ständig wie ein Arzt – deshalb das Wort gesellschaftssanitär – den Puls der Gesellschaft fühlen und mit Hilfe rationaler Einsichten unser Rechtssystem dynamisch halten." [...] Diese Rolle konnte die Polizei Herold zufolge übernehmen, weil die in den Polizeicomputern gespeicherten Daten eine systematische Beobachtung der Gesellschaft und ihrer Veränderungen ermöglichten.[815]

---

811 | So betont Becker verschiedentlich die Rolle Herolds als Person: „Die systematische Nutzung des Computers innerhalb der Polizei ist eng verbunden mit der Person von Horst Herold, von seinen Kollegen als ‚Kommissar Computer' bezeichnet. Herold war technikbegeistert und zeigte sich offen für neue Lösungen der Verbrechensbekämpfung. Nachdem er mit innovativen Fahndungsmethoden als Polizeipräsident von Nürnberg auf sich aufmerksam gemacht hatte, wurde er 1971 als BKA-Chef berufen. Dort war er maßgeblich für die Entwicklung des immernoch verwendeten digitalen Informationssystems der Polizei, INPOL, verantwortlich." (Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 188f.); „Die Rasterfahndung ist untrennbar mit dem Namen ihres Erfinders, Horst Herold, verbunden." (ebd., S. 197).
812 | Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 138.
813 | Herold zit. n. Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 138.
814 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 199.
815 | Ebd., S. 200 (Anm. AW: Becker zitiert hier Herold).

Es ging folglich in erster Linie um die Kombination und Korrelierung von Datenbankeinträgen bzw. von Merkmalen, also darum, „alle gespeicherten Fakten, die praktisch unbegrenzt angehäuft werden können, mehrdimensional nach beliebigen Zusammenhängen zu durchdringen und logisch zu verknüpfen".[816] Dass Herold sich dabei als eine Art Gesellschaftsarzt modelliert, fügt sich in die genalogischen Linien des Profilierungs-Dispositivs aus dem klinischen Bereich ein. Auch die Notwendigkeiten, die Herold für die neuen Fahndungsmethoden anführt, sind zum Teil identisch mit jenen, die für frühere Erfassungs- und Fahndungstechniken und -praktiken eine Rolle gespielt haben: „Herold begründete die Notwendigkeit der neuen Fahndungsstrategien mit dem Hinweis auf die Anonymität der Großstädte und das Fehlen sozialer Kontrolle, mit dem Zwang grenzüberschreitender Kooperation im Kampf gegen einen international organisierten Terrorismus und schließlich mit der Objektivität des Sachbeweises."[817] Die Internationalisierung und grenzüberschreitende Kooperation angesichts der Herausforderungen, die insbesondere die RAF an die Strafverfolgung stellte, bringen ein relativ neues Moment ins Spiel, das ein Erfordernis für die bereits mehrfach angesprochene Interoperabilität darstellt, die das Profil-Konzept in vielen Fällen herstellen kann. Die strukturelle Überführbarkeit von Daten verschiedenster Herkunft bzw. mit verschiedensten Referenzen in dieselbe bzw. zumindest eine anschlussfähig Form zeigt sich auch an der unter Herold eingeführten Datenbank, namens PIOS – ein Akronym, das aussagt, dass gleichermaßen, Personen, Institutionen, Orte und Sachen darin abbildbar sind.[818] In diesem System wurden laut Gugerli

> [b]is 1979 […] beim BKA 4,7 Millionen Namen registriert, mehrere tausend Organisationen erfasst, Fingerabdruckkarten von 2,1 Millionen Verdächtigen und Lichtbilder von 1,9 Millionen Personen gespeichert; allein die spezialisierte, seit 1977 aufgebaute Personenidentifizierungszentrale verwaltete von 3500 besonders verdächtigen Subjekten detaillierte Personagramme inklusive Fotos, Fingerabdrücken und Handschriftproben. Dazu gesellte sich alles, was die Häftlingsüberwachung, die Zielfahndung, die beobachtende Fahndung und die Alibiüberprüfung an Daten anspülte, was über die Registrierung von Reisebewegungen in Zügen, im Flugverkehr, bei der Autovermietung, an Grenzübergängen oder auf Hotelmeldezettel in Erfahrung gebracht werden konnte oder was bezüglich suspekter Mietverträge über verlorene bzw. gefälschte Ausweispapiere und aus Sachfahndungsprogrammen an Daten zu beschaffen war.[819]

Becker betont, dass die Polizei so „einen flexiblen Zugriff auf eine große Zahl selbst jener Personen [erreichte], die nicht direkt mit Straftaten bzw. terroristischen Anschlägen in Verbindung standen", die Herold „nicht nur reaktiv", sondern zur „Vorbeugung von Verbrechen" nutzen wollte, wogegen sich jedoch kritische Stimmen regten.[820] Diskurse und Praktiken des ‚predictive profiling'[821] lassen sich unmittelbar mit diesen Plänen in Verbindung bringen.

---

816 | Herold zit. n. Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 147.
817 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 189f.
818 | Vgl. ebd., S. 189.
819 | Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 147.
820 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 189f.
821 | Vgl. hierzu exemplarisch und mit Verweis auf Oscar Gandy: Solove (2004): *The Digital Person*, S. 181f. sowie Elmer (2004): *Profiling Machines*, S. 23.

In dieser technischen, organisatorischen und soziopolitischen Konstellation entwickelte das BKA, wie Gugerli formuliert, „[n]eben […] automatisierten und beschleunigten Formen herkömmlicher Polizeiarbeit – rechnergestützte Mustererkennung durch systematischen Vergleich und gezielte Kombination von großen Datenmengen – […] auch ein besonders raffiniertes Verfahren, das speziell als Antwort auf das Phänomen des Terrorismus gelten kann: Die ‚negative Rasterfahndung'".[822] Auch die negative Rasterfahndung veranschlagt, wie Becker herausstellt, „Tatorte und Täter als Träger von bestimmten Merkmalen"[823], doch anders als traditionelle Fahndungsmethoden sucht man dabei nicht nach dem Vorhandensein abweichender Merkmale, sondern nach dem Nicht-Vorhandensein ‚normaler' Merkmale (wobei auch das ex negativo selbstverständlich ein Merkmal darstellt).

> Auf Basis einer reflektierten Vorstellung der so genannten Normalexistenz [vgl. auch das ‚normale' Leistungsprofil im Rahmen der Berufseignungsprüfungen in Kapitel 3.3] erarbeitet der Kriminalist eine Reihe von Merkmalen, die für einen Verdächtigen typisch sind. Die negative Rasterfahndung geht davon aus, dass die Terroristen bzw. die Hintermänner der Rauschgiftkriminalität nicht alle Verhaltensmuster ihrer Umwelt übernehmen können. Beispielsweise können sie sich nicht beim Meldeamt registrieren lassen, kein Fahrzeug anmelden und kein Konto eröffnen, weil sie damit die Polizei auf sich aufmerksam machen könnten. Bei hundertprozentig korrekten Meldeverhältnissen fallen zwangsläufig die Fehldaten des nicht gemeldeten Terroristen heraus. Ein solcher Zugriff auf die Verdächtigen kehrte das Prinzip der Fahndung um. Bisher suchte man in den polizeilichen Datenbeständen und auch in den Registern der Meldeämter bzw. den Verzeichnissen von Transport- und Beherbergungsunternehmen gezielt nach solchen Personen, die zur Fahndung ausgeschrieben waren. Bei der Suche nach den Terroristen anhand der negativen Rasterfahndung durchsuchte man hingegen eine Vielzahl von Datenbanken, um all jene Personen auszusortieren, die nicht mit den Suchkriterien übereinstimmten. Am Ende der Suche blieb eine Gruppe übrig, deren Umfang von der Präzision der Suchanfrage abhing und die mit herkömmlichen Fahndungs- und Beobachtungsmethoden weiter ‚bearbeitet' wurden.[824]

Es wird deutlich, dass das Verfahren auf umfangreiche, möglichst zuverlässige und vollständige Datenbestände aus verschiedenen Registraturen angewiesen ist. Wie Becker betont, war die negative Rasterfahndung nur „möglich, weil die zunehmende Automatisierung der Verwaltung und der Versorgungsunternehmen einen rasch wachsenden Datenbestand geschaffen hatte, in dem die deutschen Bürger in unterschiedlicher Form registriert waren".[825] Insofern ist sie auf viele der Erfassungstechniken und -praktiken angewiesen, die im Verlauf der Arbeit bereits thematisiert wurden und bedarf daher einer entsprechenden Kontextualisierung.

Ein entscheidender Aspekt, der zwar schon spätestens im Zusammenspiel von Zensus und Werbewirtschaft (siehe Kapitel 3.1) eine Rolle spielte, hier aber in überdeutlicher Form zum Tragen kommt und in Datenschutzdiskursen seit den 1980er Jahren als zentraler Punkt ver-

---

822 | Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 149.
823 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 197.
824 | Ebd., S. 192f. (Herv. im Original).
825 | Ebd., S. 194.

handelt wird, ist die Zweckentfremdung der Daten aus den Registraturen. Wie Sebastian Cobler im Kursbuch von 1981 zum Thema „Die erfaßte Gesellschaft“ vor dem Hintergrund der Rasterfahndung am Beispiel einer merkmalsbasierten Auswahl zu entlassender MitarbeiterInnen auf Grundlage der betrieblichen Datenbanken schreibt, geht es um die „Verknüpfung und Auswertung einmal gesammelter Daten […] für Zwecke, die bei der Erhebung dieser Daten nicht vorgesehen waren“.[826] Ein weiterer Kontext der Rasterfahndung ist der der Computerwissenschaften, den Gugerli explizit herstellt, indem er die Rasterfahndung zeitlich am Vorabend der Entwicklung von Konzepten relationaler Datenbanken durch Edgar F. Codd und andere verortet.[827] Ebenfalls begannen sich seit den 1950er Jahren Diskurse zum Information Retrieval zu etablieren, die unmittelbar an die hier beschriebenen Auffindungspraktiken anschlussfähig sind bzw. in sie eingehen.[828] In der bereits zitierten Einführung von 1977 heißt es:

> Records may be retrieved or accessed in two distinct ways:
> (i) by specifying the name of the record, which should produce a single record provided that all names within the file are unique;
> and
> (ii) by specifying one or more attributes that a record should possess, in which case any number of records may be retrieved.
> Normal data processing systems concentrate on (i), whereas in information retrieval (ii) is the typical mode of access.[829]

Mit dieser Unterscheidung ist bei Ersetzung von ‚Record‘ durch ‚Person‘ sowohl die Auffindung einer Person innerhalb eines Registers durch einen Zeiger oder eine Adresse (i), als auch die Auffindung einer unbekannten Person durch die Kombination von Merkmalen (ii), wie sie in der (Raster)-Fahndung vollzogen wird, beschrieben. Gugerli nimmt darüber hinaus noch weitere Kontextualisierungen vor, indem er zunächst die Erfassungs- und Fahndungstechniken vor dem Hintergrund einer allgemeinen Identitätskrise als komplementäre Strategie zu jenen der RAF modelliert:

> Als Herold 1971 zum Chef des Bundeskriminalamtes in Wiesbaden ernannt worden war und Baader, Ensslin, Meinhof und andere eine erste Phase des RAF-Terrorismus organisierten, entwickelte sich jedoch zwischen polizeilichem Informationssystem und terroristischem Verhalten vorerst eine geradezu symbiotische Beziehung. Der Suchdienst und der Terror haben sich wechselseitig hervorgebracht und einander über längere Zeit hinweg operativ stabilisiert. Dabei sind sowohl Horst Herolds kybernetische Entwürfe für den Suchdienst der Polizei als auch die prototerroristische Provokations- und Selbstverwirklichungskultur um Andreas Baader als Antworten auf das Problem der

826 | Cobler, Sebastian (1981): DAZUSY, PSI und MOPPS. Computer auf den Spuren von „Risikopersonen“. In: Micherl, Karl Markus/Spengler, Tilmann (Hg.): *Kursbuch 66. Die erfaßte Gesellschaft*. Berlin: Kursbuch/Rothbuch Verlag, S. 7-18, hier S. 7.
827 | Vgl. Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 150.
828 | Die nach gängiger Geschichtsschreibung früheste professionelle Erwähnung des Begriffs findet sich in Mooers, Calvin N. (1950): Information retrieval viewed as temporal signaling. In: *Proceedings of the International Congress of Mathematicians*, 1, S. 572-573.
829 | Paice (1977): *Information Retrieval and the Computer*, S. 3f.

> Identitätssuche und des Identitätsmanagements in der Krise der späten 1960er-Jahre zu verstehen. Um es zugespitzt zu formulieren: Herold und Baader reagierten beide, wenn auch auf völlig unterschiedliche Weise, auf den Verlust gesicherter individueller Identität und ihrer Adressierbarkeit.[830]

Für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs sind diese Überlegungen insofern produktiv, als sie die Profilierung durch die Erfassung in der Datenbank als Reaktion auf den Notstand einer kollektiven Identitätskrise veranschlagen. Eine alternative Reaktion sieht Gugerli in der zeitgleich zu Herolds Amtszeit hochgradig erfolgreichen Fernsehshow *Was bin ich?*[831], in der ein Rateteam den Beruf ‚ganz normaler' BürgerInnen durch geschlossen ja-/nein-Fragen, mithin die Abfrage des Vorhandenseins von Merkmalen, herausbekommen mussten.

> Das Verfahren unterschied sich von einer polizeilichen Identifikations- oder Fahndungsprozedur nur insofern, als die gesuchte Person bereits am Anfang der Suche fest saß und das meiste auch schon verraten hatte. Die Gäste füllten ja stets einen rudimentären, durchaus skurrilen Personal bogen aus nach dem Motto „Sag mir, was du isst, und ich sag dir, wer du bist." Die als Rateteam bezeichneten Verhörrichter wussten um die berufliche Stellung des Verdächtigen, besaßen einen graphologisch verwertbaren, authentischen und individuellen Schriftzug mit juristischer Qualität, kannten seine Farbpräferenz und waren auf eine typische Handbewegung hingewiesen worden. Ferner enthielt das „Phantombild" Angaben über die Physiognomie, die Frisur, die Sprechweise, das Geschlecht, den Körperbau und die Bekleidung. Und schließlich durfte das Team auch noch so lange fragen, bis sie zehnmal ein Nein zur Antwort erhalten hatten. Dies alles, um nur eine einzige fehlende Variable im „Tätersatz" zu bestimmen.[832]

Merkmalsbasierte Fahndungspraktiken werden hier also im Rahmen einer Unterhaltungsshow inszeniert und erfreuen sich dabei einer enormen Beliebtheit mit Einschaltquoten von bis zu 75%.[833] Doch nicht nur das Zuschauen war attraktiv, sondern auch die Teilnahme, also die bereitwillige öffentliche Selbstprofilierung, bei der nach einem ganz bestimmten Merkmal gefahndet wird.

> Lembke erhielt monatlich gegen 6000 Zuschriften von Zuschauern und Zuschauerinnen, die in seiner Sendung auftreten wollten, um dort ihre (berufliche) Identität vor einem professionell inszenierten Quartett von Untersuchungsrichtern möglichst lange verborgen zu halten und damit die eigene bescheidene Außergewöhnlichkeit gegenüber dem *normal range* vor Millionen zu dokumentieren. 50 DM war der pekuniäre Maximalgewinn dafür. Den persönlichen Normalitäts- und Abweichungstest wollten diese Massen freiwilliger Kandidaten offenbar nicht nur als Zuschauer vor der Mattscheibe oder im Publikum des Studios machen. Sie versuchten vielmehr zu erreichen, dass der Härtetest der exklusiven Identität an ihnen selber ausgeführt würde und sie damit vielleicht für einige Minuten ihres Lebens hätten prominent werden können.[834]

---

830 | Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 140.
831 | *Was bin ich?* (1955-1958 und 1961-1989, ARD/BR, D).
832 | Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 144f.
833 | Vgl. ebd., S. 145.
834 | Ebd. (Herv. im Original).

Neben der Lust an der Selbstverortung im Spannungsfeld zwischen Normalität und Abweichung scheint es dabei auch um eine Lust an der Selbstdarstellung zu gehen und am Aufgefundenwerden bzw. an der Anerkennung, die darin liegt, Objekt einer Fahndung zu sein. Die Lust an der Fahndung nach dem eigenen Selbst kommt also zu den bisher bereits identifizierten bereitwilligen Selbstverdatungen hinzu.

Beide Selbstversicherungsstrategien – die polizeiliche Erfassung und die öffentlich-unterhaltsame Profilierung – geraten Gugerli zufolge im Verlauf der 1980er Jahre in eine Krise, die sich als Ergebnis eines quasi-dialektischen Prozesses modellieren lässt, in dem die Sicherstellung von bürgerlicher Identität gerade diese Identität (in Form von Persönlichkeit und Privatsphäre) selbst wieder in Gefahr bringt. Gugerli schreibt im Hinblick auf die polizeilichen Erfassungstechniken:

> Die Formulierung einer politischen Kritik an dieser äußerst leistungsfähigen Suchmaschine *avant la lettre* kam nur langsam in Gang und erreichte ihren Höhepunkt erst in der Debatte um die informationelle Selbstbestimmung zu Beginn der 1980er-Jahre, also just zu einer Zeit, in der „database management systems" auch kommerziell erhältlich wurden und Normalitäten nicht mehr nur über den direkten oder indirekten Zugriff auf Devianz herstellten, sondern sie direkt, nämlich in allen Verwaltungs- und Produktionsprozessen zu steuern begannen![835]

Vor dem Hintergrund der Wichtigkeit umfangreichen Datenmaterials für die polizeilichen Fahndungstechniken und der strukturellen Interoperabilität verschiedener Datenbanken schlägt gerade durch die Verbreitung der Computertechnologie die Identitätskonstitution in staatlichen Datenbanken in das Schreckensbild einer permanenten Überwachung um.[836] Wie Becker herausstellt ist eben gerade die Verknüpfung von Einträgen aus verschiedenen Datenbanken insbesondere in den letzten Jahren tatsächlicher Usus:

> Die elektronische Datenverarbeitung macht es eben auch möglich, die große Mengen [sic!] an personenbezogenen, auf einem Servernetz gespeicherte Daten, wie die elektronische Patientenakte, zu filtern und aufzubereiten. Dass hierbei der Datenschutz an die politischen Erfordernisse leicht anzupassen ist, hat zuletzt die bundesrepublikanische Rasterfahndung nach den Anschlägen von New York am 11. September gezeigt. In diese polizeiliche Maßnahme sind ohne viel Aufhebens die Immatrikulationsdaten der Universitäten genauso eingeflossen wie Nutzerprofile im Internet.[837]

---

835 | Gugerli (2006): Suchmaschinen und Subjekte, S. 151 (Herv. im Original).

836 | Hierbei ist selbstverständlich zu beachten, dass die Interoperabilität in der Praxis weit weniger friktionsfrei funktioniert als in der Theorie. Becker schreibt dazu: „Das OrgKG von 1992, die Selbstdarstellungen der Kriminalisten und die Kritiken von Intellektuellen gehen von der idealen Situation aus, dass der Abgleich von Daten zwischen unterschiedlichen Datenbanken möglich sei. Das setzt austauschbare Datenformate zwischen den Immatrikulationsdaten der Universitäten, den Daten der Meldeämter und den in den polizeilichen Datenbanken gespeicherten Informationen voraus. Diese Voraussetzung ist bis heute jedoch praktisch nicht erfüllt. Das mussten die Kriminalisten bei der bundesweiten präventiven Rasterfahndung des Jahres 2001 nach den so genannten ‚Schläfern', d. h. späteren muslimischen Terroristen, leidvoll erfahren." Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 206.

837 | Decker, Oliver (2007): Alle Karten in der Hand. Panoptismus und die Gesundheitskarte. In: Zurawski, Nils (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen" Welt*. Frankfurt am Main/New York: Lang, S. 159-176, hier S. 165.

Die immer wieder aufflammenden Debatten zur Vorratsdatenspeicherung lassen sich ebenfalls vor diesem Hintergrund interpretieren. Insbesondere die zu Zeiten Herolds schon angelegte und in den 1990er Jahren ausgeweitete Internationalisierung der Strafverfolgung trägt ebenfalls dazu bei.[838] Wie Bröckling, Hempel und Krasmann herausarbeiten, entsteht so nicht nur ein Erfassungs-, sondern unter den Vorzeichen von Fahndungs- und Auffindungspraktiken auch ein datenbasiertes Sichtbarkeitsregime:

> Sichtbarmachen ist ein Vorgang der Wissenserzeugung, bei dem Zeichen interpretiert, Spuren gelesen und Bewegungen Kartographiert werden. Dazu müssen diese aus der Fülle des potenziell wahrnehmbaren isoliert und die Einzelbeobachtungen zu sinnvollen Einheiten aggregiert werden. Sichtbarkeitsregime sind deshalb keineswegs „bloß visuell"; sie bilden nicht einfach Realität ab, sondern generieren und formen diese auch selbst: Sie definieren Probleme und ermöglichen oder unterbinden so bestimmte Formen der Gestaltung und des Eingriffs; sie kreieren Figuren wie den „Schläfer", dessen Unauffälligkeit geradezu den Index der von ihm ausgelösten Bedrohung darstellt, und erzeugen „epistemische Dinge" wie Bewegungsprofile, genetische Fingerabdrücke, Scans, Karten und Diagramme, die Repräsentationen von Wirklichkeit und zugleich selbst eine Wirklichkeit in Tabellenform, auf Millimeterpapier, Zelluloid oder übersetzt in den binären Code der Softwareprogramme darstellen. Was wir erkennen und wissen (können) hängt nicht zuletzt davon ab, welche Technologien des Sichtbarmachens wir nutzen.[839]

Profile lassen sich im Anschluss daran als spezifische Form der Sichtbarmachung veranschlagen, die aus isolierten Merkmalen durch die strukturierte Zusammenstellung und damit verbundenen Praktiken der ‚Lektüre' eine ‚sinnvolle' Einheit konstituiert. Die Figur des ‚Schläfers' ist hierfür ein plakatives Beispiel und zeigt gleichzeitig die begrenzte Funktionalität derartig abstrakter Profile in der konkreten Fahndungsarbeit:

> Das Hauptproblem der Rasterfahndung nach den ‚Schläfern' war jedoch die Identifikation von Personen, die sich bewusst nicht von ihrem sozialen, kulturellen und beruflichen Umfeld unterschieden. Bei den RAF-Terroristen gab es Anhaltspunkte einer funktional bedingten Abweichung im Zugriff auf Dienstleistungen und eine regionale Beschränkung der Fahndung, wie im Fall Heißler auf den Raum Frankfurt am Main. Das war im Fall der ‚Schläfer' nicht gegeben. Ihr Profil in der Rasterfahndung war daher sehr allgemein: „Männlich, zwischen 18 und 40 Jahren, islamische Religionszugehörigkeit ohne nach außen tretende fundamentalistische Grundhaltung, legaler Aufenthalt, keine eigenen Kinder, Studientätigkeit zwischen 1996 und 2001 von technischen oder naturwissenschaftlichen Fächern, Mehrsprachigkeit, keine Auffälligkeiten im allgemeinkriminellen Bereich, rege Reisetätigkeit, häufige Visabeantragugen und finanziell unabhängig".[840]

---

838 | Die internationale Vernetzung ist dabei explizites politisches Programm der EU. (vgl. Hornung, Gerrit (2011): Kontrollierte Vernetzung – vernetzte Kontrolle? Das Recht in Zeiten des Ubiquitous Computing. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag, 245-262, hier S. 249).
839 | Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (2011): Sichtbarkeitsregime: Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 7-24, hier S. 10.
840 | Becker (2005): *Dem Täter auf der Spur*, S. 207f.

Die Auffindung mittels der Rasterfahndung wird so als merkmalsbasierter Information Retrieval-Prozess erkennbar, dessen Erfolg mit der Quantität und Qualität der gewählten Merkmale und deren Entsprechungen in vorhandenen Registern steht und fällt.

Die historische Rückschau auf verschiedene merkmalsbasierte Auffindungs- und Authentifizierungspraktiken und -techniken hat dabei gezeigt, dass sie vor allem dann bestehende Verfahren abgelöst haben, wenn deren Kapazitäten systematisch an ihre Grenzen gestoßen waren. Sowohl hinsichtlich der Einführung von Nachnamen als auch jener von Adressen, Fahndungen etc. forderte die jeweils vorhandene Zahl und Anonymität der Personen neue Verfahren. Vor diesem Hintergrund lassen sich auch aktuelle Auffindungspraktiken im Internet betrachten. So stößt beispielsweise die Zweinamigkeit aufgrund der Vielzahl auffindbarer Personen im Internet an ihre Grenzen. Sucht man allein online im bundesweiten Telefonbuch nach ‚Andreas Weich' bekommt man drei Personen dieses Namens angezeigt und muss nun weitere Merkmale wie den Wohnort kennen, um die ‚richtige' Person zu finden – vorausgesetzt, sie ist überhaupt mit ihrer Telefonnummer im Register eingetragen. Bei einer Suche nach ‚Andreas Weich' auf Facebook werden ebenfalls mehrere Personen bzw. deren Profile gefunden (s. Abb. 73). Da bei den Ergebnissen sowohl ein Foto – wie bereits in Erkennungsdienstlichen Kontexten wie z. B. der Bertillonage – als auch bereits ein weiteres Merkmal (der Beruf) angezeigt wird, ist die Auffindung bereits erleichtert. Bei weniger seltenen Namen kann die Suche in der Eingabemaske rechts jedoch zusätzlich durch die Angabe weiterer Merkmale präzisiert werden. Das Eingetragensein im Register von Facebook und die Angabe möglichst vieler Merkmale ermöglichen so die Auffindbarkeit – und das aus Sicht des profilierten Subjekts sowohl im Sinne eines möglicherweise ungewollten Zugriffs, als auch im Sinne einer Adressierbarkeit, die die eigene Subjektivität erst konstituiert.

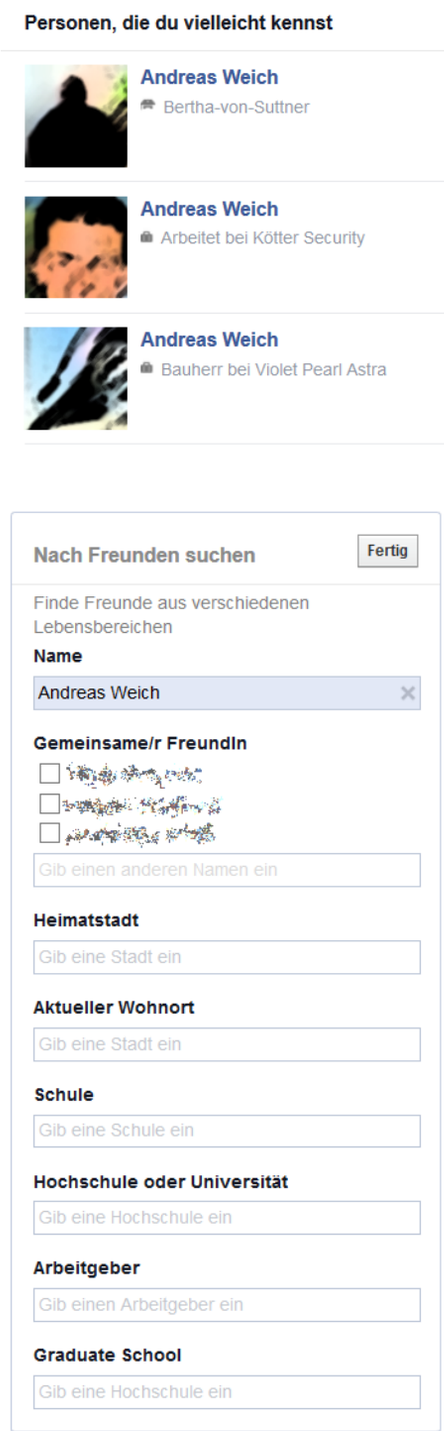


Abbildung 73: Suchergebnisse und merkmalsbasierte Suchmaske bei Facebook

Während Reichert apodiktisch konstatiert „mit dem digitalen Regime“ habe „sich die computergestützte Rasterfahndung auf die Allgemeinheit ausgeweitet“[841], ist vor angesichts der Genealogie des Profilierungs-Dispositivs präziser zu formulieren, dass aktuell populäre merkmalsbasierte Auffindungs- und Eingrenzungstechniken teils auf die gleichen Möglichkeitsbedingungen zurückgeführt werden können wie (Raster-)Fahndungs- als auch Adressierungs- und Authentifizierungspraktiken – und dabei keinesfalls in dystopischen Überwachungsszenarien sich erschöpfen, sondern gleichermaßen auf die Konstitution und Selbstdarstellung von Subjektivitäten zielen.

3.5 (RE-)PRÄSENTIEREN

> Es gibt keine Repräsentation, die Privatsache wäre.
>
> HANNELORE BUBLITZ

Profile stellen in vielen Fällen etwas dar, insofern sie es in einer bestimmten Form sichtbar machen. Diese Form ist im Kern die immer wieder angesprochene strukturierte Zusammenstellung von Merkmalen und deren Ausprägungen. Doch wie gereicht diese Form zur Kommunikation? Welche Oberflächen und welche Ästhetiken konstituieren (Re-)Präsentation in Form eines Profils? Und bezogen auf den Gegenstandsbereich dieser Arbeit: Wie stellt sich ein Selbst im Profil dar?

An dieser Stelle ist es hilfreich, die Begriffsgeschichte des Profils (vgl. Kapitel 1.1) im Hinblick auf ästhetische und (re-)präsentative Aspekte zu rekapitulieren. Aus der Textilverarbeitung stammend und dort einen umrandenden Faden bezeichnend, startet der Begriff seine Karriere auf einem sowohl handwerklichen, als auch ästhetischen Terrain. Er dient dazu, bestimmte Elemente zu fixieren und sie gleichzeitig visuell hervorzuheben. In der Porträtmalerei und später in der Schattenrisstechnik und der Fotografie bezeichnet der Begriff die Seitenansicht eines Kopfes, die nicht zuletzt charakteristische Merkmale durch die Betonung der bzw. die Reduzierung auf die Umrisslinie herausstellt. Im technischen Bereich bezeichnet der Begriff analog dazu charakteristische Linienverläufe in Geländereliefs oder Seitenansichten bzw. auch Durchschnittsansichten in architektonischen Darstellungen. Hier verschränkt er sich mit Maßzahlen und wird im natur- und später auch im sozialwissenschaftlichen und psychologischen Bereich zur Visualisierung von Reihungen gemessener Werte genutzt. Über das Testwesen wird er dann später in Auswertungsbögen für zumeist tabellarische Anordnungen von numerischen oder verbalen Testergebnissen und schließlich in der Computertechnik für Nutzerkonten verwendet, die ihrerseits ein Interface haben, in dem sich verschiedene der beschriebe-

841 | Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 104.

nen Elemente wiederfinden – insbesondere im Falle von SNS wie Facebook. Hier wird das Profil jedoch interessanterweise sowohl zum sichtbaren und zur Kommunikation genutzten Interface schlechthin als auch – zumindest von Front-End aus betrachtet – zum unsichtbaren, aber stets mitgedachten Produkt der Auswertung der eigenen Aktivitäten durch Dritte. Im Fall von Empfehlungssystemen, wie dem von Amazon, werden Profile auf dieser Ebene beispielsweise als n-dimensionale Vektoren implementiert, die sich einer Visualisierung bzw. Visualisierbarkeit schlicht entziehen. Ästhetik und Anästhetik fallen folglich auseinander, werden aber mit demselben Begriff bezeichnet.

Wenn wir nun auf die Frage nach dem Selbst und dessen (Re-)Präsentation und Kommunikation zurückkommen, lassen sich verschiedene Diskurse und Praktiken identifizieren, die für eine Genealogie des Profilierungs-Dispositivs relevant erscheinen. Heuristisch lassen sich dabei drei Perspektiven unterscheiden: die Sichtbarmachung des Selbst in bzw. in Relation zu kollektiven Statistiken, in Darstellungen individueller Merkmale durch andere und in verschiedenen Selbstdarstellungen. Damit verbundene Diskurse, Praktiken und Techniken sollen im Folgenden beschrieben werden.

Kollektive

Kollektive Profile, das wurde bereits mehrfach erwähnt, bieten einen Rahmen für die Verortung von Individuen. In Profilen sind Individuen zudem durch die allgemeine Ebene der Merkmale immer von kollektiven Elementen durchwirkt und in Kollektive eingebunden (‚männlich' z. B. referenziert immer auch die Klasse aller Männer, siehe auch Kapitel 1.2). Repräsentationen derartiger Kollektive finden sich genealogisch gesehen zunächst in den bereits im Rahmen der in Kapitel 3.3 skizzierten Auswertungs- und Einordnungspraktiken der Temperamentenlehre, der Physiognomik, Charakterkunde usw. Die prototypischen – teils karikaturesken – Darstellungen und tabellarischer Merkmalszuschreibungen wurden dabei bereits abgebildet, sollen hier aber zur Erinnerung nochmals in verkleinerter Form aufgegriffen werden (s. Abb. 74).

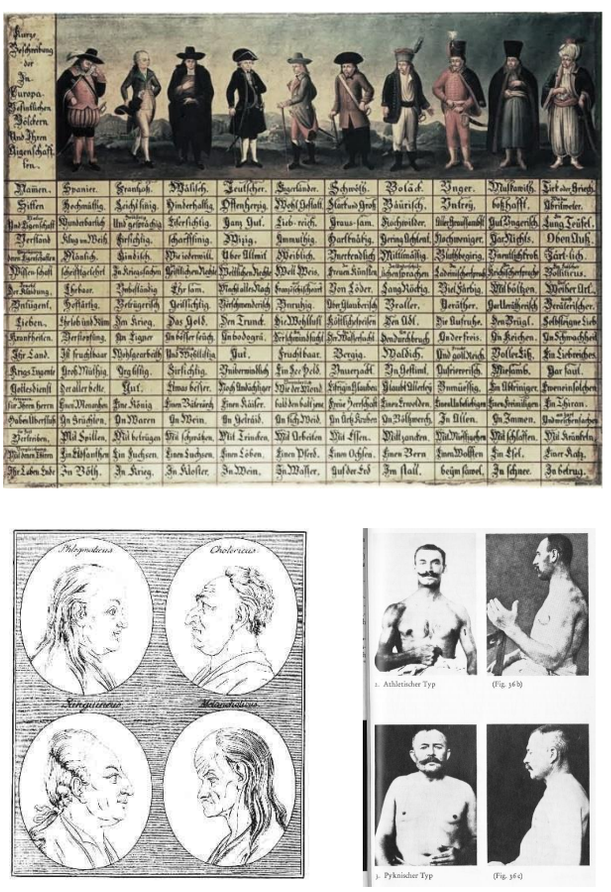


Abbildung 74: Typologien in der 'Völkertafel', bei Lavater und Kretschmer

In diesen Repräsentationen kollektiver Profile schlagen sich in erster Linie populäre Diskurse und die darin verhandelten Proto- und Stereotype nieder. Im Lauf des 19. Jahrhun-

derts – es wurde oben bereits gesagt – vollzieht sich eine quantifizierende Verwissenschaftlichung, die demgegenüber eher mit statistischen Repräsentationen einhergeht. Die Konstitutionslehre Kretschmers stellt dabei eine Art Brückenphänomen bzw. gar einen partiellen Anachronismus dar, insofern sie gleichzeitig mit den Kategorien der Temperamentenlehre als auch mit statistischen Erhebungen und Auswertungen argumentiert.

Einer der prominentesten und eben im besagten 19. Jahrhundert sich professionalisierenden statistischen Kollektivierungsdiskurse ist jener der Demografie – andere, im Rahmen der Arbeit bereits behandelte sind beispielsweise die anthropometrische Anthropologie oder die auf kollektiver Ebene agrumentierende empirische Persönlichkeitspsychologie. Wie Thomas Etzemüller betont, es wurde oben bereits zitiert, ist die Demografie zwangsläufig auf eine Sichtbarmachung seines Gegenstandes angewiesen: „Die Bevölkerung ist unsichtbar, niemand kann sie sehen; das ist bis heute die Tragik der Demographen. [...] Also mußten die Bevölkerung und ihre Entwicklung sichtbar gemacht werden. Die Zahlen selbst gaben nichts preis, erst Beschreibungen, Graphiken und Metaphern taten das.“[842] Die Bevölkerung im Speziellen, aber auch die meisten anderen Kollektive werden nicht nur durch ihre diskursive Behauptung, sondern auch durch verschiedene andere Medialisierungen konstituiert. „Bevölkerung und Bevölkerungsentwicklungen müssen sichtbar gemacht werden, vorher kann man weder ein Problem, Gefahren noch überhaupt das Phänomen Bevölkerung diskutieren.“[843]

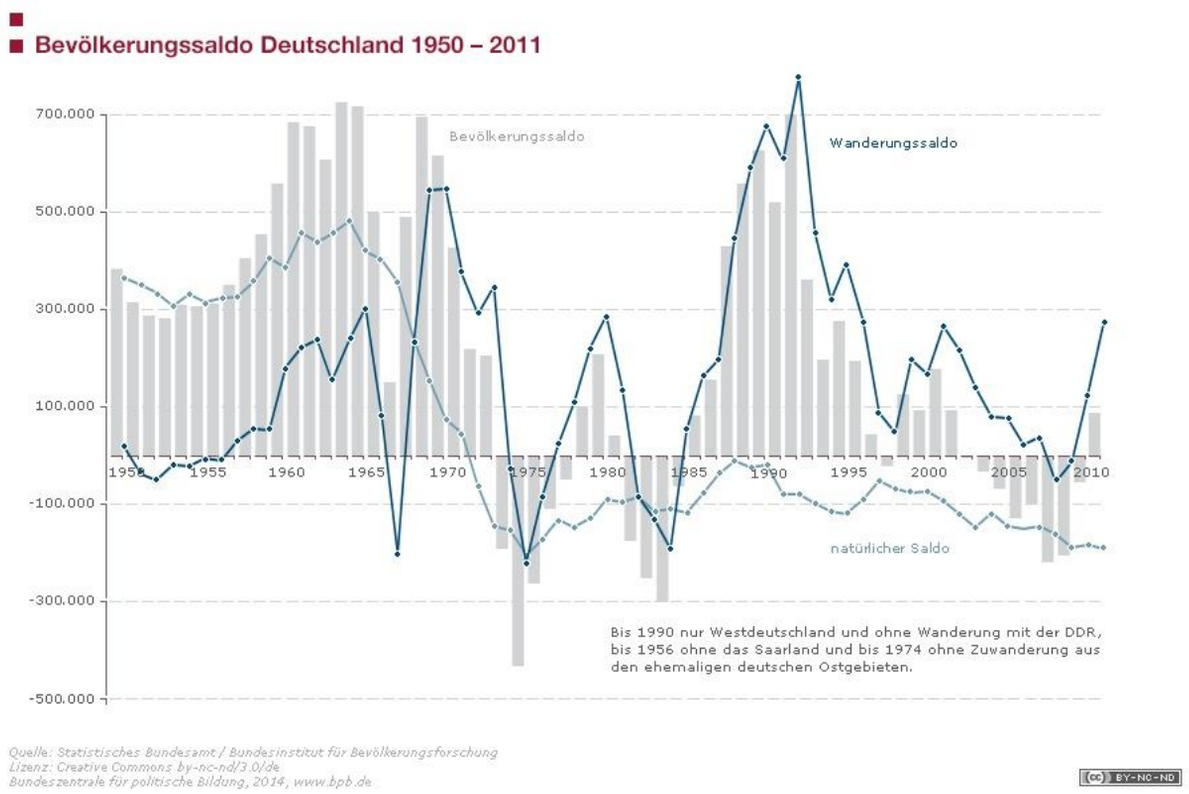


Abbildung 75: Darstellung einer Bevölkerungsentwicklung

842 | Etzemüller (2007): *Ein ewigwährender Untergang*, S. 14.
843 | Ebd., S. 83.

Dabei ist Etzemüller die konstitutive Rolle der jeweils verwendeten Medialisierung durchaus bewusst und wichtig: „Symbolsysteme bilden nicht einfach die soziale Wirklichkeit ab und machen komplizierte Informationen einem breiten Publikum zugänglich, wie das noch einer der Altmeister der Bildstatistik, Otto Neurarth, in aufklärerischem Geiste gemeint hatte. In Graphiken sichtbarmachen heißt vielmehr, daß etwas als etwas sichtbar wird. Es wird nicht neutral abgebildet, sondern ihm wird eine spezifische Form verliehen.“[844] Betrachtet man die fast schon ikonischen Grafiken zum demografischen Wandel, liegt eine – sowohl visuelle als auch konzeptuelle – Verbindung zum Profil-Konzept durchaus nahe.

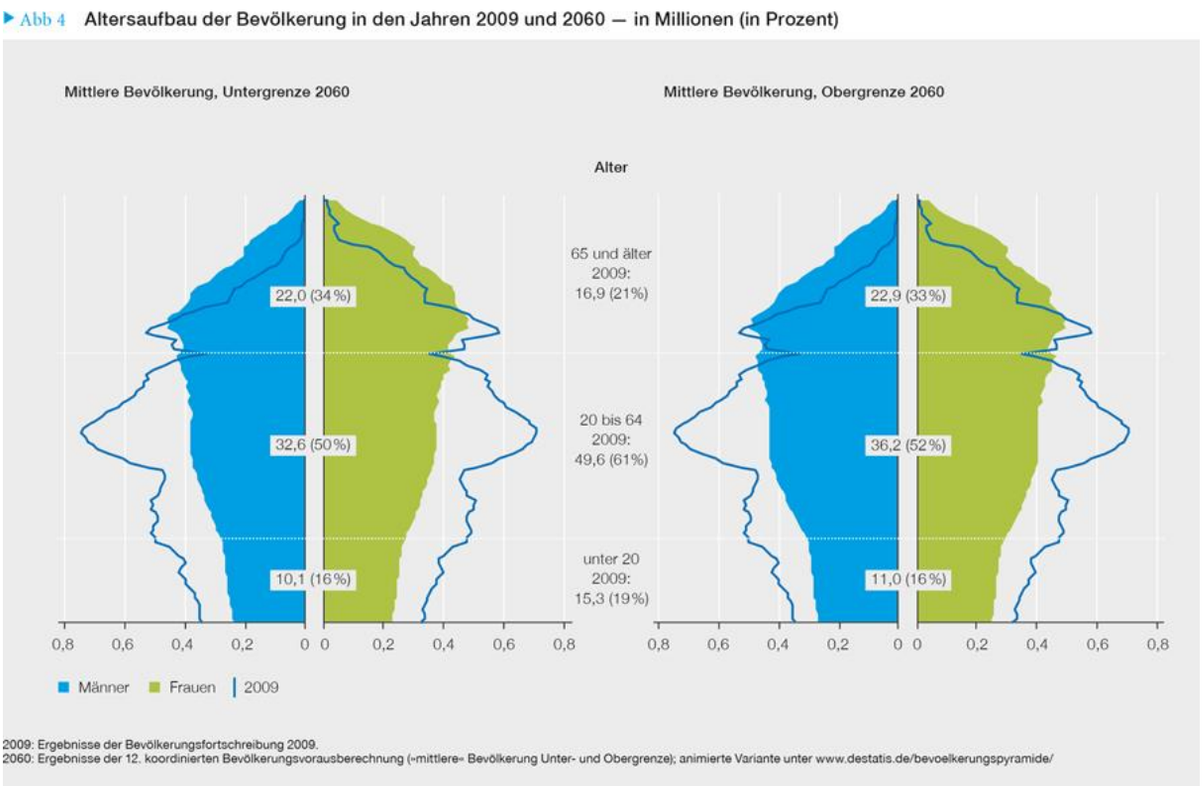


Abbildung 76: Darstellung einer Bevölkerungsentwicklung

Als profiliertes Objekt kann in diesem Fall ‚die Bevölkerung‘ veranschlagt werden, jedes Alter als Merkmal dieses Objekts und die Zahl jener, die dieses Alter haben, als Ausprägung. Die Umrisslinie könnte so als Profillinie bezeichnet werden, deren Form eine diskursiv gerahmte Bedeutung (‚von der Pyramide zum Pilz‘) erhält. Es wird also über Merkmale ein spezifisches Wissen über ein Kollektiv generiert und sichtbar gemacht. Wie schon in den semantiktheoretischen Ausführungen in Kapitel 1.2 theoretisch beschrieben wurde, verschränken sich über die Merkmale im Profil-Konzept sowohl individuelle und kollektive Profile als auch Klassen und Individuen.

844 | Etzemüller (2007): *Ein ewigwährender Untergang*, S. 85.

Neben der staatlichen Bevölkerungsstatistik wird, wie bereits mit Verweis auf Beniger ausgeführt wurde, im Lauf des 20. Jahrhunderts insbesondere die wirtschaftliche KonsumentInnenstatistik zunehmend relevant. Aus medienwissenschaftlicher Sicht ist dabei vor allem die ebenfalls bereits genannte Verknüpfung mit der statistischen Erfassung von Publika bzw. LeserInnenschaften interessant. Zielgruppenforschung ist also zumeist auch RezipientInnenforschung und bedarf ebenso der Messung, wie auch der Darstellung, wie Markus Stauff und Matthias Thiele betonen:

> Zugleich allerdings muss die zunehmende Verdatung des Publikums in visuelle Formen überführt werden, die die Realität des Gegenstands Publikum und seine spezifischen Dynamiken, Trends und möglichen Gesetzmäßigkeiten unmittelbar sichtbar werden lassen. Dies leisten in erster Linie Infografiken, die die kontinuierlich erstellten Zahlenreihen, statistischen Tabellen und numerischen Beschreibungen in anschauliche Torten-, Balken- und Kurvendiagramme und die demografischen Klassifikationen in prägnante Typen überführen.[845]

Auf dieser Ebene kann man in Übereinstimmung mit Joseph Wehner argumentieren, dass „[d]er Begriff des Publikums […] nur wenig zu tun [hat] mit den konkreten Zuschauern und deren Mediennutzungsgewohnheiten. Er ist vielmehr das Produkt einer Betrachtungsweise und Methodik, in der die Komplexität soziokultureller und ökonomischer Einflussfaktoren der Mediennutzung zugunsten weniger statistisch erfassbarer Merkmale weitgehend zum Verschwinden gebracht wird“.[846] Auf einer anderen Ebene lassen sich, wie Stauff und Thiele im Anschluss an Links Normalismus-Konzept anmerken, die statistischen Daten mittels Infografiken wieder auf konkrete ZuschauerInnen beziehen bzw. können sie auf diesem Weg selbst die Daten auf sich beziehen: „Die Infografiken machen mit ihrer Mischung aus zahlenbasierten Daten und Kurven sowie allgemeinverständlichen Kollektivsymbolen diese Verdatung und Normalisierung nicht nur sichtbar und leicht nachvollziehbar, sie sorgen v.a. auch für die ‚Subjektivierung datenbezogenen Wissens‘.“[847]

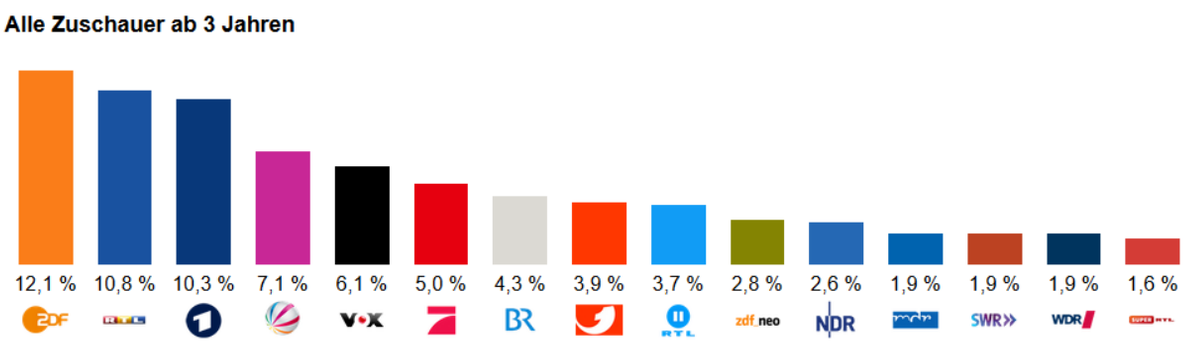


Abbildung 77: TV-ZuschauerInnenstatistik vom 24.02.2016

845 | Stauff, Markus/Thiele, Matthias (2007): Mediale Infografiken. Zur Popularisierung der Verdatung von Medien und ihrem Publikum. In: Schneider, Irmela/Otto, Isabell (Hg.): *Formationen der Mediennutzung*. Bielefeld: Transcript, S. 251-267, hier S. 254f.
846 | Wehner (2008): „Taxonomische Kollektive“, S. 368.
847 | Stauff /Thiele (2007): Mediale Infografiken, S. 255f.

Das Verhältnis von Erhebung, Auswertung und eben auch der Darstellung von Daten sowie der Rolle der einzelnen MediennutzerInnen ändert sich Wehner und Jan-Hendrik Passoth zufolge durch computerbasierte Medienangebote grundlegend:

> Mit dem Übergang von traditionellen, analogen (Massen-)Medien zu den neuen, digitalen Medien nehmen die Möglichkeiten, Rezeptions- wie Produktionsaktivitäten in Echtzeit zu protokollieren und in verrechenbare Daten zu transformieren, in bislang nicht dagewesenem Maße zu […]. Die so erzeugten Daten ermöglichen eine Vielzahl neuer Formen statistikbasierter Inklusionen, etwa in Form von errechneten Nutzer- und Nutzungsprofilen oder Ähnlichkeitsvergleichen. […] Unter Internetbedingungen sind es jetzt nicht mehr nur Top-Listen, Durchschnittsnutzungen und Häufigkeitsmaße, die beständig berechnet werden, sondern Ähnlichkeitsmaße zwischen unterschiedlichen Merkmalen, die wiederum zur Bildung von komplexen Clustern und Profilen führen.[848]

Als Darstellungsform für Publika dienen nun also weniger Infografiken, sondern Cluster- und Netzstrukturen bzw. Profile der einzelnen MediennutzerInnen selbst. Produktion und Präsentation der Daten fallen dabei auf der Ebene der Form teilweise zusammen – und zwar auf der Ebene des/r Einzelnen. Das Profil des/r Einzelnen, beispielsweise auf Plattformen wie *last.fm*[849] ist gleichzeitig die Schnittstelle, über die die NutzerInnen Medienangebote aufsuchen, wie auch Repräsentation der statistischen Auswertungen des Hörverhaltens des Einzelnen und aller übrigen Mitglieder der Plattform. Zwischen ‚dem Publikum' und ‚dem/der Einzelnen' entsteht dabei eine Art Kontinuum, insofern beliebige Skalierungsniveaus zwischen ihnen gewählt werden können. Wie Ralf Adelmann herausgearbeitet hat, wird damit auch eine veränderte Sichtbarkeit von Nischenkulturen hergestellt, die in klassischen Quoten-Darstellungen kaum einen Platz hatte: „Die Nische wird ‚sichtbar'. Bedingung ihrer ‚Neu-Entdeckung' ist die statistische Wahrnehmbarkeit der Nische und ihre Thematisierung als Normalfall des Medienkonsums."[850]

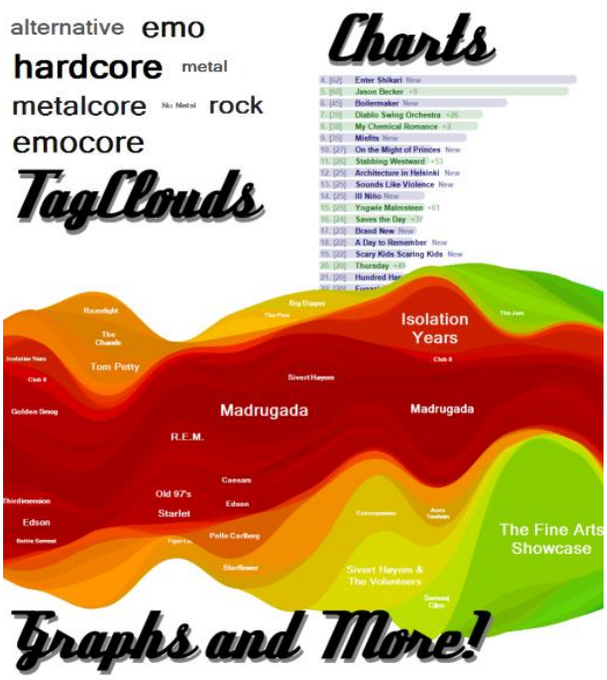


Abbildung 78: Visualisierung auf Grundlage der Nutzungsdaten bei last.fm

848 | Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (2013): Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt. Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 7-23, hier S. 11.
849 | Vgl. hierzu auch Donick (2013: Hörverhaltensstatistiken bei last.fm.
850 | Adelmann (2013): Die Normalitäten des *Long Tail*, S. 95.

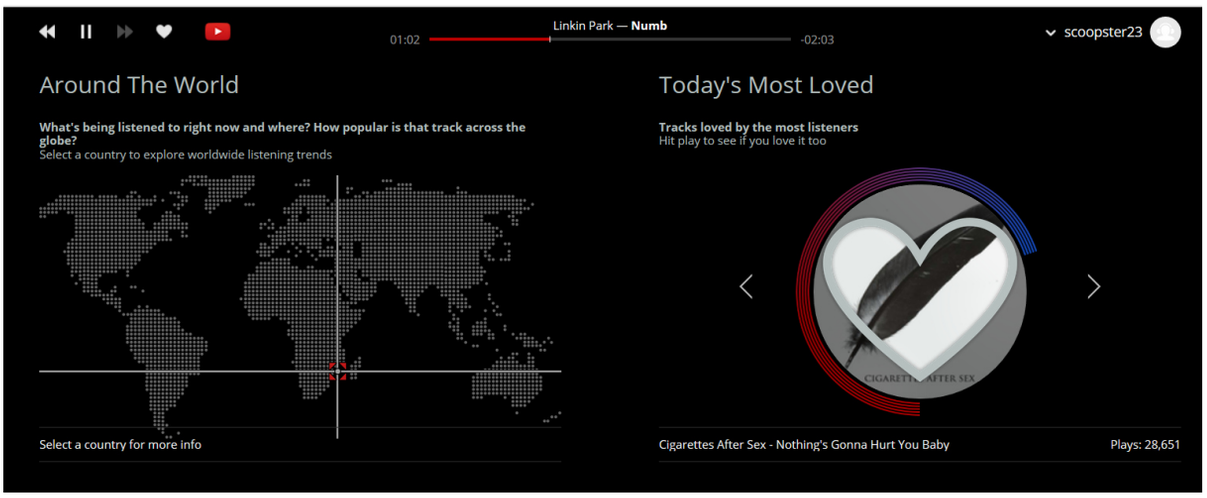


Abbildung 79: Verschränkung der eigenen Hörpraktiken mit jenen einer globalen HörerInnenschaft

Hier verschränken sich auch auf der Ebene der Darstellung die Sichtbarkeit von im Hintergrund erhobenen Daten über den/die einzelne Nutzer/in und jenen des gesamten Mitglieder-Kollektivs mit den explizit durch den einzelnen Nutzer zur Repräsentation seiner selbst genutzten Elemente (Angabe von Lieblingsbands z. B.). Analog zu den bereits in den semantiktheoretischen Ausführungen zur Arbeitsdefinition integriert das Profil-Konzept also gewissermaßen die Klasse und den Einzelfall. Von dieser Beobachtung aus bietet es sich an, auf die genealogische Linie der Repräsentation Einzelner zu sprechen zu kommen.

Individualdarstellung

Wenn es um die Sichtbarmachung der Eigenschaften Einzelner geht, lässt sich genealogisch nur sehr bedingt zwischen der Selbstdarstellung und der Darstellung des Selbst durch andere unterscheiden. So kann die Darstellung einzelner Personen im Profil durch andere zweifellos bis zur Portraitmalerei zurückverfolgt werden, bei der ZeichnerIn und Gezeichnete/r in den seltensten Fällen ein und dieselbe Person waren. Gleichzeitig handelt es sich jedoch zumeist um eine Darstellung des Selbst zum Zweck der Selbstdarstellung. In den folgenden Ausführungen sollen daher, wo immer es angebracht erscheint, beide Perspektiven eingenommen und zueinander in Beziehung gesetzt werden.

Abbildung 80: Schattenriss mit Messlinien bei Lavater (1776) und Schattenriss Goethes (1782)

Ein augenscheinliches Beispiel für die Relevanz beider Perspektiven sind die Schattenrisse, die im Kontext von Lavaters Physiognomik bereits erwähnt wurden. Sie wurden sowohl von Dritten zur Vermessung angefertigt, als auch als repräsentative ästhetische Artefakte zur Selbstdarstellung

(s. Abb. 80). Sie dienten also gleichermaßen dazu, sich als Objekt der Vermessung als auch als repräsentierbar gemachtes Subjekt zu konstituieren. Während das bürgerliche Subjekt dabei als – wenn auch reduzierte – *Einheit* dargestellt wird, wird das Objekt der Vermessung in Messstrecken und dadurch in Merkmale *zerlegt*. Auf diese Weise gehen in den Selbstdarstellungen bürgerliche Ästhetik des Profils als Schattenriss und jene des Profils als Zusammenstellung von standardisierten Messwerten ineinander über.

Für die Fotografie hat Susanne Regener ein ganz ähnliches Doppelverhältnis zwischen bürgerlicher und erkennungsdienstlicher Fotografie historisch herausgearbeitet. Dabei beschreibt sie, wie die Darstellungskonventionen zunächst noch sehr ähnlich sind, sich aber sukzessive auseinanderentwickeln:

> Nach und nach wurde die gesellschaftliche Stellung der Abgebildeten auch ästhetisch umgesetzt. Visualisierung von polizeilich Inhaftierten hieß alsbald: Abkehr vom gewohnten, standardisierten und geschönten bürgerlichen Porträt. Der Präfekt der Pariser Polizei, Alphons Bertillon, definierte in den 1880er Jahren dann Regeln einer bestimmten (Polizei-)Ästhetik als Ausdruck einer Wahrnehmung und einer visuellen und ikonographischen Produktion von Kriminellen. Das von ihm spezifisch für den polizeilichen Gebrauch gestaltete (Verbrecher-)Foto ist bekanntlich bis heute in der Praxis gültig.[851]

Gerade in der Übergangszeit finden sich noch Rudimente einer bürgerlichen Selbstinszenierung innerhalb der erkennungsdienstlichen Fotografien: „Obwohl einige Bilder von selbstbestimmter Inszenierung gekennzeichnet sind, wird in dieser Phase der Verbrecherfotografie schon andeutungsweise die Richtung der Entwicklung vorgezeichnet: ‚Kurz gesagt, der Status des Individuums ändert sich: Es ist nicht mehr Subjekt des Bildes, sondern durch dieses Objekt des Wissens, der Macht und der Kontrolle.‘“[852]

Damit rückt die fotografische Individualdarstellung sowohl in den Kontext von metrischer Erfassung bzw. Anthropometrie als auch in den bürokratischen Kontext und verbindet sich mit tabellarischen Darstellungsweisen, die in beiden Bereichen Anwendung finden. Vor diesem Hintergrund tritt, beispielsweise im Rahmen der Bertillonage, erneut das bereits mehrfach angesprochene Konzept des Formulars, diesmal aber im Hinblick auf die Darstellungsebene, auf den Plan (s. Abb. 81). Fahndungs- und Ausweistechniken sind dabei, wie Regener feststellt, auf verschiedene Weise miteinander verbunden. Was die Fahndung für das delinquente Subjekt ist, ist das Ausweisen für das bürgerliche. Und in

Abbildung 81: Bertillonage von Joseph Stalin (1912)

851 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 104.
852 | Ebd., S. 57.

beiden Fällen resultiert die Notwendigkeit der Individualdarstellung auf einer schwer kontrollierbaren Mobilität der Subjekte.

> Die Einführung von Paßkarten macht deutlich, daß auf eine verstärkte Mobilität der Bevölkerung reagiert und diese gleichzeitig kontrolliert wurde. Bereits 1864 schlug der Justizrat Odebrecht vor, die Paßkarten zusätzlich zum Signalement mit einer Fotografie auszustatten, um Vertauschungen und Mißbrauch vorzubeugen. Ferner empfahl er „Zwangspässe", ebenfalls mit Fotografien, für die sogenannten Landstreicher. So ist denn auch die moderne Paßfotografie aus dem polizeilichen Fahndungsbedürfnis entstanden, zu einer Zeit, da die Anonymität mehr und mehr an die Stelle der persönlichen Bekanntschaft trat. Um, aber auch zugleich mit der Porträtfotografie einem Wunsch nach Individuation nachgekommen wurde.[853]

Die Porträtfotografie gerät so in eine Ambivalenz zwischen Bürokratie, Kriminalistik und Selbstinszenierung. Am Passbildautomaten wird diese Ambivalenz besonders deutlich: Der eigentlich für bürokratische Zwecke installierte Apparat ist ebenso ein Apparat zur lustvollen Produktion von Selbstdarstellungen.[854]

Neben derartig ambivalenten Individualdarstellungen lässt sich jedoch bis zu einem gewissen Grad auch eine Traditionslinie im Rahmen von Fremdverdatungen identifizieren, in der die Profildarstellung zumindest in erster Linie nicht den Profilierten selbst als Selbstdarstellung dienen und ihnen ggf. auch gar nicht verfügbar sind. Sie stammen ästhetisch gesehen eher von den bereits beschriebenen Registraturen und anderen bürokratischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Tabellen- und Grafenformen ab. Ein einschlägiges Beispiel hierfür ist das bereits erwähnte Psychologische Profil nach Rossolimo, das Anfang des 20. Jahrhunderts zur Sichtbarmachung der Ergebnisse psychologischer Tests diente. Fritz Giese beschreibt diese Visualisierungsform folgendermaßen: „Man pflegt die Ergebnisse aus experimentellen psychologischen Prüfungen eines Menschen in Schaulinien darzustellen. Werden für eine große Reihe von Eigenschaften eines Menschen dergleichen Versuche angestellt, so bekommt man eine Art seelenkundlichen Querschnitts durch den Menschen oder ein ‚psychologisches Profil' (Rossolimo)."[855] Damit referenziert Giese sowohl die ästhetischen Implikationen des Profil-Begriffs aus seiner Verwendung in geologischen und technischen Vermessungsvisualisierungen als auch die Linienformen statistischer Graphen. Die Erstellung eines Profils, die teils schon in Kapitel 3.2 skizziert wurde, wird von Rossolimo als mehrstufiger Abstraktions- und Übersetzungsprozess beschrieben:

> Die Resultate der Untersuchung werden der Reihe nach in eine spezielle, für jede Versuchsperson gesonderte Liste eingetragen, anfangs in der Form von + und -; sodann wird das positive Gesamtresultat allein in die Rubriken, welche eine Fortsetzung der früher ausgefüllten Zeilen bilden, einge-

---

853 | Regener (1999): *Fotografische Erfassung*, S. 92.

854 | Vgl. für eine (medien)historische Betrachtung des Fotofix-Automaten auch Nohr, Rolf F. (2012): The Booth as an ‚Other Space'. Medial Positionings. In: Eckel, Julia/Leiendecker, Bernd/Olek, Daniela/Piepiorka, Christine (Hg.): *(DIS)ORIENTATION – (Dis)Orienting Media and Narrative Mazes*. Bielefeld: Transcript, S. 35-53.

855 | Giese (1923): *Psychotechnisches Praktikum*, S, 40.

tragen; dieses positive Gesamtresultat wird mit einem Punkt notiert und auf einer bestimmten Höhe in der Tabelle eingetragen. In der Abteilung der Liste, welche der Gedächtnisuntersuchung entspricht, wird die Höhe der wiederholten Reproduktion in der Tabelle mit dem Zeichen X notiert, worauf diese Zeichen alle durch eine punktierte Linie miteinander verbunden werden. Am Schluß der Untersuchung können auch alle übrigen Punkte der Tabelle miteinander durch Linien verbunden werden, wodurch man eine Kurve der Entwicklungshöhe aller einzelnen Vorgänge erhält, nämlich ein detailliertes psychologisches Profil, welches einen Überblick aller erhaltenen Resultate bietet und eine graphische Darstellung der Psychomechanik bildet.[856]

Die über die Zeit akkumulierten numerischen Werte erlangen so eine spezifische Ästhetik und eine eigentümliche Evidenz. Was in der Tabelle einigermaßen unübersichtlich und verstreut abgelegt ist, wird zunächst durch die numerische Summe, stärker aber noch durch die Übersetzung in eine Linie mit spezifischer Form und Höhe unmittelbar ersichtlich.

> Das Wesen der Methode […] im großen ganzen in einem Feststellen der Stärke von neun psychischen Vorgängen, deren Entwicklungsmaximum zehn Zehnteln gleichgesetzt wird; die Bestimmung des Zählwertes gründet sich auf das Prinzip der richtigen oder falschen Lösung von zehn Fragen einer jeden Teilfunktion der neun psychischen Vorgänge. Bei der graphischen Darstellung dieser Größen findet die Entwicklungshöhe eines jeden Vorgangs ihren Ausdruck in der Ordinatenhöhe, welche durch die Anzahl der Zehntel seiner maximalen Entwicklung bestimmt wird; diese maximale Entwicklung bleibt somit bei allen Vorgängen ein und dieselbe.[857]

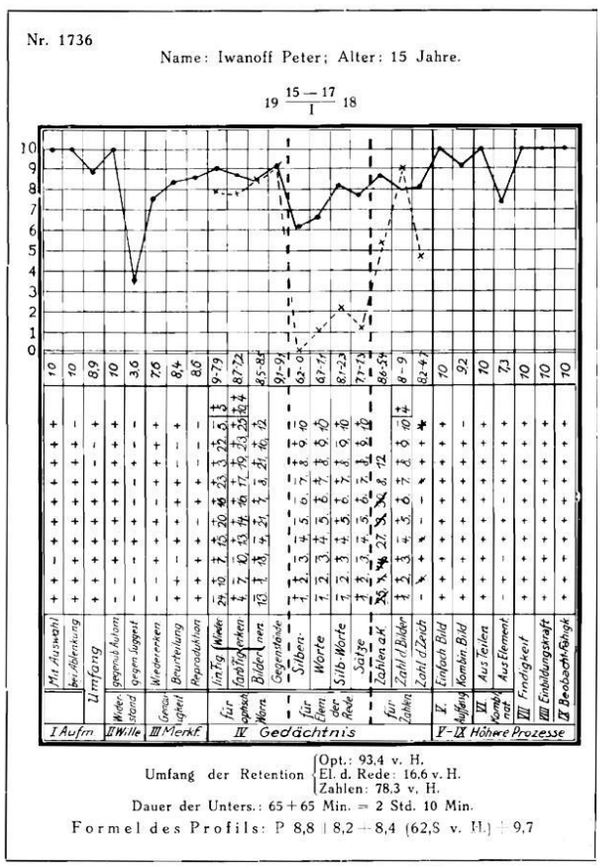


Abbildung 82: Darstellung eines Psychologischen Profils nach Rossolimo (1926)

Im Rahmen der Psychotechnik erfährt das psychologische Profil beispielsweise bei Giese spezifische Modifikationen für den Einsatz in der Berufseignungsprüfung, indem je nach Beruf unterschiedliche Tests durchgeführt und unterschiedliche Merkmale aufzeichnet und dargestellt werden. Auch hier dient das Profil der möglichst einfachen Darstellung von Testergebnissen und daraus ableitbaren Eignungen (siehe auch Abb. 61). Giese fordert in diesem Sinne:

> Die Ergebnisse derartiger psychologischer Prüfungen müssen ebenfalls klar und verständlich dargestellt werden. [...] Der Prüfleiter hat entsprechende Tabellen, die ihm angeben, wie ein solcher Versuch in der Praxis allgemein gelöst zu werden pflegt. Kommt alsdann der einzelne Prüfling zu

856 | Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 7f.
857 | Ebd., S. 7.

> ihm, so findet er leicht, ob der Betreffende mit seinen Leistungen vergleichsweise der guten, schlechten oder mittleren Gruppe zugehört. Er kann nun für eine große Reihe solcher Versuche – neben dem allgemeinen, beschreibenden Gutachten – die Zuordnung der Leistungen des Prüflings nach oben oder unten in einer Schaulinie vorführen. Solche Schaulinien nennt man „Psychologisches Profil". Tabelle 1 zeigt ein Profil, aus dem hervorgeht, daß beispielsweise niemand überall durchfällt. Je höher die Kurve ist, umso besser ist die Leistung! Man gewahrt deutlich, wie der Prüfling hier und dort gewisse Höhen und Tiefen hat.[858]

Ganz ähnlich funktionieren auch heute noch Darstellungen von Persönlichkeitsprofilen in der empirischen Psychologie.[859] Eine Spielart derartiger Profillinien sind die Polaritätsprofile, die u. a. von Peter R. Hofstätter seit den 1950er Jahren im Kontext der Persönlichkeits- und Stereotypenforschung eingesetzt wurden (s. Abb. 83).[860] Dabei stehen sich in einer Liste immer zwei diametrale Eigenschaftsbegriffe gegenüber, weshalb das Verfahren auch als semantisches Differenzial[861] bezeichnet wird. Bemerkenswert ist hier zum einen, dass sich direkte Bezüge zur oben bemühten Semantik-Theorie herstellen lassen und zum anderen, dass Hofstätter sein Konzept explizit aus der ebenfalls bemühten viergliedrigen antiken Kosmologie ableitet.[862] Eine Popularisierung derartiger und ähnlicher Repräsentationsformen findet sich beispielsweise in den Auswertungsprofilen bei Parship (s. Abb. 84).

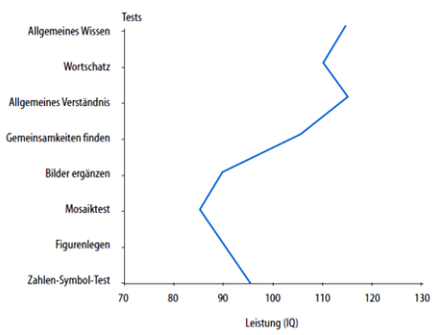


Abbildung 85: Profildarstellung aus der empirischen Persönlichkeitsforschung

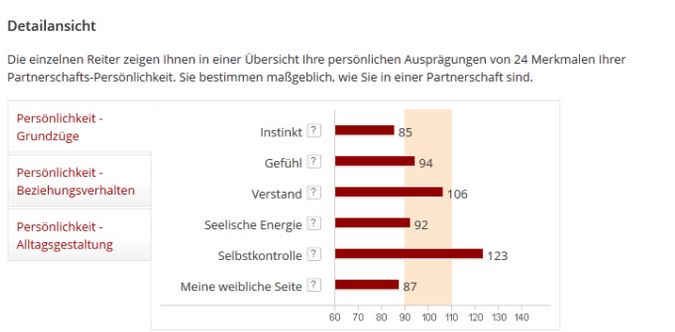


Abbildung 84: Auswertungsprofil bei Parship

Abbildung 83: Polaritätsprofil der Geschlechter bei Hofstätter (1960)

858 | Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 36ff.
859 | Vgl. Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 41f.
860 | Vgl. Hofstätter, Peter R. (1960): *Das Denken in Stereotypen*. Göttingen: Vanderhoeck & Ruprecht.
861 | Vgl. Osgood, Charles Egerton/Suci, George J./Tannenbaum Percy H. (1957): *The Measurement of Meaning*. Illinois University Press.
862 | Vgl. Hofstätter (1960): *Das Denken in Stereotypen*, S. 18.

Die Repräsentation durch Merkmale im Rahmen der beschriebenen Profile kann dabei durchaus sehr operational werden, insofern die Ausprägungen der in der Erhebung festgelegten Werte auch die Handlungsmöglichkeiten des repräsentierten Subjekts determiniert. Repräsentation meint hier dann weniger eine bestimmte Ästhetik, als eine funktionale Entsprechung in bestimmten Verfahren. Die Repräsentation von potenziellen AnlegerInnen in Form von Risikoprofilen beispielsweise hat maßgeblichen Einfluss darauf, ob sie bestimmte Produkte in der Beratung angeboten bekommen oder nicht.[863] Profile werden somit, wie schon auf rechtlicher Ebene in den Registraturen der Meldeämter (s. Kapitel 3.1), zu operativen Repräsentationen innerhalb eines symbolischen Raums, in dem sie Handlungsspielräume eröffnen oder verschließen. Ein anderes plakatives Beispiel für eine solche Art der operationalen Abbildung sind die profilbasierten Repräsentationen von SportlerInnen in Sportsimulationen und -spielen. Bereits in den 1940er Jahren kamen Brettspiele wie *All Star Baseball* oder ab 1961 das bis heute populäre *Strat-O-Matic Baseball* (s. Abb. 86) auf, in denen die BaseballspielerInnen gemäß ihrer Leistungen der Vorsaison in Profilen auf tabellarisch gestalteten Spielkarten repräsentiert waren.[864] Aktuelle Formen derartiger Spiele finden sich z. B. in der populären *FIFA*-Reihe von Electronic Arts (s. Abb. 87).

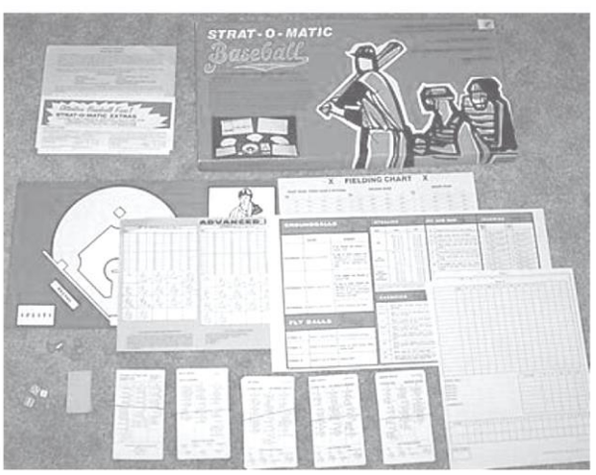


Abbildung 86: *Strat-O-Matic Baseball* (1961)

Abbildung 87: Spielerprofil von Lionel Messi in *FIFA 16*

Dabei werden die realen FußballerInnen von ExpertInnen aufgrund ihrer Leistungen der Vorsaison in spielmechanische Merkmale wie ‚Pace', ‚Dribbling', ‚Shooting', ‚Defense', ‚Passing', ‚Physics' übersetzt und über die grundsätzliche Spielposition in Klassen eingeteilt. Je nach Ausprägung der Merkmale sind die SpielerInnen dann unterschiedlich in der Spielmechanik repräsentiert und zu unterschiedlichen Spielhandlungen fähig oder eben nicht.[865]

---

863 | Everling (Hg.) (2009): *Risikoprofiling von Anlegern*.

864 | Siehe hierzu auch Barton, Matt (2008): *Dungeons and Desktops. The History of Computer Role-Playing Games.* Wellesley Massatchusetts: A K Peters Ltd., S. 13ff.

865 | Die FußballerInnen werden dabei über ihr Profil im Spiel mit den Bewertungen ihrer Fähigkeiten konfrontiert. Ein kurzes Interview zu den Reaktionen einzelner Spieler: http://www.play3.de/2015/09/08/fifa-16-nuri-sahin-christoph-kramer-und-co-nehmen-stellung-zu-den-spielerwerten/

Die Profile der realen FußballerInnen werden hier als Spielfiguren mit bestimmten spielmechanischen Merkmalen implementiert und bilden damit lediglich einen simulatorischen Sonderfall einer basalen Möglichkeit des Game Designs: die Tatsache unterschiedlicher Spielfiguren mit unterschiedlichen Eigenschaften.

Abbildung 88: Karten aus verschiedenen Spielen von Weltquartett (weltquartett.de)

In Kartenspielen der Firma ‚Weltquartett' wird dabei exemplarisch und auf sehr plakative Weise deutlich, wie universell diese Form der spielmechanischen Abbildung ist, da prinzipiell alles und jeder – von DiktatorInnen über Seuchen bis zu Marienerscheinungen – in dieser reduzierten Profil-Form implementierbar ist (s. Abb. 88). Diese spielmechanische Funktionalität ist historisch bereits im Schach durch die unterschiedlichen Zugmöglichkeiten der verschiedenen Figurenklassen zu finden. Insbesondere in darauf aufbauenden Kriegsspielen[866], in denen die strategische Wahl der jeweils bestgeeigneten Einheiten für die jeweilige Spielsituation – auch hier findet sich das Konzept des ‚richtigen Mannes am richtigen Platz' (vgl. Kapitel 3.2) wieder – gewählt werden müssen, spielen die unterschiedlichen Eigenschaften eine zentrale Rolle. Große Popularität sowie eine

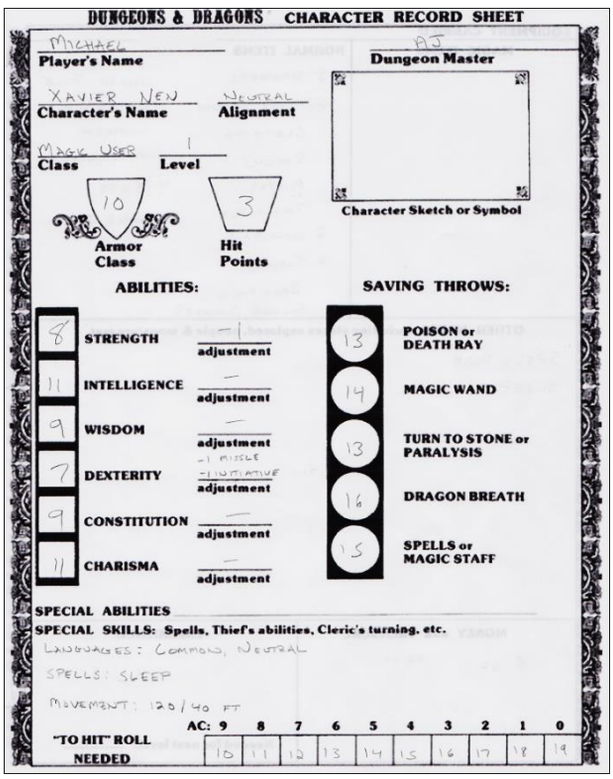


Abbildung 89: Charakterbogen der ersten Edition von *Dungeons and Dragons* (1974)

866 | Siehe für eine exemplarische und kompakte historische Rekonstruktion von Johann C. L. Hellwigs ‚Kriegsspiel' Böhme, Stefan/Nohr, Rolf F. (2009): *Die Auftritte des Krieges sinnlich machen. Johann C. L. Hellwig und das Braunschweiger Kriegsspiel.* Braunschweig: Appelhaus-Verlag.

Vervielfältigung der spielrelevanten Merkmale der Spielfiguren erfuhren derartige Konzepte in Pen'n'Paper und Tabletop-Rollenspielen wie *Dungeons and Dragons*[867] ab den 1970er Jahren (s. Abb. 89). Dabei stand nicht eine Vielzahl simulierter SportlerInnen oder namenloser Kampfeinheiten, sondern ein spezifischer Charakter im Vordergrund, den der Spieler/die Spielerin während des Spiels verkörperte. Die spielmechanische Implementierung von Eigenschaften wurde dabei in einem fantastischen Setting mit Charaktereigenschaften, wie sie aus den oben beschriebenen Eignungstests bekannt waren, kombiniert.

Abbildung 90: Charakterprofil aus *World of Warcraft*

Aktuelle Computerspiele wie *World of Warcraft* greifen dieses Konzept auf. In derartigen Spielen wird jedoch nicht nur ein fiktiver Charakter durch das Profil repräsentiert, sondern es gehen bis zu einem gewissen Grad auch Repräsentationen der ComputerspielerInnen selbst in die gespielten Charaktere ein (s. Abb. 90). Einerseits können sie ästhetisch in vielen Fällen dem eigenen Antlitz angepasst werden. Wesentlich wichtiger ist jedoch andererseits die Tatsache, dass in Spielen wie *World of Warcraft* der eigene Spielcharakter seine Merkmale je nach Spielverhalten ändern kann und so zu einer mittelbaren Repräsentation der spielmechanisch relevanten Eigenschaften und Fertigkeiten der ComputerspielerInnen wird, die sich in den Ausprägungen von Merkmalen wie Charakter-Level, Gearscore, Ausdauer, Beweglichkeit, Intelligenz etc. manifestiert. Eigenes Handeln, die algorithmische Bewertung dieses Handelns und die weiteren Handlungsmöglichkeiten sind über die operationale Repräsentation also miteinander verknüpft. Das spielende Subjekt setzt sich somit mittels des Profils ins Werk und wird gleichzeitig bewertet und ins Werk gesetzt. Auf diese Weise entstehen eine Art Biografie und ein Profil des gespielten Charakters, die gleichzeitig einen Teil der eigenen Biografie und des eigenen Profils als SpielerIn repräsentieren.

Autobiografie und ‚Selbstbuchhaltung'

Neben der (Re-)Präsentation durch statistische bzw. skalierte Kennlinien, der Fotografie und der Formulare ist für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs eine weitere Form der Repräsentation des Selbst von großer Bedeutung: jene der (Auto-)Biografie, also der schriftlichen Darstellung des Selbst durch sich selbst. Folgt man Michel Foucault, gilt es bei einer Historisierung der Praktik ‚Über sich selbst schreiben' insbesondere die antiken schriftlichen Korrespondenzen in Briefen und die persönlichen Aufzeichnung in jenen Notizbüchern, die mit *hy-*

867 | *Dungeons and Dragons* (1974-2016, TSR/Wizards of the Coast, USA).

pomnêmata bezeichnet werden, in den Blick zu nehmen. „Die frühesten Zeugnisse der schriftlichen Selbstdarstellung“ schreibt er, seien dabei „nicht in den persönlichen Aufzeichnungen der *hypomnêmata* zu finden, die es ermöglichen sollen, das Selbst durch die Sammlung fremder Diskurse zu konstituieren, sondern im Briefwechsel mit anderen und im Austausch von Seelendiensten“.[868] Das Schreiben über sich selbst hat also nicht nur das eigene Selbst, sondern immer schon auch ein Gegenüber zum Adressaten. Als Korrespondenz ist das Schreiben eine „Objektivierung der Seele“ und „zugleich eine Form, sich dem anderen und sich selbst zu zeigen“.[869] Für die Selbstdarstellung im Profilierungs-Dispositiv ist dies von großer Relevanz: Profilieren kann ebenfalls als eine Selbstdarstellungspraktik veranschlagt werden, die neben der Darstellung des Selbst für sich selbst immer auch zur Kommunikation des eigenen Selbst dient. Formal gesehen passen jedoch die *hypomnêmata* noch offensichtlicher als die Korrespondenzen in die Genealogie des Profil-Konzepts hinein. In Foucaults Beschreibung werden sie nämlich mit Techniken und Praktiken verknüpft, die in vorigen Kapiteln bereits ausführlich thematisiert wurden: „Im technischen Sinne konnten *hypomnêmata* Rechnungsbücher, öffentliche Register oder auch private, als Gedächtnisstütze dienende Notizbücher sein.“[870] Dass Foucault, der höchst selten digitale Medientechnologien thematisiert, diese selbstbezüglichen Aufschreibetechnologien ausgerechnet als „genauso revolutionär wie die Einführung des Computers ins persönliche Leben“[871] qualifiziert, scheint mit dem genealogischen Blick auf computerbasierte Selbstverdatungsmaschinen kaum zufällig. Zu den Verwendungsweisen und der sozialen Verbreitung der *hypomnêmata* führt er an anderer Stelle aus:

> Ihr Gebrauch als Lebenshilfe und Verhaltensanleitung war offenbar in der gesamten gebildeten Schicht verbreitet. Man notierte dort Zitate, Auszüge aus Büchern, Exempel und Taten, die man selbst erlebt oder von denen man gelesen hatte, Reflexionen oder Gedankengänge, von denen man gehört hatte oder die einem in den Sinn gekommen waren. Sie bildeten gleichsam ein materielles Gedächtnis des Gelesenen, Gehörten und Gedachten, einen zur neuerlichen Lektüre und weiterer Reflexion bestimmten Schatz an Wissen und Gedanken.[872]

Wenngleich sich auf diese Weise eine Sammlung persönlicher Texte ergibt, und „der Schreibende durch diese Sammlung von Gesagtem seine eigene Identität“[873] bildet, schreibt Foucault unmissverständlich und pointiert: „So persönlich die *hypomnêmata* auch sein mögen, dürfen wir dennoch keine intimen Tagebücher darin erblicken und auch keine Berichte über spirituelle Erfahrungen (Versuchungen, Kämpfe, Niederlagen und Siege), wie man sie später in der

---

868 | Foucault, Michel (2005[1983]b): Über sich selbst schreiben. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 503-521, hier S. 516 (Herv. im Original).
869 | Ebd. und S. 515.
870 | Ebd., S. 507 (Herv. im Original).
871 | Foucault, Michel (2005[1983]a): Zur Genealogie der Ethik: Ein Überblick über die laufende Arbeit. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 461-503, hier S. 487f.
872 | Foucault (2005[1983]b): Über sich selbst schreiben, S. 507.
873 | Ebd., S. 512.

christlichen Literatur findet. Sie sind keine Selbstdarstellung.“[874] Sie seien „vielmehr Rohstoff und Rahmen für eine Übung, die immer wieder absolviert werden sollte: lesen, wieder lesen, meditieren, Gespräche mit sich selbst und anderen führen usw.“.[875] Im Gegensatz zu derartigen antiken Technologien des Selbst, die in erster Linie auf Meditation und Übung abzielten, sieht Foucault das Schreiben über sich selbst in der christlichen Kultur vornehmlich durch Praktiken der Selbstoffenbarung, der Beichte und des Geständnisses geprägt: „Bei den *hypomnêmata* ging es darum, sich selbst als Subjekt rationalen Handelns zu konstituieren, und zwar durch die Aneignung, Vereinheitlichung und Subjektivierung ausgesuchter Fragmente von bereits Gesagtem. Bei der Aufzeichnung der spirituellen Erfahrungen des Mönchs wird es darum gehen, die verborgensten Regungen der Seele aufzuspüren, um sich ihrer zu entledigen.“[876] Das Schreiben über sich selbst tritt in der christlichen Kultur des Mittelalters dadurch in neue Machtkonstellationen ein und verändert die Art und Weise der Subjektivierung, die es konstituiert. Wie die Historikerinnen Andrea Griesebner und Christina Lutter konstatieren, ist jedoch nicht nur das christliche Tagebuch, sondern jede Form der Autobiografie immer in Machtkonstellationen eingebunden – was die oben vertretene These stützt, dass die Darstellungen des Selbst durch sich selbst und andere immer in Wechselwirkung miteinander stehen müssen:

> Ob man nun das 12., das 18. oder das 21. Jahrhundert betrachtet, das „Selbst“ ist ebenso wie „Geschlecht“ immer relational. Immer gibt es Wechselwirkungen zwischen bewußten Wahrnehmungen des Selbst und sozialem wie diskursivem Kontext. *Wie* und nach welchen Mustern das „Selbst“ gebildet und dabei etwa dem Geschlecht Bedeutung verliehen wird, ist jedoch kulturell bzw. historisch verschieden. Zuzustimmen ist David Sabean, der seit Jahren darauf aufmerksam macht, daß „Begriffe, Praktiken und Repräsentationen des Selbst, von Person und Subjekt“ immer das Ergebnis von „Machtkonfigurationen“ sind.[877]

Auch Eva Kormann weist in ihrer Studie zur Autobiografik im 17. Jahrhundert darauf hin, dass „Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung immer geprägt [sind] von gesellschaftlichen, von kulturellen Vorgaben, von Diskursen und Dispositiven“.[878] „Autobiographik“, so erläutert sie, „wird bestimmt von gesellschaftlichen Lizenzen für Selbstbespiegelungen, von den technischen Möglichkeiten des Aufschreibens, von den jeweiligen Konzeptionen des Menschseins, von Vorstellungen über ‚race‘, ‚class‘ und ‚gender‘ und anderen, in der jeweiligen historischen Situation für wichtig gehaltenen Gruppenzugehörigkeiten“.[879] Wenngleich die Autobiografieforschung traditionell in erster Linie das Schreiben über sich selbst als Praktik in den Vorder-

---

874 | Foucault (2005[1983]b): Über sich selbst schreiben, S. 508 (Herv. im Original).
875 | Ebd., S. 507.
876 | Vgl. ebd., S. 504ff. (Herv. im Original).
877 | Griesebner, Andrea/Lutter, Christina (2005): Geschlecht und „Selbst“ in Quellen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*. Göttingen: Wallstein, S. 51-70, hier S. 57 (Herv. im Original).
878 | Kormann, Eva (2004): *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert*. Weimer/Wien: Böhlau, S. 3.
879 | Ebd.

grund rückt, sind stets die Wechselwirkungen mit anderen Medientechniken und -praktiken mitzudenken. Die Schrift wird dabei verschiedentlich durchaus in gewisser Weise als Medium reflektiert. Kormann schreibt beispielsweise:

> Menschen denken ihr Selbstbild nicht nur, sie schreiben es auch. Das gedachte ‚Selbstporträt' wird nicht einfach niedergeschrieben – es wird vielmehr erschrieben. […] Das Wort ‚autobiographisch' macht aber auch deutlich, daß die Autorinnen und Autoren ihr Leben *schreiben*. Das heißt, aus der Fülle der Ereignisse eines Lebenslaufs werden einige als berichtenswert ausgewählt und in bestimmter Sinnkonstruktion verknüpft. Autobiographische Texte sind somit einerseits Praktiken der Herausbildung von Selbstvorstellungen und gehören andererseits, indem sie rezipiert werden, zu den Musterbüchern für das Denken und Formulieren des Selbstverständnisses.[880]

Traditionellen Ansätzen, wie sie prominent vom Historiker Erich van Dülmen vertreten werden, ist vor dem Hintergrund der beschriebenen Relevanz von Macht- und Medienkonstellationen grundsätzlich mit Skepsis zu begegnen, wenn sie die Selbstdarstellung als historische Entwicklung hin zu einer Befreiung des Selbst interpretieren:

> Seit dem 16. Jahrhundert nehmen die selbstbezogenen Reflexionen beträchtlich zu. Dies hat nicht nur mit der Zunahme von Schriftlichkeit zu tun, sondern vor allem auch mit der schulischen Erziehung, die die Selbstreflexion fördert, vor allem seit die bürgerliche Wertewelt maßgebend Einfluß auf die Erziehungsprogramme ausübt. Schließlich läßt sich in diesen selbstreflexiven Texten der Neuzeit ein beträchtlicher Säkularisierungstrend erkennen. Mit der Emanzipation von kirchlich-religiöser Tradition und Kultur vollzieht sich eine Befreiung des Ichs, das erstmals eigenständigen Wert erhält. Indem die religiös-rituelle Hoffnung auf ein Jenseits abnimmt, wird der diesseitige Selbstwert des Menschen und damit die Verpflichtung und Möglichkeit, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, stärker. Die Befreiung von Tradition ist ein Akt der Selbstfindung. An die Stelle der Überwindung der Sünde tritt die Selbsterkenntnis als zentrale Aufgabe des Menschen.[881]

---

880 | Kormann, Eva (2005): Ich und Welt in der Autobiographik des 17. Jahrhunderts. In: Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*. Göttingen: Wallstein, S. 97-107, hier S. 98 (Herv. im Original). Die Repräsentation des Selbst mittels Text wird vor diesem Hintergrund seit einiger Zeit unter dem weiten Begriff des Selbstzeugnisses verhandelt. Laut den HistorikerInnen Claudia Ulbrich und Gabriele Jancke sind „Selbstzeugnisse […] Texte, in denen Menschen sich selbst beschreiben – zumindest ausschnittweise –, und damit sind sie aufschlußreich vor allem auf der Ebene dargestellter und praktizierter Personenkonzepte, also im Bereich der sozialen, körperlichen Person und ihres Handelns" (Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (2005): Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. In: Dies. (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*. Göttingen: Wallstein, S. 7-27, hier S. 25).

881 | Dülmen, Richard van (2001): Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln: Böhlau, S. 1-7, hier S. 5. Davon abgesehen ontologisiert van Dülmen ex negativo ein ‚nicht-medialisiertes' Selbstbild, wenn er schreibt: „Dazu treten heute verstärkt medial vermittelte Deutungsmuster des eigenen Lebens, die erstmals alle sozialen Grenzen der Selbstthematisierung sprengen. Individualität wurde immer inszeniert, heute aber geschieht dies in einem Maße, das die ‚eigentliche Persönlichkeit' nicht selten verschwinden läßt" (ebd., S. 6).

Mit der Erwähnung der ‚schulischen Erziehung' weist von Dülmen implizit selbst auf die Verschränkung von Selbstdarstellungen mit Disziplinareinrichtungen und den damit einhergehenden Machtkonstellationen hin. Richtig und wichtig ist jedoch der Hinweis darauf, dass sich diese Machtkonstellationen in beständigem Wandel befinden. Das Schreiben über sich selbst im Mittelalter ist dabei in erster Linie religiös geprägt:

> Ein Mensch, der im 12. Jahrhundert schreibend tätig war, setzte sein Tun in den Bezugnahmen der göttlichen Weltordnung. Persönliche Fähigkeiten und eigene Taten wurden nicht als individuelles Verdienst aufgefaßt, sondern als von Gott gegeben und auf ihn bezogen. Demut (*humilitas*) galt daher als wichtigste Tugend, Hochmut (*superbia*) als schwerste Sünde. Um der Pflicht, sich in seinem Tun „klein" zu machen und damit die Vorgaben eines von Demut geleiteten christlichen Lebens zu erfüllen, zu genügen, modellierten Männer wie Frauen ihre Aussagen im Rahmen von Bescheidenheitstopoi. Dabei handelt es sich um kulturelle Muster, die Grenzen der Selbst-Repräsentation absteckten und diese gleichzeitig möglich machten.[882]

Eine andere Tradition der biografischen Selbstthematisierung sind die so genannten Hausbücher. Diese bereits im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit aufkommenden Chroniken bilden gewissermaßen das familiäre Äquivalent zu den bereits im Hinblick auf die Registratur erwähnten Kirchenbüchern. Wie Kormann im Hinblick auf Beispiele dieser Gattung aus dem 16. und 17. Jahrhundert schreibt, geht es dabei „um Daten der Familie, um Eheschließungen, Geburten der Kinder, um Geschäftsbeziehungen und eigene Leistungen. Über Bezüge auf andere und über den Stolz auf das, was die eigene Person für andere und anderes leistet, erhält das Ich sowohl der Autorin als auch des Autors deutliche Konturen".[883] Religiöse Aspekte fanden demnach also ebenso Einzug in die Selbstdarstellung wie weltliche – nicht zuletzt und nicht zufällig ökonomische. Die Bilanzierung des Privaten ist also entgegen einiger aktueller Diskurse nicht erst eine Erfindung gegenwärtiger neoliberaler Praktiken und SNS.[884]

Im Kontext der Selbstpräsentation ist auch das Konzept des Stammbuchs (oder auch ‚Album Amicorum') für die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs relevant. Die ‚Stammbuchsitte', wie der Germanist Werner Wilhelm Schnabel sie nennt, fand insbesondere seit dem 16. Jahrhundert Verbreitung, und wird in Poesiealben und teils auch in Freundebüchern noch heute mit bestimmten Modifikationen fortgeführt.[885] Stammbücher werden für gewöhnlich von einem Halter oder einer Halterin angelegt und nach und nach an verschiedene Personen abgegeben, um von diesen Einträge mit kurzen Texten, Zeichnungen oder auch Noten zu erhalten. Als historische Quellen lassen die Bücher und Einträge laut Schnabel „auch Rückschlüsse auf den Charakter und die Überzeugungen der Schreiber, mittelbar auch auf die der Besitzer zu, die sich mit einem bestimmten Freundeskreis umgeben haben".[886] Für Profile und die Frage

---

882 | Griesebner/Lutter (2005): Geschlecht und „Selbst", S. 63 (Herv. im Original).
883 | Kormann (2005): Ich und Welt in der Autobiographik des 17. Jahrhunderts, S. 105.
884 | Vgl. für derartige Einschätzungen exempl. Reichert (2008): *Amateure im Netz*, insb. S. 105ff.
885 | Vgl. zu Poesiealben Schnabel, Werner Wilhelm (2003): *Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, S. 39f.
886 | Vgl. Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 6.

der Selbstdarstellung sind dabei zwei unterschiedliche Aspekte von „Stammbücher[n] als Medien der Selbstdarstellung“[887] von besonderem Interesse: zum einen die Profilierung der HalterInnen durch die Zusammenstellung der Einträge bzw. seine Verbindung zu bestimmten EinträgerInnen; zum anderen die Profilierung der EinträgerInnen selbst durch ihre Einträge.

Die HalterInnen sammeln in den Stammbüchern Einträge anderer Personen und konstituieren damit ein sichtbares soziales Netzwerk. Laut Schnabel „ermöglichte [die Stammbuchsitte] eine Art von Buchhaltung über die persönlichen Bekanntschaften und erfuhr später dann auch seitens der Verfasser von Apodemiken Bestätigung, die den Reisenden raffiniert Strukturierte ‚Register über die Connoissancen‘ empfahlen, damit dieser nicht den Überblick über seine zahlreichen Bekanntschaften verliere“.[888] In gewisser Weise ist folglich „[e]igentliches Objekt der Sammlung“ laut Schnabel „nicht die Inskription oder gar der Wortlaut des erhaltenen Textes oder der Gegenstand einer Zeichnung, sondern allein der (pragmatische) Beziehungsaspekt, der Umstand also, daß der Angegangene der Bitte des Halters nachkommt, sich zu dessen Ehre der Mühe einer solchen Aktion unterzieht.“[889] Die EinträgerInnen dokumentieren mit ihren Einträgen also die soziale Beziehung mit dem Halter/der Halterin und Qualifizieren ihn/sie so als Teil eines bestimmten Netzwerks und damit als Person eines bestimmten Milieus. In dieser Hinsicht scheint Schnabel zufolge bei der Sammlung von Einträgen „[z]entraler Faktor […] die Selbstdarstellung des Halters“ zu sein. Bezogen auf das Profil-Konzept könnte man sagen, dass die EinträgerInnen im Rahmen des Stammbuchs zu Merkmalen der HalterInnen werden. Besonderen Stellenwert bekommt dieser Aspekt bei berühmten EinträgerInnen:

> Gegenüber den Lesern des Albums soll – zumindest in bestimmten Phasen der Stammbuchgeschichte – das eigene Prestige belegt und gehoben werden, wozu ein erlesener und nach Möglichkeit berühmter Einträgerkreis ohne Zweifel das beste Mittel ist. Da der Leser geneigt ist, aus der Zusammenstellung und Zahl der versammelten Inskribenten, aus der statushebenden Nähe zur Prominenz auf Charakter, Würdigkeit, Zugehörigkeit und Lebenserfahrung des Albumbesitzers zu schließen, kommt der Sammlung schriftlicher Belege von Hochschätzung, Referenz oder Huldigung aus diesen Kreisen besonderes Gewicht zu.[890]

Und an anderer Stelle:

> Gegenstand der Sammeltätigkeit ist in den Augen der Albumbesitzer zudem wohl nicht nur (oder oft sogar weniger) das Autograph eines bestimmten ‚Freundes‘ gewesen, mit dem einen eine tiefere affektive Beziehung verband, sondern die Konstitution einer öffentlich repräsentablen Beziehungsgruppe, zu der das Einzelnotat letztendlich nur einen Baustein lieferte. Schon allein die Zahl der

887 | Schnabel, Werner Wilhelm (2010): Selbstinszenierung in Texten und Bildern. Stammbücher und Stammbucheinträge aus Helmstedt. In: Bruning, Jens/Gleixner, Ulrike (Hg.): *Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576-1810*. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek, S. 68-77, hier S. 68.
888 | Vgl. Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 382.
889 | Vgl. ebd., S. 171.
890 | Vgl. ebd., S. 173.

> Niederschriften, die sich nicht selten auf mehrere hundert beläuft, zeigt, daß die Bindungen zwischen Halter und Einträgern in derartigen Fällen recht locker gewesen sein können.[891]

Damit ist auch die Frage nach dem potenziellen LeserInnenkreis aufgeworfen. Schnabel zufolge werden die LeserInnen

> in den meisten Fällen natürlich mit späteren Einträgern identisch sein; zwangsläufig ist dies freilich nicht. Es gibt genügend Hinweise darauf, daß die Alben etwa als Reverenzen oder als Beleg für ehemalige Konnexionen auch eigentlich Unbeteiligten oder aber Verwandten vorgezeigt wurden (die zumindest vor dem späten 18. Jahrhundert eher selten im Kreis der Einträger auftauchen). Die Eigenschaften einer strikten ‚Privatheit', ja ‚Intimität', die man den Alben heute oft zumißt, haben diese bis weit ins 18. Jahrhundert hinein keineswegs gehabt. Gerade im 16. und 17. Jahrhundert wird man viel eher von einem öffentlichen oder zumindest halböffentlichen Charakter des Stammbuchs auszugehen haben. Dies bedeutet aber auch, daß der Halter nicht der einzige, ja in bestimmten Fällen nicht einmal der wichtigste Adressat eines Eintrags ist.[892]

Die Profilierung der HalterInnen ist damit nicht nur eine im Angesicht der EinträgerInnen, sondern auch im Angesicht eines größeren, nicht klar abgrenzbaren Personenkreises.[893] Das Verschwimmen der Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit zum Zwecke der Etablierung eines repräsentativen Netzwerks ist dabei konstitutiv mit der Buchform verbunden, wie Schnabel an deren Auflösung ab dem späten 18. Jahrhundert deutlich macht:

> In einem gebundenen Buch dokumentieren die Einträge zumindest halböffentlich die Einbindung in einen Zirkel von Personen, die einander wohlgesonnen sind, und auch vom Betrachter des Albums kann diese Gruppenbildung nachvollzogen werden. Beim Gebrauch von Einzelblättern entfällt diese Zurschaustellung der Aggregationsfunktion dagegen völlig. Letztendlich überschaut nur noch der Halter die Summe der Beiträger, und der gruppenbezogene Dokumentationscharakter des Gesamtstammbuchs geht durch die – ohne Spuren bleibenden – Eingriffsmöglichkeiten verloren. [...] Einträge, die Nebentexte aufnehmen und in einen Dialog eintreten, Konjunktionsformeln, die Beziehungen zu benachbarten Inskribenten herstellen, sind unmöglich. In dem Maße, wie die Niederschriften sich ausschließlich auf einen Adressaten – den Albumeigner – zentrieren, löst sich die Netzwerkstruktur innerhalb der Einträgerschaft auf. Zugleich verliert der halböffentliche Charakter, die Geselligkeitsfunktion an Bedeutung, da lose Einzelblätter nur unter höherem Beschädigungs- und Verlustrisiko öffentlich hergezeigt werden können. Der Verzicht auf die Bindung interdependiert somit nicht zuletzt mit der ‚Privatisierung' der Stammbuchsitte, die im späten 18. Jahrhundert festgestellt werden kann.[894]

---

891 | Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 343. Auf SNS beispielsweise ergibt sich eine ganz ähnliche Logik, insofern die (oftmals sehr langen) Freundeslisten und gegenseitigen „Gefällt mir"-Klicks und Chronik-Einträge der NutzerInnen sowohl für die Selbstdarstellung der jeweils anderen NutzerInnen als auch für die Datenauswertung im Rahmen personalisierter Werbung usw. einen wichtigen Teil des Profils darstellen.

892 | Vgl. Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 157.

893 | Auch hier sind Parallelen zu SNS offensichtlich

894 | Vgl. Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 125.

Stammbücher als ‚Sammelform' zeichnen sich dabei dadurch aus, „daß der Stammbuchhalter nicht etwa Texte nach bestimmten Selektionskriterien in seinem Album vereint; vielmehr bittet er Personen um einen Beitrag, die dann einen Text niederschreiben, der außerhalb der Einflußnahme des Empfängers steht".[895] Die Einträge sind eben nicht Texte der HalterInnen über die anderen Personen, sondern Texte der EinträgerInnen über sich selbst: „Ausgewählt und gesammelt werden – um es etwas zu überspitzen – nicht primär Texte, sondern Selbstdokumentationen von Personen, die sich spezifischer Texte als Mittel zur ‚Verewigung' bedienen."[896]

Damit kommen wir zur Profilierung der EinträgerInnen durch die Inskriptionen bzw. zu den Funktionen, die die Einträge für die AutorInnen erfüllen. Auch hierbei geht es Schnabel zufolge in erster Linie um Selbstdarstellung durch Form und Inhalt des Eintrags sowie den Ausdruck der Beziehung zum Halter bzw. zur Halterin und den übrigen EinträgerInnen. Die Eintragung an sich kann frei gestaltet werden und gerade durch diese „thematische und formale Offenheit vermag sie", so Schnabel, „am ehesten die Eigenart und den Charakter des Inskribenten und damit ein Bild wiederzugeben, das dieser von sich zu vermitteln bestrebt ist".[897] Das Moment der intentionalen Selbstinszenierung betont er dabei explizit:

> Diese Eigenart, die der Einträger für die Zukunft festhalten möchte, stellt übrigens keinesfalls zwangsläufig eine Widerspiegelung von Realität dar, ja nichteinmal notwendigerweise einen direkten Ausfluß des tatsächlichen Selbstbildes des Einträgers. Vielmehr sind die Eintragstexte zunächst einmal als Mittel der Selbstdarstellung und Selbststilisierung zu bewerten, bei dem die Wahrheitsfrage vorderhand oft unbeantwortbar, ja letztlich sogar zweitrangig ist. Transportiert wird also nicht etwa ‚Wirklichkeit', sondern die Vorstellung, die der Schreiber anderen davon vermitteln möchte.[898]

Unabhängig vom Inhalt spielt die Tatsache, eine Bitte bzw. die Möglichkeit zu einem Eintrag zu erhalten, eine wichtige Rolle zur Selbstdarstellung: „So kann etwa die Zulassung zum Eintrag als Ehrung für den potentiellen Inskribenten hingestellt werden, der hier die Gelegenheit erhält, sich selbst dauerhaft zu dokumentieren."[899] Die Eintragung in ein Stammbuch ist zusätzlich eine Manifestation sozialer Beziehungen und Zugehörigkeiten: „Die Ermöglichung einer Inskription kann aber auch als Angebot zur Vertiefung einer schon bestehenden Amicitia durch ein materiell werdendes Dokument interpretiert werden. Häufig ist weiter die Auffassung, daß es sich bei der Zulassung zum Eintrag um ein Aggregationsangebot handelt, das den Einstieg in einen bereits bestehenden Freundeskreis erlaubt und gleichzeitig manifestiert."[900] Es geht also gewissermaßen darum, in die Buchhaltung eines bestimmten sozialen Netzwerks aufgenommen zu werden. Schnabel stellt in diesem Sinne auch Bezüge zu religiösen Registraturen her:

---

895 | Vgl. Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 36.
896 | Vgl. ebd.
897 | Ebd., S. 84.
898 | Ebd., S. 84f.
899 | Ebd., S. 172.
900 | Ebd.

> Als abstraktere Konzeption hinter dieser volkstümlichen Sitte steht freilich der Wunsch nach einer Memoria, die sich erst um 1500 aus dem ausschließlich religiösen Bezug gelöst hatte, wie er für das Mittelalter charakteristisch war. Immerhin wurden die „Diptycha“, in denen institutionalisierte Gebetsverbrüderungen die Namen ihrer Mitglieder für das künftige liturgische Totengedenken festhielten, auch als „Album“ bezeichnet. Der hinter der Anlage und Funktion derartiger Sammelformen stehende Bezug auf den ‚liber vitae‘ als das himmliche ‚Bürgerbuch‘ trug der Vorstellung Rechnung, daß nur die in diesem Buch Verzeichneten am Jüngsten Tag mit einer Zulassung ins Paradies rechnen konnten; bei schweren Vergehen bestand immer die Gefahr, daraus ‚getilgt‘ und damit aus der Gemeinschaft Gottes ausgeschlossen zu werden. Auch die Annahme, daß die besonders Frommen in dieser Auflistung ‚obenan geschrieben‘ seien, erinnert an das (allerdings sozial-) hierarchische Organisationsprinzip der Stammbücher.[901]

Die Stammbuchsitte scheint also teilweise eine säkularisierte Fortführung bestimmter religiöser Medialisierungspraktiken zu sein. Doch welche Konstellationen haben dazu beigetragen? Schnabel sieht im Humanismus eine zentrale Möglichkeitsbedingung für die Verbreitung von Stammbüchern:

> Als Hintergrund für die Entstehung der Albumsitte wurden des weiteren geistesgeschichtliche Entwicklungen fruchtbar gemacht, die man mit dem Etikett des Humanismus zu belegen pflegt. Die Bewußtwerdung eines eigenen ‚Ich‘ kann etwa als Vorbedingung für ein individuelles biographisches Gedenken betrachtet werden, das es in dieser Form vor der Renaissance nicht gegeben hat. Erst mit der Annahme einer eigenständigen, unverwechselbaren Persönlichkeit wird eine Selbstdokumentation und eine Selbstdarstellung unter dem Blickwinkel künftiger (innerweltlicher) Erinnerung überhaupt sinnvoll. Deshalb ist es sicher richtig, das Vorhandensein eines in breitere Schichten vorgedrungenen Konzepts von Individualität zu den grundlegenden Vorbedingungen für die Ausbreitung der Stammbuchsitte zu zählen – so wie es das auch für andere, erst jetzt aufkommende oder verstärkt gepflegte literarische Formen der Selbstbezeugung war. Die Befreiung des Individuums stellte dabei aber keineswegs ein Phänomen dar, das ausschließlich als entlastend empfunden worden wäre. Vielmehr bedingte der Ausbruch aus einer unhinterfragten Gebundenheit in kollektiven Ordnungen zugleich Verunsicherung und Vereinzelung, die man durch die Suche nach neuen Möglichkeiten der Sicherheit und Identität zu kompensieren versuchte.[902]

Auch wenn die eindeutige Vorgängigkeit sicher kritisch zu hinterfragen ist, da das ‚Ich‘ auch andersherum als Produkt der medialen Konstellation der Biographie modelliert werden könnte und das Individuum möglicherweise nicht ‚befreit‘, sondern erst als diskursive Figur konstituiert wird, stellt Schnabel einen plausiblen Zusammenhang her: Stammbücher stehen in Wechselwirkung mit der Prominenz des Individuums und dem Wegfall von Inklusionsstrukturen. Ganz in diesem Sinne lässt sich auch Schnabels Befund interpretieren, dass das Anlegen von Stammbüchern beispielsweise durch reisende Studierende mit der „Erfahrung von Außerordentlichkeit, Abschied oder Fremdheit“ in Beziehung steht.[903] Die Alben fungieren gewisser-

901 | Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 215.
902 | Ebd., S. 216f.
903 | Ebd., S. 161.

maßen als ‚Mikroregistraturen', die in der Zusammenschau eine verteilte Gesamtregsitratur konstituieren, in der sich die Individuen verorten bzw. erst konstituieren können.[904]

Schaut man sich die einzelnen Einträge unter formalen Gesichtspunkten an, lässt sich – ähnlich wie in den oben beschriebenen Kirchenbüchern – eine gewisse Standardisierung erkennen, die unterschiedliche Textsorten voneinander unterscheidbar macht und auf der Seite räumlich anordnet (s. Abb. 92).

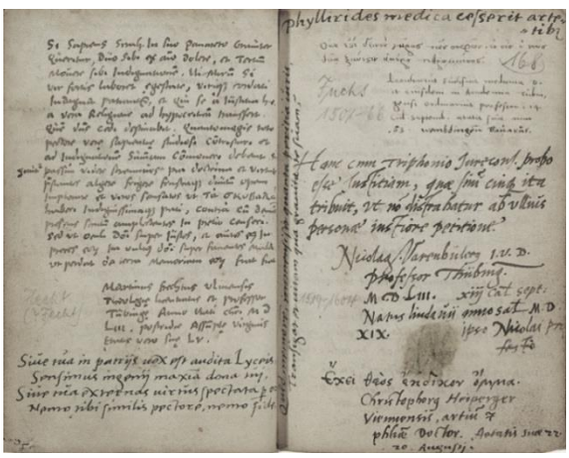


Abbildung 92: Stammbuchseite aus dem Stammbuch des Johann Valentin Deyger (1553)

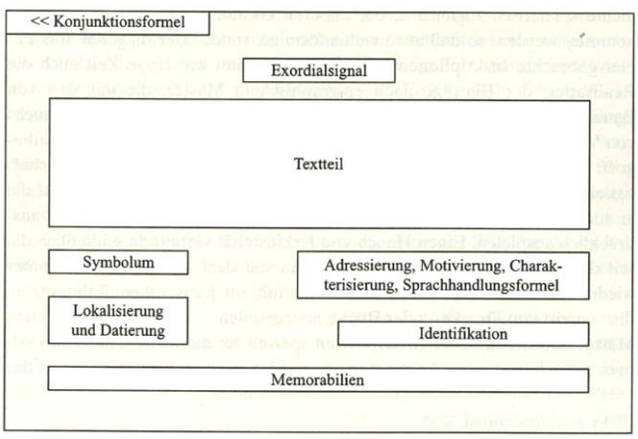


Abbildung 91: Schema eines Stammbucheintrags nach Schnabel

Aus der Zusammenschau seines Materials deduziert Schnabel als minimale formalisierte Struktur in Stammbüchern die Anordnung von Textteil, Paratextteil (beide obligatorisch) und Beigabe (fakultativ).[905] Auch wenn diese Struktur (s. Abb. 91) nicht durch vorgedruckte Felder vorgegeben ist, ergibt sich doch eine Art implizites Formular. Trotz mancher Abweichungen von diesem Schema wird laut Schnabel „[d]er Grundsatz der Mehrteiligkeit und der ausgesprochen streng formalisierten Verteilung der Elemente auf der Eintragsseite […] durch derartige, meist epochenspezifische Variationsmöglichkeiten in aller Regel nicht berührt. Er liegt Albumeinträgen des 16. Jahrhunderts ebenso zugrunde wie solchen in Poesiealben der

904 | Der Zusammenhang zwischen Alben und Registraturen lässt sich auch begriffsgeschichtlich herstellen: „Im antiken Rom zunächst für mit Gips geweißte Wände beziehungsweise Tafeln verwendet, auf deren öffentliche Bekanntmachung und Edikte festgehalten wurden, verstand man darunter [unter dem Begriff ‚Album'] dann insbesondere Ämterlisten, die die jeweilige Besetzung bestimmter Verwaltungs- und Militärchargen dokumentierten. Das Wort, das ursprünglich in einen öffentlichen und administrativen Kontext gehörte wurde aber bereits im zweiten nachchristlichen Jahrhundert in übertragenem Sinne auf für buchartige Verzeichnisse und Register verwendet.[...] Das Verständnis des Albums als Auflistung und Register in Buchform hat sich in der Folgezeit aus diesen religiösen Kontexten weitgehend befreit, zunächst am Charakter als ‚Namenbuch' aber noch festgehalten. Gemeinsam blieb den Formen übrigens, daß man sich durchgehend nicht selbst in sie eintrug, sondern von anderer hand eingeschrieben (oder auch ausgelöscht) wurde. So führen in der Frühneuzeit beispielsweise Universitätsmatrikeln, aber auch die Kooperationsverzeichnisse städtischer Patrizierfamilien gelegentlich den ‚Album'-Titel." Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 277ff.

905 | Vgl. ebd, S. 101.

Gegenwart“.[906] Darüber hinaus wurden einzelne Elemente bereits vor der Eintragung, entweder durch den Druck oder aber den Halter selbst, in die Bücher eingefügt.[907] Besonders interessant für den Rahmen dieser Arbeit sind dabei einerseits Silhouetten und andererseits Wappenschablonen. Die Silhouetten schlagen einen Bogen zu den Schattenrissen, die ihrerseits gleichzeitig als Medium der Selbstdarstellung als auch der Vermessung qualifiziert wurden (s. o.). Die Wappenschablonen dagegen gaben eine Kontur vor, „die mit entsprechender Füllung versehen werden [konnte]“[908] und explizierten damit einen Teil der impliziten Formularstruktur. Damit wird zumindest ein Element auf eine Art und Weise vorgezeichnet, die Schnabel in Abgrenzung zu den Stammbüchern, eher den ‚Einschreibebüchern‘ zuordnet. Als aktuelles Beispiel hierfür nennt er „[d]ie in den letzten Jahren aufgekommenen ‚Freundebücher‘, die nach dem Fragebogenprinzip konzipiert sind und keinen eigenständigen Text, sondern nur auszufüllende ‚Formularfelder‘ aufweisen“.[909]

Abbildung 93: Silhouette in einem Stammbuch (1796)

Abbildung 94: Formalisierte Selbstdarstellung in einem Freundebuch

906 | Vgl. Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 147.
907 | Vgl. ebd., S. 363.
908 | Vgl. ebd., S. 131.
909 | Vgl. ebd., S. 130.

Auch wenn Schnabel dieses Genre despektierlich als „einfach“ und „ohne große inhaltliche Variationen auskommend“ bezeichnet[910], ist die genealogische Nähe doch offensichtlich. Für das Profil-Konzept ist nun natürlich gerade die weitere Formalisierung dieser abgewandelten Stammbücher von Interesse. Sie scheint mit einer Bürokratisierung einherzugehen, die sich mit Siegert und Vogl in eine „Kultur der Sekretäre“ einordnen ließe:

> Schon in den Gattungen von Tagebuch und journal intime, in Haushaltslisten und Registrarien läßt sich ein Sekretärsbegehren erkennen, das von Bürokratien in private Lebensführung hinübergewechselt und an der Buchführung moderner Subjekte beteiligt ist; und man hat es hier zugleich mit einer Autorschaft zu tun, die um so besser über sich Bescheid weiß, als sie sich von jenen Überschätzungen absetzt, mit denen seit dem 18. Jahrhundert Genies, Originale und auktoriale Schöpfer ein Privileg schreibenden Handelns beansprucht haben.[911]

Derartige sekretärsmäßige Praktiken, die man gewissermaßen als ‚Selbstbuchführung‘ beschreiben könnte, sind in der modernen westlichen Kultur vielfältig vorhanden. Wie Stefan Böhme konstatiert, greifen „[z]eitgenössische Subjekte […] auf Formen wie Tagebücher, medizinische Verfahren wie Fiebermessung, Praktiken aus dem sportlichen Umfeld wie Trainingsprotokolle, Soziale Netzwerke oder auch Lifelogging zurück, um das eigene Erleben und Denken zu beschreiben“.[912]

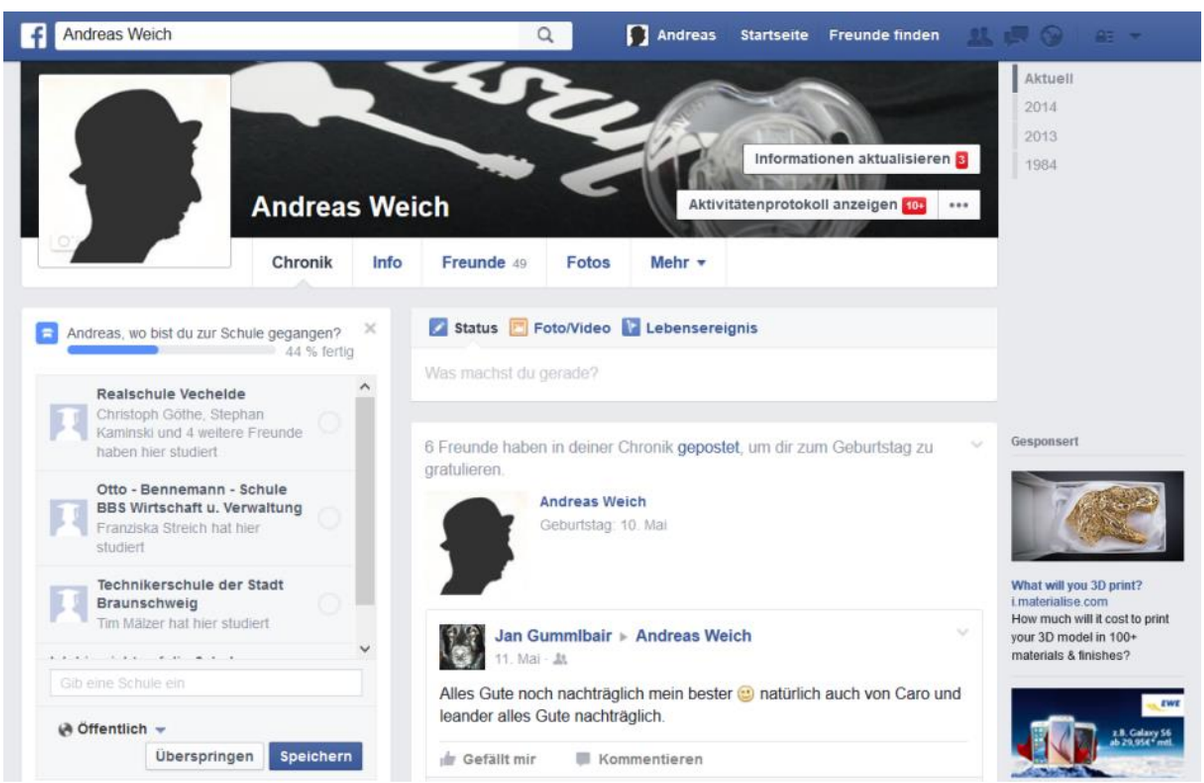


Abbildung 95: Profilseite bei Facebook als ‚sekretärsmäßige‘ Repräsentation des Selbst

910 | Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 130.
911 | Siegert, Bernhard/Vogl, Joseph (1999): *Europa. Kultur der Sekretäre*. Zürich: Diaphanes, S. 8.
912 | Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 165f.

Mit zunehmender Formalisierung und Bürokratisierung könnte man statt von einer autobiografischen eher von einer autoprotokollarischen Praktik sprechen. Gesteigert wird die Formalisierung dabei nochmals, wenn die Protokollierung sich auf quantitative bzw. quantifizierbare Merkmale fokussiert, wie z. B. in den Aufzeichnungspraktiken der Quantified Self Bewegung. Wie Böhme beschreibt, vermisst sich das „einzelne Subjekt" im Rahmen von Quantified Self Praktiken und „bestimmt seine persönlichen Werte, die es allerdings nicht nur für sich behält, sondern anonym, pseudonym oder orthonym veröffentlicht".[913] Die Darstellung erfolgt dabei über Dashboards, die verschiedene Kennzahlen und Grafiken miteinander kombinieren (s. Abb. 96).

In allen Fällen der verschiedenen autobiografischen bzw. autoprotokollarischen Praktiken und Techniken, das wurde deutlich, geht es nicht um eine reine Selbsterkenntnis – eine Einsicht, die Kormann zufolge auch die jüngere Autobiografieforschung teilt: „Wenn ältere Autobiographieforschung das solipsistische ‚Wer bin ich?' als autobiografische Grundfrage betrachtet hat, rück jetzt eine andere Perspektive der Selbstfindung in den Fokus: Autobiographien dienen auch und vor allem der Orientierung in der Welt und der Verständigung zwischen dem schreibenden Subjekt und seiner Umgebung. Wer autobiographisch schreibt, stellt die Frage ‚Wohin gehöre ich?'."[914] Zum einen ist damit erneut der Aspekt der Kommunikation angesprochen: Das autobiografische Subjekt stellt sich über die Medialisierung seines Selbst immer auch anderen dar. Es formuliert sich, um abschätzen zu können, wohin es in der Welt und zu wem es passt und inwiefern es sich selbst ggf. anpassen müsste. Und genau über diese Schnittstelle der individuellen Selbstdarstellung zur Welt docken jene Praktiken des ‚matchings' bzw. der Eignung an, die oben bereits beschrieben wurden. Am deutlichsten wird dieser Zusammenhang im Bereich der Bewerbung.

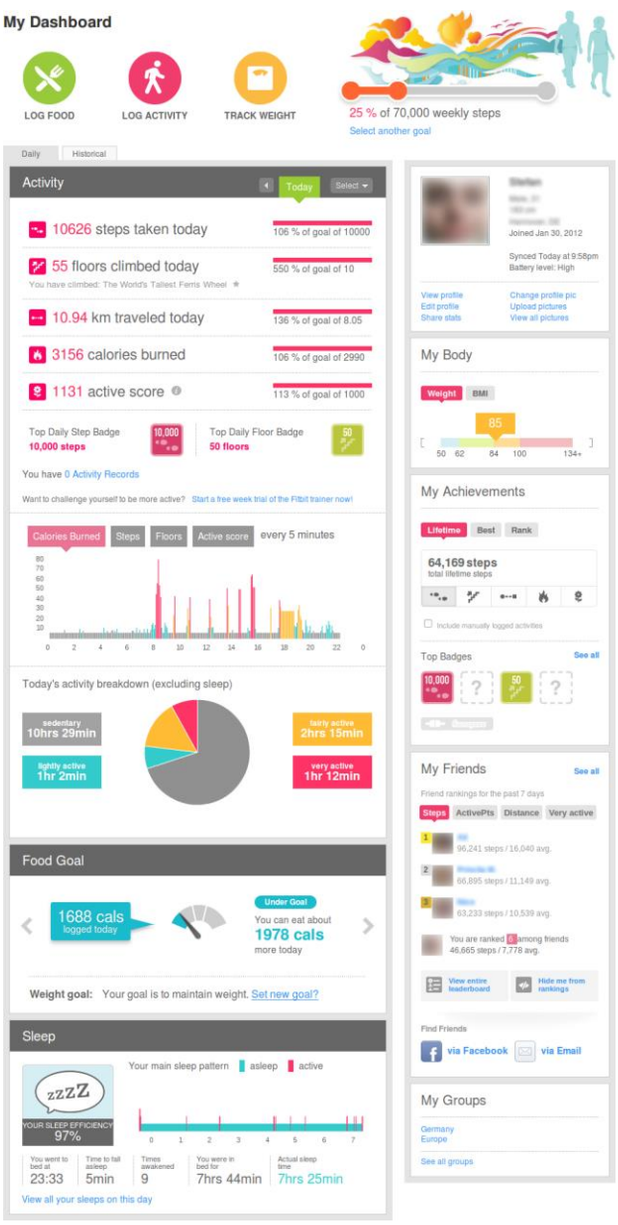
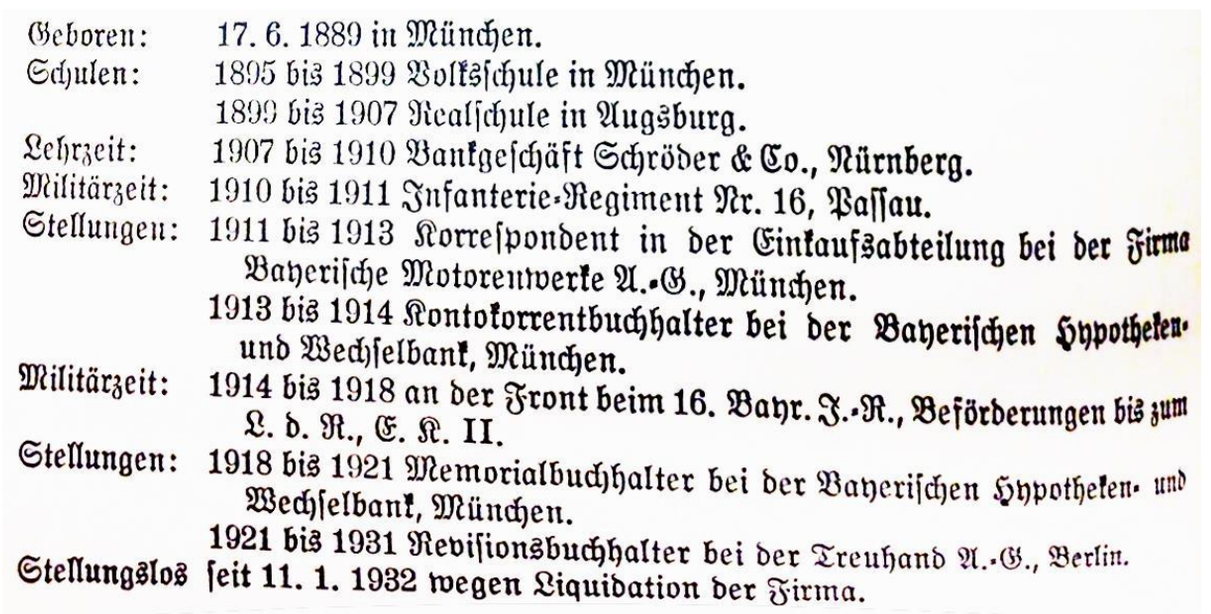


Abbildung 96: Screenshot eines Dashboards von fitbit

913 | Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 178.
914 | Kormann (2004): *Ich, Welt und Gott*, S. 63.

Bewerbung

Die Tatsache der Bewerbung im Allgemeinen ist sicher kaum einer bestimmten historischen Konstellation zuzuordnen. Im deutschsprachigen Raum scheint sich jedoch insbesondere ab dem Ende der 1920er Jahre eine Problematisierung des Konzepts der Bewerbung zu vollziehen, die sich u. a. in Form von Bewerbungsratgebern manifestiert. Im Zuge der wirtschaftlichen Krisen und der damit verbundenen Dynamiken auf dem Arbeitsmarkt wird der und die Arbeitsuchende zum problematischen Subjekt, das sogleich auch mittels der Ratgeber adressiert und diskursiv konstituiert wird. Dieses Subjekt zeichnet sich in erster Linie dadurch aus, dass es die Verantwortung trägt, sich seiner arbeitsmarktrelevanten Eigenschaften bewusst zu sein und sich selbst möglichst vorteilhaft in Bewerbungen auf möglichst passende Stellen darzustellen. Ein Ratgeber mit dem auffordernden Titel *Sich erfolgreich bewerben!* erscheint 1931 kaum zufällig in der Schriftenreihe *Hilf dir selbst*[915] und 1936 erscheint bereits in der siebten Auflage der Ratgeber *Neue Stelle durch richtige Bewerbung*[916]. Der Lebenslauf ist dabei jener Teil der Bewerbung, der zunächst am engsten mit dem Profil-Konzept verbunden ist. Er stellt eine Bilanz des beruflichen Werdegangs dar, aus der ArbeitgeberInnen einstellungsrelevante Merkmale ableiten können. Neben Darstellungen im Fließtext sind bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts, spätestens aber in den 1930er Jahren tabellarische Lebensläufe Usus (s. Abb. 97).



Geboren:	17. 6. 1889 in München.
Schulen:	1895 bis 1899 Volksschule in München.
	1899 bis 1907 Realschule in Augsburg.
Lehrzeit:	1907 bis 1910 Bankgeschäft Schröder & Co., Nürnberg.
Militärzeit:	1910 bis 1911 Infanterie-Regiment Nr. 16, Passau.
Stellungen:	1911 bis 1913 Korrespondent in der Einkaufsabteilung bei der Firma Bayerische Motorenwerke A.-G., München.
	1913 bis 1914 Kontokorrentbuchhalter bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München.
Militärzeit:	1914 bis 1918 an der Front beim 16. Bayr. J.-R., Beförderungen bis zum L. d. R., E. K. II.
Stellungen:	1918 bis 1921 Memorialbuchhalter bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München.
	1921 bis 1931 Revisionsbuchhalter bei der Treuhand A.-G., Berlin.
Stellungslos	seit 11. 1. 1932 wegen Liquidation der Firma.

Abbildung 97: Tabellarischer Lebenslauf (1936)

915 | Hoffmann, Hans F. (1931): *Sich erfolgreich bewerben!: das Wesen d. Stellensuchens; die Vorbereitung u. Durchführung d. Bewerbung; Bewerbungsschreiben, eigene Anzeigen u. persönl. Vorstellung f. d. Angestellten in kaufm. u. a. Berufen*. Bonn: Stollfuß.

916 | Gürteler, Alfred (1936): *Neue Stelle durch richtige Bewerbung. Voraussetzungen und Möglichkeiten bessere Bewerbungsbriefe zu schreiben. Mit Musterbeispielen*. 7. Auflage. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.

Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts stehen sowohl handschriftliche und schreibmaschinelle als auch narrative und tabellarische Formen mit historisch sich verändernden Präferenzen nebeneinander. Im Lauf der 1970er Jahre scheint sich dann der schreibmaschinelle tabellarische Lebenslauf eindeutig durchzusetzen. In einem Ratgeber von 1976 heißt es dementsprechend: „Schreiben Sie mit der Maschine zusätzlich einen tabellarischen Lebenslauf auch dann, wenn ein handschriftlicher gefordert wird.“[917] Interessant ist hier zum einen, dass sich ein Übergang von der handschriftlichen zur schreibmaschinellen Form vollzieht und zum anderen, dass die Tabellenform mit der maschinellen Schreibweise verknüpft wird. In einem anderen Ratgeber aus den späten 1970er Jahren wird ebenfalls die Verbreitung der Schreibmaschine, zudem aber auch die berufliche Mobilität als Faktor angeführt:

> Früher wurden alle Lebensläufe in der Form eines Aufsatzes geschrieben. Dies war die zweckmäßigste Form, solange man noch nicht mit der Schreibmaschine schrieb und man oft lebenslang in einer Firma blieb oder zumindest nur selten seine Stellung wechselte. Die wenigen Angaben eines Lebenslaufs füllten dann gerade eine Papierseite. […] Gerade der Gesichtspunkt der Übersichtlichkeit und der bequemen Auswertbarkeit spielen für einen Stellenanbieter eine gewichtige Rolle.[918]

Dieser Hintergrund liefert zudem eine plausible Erklärung, warum auch in der notwendigerweise berufsmobilen Nachkrisenzeit der frühen 1930er Jahre tabellarische Lebensläufe besonders en vogue waren. In Tabellen listen sie berufsrelevante Merkmale in einer chronologischen Folge auf. Durch die Tabellenform wird das bisherige Bildungs- und Berufsleben in eine Art reduzierte Merkmalszusammenstellung, mithin ein Profil, überführt, das mit dem Anforderungsprofil der Stelle abgeglichen werden kann. In der Ratgeberliteratur der 1990er Jahre wird der Profil-Begriff dann zunehmend auch explizit verwendet: „Der Lebenslauf soll dem Arbeitgeber ermöglichen, sich ein Bild über Ihre Person […] zu machen“ um „prüfen zu können, ob Sie das Anforderungsprofil der von ihm ausgeschriebenen Stelle voraussichtlich erfüllen werden“.[919] Über den Lebenslauf hinaus gilt es jedoch in der gesamten Bewerbung, derartige Merkmale zu kommunizieren. In der Ratgeberliteratur wird in diesem Zusammenhang heute oftmals explizit von einem Bewerber- oder Tätigkeitsprofil gesprochen. Diese zweckgerichtete Selbstdarstellung und Hervorbringung als ‚geeignetes‘ Subjekt lässt sich gewissermaßen als Komplement zu den Eignungsprüfungen veranschlagen, die z. B. im Kontext der Psychotechnik der 1920er Jahre beschrieben wurden und bis in die Assessment Center der Gegenwart hineinwirken.[920] Anders als in psychotechnischen Eignungstests begibt sich der/die potenzielle Arbeitnehmer/in jedoch nicht erst bei potenziellen ArbeitgeberInnen in eine Testsituation, sondern führt den Test selbst im Vorfeld durch, um von vornherein eine passende Stelle zu finden und sich selbst für diese optimal zu präsentieren. Die Rollen verkehren sich gewisser-

---

917 | Engels, Degenhard (1976): *Die erfolgreiche Bewerbung*. München: Florentz, S. 43.
918 | Friedrich, Hans (1978): *Lebenslauf und Bewerbung. Beispiele für Inhalt, Form und Aufbau*. Niederhausen/Taunus: Falken-Verlag, S. 64.
919 | Haberkorn, Knut (1992): *So bewerbe ich mich erfolgreich*. 6., aktualisierte Auflage. Ehningen bei Böblingen: expert-Verlag, S. 28.
920 | Vgl. auch Horn (2002): Test und Theater, S. 110.

maßen: Während in den prosperierenden frühen 1920er Jahren die Herausforderung für ArbeitgeberInnen bestand, aus den potenziellen ArbeiterInnen, die geeignetsten auszuwählen, um möglichst viel Profit zu erwirtschaften, sind es nach der Weltwirtschaftskrise die potenziellen ArbeiterInnen, die sich aktiv um eine der wenigen Stellen zu bemühen hatten. Die Profilierung wird so zur Aufgabe der Arbeitsuchenden. In der Ratgeberliteratur werden entsprechend Werbepraktiken empfohlen, wie sie ursprünglich für Produkte im Rahmen der von Beniger konstatierten Kontrollkrise entwickelt wurden. In einem Ratgeber von 1930 heißt es:

> Nicht allein sich individuell bewerben und genau abwägen und dosieren, was bei einer Bewerbung zu betonen, bei einer anderen abzuschwächen oder sogar zu verschweigen ist, sondern nach Möglichkeit mit neuen Ideen kommen, natürlich nur dort, wo es angebracht ist! Man muß sich stets vor Augen halten, daß in diesen zeiten höchstgesteigerten Konkurrenzkampfes immer neue Mittel und Wege ersonnen werden müssen, um sich in den Vordergrund des Interesses und in den Gesichtswinkel des Publikums zu schieben. […] *Das Schlagwort unserer Zeit heißt Reklame*![921]

An diesem Zitat ist vieles bemerkenswert. Zunächst wird der konstruktive Aspekt der Bewerbung herausgestellt: Es obliegt dem Bewerber/der Bewerberin, sich durch Hervorhebungen und Auslassungen möglichst angemessen darzustellen – eine ähnliche Prämisse liegt gegenwärtigen Profilen im Bewerbungs-und Selbstvermarktungskontext zugrunde. Die Notwendigkeit wird dabei aus einer bis dato beispiellosen Konkurrenzsituation abgeleitet, in der man sich von den KonkurrentInnen abzuheben hat. Mittel der Wahl ist laut Ratgeber die ‚Reklame'. Es gilt, sich selbst als Produkt zu modellieren und in einem Markt zu platzieren. Individualität – der Titel nimmt es bereits vorweg – ist dabei von zentraler Wichtigkeit und Chance, sich von der Masse abzuheben. Entsprechend wird als Fazit eines positiven Beispiels resümiert: „‚Er fiel aus dem Rahmen!' und wurde dank der Eigenart seines Bewerbungsschreibens engagiert."[922] Wenn Ramón Reichert über aktuelle Profilierungspraktiken schreibt: „Im Unterschied zur älteren Eignungsdiagnostik fahndet man in den ‚Abweichungen' nicht nach persönlichen Fehlern, sondern verbucht Deviation als ‚originelles' Merkmal individueller Alleinstellung"[923], wäre dem also entgegenzuhalten, dass die Deviation genealogisch bereits im unmittelbarer zeitlicher Nähe mit der ‚älteren Eignungsdiagnostik' im Bewerbungsdiskurs ein erstrebenswertes Ziel war. Interessanterweise tauchen Topoi von aktiver und individualisierender Selbstdarstellung ab den 1990er Jahren wieder mit besonderer Intensität auf und verbinden sich kurz darauf mit dem Profil-Begriff. Im Ratgeber *Die Kunst, sich zu vermarkten* von 1991 heißt es im Einführungskapitel dementsprechend, dass alle Beiträge des Bandes „das *aktive* Verhalten im Arbeitsmarkt" empfehlen.[924]

---

921 | N. N. (1930): *Die individuelle Bewerbung. Schriften der Gegenwart Nr. 1*. Berlin: A. H. Müller, S. 25 (Herv. im Original; dort gesperrt).

922 | N. N. (1930): *Die individuelle Bewerbung*, S. 24.

923 | Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 103.

924 | Bürkle, Hans (1998[1991]): Die Kunst, sich zu vermarkten – Marketing in eigener Sache. In: Ders./Brogsitter, Bernd (Hg.): *Die Kunst, sich zu vermarkten. Ein Bewerbungsratgeber für ein- und Umsteiger*. 4. Auflage. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag, S. 3-5, hier S. 3.

Als Erfolgsfaktoren werden identifiziert:

- Kenntnis der persönlichen und fachlichen Stärken,
- Kenntnis des Zielmarktes (Branche, Zielgruppe) und der Unternehmen dieses Teilmarktes,
- Persönliche Antriebskraft, Lernwille,
- Kenntnis des Schlüssel-Schloß-Verhältnisses (Hans Hass),
- Marktgerechtes Verhalten im Unternehmen wie im Arbeitsmarkt.[925]

Selbstvermarktung wird also erneut als ein Prozess der Selbsterkenntnis sowie einer genauen Kenntnis des Marktes entworfen, um ‚matching'-Prozesse vornehmen zu können. Wie schon in der Psychotechnik, nun aber in einer anderen Akteurskonstellation, werden Leistungs- und Anforderungsprofile erstellt und ‚gematcht'. Seit der Jahrtausendwende haben in diesem Zusammenhang allen voran Christian Püttjer und Uwe Schnierda im Rahmen ihrer ‚Püttjer & Schnierda-Profil-Methode', die sie einer Vielzahl von Publikationen zugrunde legen, explizit den Profil-Begriff in den Vordergrund gerückt. Sie basiert auf dem Zusammenspiel von Passgenauigkeit, Glaubwürdigkeit und Stärkenorientierung (s. Abb. 98). Erklärtes Ziel der Methode ist es, „sich selbst ein individuelles und aussagekräftiges Profil" zu „[e]rarbeiten" bzw. das eigene „Profil zu erkennen, Schwerpunkte zu definieren, Vorlieben herauszukristallisieren und sich aussagekräftig darzustellen".[926] Immer wieder wird dabei betont, man müsse sich durch das Profil „von der Masse" der „Mitbewerber abheben" und Profillosigkeit (der Begriff ist übrigens eigens im Sachregister eingetragen) zu vermeiden.[927] Auch hier wird ein Ablaufschema für die Selbstprofilierung vorgeschlagen: „1. Halten Sie fest, was Sie bisher gemacht haben. 2. Erkennen Sie Ihre Vorlieben und Stärken. 3. Erstellen Sie aus Ihren Vorlieben und Stärken ein Tätigkeitsprofil."[928] Ziel ist es, die eigenen berufsrelevanten Merkmale zu erkennen und sich damit im Arbeitsmarkt zu positionieren. Die eigene Arbeitskraft wird so zum Produkt, das es zu bewerben und zu einer Art eigener Marke aufzubauen gilt. Vor diesem Hintergrund lässt sich im Arbeitsmarkt gewissermaßen eine Parallele zum Aufkommen von Trademarks im Konsumgütermarkt konstatieren.

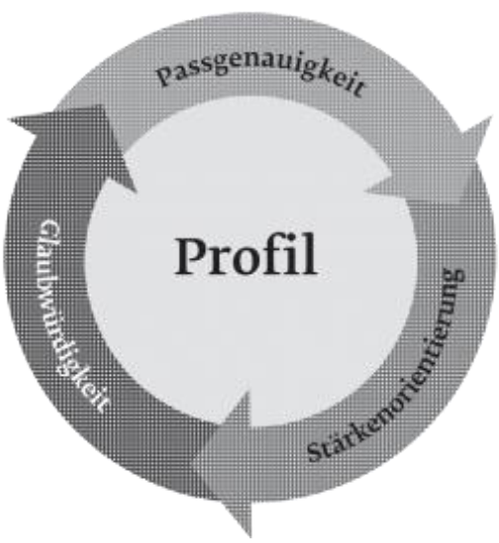


Abbildung 98: Schematische Darstellung der Profil-Methode nach Püttjer/Schnierda

925 | Bürkle (1998[1991]): Die Kunst, sich zu vermarkten, S. 4.
926 | Püttjer, Christian/Schnierda, Uwe (2006): *Professionelle Bewerbungsberatung für Hochschulabsolventen. Tätigkeitsprofil – Anschreiben – Lebenslauf – Zeugnisse*. Frankfurt am Main: Campus, S. 13 und 17.
927 | Ebd., S. 13.
928 | Ebd., S. 21.

James Beniger verortet das Aufkommen von Handelsmarken in den USA der 1870er Jahre und begründet: „Trademarks helped to ease crisis in the control of consumption of a wide range of products.“[929] Die Diversifizierung und Quantitätssteigerung führen analog dazu auch auf dem Arbeitsmarkt zur Notwendigkeit, sich selbst als Marke zu kommunizieren – eine Art des Selbstbrandings[930], das vor dem Hintergrund der Tatsache, dass der Begriff auf Brandmarkungen von Nutztieren zurückgeht, auch eine gewisse Leidensfähigkeit erfordert. Wenn nun im Anschluss an Reichert und andere von einer „Ausweitung der Bewerbungskultur“[931] ausgegangen werden kann, ist es wenig überraschend, dass viele der beschriebenen Techniken und Praktiken in Lebensbereichen zu finden, die zunächst nicht unmittelbar mit Erwerbstätigkeit verbunden sind. Als Erklärung lässt sich argumentieren, dass analog zur beruflichen Mobilität gegenwärtig auch die soziale Mobilität, vor allem aber das kommunikative Potenzial im Internet eine bürokratisch effiziente und nach Marktlogiken funktionierende Selbstdarstellung begünstigt. Profile scheinen hierfür das angemessene Medium zu sein. Hannelore Bublitz‘ Befund stützt diese These ebenfalls:

> Das für alle im Profil sichtbar gemachte Selbst bildet quasi den sichtbaren Ausdruck einer globalisierten Gesellschaft, in der schier grenzenlose Verflechtungen das einzelne Individuum überschreiten und es, zumindest zeitweise, zu überschwemmen – und damit unsichtbar zu machen drohen; gleichzeitig findet Subjektivierung hier ihren sichtbaren Ausdruck. In einem Raum der Sichtbarkeit angeordnet, in dem das Subjekt sich repräsentiert, *zeigt es sich*; es subjektiviert sich im Blick der anderen.[932]

Profile in SNS sind dann als sichtbarer Ausdruck dieser unterliegenden Strukturen interpretierbar, wie auch Reichert konstatiert:

> Die biografische Bilanzierung dient in erster Linie dazu, sich gegenüber anderen als Individuum darzustellen und *auf sich selbst aufmerksam zu machen*. Für den einzelnen wie für Organisationen werden Selbsterzählungen und Selbstinszenierungen in digitalen Netzwerken immer mehr zur *Aufgabe*. Demzufolge müssen immer mehr Ressourcen für das aktive Imagedesign und die Selbstprofilierung aufgewendet werden.[933]

Wie Carolin Wiedemann treffend formuliert, sind derartige Profile ein Instrument zur „Selbstvermarktung im Netz“.[934] Diese Vermarktung ist mit Bröckling als eine Aufgabe zu verstehen, die zu keinem Ende gelangt, sondern stetig Anpassungen an neue Gegebenheiten, Herausforderungen oder Anforderungsprofile erfordert.

---

929 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 269.
930 | Vgl. Wiedemann, Carolin (2011): Facebook: Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 161-181, hier S. 161.
931 | Reichert (2008): Amateure im Netz, S. 112.
932 | Bublitz, Hannelore (2013): Vermessung und Modi der Sichtbarmachung des Subjekts in Medien-/Datenlandschaften. In: *Nebulosa. Zeitschrift für Sichtbarkeit*. 04/13, S. 21-32, hier S. 27 (Herv. im Original).
933 | Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 58f (Herv. im Original).
934 | Wiedemann (2010): *Selbstvermarktung im Netz*.

3.6 ANPASSEN

> Was nicht passt, wird passend gemacht.
>
> SPRICHWORT (UND FILMTITEL)

Damit kommen wir zum Zusammenhang von Profilen und Anpassungen, der bereits verschiedentlich angeklungen ist. Hierbei müssen mindestens zwei Ebenen unterscheiden werden: erstens die Anpassung des Selbst auf Grundlage von Profilen, wie sie im Hinblick auf die Selbstvermarktung bereits angerissen wurde und in der das Profil zum einen als Anforderungsprofil und zum anderen als Darstellungs- und Monitoring-Instrument für das eigene Selbst dient; zweitens die Anpassung bestimmter Gegebenheiten außerhalb des Selbst auf Grundlage des zuvor von diesem erstellten Profils.

Anpassungen des Selbst

Für die antike Ethik veranschlagt Foucault in einer oben bereits erwähnten und für seine Verhältnisse sehr medienwissenschaftlichen Aussage die *hypomnêmata* als eine entscheidende mediale Form:

> Das ist ein Heft, ein Notizbuch. Genauer gesagt war diese Art Notizbuch zur Zeit Platons zum administrativen und persönlichen Gebrauch in Mode. Diese neue Technologie war genauso revolutionär wie die Einführung des Computers ins persönliche Leben. Mir scheint, dass die Frage des Selbst und der Schrift in der Begrifflichkeit des technischen und materiellen Rahmens gestellt werden muss, innerhalb dessen sie sich stellte.[935]

Foucault hält die schriftlichen Techniken der *hypomnêmata* für Instrumente, „um ein dauerhaftes Verhältnis zu sich selbst herzustellen".[936] Und dieses Verhältnis zu sich über die Zeit bildet die Voraussetzung für verschiedene Anpassungsleistungen, die die Aufzeichnung unmittelbar mit Fragen von Macht und Regierung verschränken. Foucault schlägt dabei Brücken zu verschiedenen, in vorigen Kapiteln bereits erwähnten Techniken und Praktiken:

> [M]an muss sich selbst regieren, wie ein Regent seine Untertanen regiert, wie der Unternehmensführer sein Unternehmen regiert, wie ein Familienoberhaupt sein Haus regiert. Diese neue Idee, derzufolge die Tugend im Wesentlichen darin besteht, sich auf vollkommene Weise selbst zu regieren, das heißt sich selbst gegenüber eine so vollständige Beherrschung auszuüben wie die eines Herrschers, dem gegenüber die Revolten aufgehört haben, ist eine sehr bedeutende Idee, die über Jahrhunderte hinweg gelten wird – quasi bis zum Christentum. Also, wenn Sie so wollen, fällt der Punkt, an dem die Frage der hypomnemata und die Selbstkultur sich auf bemerkenswerte Weise ineinander gründen, mit dem Zeitpunkt zusammen, da die Selbstkultur sich als Ziel die vollkomme-

935 | Foucault (2005[1983]a): Zur Genealogie der Ethik, S. 487f.
936 | Ebd., S. 488.

> ne Regierung seiner selbst zuweist – eine Art dauerhafte politische Beziehung zwischen sich und sich. Die Menschen der Antike behalfen sich mit diesen Notizbüchern, um diese Politik ihrer selbst zu praktizieren, ganz so wie die Regierungen und die Unternehmensführer sich mit Verzeichnissen behelfen, um zu leiten. Auf diese Weise scheint mir die Schrift mit dem Problem der Selbstkultur verbunden.[937]

Profile lassen sich ebenfalls mit derartigen Selbstkulturen in Verbindung bringen. Die Anpassung des Selbst bzw. aus Foucault'scher Perspektive die ‚Regierung' erfordert dabei neben der Aufschreibung und dem Monitoring auch die Annahme einer gewissen Dynamik dieses Selbst, der Möglichkeit also, dass es sich selbst verändern kann. Nur so kann aus dem analytischen Befund der Profilierung eine normative Handlungsaufforderung werden.

Welche Merkmale dabei zur Disposition stehen, ist jedoch keineswegs selbstverständlich. In verschiedenen Diskursen von der Temperamentenlehre über die Charakterkunde, die Kriminologie bis zur (Neuro-)Psychologie wird immer wieder problematisiert, welche Merkmale determiniert und welche variabel seien. Kronfeld z. B. sieht „[i]n der Charakterkunde […] *zwei Prinzipien* im Kampfe miteinander […] a) daß Individuen als Individuen in ihrer jeweiligen Individualität gestaltet sind, ist *sozial* determiniert; b) daß und wie ein Individuum sozial bestimmbar ist, liegt in seiner Individualität".[938] Rohracher konstatiert, dass man „[s]chon in den ersten Anfängen der wissenschaftlichen Psychologie, […] den Anlagen des Menschen das ‚Milieu' gegenübergestellt und die Unterscheidung zwischen angeborenen und erworbenen Eigenschaften durchgeführt" findet.[939] Klages beispielsweise betont die Unveränderlichkeit des Charakters als Möglichkeit und Grenze der Ausprägung verschiedener Eigenschaften:

> Wie jeder seinen Charakter nicht etwa macht, sondern als eine Natursache vorfindet, gleichgültig wie er nun die zu benutzen wisse, so ist ihm mit eben diesem Charakter ein bestimmtes Maß der Fähigkeit zur Tiefe, Weite, Wärme, Inbrunst, Innigkeit, Umfänglichkeit, Großartigkeit usw. des *Erlebens* zugewogen, hinter dem er tausendmal zurückbleiben mag, das er aber nie überschreiten kann.[940]

Gottfried Ewald argumentiert dagegen auf Grundlage der begrifflichen Unterscheidung von Temperament und Charakter gerade gegenteilig:

> *Das Temperament schwankt, der Charakter aber entwickelt sich* [...] bei jedem Menschen im Laufe des Lebens ununterbrochen, anfangs schnell unter den Einflüssen der fortschreitenden körperlichen Entwicklung, mit besonderer Intensität noch einmal zur Zeit der Heranreifung zum geschlechtsreifen fertigen Individuum, auf Grund der angeborenen Partialkonstitutionen von Gehirn und besonders auch endokrinen Drüsen (bezeichnend ist die so häufige Verschiebung der Psychoästhesie nach der Pubertät); dann aber auch unter Mitwirkung von Milieu und Erziehung und Erlebnis.[941]

---

937 | Foucault (2005[1983]a): Zur Genealogie der Ethik, S. 488.
938 | Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 374f (Herv. im Original).
939 | Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*, S. 120.
940 | Klages, Ludwig (1964[1910/1926]): *Grundlagen der Charakterkunde*, S. 16 (Herv. im Original).
941 | Ewald (1924): *Temperament und Charakter*, S. 128 (Herv. im Original; dort gesperrt).

Eine ähnliche Debatte im Bereich der Kriminologie spricht auch Travis Hall an: „Cesare Lombroso, founder of the ‚Italian' school of criminology, and Alexandre Lacassagne, the influential French criminologist, bitterly disagreed about the origin of criminality. Lombroso was convinced that it was due to inherited characteristics, the so-called ‚born criminal', while Lacassagne argued that degeneracy was a product of environmental factors."[942] Unabhängig von den Diskursen und Begrifflichkeiten gehen die meisten darin implizierten Menschenbilder von einer Kombination aus einem weitestgehend unveränderlichen Wesenskern und darauf aufbauenden veränderbaren Eigenschaften aus – wobei die Zurechnung zu beiden Kategorien je sehr unterschiedlich sein kann.[943]

Für die Frage der Anpassung ist nun die Annahme einer Veränderlichkeit notwendige Voraussetzung. Wie Foucault im Hinblick auf die *hypomnêmata* skizziert hat, ist die Anpassung auf eine Form der Selbstaufschreibung angewiesen, die er – ganz ähnlich der Argumentation der vorliegenden Arbeit – genealogisch mit Techniken und Praktiken der Selbstverwaltung in Form von Registern und Akten in Verbindung bringt. Die Anpassung als Regierung des Selbst ist aus dieser Perspektive eine Selbstadministration. Mit Vismann lassen sich dabei Selbst- und Aktenführung in religiöser wie ökonomischer Hinsicht miteinander in Beziehung setzen.

> Subjekte bringen sich hervor, indem sie sich selbst verwalten, durch Rückkopplungen des eigenen Handelns. Der Imperativ dazu kommt vom Ende, von der Vorstellung eines jüngsten Gerichts, wo „wie in einem Gerichtsverfahren die Akten unseres Lebens vorgelesen" werden. Das Gewissen als ein in das *forum internum* verlagertes Gericht etabliert die Pflicht, Rechenschaft abzulegen. Wenn diese Pflicht also nicht auf Kaufleute mit ihren Händeln, sondern auf das Individuum in seinen basalsten Verrichtungen und geheimsten Gedanken trifft, werden aus der Buchführung in den Kontoren Tagebücher, Autobiographien, Lebensberichte und -beichten. Das permanente imaginäre Tribunal hält dazu an, die Absichten und Ziele als einen Rechenschaftsbericht des eigenen Lebens abzufassen.[944]

Die Rechtfertigung auf Grundlage der Akte impliziert die Möglichkeit, sich im Verlauf des Lebens in verschiedene Richtungen entwickeln zu können. Die Anpassung des eigenen Lebens zielte dabei auf die Annäherung an die göttliche Vorsehung. Wie Eva Schlotheuber im Hinblick auf das Menschenbild in mittelalterlichen Biografien herausarbeitet, wurde

> [d]er Lebensweg […] somit als lineare Folge richtigen oder falschen Strebens aufgefaßt und konnte deshalb als Spiegel der inneren Disposition gedeutet werden. In diesem Konzept, das den Menschen schlüssig in den göttlichen Heilsplan einband, war für eine Persönlichkeitsentwicklung im modernen Sinne kein Platz. Der ideelle Zielpunkt des Lebens war festgelegt und nicht wie heute als prinzipiell offen gedacht.[945]

---

942 | Hall (2013): *Fixing Identity*, S. 78f.

943 | Siehe dazu im Kontext von Psychotests auch Kliche (2001): Das moralisch abgezogene und das kapitalisierte Selbst, S. 118f.

944 | Vismann (2000): *Akten*, S. 235f. (Herv. im Original).

945 | Schlotheuber, Eva (2005): Der Mensch am Scheideweg. Personenkonzeptionen des Mittelalters. In: Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Span-*

In Konsequenz konnte das Ziel zudem nicht in der Ausprägung möglichst individueller Merkmale bzw. Merkmalszusammenstellungen liegen, sondern in einer allgemeingültigen ‚richtigen' Lebensform:

> Der rechte Weg führte die Seele weg von menschlicher Vielfalt und individuellem Ausdruck zurück zur göttlichen Einheit, an der sie im Zustand der *contemplatio* bereits auf Erden teilhaben konnte. Am Ende des Weges stand deshalb nicht die individuelle Selbstverwirklichung im heutigen Sinne, sondern die ideale, objektiv von Gott gesetzte Bestimmung des Menschen, die ohne qualitativen Unterschied der Geschlechter für alle Menschen gleich gedacht war. Bei den Darstellungen des Jüngsten Gerichts sind deshalb diejenigen, die als die Gerechten in den Himmel geleitet werden, in gleichförmiger Weise schön, ohne spezifische äußere Merkmale und im ideellen Alter von 33 Jahren begriffen, während die Übrigen zu Hölle und Fegefeuer bestimmten, mit einem unverwechselbaren Äußeren und subjektiver Physiognomie gekennzeichnet wurden.[946]

Das Heilsversprechen liegt also ausgerechnet in der in gegenwärtigen Bewerbungsratgebern als Schreckensszenario stilisierten ‚Profillosigkeit' – die im Sinne der Angleichung an allgemeine christlichen Werte dann selbstverständlich ihrerseits ein spezifisches Normprofil darstellt. In säkularisierter Form liegt diese Zielrichtung auf eine allgemeine Norm auch jenen Techniken zugrunde, die Foucault der Disziplinarmacht subsummiert. Die Theoretisierung dieser spezifischen Form der Macht entwickelt er insbesondere in *Überwachen und Strafen* anhand verschiedener Beispiele aus der Zeit ab dem 18. Jahrhundert, die teils bereits im Rahmen der vorliegenden Genealogie thematisiert wurden: „Man findet sie sehr früh in den Kollegs; später in den Elementarschulen; sie haben langsam den Raum des Spitals eingekreist; und binnen weniger Jahrzehnte haben sie das Militärwesen umgestaltet".[947] Die dabei zum Einsatz kommenden und zum Teil bereits im Kapitel zur Registratur angesprochenen Verfahren operieren laut Foucault insbesondere mit räumlicher Schließung und Parzellierung, zeitlicher Rhythmisierung, Prüfung und Bestrafung bzw. „normierender Sanktion"[948] und zielen darauf ab, durch Zyklen aus Lernen, Prüfen, Strafen, Wiederholen usw. „Abweichungen zu reduzieren"[949], also an eine Norm anzupassen. Den zu disziplinierenden Subjekten wird laut Foucault „ein bestimmtes Ziel gesetzt, das durch eine Prüfung ausgewiesen wird. Diese Prüfung hat zu zeigen, daß das Subjekt das vorgeschriebene Niveau erreicht hat; sie hat die Gleichförmigkeit seiner Ausbildung mit der der anderen zu garantieren; und sie hat die Fähigkeiten aller Individuen zu differenzieren".[950] Das ‚vorgeschriebene Niveau' bildet also die Norm und die Differenzierung der Individuen dient ausschließlich zum Auffinden und anschließenden Ausmerzen von Abweichungen. Am Beispiel eines Edikts von 1737 aus einer

---

nungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. Göttingen: Wallstein, S. 71-96, hier S. 91.

946 | Schlotheuber (2005): Der Mensch am Scheideweg, S. 89 (Herv. im Original).

947 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 177.

948 | Ebd., S. 220.

949 | Ebd., S. 232.

950 | Ebd., S. 204.

Zeichenschule illustriert Foucault zudem die Rolle von Aufschreibemaßnahmen und Klassifizierungen für das disziplinarische Prozedere:

> Die Kinder machen regelmäßig Schulaufgaben; jede dieser Übungsarbeiten wird mit Namen und Datum versehen und dem Professor ausgehändigt; die besten werden belohnt; am Ende des Jahres werden sie zusammengestellt und verglichen, wodurch sich die Fortschritte, die augenblickliche Tauglichkeit, der Rang eines jeden Schülers ermitteln lassen; so werden diejenigen bestimmt, die in die nächsthöhere Klasse aufsteigen können. Ein Generalbuch, das von den Professoren und ihren Gehilfen geführt wird, muß das Verhalten der Schüler und alle Vorkommnisse in der Schule Tag für Tag registrieren; es wird regelmäßig dem Inspektor vorgelegt.[951]

Die Aufschreibung wird zur Grundlage für die Anpassung, insofern sie eine Bilanzierung des Status Quo ermöglicht, die mit den Normwerten verglichen werden kann. Foucault wählt für die Beschreibung dieser Verfahren nicht zufällig ökonomisches Vokabular, das frappierend an aktuelle Quantified-Self- und Pointification-Diskurse erinnert:

> Das gesamte Verhalten fällt unter gute oder schlechte Noten, unter Gutpunkte oder Schlechtpunkte. Und das läßt sich sogar quantifizieren und zu einer Zahlenökonomie ausbauen. Eine ständig auf den neuesten Stand gebrachte Buchführung legt die Strafbilanz eines jeden jederzeit offen. Die Schuljustiz hat dieses System, von dem sich in der Armee und in der Werkstatt zumindest Spuren finden, sehr weit getrieben. […] Mit Hilfe dieser Quantifizierung, dieses Geldumlaufs von Guthaben und Schulden, dieser ständigen Notierung von Pluspunkten und Minuspunkten hierarchisieren die Disziplinarapparate die ‚guten' und die ‚schlechten' Subjekte im Verhältnis zueinander. In dieser Mikroökonomie einer pausenlosen Justiz vollzieht sich die Differenzierung – nicht der Taten, sondern der Individuen selber: ihrer Natur, ihrer Anlagen, ihres Niveaus, ihres Wertes. Indem sie die Taten mit größter Genauigkeit sanktioniert, durchschaut sie die Individuen ‚in Wahrheit'. Ihr Strafsystem gehört in den Kreislauf der Erkenntnis der Individuen.[952]

Auch hier geht es um die Anpassung auf Grundlage einer Erkenntnis, die sich über Buchführungspraktiken konstituiert. Disziplin verquickt auf diese Weise Erkenntnis und Anpassung und wie Hinrich Fink-Eitel konstatiert „verbinden sich z. B. im Verfahren der Prüfung Erzeugung und Kontrolle des Wissens, Überwachung und Anpassung der Geprüften an die gegebenen Wissensstandards".[953]

Die bereits oben thematisierten psychotechnischen und arbeitswissenschaftlichen Verfahren zu Beginn des 20. Jahrhunderts führen diese Anpassungen systematisch fort. Ziel ist in diesem Fall zumeist, Arbeitsprozesse wie Handgriffe und Bewegungen der ArbeiterInnen an ein Ideal anzunähern, das in vorausgehenden Studien erarbeitet wurde. In seiner Dissertation zur Psychotechnik stellt Robert Musil die Abläufe vor und nach der Rationalisierung einander gegenüber (s. Abb. 99).

---

951 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 202.
952 | Ebd., S. 233f.
953 | Fink-Eitel (1989): *Foucault zur Einführung*, S. 78.

Die psychotechnische Reform in einem deutschen Tagbergwerkbetrieb hatte folgendes Ergebnis: Mehrleistung bei gleicher Arbeitszeit um 50%, Sinken der Ermüdung um 50%, Lohnsteigerung von ca. 28%
Es ist vielleicht nicht uninteressant, die Arbeitsvorgänge vor- und nachher zu vergleichen

Vorher:	Nachher:
Ansetzen der Schaufel	Ansetzen der Schaufel
Fußdruck auf Schaufel	Fußdruck auf Schaufel
Vorbeugen des Oberkörpers	Vorbeugen des Oberkörpers
Rückzug des Fußes	Belassung der Stellung und Brechen der Schaufel
Brechbewegung der Schaufel	Heben der Schaufel mit Fuß als Hebel
Heben der Schaufel	Drehung des geneigten Körpers zum Hunt
Heben des Oberkörpers	Direkter Wurf
Drehen des Oberkörpers zum Hunt	Drehen des Körpers gleichzeitig mit der Schaufel
Rückzug der Schaufel	Heben des Oberkörpers
Wurfbewegung	—
Rückzug der Schaufel in die horizontale Lage	—
Drehen des Oberkörpers	—

Abbildung 99: Veränderung der Arbeitsvorgänge durch psychotechnische Maßnahmen bei Musil (1922)

Psychotechnik und Scientific Management richten also Arrangements ein, in denen die ArbeiterInnen an ihre Arbeit bzw. die optimierten Arbeitsprozesse angepasst werden. Von den Kollegs bei Foucault bis zu den arbeitswissenschaftlich und psychotechnisch gestalteten Fabriken dient die Registrierung und Bilanzierung von Eigenschaften dem Zweck, Subjekte an Normwerte und -abläufe anpassen zu können, um sie möglichst nützlich zu machen. Die Pflicht zur Anpassung wurde dabei zuweilen auch den Subjekten selbst auferlegt. Im Umfeld der Psychotechnik drückt sich diese Konstellation plakativ in der Publikation *Sich selbst rationalisieren* von Gustav Großmann aus, das erstmals 1927 veröffentlicht wurde und bis 1993 in der 28. Auflage erschien.[954] Großmann hatte bei Walther Moede studiert und mit dem Buch einen psychotechnisch imprägnierten populärwissenschaftlichen Ratgeber vorgelegt, in dem er rational(isierend)e Methoden aufzeigt, die eigene Leistungsfähigkeit möglichst effizient zu steigern. Eine ganz ähnliche Konstellation impliziert auch Galton, wenn er die Funktion der Aufzeichnungstechniken in seinem Anthropologischen Labor beschreibt: „A register of measures resembles a well-kept account-book. It shows from time to time the exact state of a man's powers, as the account-book shows of his fortune.“[955] Bemerkenswert ist im Vergleich zu den Disziplinarinstitutionen, dass der Besuch im Labor keine Pflicht und nicht mit einer Einschließung, zeitlichen Rhythmisierung und unmittelbaren normierenden Sanktionen verbunden war. Auch ist außer dem statistischen Mittel und der Maßgabe, bei einer Abweichung besser darüber als darunter zu liegen, keine allgemeine Norm formuliert. Die Selbstanpassung geht also von einem institutionellen Zwang zum Paradox eines Imperativs zur freiwilligen Anpassung über. Hier deutet sich eine Öffnung der Verfahren an, die Foucault bereits in Überwachen und

954 | Großmann, Gustav (1927): *Sich selbst rationalisieren. Mit Mindestaufwand persönliche Bestleistungen erzeugen.* Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Verkehr.
955 | Galton (1890): Why do we measure mankind?, S. 238.

Strafen skizziert und die Deleuze im Postskriptum über die Kontrollgesellschaften weiterführt, und eine Umstellung der Zielgröße von der Norm zur Normalverteilung, wie sie auch Jürgen Link in seinem Normalismus-Konzept diagnostiziert.[956]

Was sich schon in Foucaults Modellierung der Disziplinarinstitutionen andeutet und sowohl bei Galton und der Psychotechnik wiederfindet, lässt sich als Ökonomisierung des arbeitenden Selbst veranschlagen, die eine Arbeit an diesem Selbst mit buchhalterischen Mitteln ermöglicht. Ganz so wie Beniger darauf verwiesen hatte, der Arbeiter sei im Scientific Management zum austauschbaren Teil der Maschine geworden, so wird er, wie Pascal Geißler in einer historischen Rekonstruktion verschiedener Buchhaltungsparadigmen deutlich macht, insbesondere ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Controlling zu einem Posten in der Bilanz, der sich durch ‚Balanced Scorecards' und Personalportfolios konstituiert.[957] Dabei liegt, wie Uwe Vormbusch argumentiert, die „Verknüpfung zwischen Managementstrategien und einer ‚liberalen' Programmatik der Regierung […] offensichtlich im gemeinsamen Gedanken der Hervorbringung einer ‚passenden' Subjektivität in Gestalt des unternehmerischen Selbst".[958] Personal wird so zu einer Ressource, die es möglichst gut zu formen und einzusetzen gilt. Gleichzeitig wird den ArbeiterInnen, wie Boris Traue in seiner Arbeit zum Konzept des Humankapitals konstatiert, die Verantwortung dafür auferlegt, sich als nützliche Produktivkraft zu erweisen, da „[n]ur der Nachweis des eigenen Humankapitals […] nunmehr Forderungen nach Teilhabe und Einkommen begründen" könne.[959] Trotz der fehlenden Einschließungs- und Zeitstrukturierungsverfahren, die Foucault für die Disziplin beschreibt, obliegt es also den ArbeiterInnen, sich bestimmter Evaluierungsmaßnahmen zu unterwerfen und sich durch sie zu definieren: „Die Erfassung und Messung von Mitarbeiterleistungen, ihren Qualifikationsprofilen, ihrer Persönlichkeit bildet zusammen mir den Kategoriesystemen der Beratung ein Erfassungsdispositiv, das einerseits die Erfassung der Qualitäten von Mitarbeitern ermöglicht, andererseits aber die Mitarbeiter anruft, sich (zumindest berufliche[sic!]) durch diese Kategorien hindurch selbst zu schreiben."[960] Auch Traue betont dabei die Anpassung, die von den ArbeiterInnen auf dieser Grundlage verlangt werden.

---

956 | Vgl. Deleuze, Gilles (1993[1990]): Postskriptum über die Kontrollgesellschaften. In: Ders. (Hg.): *Unterhandlungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 254-262, sowie exempl. Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

957 | Vgl. Geißler, Pascal (2015): Kalkularisierung und die Erweiterung von Planbarkeit in der Moderne. In: Koch, Matthias/Köhler, Christian/Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Planlos! Zu den Grenzen von Planbarkeit.* Paderborn: Fink, S. 51-63, hier S. 58f. Siehe auch Vormbusch, Uwe (2004): Accounting. Die Macht der Zahlen im gegenwärtigen Kapitalismus. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 14 (1), S. 33-50, hier S. 40; Vormbusch, Uwe (2013): Taxonomien des Flüchtigen. Das Portfolio als Wettbewerbstechnologie der Marktgesellschaft. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 47-67.

958 | Vormbusch (2004): Accounting, S. 44.

959 | Traue (2010): *Das Subjekt der Beratung*, S. 191f.

960 | Ebd., S. 212.

> Die neue Sichtbarmachung der humankapitaltheoretisch inspirierten Personalverwaltungsansätze individualisieren [sic!] diese Sichtbarkeit, so dass auch der Einzelne angeleitet werden kann, sich seiner Position im Feld dieser Sichtbarkeit gewahr zu werden. Während der Arbeiter in den 1930er Jahren eben noch ein Gruppenwesen ist, das gelenkt werden muss, soll er sich seit den 1970er Jahren selbst lenken; sein Sichtfeld wird durch die Raster der Personalwirtschaft aufgespannt.[961]

Es obliegt also den ArbeiterInnen selbst, sich in dem Sichtfeld zu verorten und zu bewegen – gegen Traue wäre jedoch vorzubringen, dass, wie gezeigt wurde, auch in den 1920er Jahren bereits gewisse Tendenzen zur ‚Selbstlenkung' der ArbeiterInnen vorhanden war. Mit explizitem Bezug zu Foucault diagnostiziert Traue vor diesem Hintergrund einen „Wandel von einer disziplinarischen zu einer biopolitischen Personalverwaltung", in der die „Subjektivität der Angestellten […] zunehmend als Ressource, als Produktionsmittel und weniger als Störfaktor der Produktion [gilt]. Das Ziel der Personalverwaltung ist es im Allgemeinen, Mitarbeiter kompetent zu machen"[962] – und man möchte anfügen: MitarbeiterInnen dazu zu bringen, sich selbst kompetent zu machen. Für das ausgehende 20. Jahrhundert konstatieren Autoren wie Rose und Bröckling eine Radikalisierung dieser Selbstregierungsform. Rose beschreibt die daraus abzuleitende Subjektivierungsform als ‚enterprising self': „The enterprising self is thus both an active self and a calculating self, a self that calculates *about* itself and that acts *upon* itself in order to better itself."[963] Anders als in den Disziplinierungsanstalten zielt diese Form der Subjektivierung auf die unternehmerische Freiheit, die sich – abgesehen vom Unternehmerischen an sich – nicht auf eine allgemeine Norm stützt, an die es sich anzupassen gilt, sondern auf Partikularität, die ihrerseits als Aufforderung zur Selbstentfaltung modelliert und inszeniert wird: „Become whole, become what you want, become yourself: the individual is to become, as it were, an entrepreneur of itself: seeking to maximize its own powers, its own happiness, its own quality of life, though enhancing its autonomy and then instrumentalizing its autonomous choices in the service of its lifestyle."[964] Das ehemals nur auf das berufliche Leben bezogene Regierungsmodell einer Selbstökonomisierung weitet sich also auf das alltägliche Leben, den ganzen ‚lifestyle' aus.[965] Es gilt, sich selbst als niemals endendes Projekt zu modellieren.[966] Bröckling hat unter dem Begriff des ‚unternehmerischen Selbst' viele der Diagnosen von Rose übernommen und anhand von Managementtechnologien und Ratgebern als Programm einer Subjektivierungsform rekonstruiert. Gründe für die Etablierung dieses Programms sieht er insbesondere im Wandel des Arbeitsmarktes: „Im gleichen Maße, wie für eine

---

961 | Traue (2010): *Das Subjekt der Beratung*, S. 193.
962 | Ebd., S. 192.
963 | Rose (1998[1996]): *Inventing Our Selves*, S. 154 (Herv. im Original).
964 | Ebd., S. 158.
965 | Rose schreibt dazu: „As Cohn Gordon puts it, ‚The idea of one's life as the enterprise of oneself implies that there is at least a sense in which [even when unemployed] one remains always continuously employed in (at least) that one enterprise, and that it is part of the continuous business of living to make adequate provision for the preservation, reproduction and reconstruction of one's own human capital'." (ebd., S. 160).
966 | Ebd., S. 157.

wachsende Zahl von Menschen die Bedeutung geregelter Erwerbstätigkeit und normalisierter Berufsbiographien abnimmt, werden sie genötigt, nahezu alle Bereiche ihres Alltags entsprechend ökonomischer Kosten-Nutzen-Kalküle zu optimieren. Der Unternehmer in eigener Sache ist zugleich Projektmanager seines eigenen Lebens.“[967] Die Bewerbungsratgeber der 1930er Jahre deuteten bereits Tendenzen des Selbstmanagements an, doch laut Bröckling bleibt es

> der Ratgeberliteratur der 90er Jahre vorbehalten, dieses Programm zu radikalisieren und nicht nur den Unternehmer im Unternehmen, sondern das Unternehmen *Ich & Co.* oder dem *Lebensunternehmer* zu propagieren. Die in diesem Jahrzehnt boomenden Erfolgs- und Selbstmanagementtraktate vermitteln nicht allein Techniken effizienter Zeitplanung, Arbeitsorganisation oder Stressbewältigung; als zeitgenössische Klugheitslehren und Manuale methodischer Lebensführung entwerfen sie ein umfassendes Subjektivierungsmodell und liefern praktische Übungen, um sich selbst entsprechend zu optimieren.[968]

Zum unternehmerischen Selbst gehören denn auch explizit jene Bilanzierungsverfahren, die schon Foucault und Galton angesprochen hatten. In einem einschlägigen Ratgeber heißt es: „Stellen Sie sich vor, jeder Mensch besäße eine Art ‚inneres Konto‘ und auf diesem Konto stünden sich Stärken und Schwächen wie ‚Soll‘ und ‚Haben‘ in der Buchführung gegenüber.“[969] Und wie schon in den Bewerbungsratgebern der 1930er Jahre ist die Abweichung von der Norm im Gegensatz zur Disziplin das zentrale Ziel der Anpassungen:

> Distinktion von den anderen verschafft Marktvorteile. In dem Maße, in dem der Einzelne sich als unverwechselbare „Marke Ich“ kreiert, hebt er sich von der Masse ab und vermag die Konkurrenten auszustechen – freilich nur, wenn das persönliche Label zugleich Qualität verbürgt und den Anforderungen der externen Kunden genügt, gleich ob es sich dabei um potenzielle Arbeitgeber oder um Beziehungspartner handelt. Das totgesagte Subjekt der abendländischen Philosophie, es lebt fort – als Trademark.[970]

Programme des Selbstmanagements gründen sich dabei laut Bröckling „vor allem [auf den] Glauben an die nahezu unbegrenzte Fähigkeit des Einzelnen, sein Leben nach eigenem Entwurf zu gestalten“[971]. Flexibilität und Anpassung an dynamische Anforderungen verlangen ein permanentes Monitoring und entsprechende Anpassungen. Die zugrundeliegenden Machtparadigmen sucht Bröckling dementsprechend nicht mehr in der Disziplinar-, sondern in der Kontrollgesellschaft und der Kybernetik.

---

967 | Bröckling/Horn (2002): Einleitung, S. 12.
968 | Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst*, S. 65f (Herv. im Original).
969 | Bridges, William (1996): Ich & Co.. Wie man sich auf dem neuen Arbeitsmarkt behauptet. Hamburg, S. 138; zit. n. Bröckling, Ulrich (2002): Diktat des Komparativs. Zur Anthropologie des „unternehmerischen Selbst“. In: Ders./Horn, Eva (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen: Gunter Narr Verlag, S. 157-173, hier S. 167.
970 | Bröckling (2002): Diktat des Komparativs, S. 168.
971 | Ebd., S. 168.

> Anders als in den Institutionen der Disziplinarmacht, wo die Zurichtung des Menschen im Wesentlichen nur in eine Richtung erfolgte, beruht die post-disziplinäre Kontrolle – der Begriff Feedback deutet schon darauf hin – auf einem kybernetischen Modell: Der Einzelne erscheint als informationsverarbeitendes System, das sich selbst flexibel an seine Umwelt anpasst, wenn es nur regelmäßig mit differenzierten Rückmeldungen gefüttert wird.[972]

Das Subjekt befindet sich also, mit den Worten Deleuzes in „kontinuierlicher Variation" und wird „nie mit irgendwas fertig".[973] Bröckling veranschlagt den Prozess der Subjektivierung dementsprechend als permanente Anpassung und als „unabschließbar".[974] Auch die „Dividualität", die Deleuze den Individuen in den Kontrollgesellschaften attestiert, findet sich in Bröcklings unternehmerischem Selbst wieder:

> Bezogen auf das Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst ergibt sich so das Bild eines nicht nur pluralen, sondern auch höchst fluiden Ego, das sich in immer neuen Zusammensetzungen rekombiniert. Das in den Subjektivitätstheorien der 80er- und 90er-Jahre verbreitete Schlagwort der Patchworkidentität wäre noch zu radikalisieren: nicht ein Flickenteppich, der, einmal genäht, sein Muster nicht mehr ändert, gleicht das sich als „Projekt Ich" konstituierende Selbst, sondern einem Kaleidoskop, das bei jedem Schütteln ein neues Muster zeigt. Da dieses Projekt Ich sich selbst wiederum aus vielfältigen Arbeits-. Beziehungs-, Freizeit-, Gesundheitsprojekten usw. zusammensetzt, avanciert seine Selbstführung zum Management des individuellen „Projektportfolios".[975]

Innerhalb dieses Portfolios, so ließe sich Bröckling paraphrasieren, werden u. a. individuelle Leistungsprofile akkumuliert, die je mit spezifischen Anforderungsprofilen abzugleichen sind. Mittels dieser Profile, die z. B. in Management-Techniken wie dem 360-Grad-Feedback zum Einsatz kommen, können Individuen sowohl über spezifische Merkmalszusammenstellungen von allen anderen differenziert und zugleich in Konkurrenz mit ihnen verglichen werden:

> Das Verfahren macht alle Beteiligten vergleichbar, indem es Feedbackgeber wie Feedbackempfänger mit demselben Instrument traktiert. Die Befragungen verleihen den Beurteilten im Wortsinn ein Profil, das sie von allen anderen unterscheidet – jedes Balkendiagramm zeigt ein anderes Treppenmuster –, das sie aber gerade in ihrer Unverwechselbarkeit auch mit allen anderen verbindet – sämtlichen Diagrammen liegen die gleichen Parameter zugrunde.[976]

Das Profil-Konzept, das bereits in Gieses Psychotechnik tendenziell disziplinarisch zum Einsatz kam, kehrt nun also unter den Bedingungen der Kontrollgesellschaft zurück. Die Ausweitung der unternehmerischen Logik auf diverse Lebensbereiche korreliert dabei mit dem Aufkommen von Profilen und Portfolios in digitalen Medien. Insbesondere Reichert hat diese Korrelation in verschiedenen Arbeiten beschrieben und bezeichnet das Online-Profil als eine der „gängigsten medialen Formen der Selbstpräsentation", die „Alleinstellungsmerkmale […] und Kompetenzdiskurse des Subjekts sichtbar machen soll" und über das einen „Datenraum"

---

972 | Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst*, S. 239.
973 | Deleuze (1993[1990]): Postskriptum.
974 | Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst*, S. 22.
975 | Ebd., S. 279.
976 | Ebd., S. 240f.

konstituiert, „der die unterschiedlichen Subjektpositionen permanent in konkurrenzierende und rivalisierende Relationen hochrechnet“.[977] Konkreter noch veranschlagt Carolin Wiedemann Profilierungspraktiken in Facebook als Teil eines gouvernementalen „Regierungsprogramms“, das auf das „Leitbild [des] unternehmerischen Selbst“ abzielt.[978] Mit Verweis auf Andreas Reckwitz schreibt sie: „So wie das Subjekt in der gegenwärtigen Gesellschaft ununterbrochen angerufen ist, ‚[...] sein Profil nach Maßgabe des Marktes an Arbeitskräften zu optimieren und seine Arbeitsbiografie in kalkulatorischen Akten der Wahl zu modellieren‘, so wird auch das UserInnen-Subjekt auf Facebook zu einem ähnlichen Umgang mit seinem Community-Profil motiviert“.[979]

Ein weiteres Feld, in dem computerbasierte Profile und Kennzahlen unternehmerische Subjektivierungsregime und dementsprechende Anpassungsverfahren konstituieren, findet sich in der Quantified Self-Bewegung. In seiner Arbeit *Maschinen der Konkurrenz* arbeitet Stefan Böhme diese Bezüge konzise auf einer großen Materialbasis heraus. Ausgehend von Links Normalismus-Konzept sieht er in den kennzahlengespickten Profilen und Dashboards verschiedener Quantified Self-Anwendungen ein spezifisches Verhältnis zwischen individuellen Daten, kollektiven Statistiken und darauf aufbauenden Anpassungsprozessen, das als normalistisch zu veranschlagen ist und gleichzeitig vom klassischen Normalismus abweicht:

> Die als Abbild einer inneren Subjektivität verstandenen Kennzahlen können im Rahmen von Online-Plattformen sehr einfach anderen Subjekten oder auch Institutionen (anonym, pseudonym oder orthonym) zugänglich gemacht werden. Damit verschiebt sich jedoch die bisherige Beziehung zwischen dem Subjekt und der Gesellschaft innerhalb des Dispositivs der Verdatung. Verschwand das Subjekt bisher weitgehend in der Anonymität der kollektiven Statistik, öffnet die Selbstvermessung einen Weg, der von statistischen Durchschnittsund Summenwerten wieder zurück auf das einzelne Subjekt führt. Der Vergleichsprozess ist kein ausschließlich innerer mehr, den das Subjekt innerhalb der bestehenden Kurvenlandschaften selbst herzustellen hat, sondern wird veräußerlicht. Individuelle Normalisierungsprozesse nähern sich damit anderen äußeren Vergleichsprozessen an, wie wir sie aus Accounting und Auditing sowie anderen wirtschaftlich organisierten Konkurrenzen kennen, einschließlich der zugehörigen Verwettbewerblichung durch die Implementierung von Märkten. Selbstvermessung als die Dauerbeobachtung und Dokumentation von körperlichen Eigenschaften oder Aspekten des eigenen Verhaltens und Erlebens in Form von numerisch darstellbaren Werten begründet in der Konstellation aus Selbstmanagement, Normalisierung und Verdatung eine spezifische Form reflexiver Subjektivierung auf der Basis von Kennzahlen, die an bestehende Diskurse und Praktiken des unternehmerischen Selbst anschließt.[980]

Ziel der Quantified Self-Praktiken ist also die Anpassung der eigenen Lebensweise, um Kennzahlen, die eine Vergleichbarkeit zu anderen herstellen, zu optimieren. Derartige Konstellationen ermöglichen eine Arbeit am Selbst durch eine Arbeit am eigenen Profil. In dieser Form

---

977 | Reichert (2008): *Amateure im Netz*, S. 74.
978 | Wiedemann (2011): Facebook: Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung, S. 162.
979 | Wiedemann (2010): *Selbstvermarktung in Netz*, S. 73.
980 | Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 168.

der Selbstoptimierung lassen sich Parallelen zur Optimierung von Charakteren in Rollenspielen feststellen: So sind z. B. die oben thematisierten Charakterbögen bzw. -profile in Spielen wie *Dungeons and Dragons* oder *World of Warcraft* als Zusammenstellungen von Kennzahlen zu veranschlagen, die es mittels geschickter Spielhandlungen zu optimieren gilt.[981] Dabei geht es zum einen quantitativ um den Aufstieg des Charakters in höhere Levels bzw. Stufen und zum anderen qualitativ um die Anpassung der einzelnen Charak termerkmale wie Ausdauer, Körperkraft, Intelligenz etc. gemäß der Aufgaben innerhalb der Spielwelt. Denn insbesondere Multiplayer-Rollenspiele zeichnen sich durch eine differenzierte Arbeitsteilung aus, in der jeder Charakter in einer Gruppe spezifische Eigenschaften und Fähigkeiten aufweisen muss, um ihr zum Erfolg zu verhelfen. Dabei können sich die SpielerInnen z. B. in sogenannten ‚Talentbäumen' (s. Abb. 100) in vielen Fällen explizit für die Aufwertung bzw. den Zugewinn bestimmter Fähigkeiten entscheiden und auf diese Weise ganz gezielt anpassen. Es geht erneut um die intentionale Anpassung von Leistungs- an Anforderungsprofile durch die Arbeit am Spielcharakter – die im unternehmerischen Alltag verheißene Möglichkeit der wirksamen Arbeit am Selbst sowie deren Wirksamkeit auf den Märkten, in denen man sich bewegt, wird hier evident und als Strategie eingeübt.

Abbildung 100: Talentbaum in *World of Warcraft*

Anpassung der Umwelt an das Selbst

Kommen wir nun zur umgekehrten Perspektive, in der es nicht um die Anpassung des Subjekts an äußerliche Gegebenheiten geht, sondern um die Anpassung ebendieser Gegebenheiten an das Subjekt. In der bereits verschiedentlich angeführten Psychotechnik finden sich zunächst beide Ebenen wieder. Laut Fritz Giese kann die Psychotechnik nämlich in zweierlei Richtungen das Zusammenspiel von Mensch und Umwelt gestalten:

> Soll nämlich Psychologie gestalten, so kann sie zweierlei tun. Entweder den Menschen, das Subjektive des Zusammenhangs, vornehmen und sinngemäß den Wirklichkeitsforderungen anpassen. Wir sprechen dann von „Subjektpsychotechnik", wie z. B. als „Eignungsprüfung" und als „Anlernverfahren" üblich ist. Sie kann dagegen auch geradezu umgekehrt vorgehen und Dinge, die Umwelt, das Materielle der natürlichen psychologischen Natur des Menschen angleichen; sie zuschneiden auf die verhältnismäßig unveränderliche Natur unserer Eigenart. Dann sprechen wir von „Objektpsychotechnik" (z. B. als Anpassung der Werkzeuge, Maschinen, Beleuchtung, Reklamemittel an die psychophysischen Voraussetzungen des Menschen).[982]

981 | Siehe hierzu auch exempl. Böhme (2014a): Das Spiel mit der Zahl.
982 | Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 7f.

Während in der bisherigen Arbeit insbesondere die Subjektpsychotechnik im Vordergrund stand, soll es nun zunächst um die Objektpsychotechnik gehen. Die Techniken der Erhebung, Auswertung, Einordnung usw., die in die Genealogie des Profilierungs-Dispositivs bis hierhin eingeordnet wurden, bleiben dabei weitestgehend erhalten – es ändert sich aber die Perspektive. Während bisher der Arbeitsprozess bzw. die Arbeitsmaschine profiliert wurde, um eine Anforderungsprofil zu erhalten, dem sich das Subjekt anzupassen hatte, führt nun die Profilierung der ArbeiterInnen zu einem Anforderungsprofil an die Technik. So werden beispielsweise Tische für die Büroarbeit nicht nur gemäß der Arbeitsprozesse gestaltet, sondern auch gemäß der Eigenschaften der Büroangestellten (s. Abb. 101).

Abb. 12. Schreibtisch
Zeigt einen objektspsychotechnisch geeichten Schreibtisch, bei dem die Lage der Gegenstände nach Feldeinteilung bestimmt wird und jeder Bedienungsgriff durch zweckmäßige Entfernungen geregelt wird. (Adäquatheitsgrad der Bewegungen.)

Abb. 65. Zweckmäßig ausgestatteter Arbeitsplatz eines Buchhalters. Der Tisch und die Geräte sind so angeordnet, daß überflüssige Bewegungen vermieden werden.

Abbildung 101: Nach psychotechnischen Maßgaben gestaltete Schreibtische (1928 und 1921)

Zusätzlich zur Perspektivumkehr betont Giese auch eine Änderung des Menschenbildes im Vergleich zur oben bereits erwähnten Vorstellung des Menschen als standardisiertes und damit austauschbares Maschinenbauteil bei Gilbreth: „Sie [die Objektpsychotechnik] bedeutet aber Ablehnung der grundsätzlichen, mechanischen Vereinheitlichung zu ‚einer besten' Arbeitsmethode, von der Gilbreth gern spricht; das ist Ersatz einer technisch-materiellen Maschinenauffassung des Menschen durch psychologische Typologie."[983] Es geht also nicht nur darum, statistisch gemittelte Werte für die Arbeitsplatzgestaltung heranzuziehen, sondern auch einen gewissen Grad der Personalisierung zu ermöglichen. Im Nachgang der Psychotechnik wurden derartige Anpassungsmöglichkeiten unter Begriffen der bzw. in Diskursen zur Ergonomie und bezogen auf Computer insbesondere zur ‚Usability' verhandelt. Im schlichtesten Fall geht es dabei um die Höhenverstellbarkeit eines Bürostuhls, in avancierteren Fällen um die profilbasierte Sitz- und Spiegeleinstellung in aktuellen Autos oder personalisierte Interfaces bzw. Inhalte beispielsweise bei Facebook oder in Amazons Empfehlungssystem.

Diese Beispiele leiten bereits über zu einer zweiten Perspektive: Neben der Arbeitsplatzgestaltung lässt sich auch Produktgestaltung unter dem Aspekt der Anpassung betrachten. Während in traditionellen Manufakturen jedes Produkt mehr oder weniger als Einzelstück nach

983 | Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 59.

Kundenwunsch gefertigt wurde, ging mit der Industrialisierung eine Standardisierung der Produkte einher. Um den Bedürfnissen der KundInnen unter diesen Bedingungen entgegenzukommen wurden in einigen Fällen verschiedene Typen des gleichen Produkts hergestellt. So wurden beispielsweise im Textilbereich in Europa ab dem späten 18. Jahrhundert und in den USA ab den 1880er Jahren[984] Konfektionsgrößen eingeführt, die auf statistischer Basis standardisierte Abmessungs-Kategorien festlegen – nicht zufällig etwa zeitgleich mit dem Aufkommen anthropometrischer Erhebungsverfahren in der Anthropologie.[985] Die Anpassung besteht in diesem Fall also aus der Erweiterung des Produktportfolios, aus dem die KundInnen dann jenes Produkt auswählen können bzw. müssen, das ihnen am besten ‚passt'. Seit einigen Jahren werden derartige Ansätze unter den Schlagworten ‚mass customization' und ‚Losgröße 1' ins Extrem gesteigert.[986]

Eine andere Strategie, Produkte so zu gestalten, dass sie den Bedürfnissen der KundInnen entsprechen, besteht darin, sie möglichst flexibel zu gestalten und die Anpassung den KundInnen selbst zu überlassen. Konfektionierte Hosen beispielsweise lassen sich durch Gürtel und Hosenträger zu einem gewissen Grad an die spezifischen und vom statistischen Mittel abweichenden Körper durch die TrägerInnen selbst anpassen. Der oben bereits genannte Bürostuhl und der Autositz – nun in ihrer Funktion nicht als Teil des Arbeitsplatzes, sondern als Konsumprodukt – sind weitere Beispiele. Aus dieser Perspektive gehen Personalisierbarkeit und Variabilität bzw. Flexibilität des jeweiligen Gegenstandes also Hand in Hand.

Im Anschluss an Lev Manovics Überlegungen aus *The Language of New Media* lassen sich vor diesem Hintergrund computerbasierte Konsumgüter als besonders flexibel und anpassungsfähig charakterisieren:

> On the level of human-computer interface, this principle means that the user is given many options to modify the performance of a program of a media object, be it a computer game, a Web site, a Web browser, or the operating system itself. The user can change the profile of a game character, modify how the folders appear on the desktop, how files are displayed, what icons are used, etc. If we apply this principle to culture at large, it would mean that every choice responsible for giving a cultural object a unique identity can potentially remain always open. Size, degree of detail, format, color, shape, interactive trajectory, trajectory through space, duration, rhythm, point of view, the presence or absence of particular characters, the development of the plot – to name just a few dimensions of cultural objects in different media – all these can be defined as variables, to be freely modified by a user.[987]

---

984 | Vgl. Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 331.

985 | Siehe hierzu auch Kapitel 3.3 sowie Döring (2011): *Zeugende Zahlen*. Eine sehr anschauliche Darstellung verschiedener Verfahren und Geräte liefert Karolyi, L. v. (1971): *Anthropometrie. Grundlagen der anthropometrischen Messung*. Stuttgart: Gustav Fischer.

986 | Siehe exempl. Piller, Frank Thomas (2007): Mass Customization. In: Albers, Sönke/Herrmann, Andreas (Hg.): *Handbuch Produktmanagement*. Gabler Verlag Wiesbaden, 3. Auflage, S. 943-968. Vielen Dank an Stefan Böhme für diesen Hinweis.

987 | Manovic, Lev (2001): *The Language of New Media*. Massachusetts: MIT Press, S. 43f.

In Manovics Lesart korreliert dabei eine angenommene allgemeine Steigerung von Flexibilität und Personalisierung innerhalb ‚postindustrieller Gesellschaften' mit der Flexibilität und Personalisierbarkeit computerbasierter Medien: „In a post-industrial society, every citizen can construct her own custom lifestyle and ‚select' her ideology from a large (but not infinite) number of choices. Rather than pushing the same objects/information to a mass audience, marketing now tries to target each individual separately. The logic of new media technology reflects this new social logic."[988] In dieser ‚Wahlgesellschaft' sieht Andrew Shapiro Ende der 1990er Jahre Computer und das Internet als Technologien, die im Gegensatz zu Produkten, die auf wie fein auch immer gegliederte Zielgruppen angepasst wurden (s. o.) erstmals die KundInnen in der Rolle derer, die da unmittelbar selbst anpassen. Am Beispiel der Beschaffung von ‚Nachrichten' stellt er individuelle Personalisierung dem im Hinblick auf eine Vielzahl an Zielgruppen differenzierten ‚narrowcasting' gegenüber: „There is, however, an important difference between personalization and narrowcasting: in the latter case, the individual still is recieving information packaged by someone else and it may arrive whether one requests it or not. What's novel about personalization, by contrast, is the ability of individuals to decide what information they receive and how they receive it."[989] In der Personalisierung, die Computer und Internet ermöglichen, sieht er zudem eine Ermächtigung der NutzerInnen bzw. zur Rückgewinnung der Kontrolle über das eigene Leben: „Personalization, though, is […] a concept that encompasses many different types of personal control. Increasingly we can use the interactivity and flexibility of the Net to customize our intake of information, our products, and even our social interactions. We can, in a sense, become masters of our own domains."[990] Während die euphorisch-emanzipatorische und tendenziell technikdeterministische Perspektivierung an dieser Stelle wenig gewinnbringend scheint, sind Shapiros Beobachtungen durchaus erhellend. Rückblickend auf die 1990er Jahre beschreibt er die Möglichkeit der persönlichen Anpassung als Marketingstrategie vieler IT-Konzerne:

> Recognizing individuals' desire for control, companies are tripping over themselves to give consumers the ability to personalize experience. Thus we see a bevy of products and marketing campaigns with the prefix ‚my' – My AOL, My Yahoo, My Netscape. A prominent icon on Microsoft's desktop says My Computer and there are folders entitled My Documents, My Files, and My Briefcase. (Who else should they belong to?).[991]

Diese Art der Personalisierung ist eng mit den in Kapitel 3.1 beschriebenen Registrierungspraktiken verknüpft – nur dadurch, dass ich in der Registratur von AOL und Co. oder der Registratur meines eigenen Endgeräts eine Akte in Form meines Nutzer-Accounts angelegt habe, sind Personalisierungen möglich. Auf Ebene der Consumer-Endgeräte und Betriebssysteme weist Shapiro zudem, wie auch Manovic, auf die Personalisierbarkeit von Interfaces hin.

---

988 | Manovic (2001): *The Language of New Media*, S. 42.
989 | Shapiro, Andrew L. (1999): *The control revolution. How the Internet is putting individuals in charge and changing the world we know*. New York: Public Affairs, S. 46.
990 | Ebd., S. 44.
991 | Ebd.

The Macintosh and the now-ubiquitous Windows operating system have extended this ethic to the point of allowing each user to personalize even the basic elements of the interface. On a Mac, for example, a user can name her hard drive, change the background colors on the screen, rearrange the desktop, and customize menus and commands. Personal computers have truly become personal. Apple emphasized this point with its „What's on your Powerbook?" ad campaign, which showed unlikely pairs of individuals and lists of the sundry items – addresses, screenplays, math equations – they stored on their portable Powerbook computers. It's not just a box, Apple was telling us, it's an extension of you.[992]

Abbildung 102: Werbeanzeige von Apple aus der Kampagne „What's on your PowerBook?" (1992)

Das Gerät wird also als variabel inszeniert, als allgemeines Tool, das man den eigenen Lebensumständen – sei man nun der Anzeige in Abbildung 102 entsprechend Bänker oder skatender Drehbuchautor – anpassen kann. Die Anpassung wird dabei zusätzlich als Abbild des eigenen Selbst veranschlagt: In der gleichzeitig laufenden Videokampagne heißt es am Ende der Spots „What's on your PowerBook is you". Die Personalisierung im Sinne einer Anpassung, das wird – vermutlich ungewollt – deutlich, ist das Komplement einer Personalisierung im Sinne der (Re-)Konstruktion eines Abbilds der Persönlichkeit auf Grundlage der preisgegebenen personenbezogenen Daten. Beide Ebenen der Personalisierung sind also miteinander verknüpft, analytisch und hinsichtlich der genutzten Verfahren jedoch voneinander zu unterscheiden.

992 | Shapiro (1999): *The control revolution*, S. 28.

Der Informatiker Christian Balzer differenziert vor diesem Hintergrund in adaptierbare und adaptive Systeme:

> Personalisierung ist heute in vielen Bereichen zu finden und wird seit einigen Jahren auch in der Informationstechnologie verstärkt eingesetzt. Bei der Implementierung von Webpräsenzen berücksichtigt man individuelle Benutzeranforderungen und richtet die Inhalte an den Interessen aus. Dabei unterscheidet man zwischen *adaptierbarer* und *adaptiver* Software. Die Begrüßung mit eigenem Namen beim Besuch eines Internetauftritts oder die Anpassung des Seitenaufbaus, z. B. durch Inhaltsselektion oder Festlegung des Layouts und der Farbgebung einer Webseite, sind Beispiele adaptierbarer Internetauftritte. Im Gegensatz dazu lernen adaptive Softwaresysteme selbständig, die Anforderungen jedes Anwenders durch die Analyse des Benutzerverhaltens während der Darstellung der Inhalte zu verknüpfen und somit automatisch geeignete Anpassungen vorzunehmen. [...] Ein Beispiel hierfür liefert der Suchmaschinen-betreiber [sic!] Google, der aktuell den Einsatz von persönlichen Filtern testet.[993]

Während adaptierbare Systeme Personalisierung zumeist über explizite Profile herstellen, operieren adaptive Systeme oftmals unterhalb der Wahrnehmungsschwelle der NutzerInnen, da sie, in Balzers Worten „implizite Profile" aus den online vollzogenen Handlungen erstellen:

> Online, every choice I make – whether it's a decision to receive a certain category of news or a one-time click on a particular story – may be recorded by that information provider, aggregated with other personal data, and used to shape my future experience online. For business, there is value in this data […] because they can offer advertisers a more precisely defined audience. Whether or not a user's choices are tracked, personalization may have unforseen results. As I make highly specialized content choices I am establishing a set of parameters about my interests that might restrict the diversity of the information I receive in the future. I may reduce opportunities to make new choices about what interests me, while reinforcing choices I have already made. I may, in other words, unintentionally limit myself based on decisions made, perhaps haphazardly, in the past.[994]

Profile sind dabei auf beiden Ebenen von Interesse, wobei in adaptierbaren Angeboten tendenziell eher explizite Profile eine Rolle spielen und in adaptiven eher implizite. Wie Manovic bereits 2001 konstatiert sind auch Kombinationen beider Profile möglich:

> Every visitor to a Web site automatically gets her own custom version of the site created on the fly from a database. The language of the text, the contents, the ads displayed – all these can be customized by interpreting the information about where on the network the user is coming from; or, if the user previously registered with the site, her personal profile can be used for this customization.[995]

Facebook ist hier erneut ein plakatives Beispiel. Wie Oliver Leistert auf den Punkt bringt, ist Facebook „eine Data Mining Plattform, die davon lebt, […] Werbung zu schalten", die „mög-

---

993 | Balzer (2008): *Implizite Benutzerprofile*, S. 12 (Herv. im Original).
994 | Shapiro (1999): *The control revolution*, S. 114.
995 | Manovic (2001): *The Language of New Media*, S. 42.

lichst passgenau auf sozioökonomische Profile zugeschnitten geschaltet werden soll“.[996] Facebook biete dabei „neben den traditionellen Direkt-Marketing-Parametern wie Wohnort und -lage, Einkommen, Bildung, Familienstand etc., […] anhand der vielen weiteren Merkmale die Perspektive, solche Details bis auf den einzelnen User hinunter zu deklinieren“.[997] Leistert betont, dass nicht nur die Werbung, sondern auch „jedes Bild, jeder Text, jedes Element“, kurz: alles „das, was im Frontend erscheint, von Algorithmen dorthin gesetzt wurde“.[998] Hier findet also eine Anpassung im Sinne einer konsequenten Personalisierung der präsentierten Inhalte statt, die sich sowohl aus den Auswertungen der explizit gemachten Angaben im Profil (z. B. geklickte ‚Gefällt mir‘-Buttons) als auch aus dem alltäglichen NutzerInnenverhalten ergibt.

Wie auch immer die Anpassung zustande kommt, geht mit ihr, wie Shapiro zu bedenken gibt, potenziell eine Ausgrenzung jener Informationen und Erfahrungsmöglichkeiten einher, die nicht zum jeweiligen Profil passen: „Ignorance and narrow-mindedness, then, are hidden dangers of the control revolution – hidden because they are self-imposed and, even more, because the Net seems so open and diverse. But in fact the infinite scope of today‘s information sphere may lead indirectly, if somewhat preservely, to a loss of diverse experience and a flattering perspective.“[999] Hildebrandt spricht in ähnlichem Zusammenhang von einem „paradoxical effect of profiling“: „Profiling seems to individualize (customize) your environment; it may instead de-individualize your way of life. Both group profiling and personalization judge your needs, expectations and desires on the basis of past behavior, building a well-fitted and unusually comfortable cage from which escape will be nearly impossible, precisely when profiling becomes ever more ubiquitous and intelligent.“[1000] Als bedrohliches Ergebnis skizziert Shapiro „nothing less than the privatization of experience“[1001], womit er über ein Jahrzehnt vor Eli Pariser dessen populäre These einer „Filter Bubble“ vorwegnimmt.[1002] Beide Autoren lassen sich hinsichtlich dieses Punktes jedoch zumindest relativieren, da das Phänomen nur bei Annahme eines einzigen Informationskanals und fehlendem sozialen Austausch tatsächlich zum Problem wird. Interessanter ist demgegenüber die Tatsache, dass Prozesse der Aneignung mittels der Anpassung über Profile automatisiert werden. Während die traditionelle Kulturindustrie zwar zielgruppenspezifisch, aber doch das Immergleiche produziert, das noch eine Aneignung ermöglicht, wird nun auch der Aneignungsprozess – zumindest an der Oberfläche – selbst ein Teil der Strategie. Polemisch könnte man formulieren, dass nicht mehr der Nutzer in einer potenziell widerständigen Geste das Produkt aneignet, sondern das eigene Selbst mittels der Adaptivität von der Anbieterseite angeeignet wird.

---

996 | Leistert (2015): The kids are alright, S. 171f.
997 | Ebd., S. 172.
998 | Ebd., S. 176.
999 | Shapiro (1999): *The control revolution*, S. 107.
1000 | Hildebrandt, Mireille (2008a): Profiles and correlatable humans. In: Stehr, Nico/Weiler, Bernd: *Who Owns Knowledge? Knowledge and the Law*. New Brunswick/London: Transaction, 265-283, hier S. 271.
1001 | Shapiro (1999): *The control revolution*, S. 109.
1002 | Vgl. Pariser, Eli (2011): *The Filter Bubble. What the Internet Is Hiding from You*. London: Penguin Books.

4. Das Profilierungs-Dispositiv

> Das Profiling ist heute tief in die sozialen Praktiken der Subjekte verankert.
>
> RAMÓN REICHERT

Vor dem historischen Hintergrund soll nun das Profilierungs-Dispositiv konturiert werden. Zugrundeliegende Annahme ist, dass sich die beschriebenen genealogischen Linien seit einigen Jahrzehnten mehr und mehr schneiden und dabei zum einen als Techniken, Praktiken und Diskurse zunehmend Verbreitung finden und gleichzeitig unter dem gemeinsamen Begriff des Profils kursieren. Es geht also darum, eine Kulmination und Proliferation der Techniken, Praktiken, Diskurse und Institutionen auf verschiedenen Ebenen sowie eine Relationierung dieser Elemente zu identifizieren, die als strategische Konstellation konturierbar ist. Von ganz ähnlichen Annahmen geht Foucault hinsichtlich der Etablierung der Disziplinarmacht aus:

> Einzeln genommen haben die meisten dieser Verfahren eine eigene Geschichte hinter sich. Das Neue im 18. Jahrhundert liegt darin, daß sie durch ihre Zusammenfügung und Verallgemeinerung ein Niveau erreichen, auf dem die Formierung des Wissens und die Steigerung der Macht sich gegenseitig in einem geregelten Prozeß verstärken. Die Disziplinen treten damit über die Schwelle der ‚Technologie'.[1003]

Kennzeichen des Profilierungs-Dispositivs wäre demzufolge, dass es das Profil bzw. die Profilierung als eine allgemeine Technologie etabliert, die analog zu Stauffs Beschreibung von Foucaults Disziplin-Konzept, „kein gesellschaftlich abgrenzbarer Bereich [ist], sondern eine Verfahrensweise, die in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen (und mit verschiedenen Zielsetzungen) zum Einsatz kommt".[1004] Und weiter wäre der Annahme zu folgen, dass es

> gerade die Streuung dieser Verfahren [ist], die eine komplexe gesellschaftliche Transformation bewirkt, indem ein spezifisches Verhältnis von Macht, Wissen und Individualität produktiv gemacht wird, das sich von vorangegangenen Formen gesellschaftlicher Regulierung grundlegend unterscheidet. Quer zu gesellschaftlichen Teilbereichen werden damit historisch spezifische Macht- und Subjekteffekte etabliert.[1005]

1003 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 287.
1004 | Stauff (2005): *Das neue Fernsehen*, S. 114.
1005 | Ebd.

Zu zeigen ist nun folglich, inwiefern sowohl Profile als auch Profilierungspraktiken eine derartige übergreifende Streuung aufweisen, welche Elemente dabei auf welche Weise zusammenspielen, welche strategischen Macht- und Subjekteffekte diese Konstellation zeitigt und vor dem Hintergrund welcher Urgences sich die genealogischen Linien gerade so verdichtet und strategisch konstelliert haben.

4.1 PROFIL ALS INTER(SPEZIAL)DISKURSIVES KONZEPT

Wie im Rahmen der Arbeit verschiedentlich gezeigt wurde, ist die Verwendung des Profil-Begriffs in der historischen Rückschau (s. Kapitel 1.1) nur sehr begrenzt deckungsgleich mit jenen Praktiken und Techniken, die aus heutiger Sicht legitimerweise als Profile und Profilierungen zu bezeichnen wären (insb. Kapitel 3). Nicht alles, was als Profil bezeichnet wurde, würde unter die in dieser Arbeit zugrunde gelegte Arbeitsdefinition fallen und einiges, das sehr genau dieser Definition entspricht, wird mit anderen Begriffen bezeichnet. Eine zentrale These innerhalb der Argumentation dafür, dass sich ein Profilierungs-Dispositiv etabliert hat, ist, dass dem Profil-Begriff im Lauf der letzten Dekaden zunehmend eine semantische Bündelungsfunktion zu eigen geworden ist, die es ermöglicht, ein bestimmtes Ensemble an Techniken und Praktiken zu subsumieren. Die Begriffsgeschichte und die Genealogie kulminieren in vielen Bereichen gewissermaßen im Rahmen des Dispositivs bzw. lässt sich gerade diese Kulmination als Indiz für die Existenz eines solchen Dispositivs veranschlagen.

Im Anschluss an Jürgen Link lässt sich das Profil dabei sowohl begrifflich als auch konzeptuell als *interdiskursiv* modellieren. Link unterscheidet grundsätzlich zwischen Spezialdiskursen, Interspezialdiskursen, Interdiskursen und dem Elementardiskurs. Wie Rolf Parr konstatiert, teilt Links Ansatz mit „einer Reihe anderer Theorien wie der Systemtheorie Niklas Luhmanns, der historischen Semantik Reinhart Kosellecks und auch der Marx'schen Ökonomie […] den Befund des beschleunigten Auseinanderdriftens von Wissen und der daraus resultierenden Arbeitsteilung seit Beginn des 18. Jh.s".[1006] Diese Entwicklung resultiere zunächst in „arbeitsteilig organisierten Spezialdiskurse[n] (z. B. naturwissenschaftlichen, human- und sozialwissenschaftlichen, kultur- und geisteswissenschaftlichen)".[1007] Spezialdiskurse tendieren Link zufolge „zu einem Maximum an immanenter Konsistenz und zu entsprechender Abschließung gegen arbeitsteilig ‚externes' Diskursmaterial […]. Das typische Beispiel sind die wissenschaftlichen Diskurse. Idealtypisch dominiert in der Funktionsweise eines Spezialdiskurses demnach die eindeutige Denotation und die Ausschaltung aller Mehrdeutigkeiten und Konnotationen".[1008] Als „*interspezialdiskursiv*" bezeichnet er darauf aufbauend „spezialdis-

1006 | Parr, Rolf (2008): Interdiskurstheorie/Interdiskursanalyse. In: Ders./Kammler, Clemens/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, S. 202-206, hier S. 203.
1007 | Ebd.
1008 | Link (1997): *Versuch über den Normalismus*, S. 50.

kursive (denotative) Diskurselemente […], die aber dennoch (wie mathematische, aber auch experimentelle bzw. technische Instrumentarien) in mehreren Spezialdiskursen eingesetzt werden können. Die Mathematik wäre dann als Interspezialdiskurs zu charakterisieren".[1009] Auf der übergeordneten soziokulturellen Ebene verortet Link darüber hinaus „Interdiskurse […], die Spezialwissen überbrückende, integrative Funktionen bedienen"[1010] und deren Diskurselemente „mit variabler und flexibler Bedeutung in einer Mehrzahl von Spezialdiskursen sowie ggf. ebenfalls in allgemeinen, z. B. sog. ‚Alltagsdiskursen' zirkulieren".[1011] Interdiskurse erfüllen demzufolge, wie auch Parr herausstellt, eine kompensatorische Funktion:

> Denn würde es allein bei der Spezialisierung bleiben, wäre Verständigung über die Grenzen der Spezialdiskurse hinweg kaum mehr möglich. Die modernen Gesellschaften haben sich daher nicht nur in arbeitsteilige Spezialbereiche ausdifferenziert, sondern als kompensatorische Antwort auf das immer weitere Auseinanderdriften Spezialwissensbereiche auch solche diskursiven Verfahren entwickelt, die zwischen den Spezialisierungen wieder neue Verbindungen herstellen, also gleichsam Brücken schlagen.[1012]

Sie sind Orte der Entdifferenzierung, „ihre Spezialität sozusagen die Nicht-Spezialität"[1013]. Link zufolge ist diese re-integrative Funktion verknüpft mit der Bereitstellung gesellschaftlich anerkannter „Subjektapplikationen"[1014] und in den Worten Rolf Parrs und Matthias Thieles

> [d]ie wichtigste Funktion solcher kulturellen Interdiskurse […] die Produktion und Bereitstellung von diskursverbindenden Elementen und mit deren Applikation die Produktion und Reproduktion kollektiver und individueller Subjektivität, die in hochgradig arbeitsteiligen und ausdifferenzierten Gesellschaften leben können, ohne ständig in verschiedenste Spezialisierungen und Professionalisierungen auseinander gerissen zu werden.[1015]

Nochmals umfassender und grundlegender als Links Konzept des Interdiskurses ist das des Elementardiskurses, mit dem er den ‚Alltagsdiskurs' zu konturieren versucht:

> Der „Alltag" besteht aus der „elementaren Soziokultur" einer Gesellschaft, wie sie vor jeder Entwicklung von Hochkulturen und vor jeder Spezialisierung (Arbeitsteilung) für alle menschlichen Gruppen charakteristisch ist. Wenn die elementare Soziokultur in modernen Gesellschaften also auch (ebenso wie in archaischen) funktionale Selbstständigkeit besitzt und nicht als pures Epiphänomen des Systems der Spezial- und Interdiskurse erklärt werden kann, so ist sie heute dennoch durch dieses System vielfältig überdeterminiert und spezifiziert.[1016]

1009 | Link (1997): *Versuch über den Normalismus*, S. 50.
1010 | Ebd., S. 155.
1011 | Ebd., S. 50.
1012 | Parr (2008): Interdiskurstheorie/Interdiskursanalyse, S. 203.
1013 | Link (2007): Dispositiv und Interdiskurs, S. 229.
1014 | Link (1997): *Versuch über den Normalismus*, S. 155.
1015 | Parr, Rolf/Thiele, Matthias (2004): Eine ‚vielgestaltige Menge von Praktiken und Diskursen'. Zur Interdiskursivität und Televisualität von Paratexten des Fernsehens. In: Kreimeier, Klaus/Stanitzek, Georg (Hg.): *Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen*. Berlin: Akademie Verlag, S. 263-284, hier S. 265.
1016 | Link (1997): *Versuch über den Normalismus*, S. 51.

Die Funktionsstelle des Elementardiskurses ist laut Link also – nicht unproblematisch – gewissermaßen eine anthropologische Konstante, deren spezifische Ausgestaltung jedoch maßgeblich von den jeweiligen Spezial- und Interdiskursen bestimmt wird. Wie Rolf Nohr konstatiert, fungieren Interdiskurse bzw. interdiskursives Wissen „primär als Translations- und Verbindungselement zwischen unterschiedlichen Figurationen von Spezialdiskursen und den Alltagsdiskursen“[1017] und stellen demnach eine Art integrativer Brücke dar. Dieser Brückenschlag führt auch zu einem Wechselspiel der verschiedenen Diskurstypen: „Spezialdiskurse überformen sich dann (über die Interdiskurse) zu Elementardiskurse [sic], wirken aber (ebenso interdiskursiv vermittelt) in die Spezialdiskurse zurück.“[1018] Auf diese Weise ergeben sich spezifische diskursive Koppelungen, die Nohr im Anschluss an Link in zwei Typen differenziert:

> die *operative Diskurskoppelung*, die diskursiv-inhaltliche Brücken zwischen den Diskursen schlagen. Als Beispiel kann die Gaußsche Normalverteilung dienen, die übergreifend in Mathematik, Astronomie oder Soziologie funktional wird und damit eine regulierende Brücke zwischen unterschiedlichen Spezialdiskursen schlägt. Demgegenüber steht die *semsynthetische Koppelung*, die die Brücke zwischen verschiedenen Diskursen nur semantisch schlägt.[1019]

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit lassen sich im Hinblick auf das Profilierungs-Dispositiv die operativen Diskurskoppelungen insbesondere vor dem Hintergrund der Genealogie, die semsynthetischen Diskurskoppelungen insbesondere vor dem Hintergrund der Begriffsgeschichte aufzeigen. Im spezifischen Fall des Profils überlagern sich beide Koppelungstypen mehr und mehr, insofern genealogisch relevante Diskurse, die historisch zunächst nicht mit dem Profil-Begriff in Verbindung standen, die operativen Strukturen, die mit dem Profil-Konzept in Verbindung stehen, auch als Profile bezeichnen – als Beispiel sei die Bewerbungsliteratur genannt, die prinzipiell seit Beginn mit strukturiert zusammengestellten Merkmalen operiert, aber erst seit ca. 20 Jahren den Profil-Begriff explizit verwendet. Diese Konvergenz auf der Ebene der diskursiven Koppelungen kann als ein Indiz für die Etablierung eines Profilierungs-Dispositivs veranschlagt werden.

In der historischen Zusammenschau wird dabei deutlich, dass das Profil als Begriff und Konzept zunächst vorrangig parallel in verschiedenen Spezialdiskursen eine Rolle spielt: ausgehend von der Textilverarbeitung zunächst vorrangig im Festungsbau, der Messtechnik, der darstellenden Kunst, der Psychologie und Psychotechnik, der Informatik, Management-Diskursen usw. Insofern kann das Profil als interspezialdiskursives Wissenselement veranschlagt werden. Der Profil-Begriff integriert dabei (semsynthetisch) zunehmend ähnliche (operative) Techniken und Praktiken aus den verschiedenen Spezialdiskursen, die vormals mit anderen Begriffen belegt wurden (bzw. teils auch parallel dazu immer noch belegt werden): Im Festungsbau wird beispielsweise alternativ von ‚Durchschnitt‘ gesprochen, in den Informatik von ‚Accounts‘, in der Psychologie von ‚Charakter‘ oder ‚Persönlichkeit‘ usw. Ein plakatives

1017 | Nohr, Rolf F. (2014): *Nützliche Bilder. Bild, Diskurs, Evidenz*. Münster: LIT Verlag, S. 68.
1018 | Ebd., S. 275.
1019 | Ebd., S. 68 (Herv. im Original).

Beispiel der formal-strukturellen Anschlussfähigkeit ist die Profilierung von Gebäuden in der Architektur und von Personen in der Anthropometrie, die grundlegend eine identische Form der Wissensproduktion implementieren und dabei vollkommen unterschiedliche Objekte miteinander vergleichbar machen. Über die Spezialdiskurse hinweg wird so auf ganz basaler operativer Ebene ein Austausch ermöglicht, der im Hinblick auf die begriffliche Ebene zwangsläufig mit einer Schwächung der Denotation zugunsten von Konnotationen einher geht. Noch stärker wird diese Tendenz, hinsichtlich der interdiskursiven Qualität des Profils. Bereits die Verwendung des Begriffs in der populären Reiseliteratur (exempl. *Leipzig im Profil* von 1799) entbehrt dem Versuch einer spezifischen Definition dessen, was hier als Profil verstanden wird.

Auf Grundlage der bisherigen Ausführungen lässt sich feststellen, dass insbesondere im Lauf des 20. Jahrhunderts sowohl in immer mehr Spezialdiskursen von Profilen die Rede ist, als auch das in diesen Spezialdiskursen generierte Wissen sowie die anhängigen Techniken und Praktiken über den bzw. gleichzeitig mit dem Begriff des Profils in alltägliche Kontexte diffundieren und dort zu einem Wissenskomplex amalgamieren. Sowohl konzeptuell als auch begrifflich gehen Praktiken und Techniken der Profilierung über die interdiskursiven semsynthetischen und operativen Koppelungen in Inter- und Elementardiskurse ein. Ein plakatives Beispiel ist die Profilierung in Parship, in der psychologisches Wissen über Persönlichkeiten und Beziehungen in alltägliche Diskurse integriert wird. Ein anders Beispiel ist die merkmalsbasierte Personensuche in Facebook, die über das Profil spezialdiskursive Techniken und Praktiken der Rasterfahndung implementiert. Innerhalb derartiger Koppelungen gehen insbesondere aus den im Rahmen der Genealogie in den Blick genommenen Bereichen Wissensbestände z. B. zur Registratur, Erhebung, Auswertung, Einordnung, Selektion, Adressierung, Auffindung, Repräsentation, Kommunikation und Anpassung ein. Folgt man Parr, geht es in interdiskurstheoretischen Arbeiten immer auch darum, „zu analysieren, welche Praxisbereiche jeweils integriert werden und in welchem Verhältnis dieses Integrationsprojekt zum Diskursfächer der Zeit steht“.[1020] Über das Profil werden in diesem Sinne insbesondere bürokratische, ökonomische, polizeiliche und psychologische im Elementardiskurs integriert. Die standardisierte bzw. standardisierbare Form von Profilen ermöglicht, wie bereits oben angedeutet, eine gewisse Übertragbarkeit von Profilen zwischen verschiedenen Diskursen, die sich plakativ in dem (gerade zur Zeit des Aufkommens von SNS in öffentlichen Diskursen geäußerten) Unbehagen bzw. der Angst ausdrückt, das Profil aus Facebook könne gleichzeitig von ArbeitgeberInnen oder der Staatsgewalt in deren jeweiligen Kontexten genutzt werden. Die oben mit Verweis auf Foucault und Stauff formulierte diskursübergreifende Qualität von Dispositiven lässt sich interdiskurstheoretisch unterfüttern. Im Anschluss an Link folgert Thiele in diesem Sinne, dass sich

> Dispositive […] in dieser Perspektive aufgrund der Diskurskopplung also immer durch Trans- und Interdiskursivität aus[zeichnen], deren Grad mit der Tendenz zum Gesamtdispositiv steigt. Je ge-

1020 | Parr (2008): Interdiskurstheorie/Interdiskursanalyse, S. 205.

> sellschaftsübergreifender, kulturkonstitutiver und hegemonial verbreiteter ein Dispositiv ist, desto stärker sind in den interdiskursiven Wissenskomplex neben operativen Spezialdiskursen und deren spezifischen Techniken dann eben auch zur intensiven Subjektivierung des Wissens elaborierte Interdiskurse strategisch mit eingebunden, um die Verzahnung mit der elementaren Soziokultur und dem Elementardiskurs zu steigern.[1021]

Aus der begriffsgeschichtlichen und genealogischen Konturierung des Profils lässt sich insbesondere für die letzten Dekaden ein hoher Grad an Interdiskursivität als auch die Verzahnung mit dem Elementardiskurs ableiten und Thieles Argumentation folgend ein Profilierungs-Dispositiv behaupten, dessen Reichweite zu jener eines Gesamtdispositivs im Foucault'schen Sinne tendiert. Dabei mag die interdiskursive Qualität des Profils zwar eine notwendige Bedingung für die Plausibilität eines Profilierungs-Dispositivs sein, jedoch keine hinreichende.

4.2 FORM UND MEDIALITÄT

Über die Tatsache einer diskursiven Integration hinaus stellt sich die Frage, wie die Integrität des Profilierungs-Dispositivs selbst gewährleistet wird, auf welche Weise die verschiedenen Elemente also miteinander in Beziehung treten um ein strategisches Ensemble bilden zu können. Wie Rainer Leschke argumentiert, ist diese Frage mit jener nach der Anschlussfähigkeit und damit nach den Formen verknüpft, die diese Anschlussfähigkeit herstellen:

> Denn Formen schaffen überhaupt erst die Anschlüsse und Kompatibilitäten zwischen jenen heterogenen „Diskurse[n], Institutionen, architekturale[n] Einrichtungen, reglementierende[n] Entscheidungen, Gesetze[n], administrative[n] Maßnahmen, wissenschaftliche[n] Aussagen" Foucaults. Erst Formen lassen die diversen Prozesse des Funktionstausches, der An- und Ausschlüsse, des Abwechselns und der Verstärkung erklärbar werden, die Foucault beobachtet, staunend beschreibt und als Dispositiv identifiziert. Dispositive sind daher zunächst einmal Formsache und nur als eine solche lassen sie sich auf die Ebene des Begriffs heben.[1022]

1021 | Thiele (2015): Vom Medien-Dispositiv- zum Dispositiv-Netze-Ansatz, S. 93.

1022 | Leschke (2015): Die Einsamkeit des Mediendispositivs, S. 75. Vermittelt über Passungen und Ähnlichkeiten und das Konzept der Form, das er bei Foucault bereits impliziert sieht, skizziert Leschke auf dieser Grundlage zudem einen Ausweg aus der reinen Metaphorik und der potenzierten Unschärfen, die er dem Dispositiv-Konzept unterstellt (siehe Kapitel 2.1): „Solchen Isotopien gelingen Brückenschläge selbst noch dort, wo Kausalitäten oftmals zu kurz greifen und versagen. Sie werden also insbesondere da wirksam, wo Komplexität eindeutige Zurechenbarkeit vereitelt. Insofern reflektiert Foucaults Konzept des Dispositivs implizit auf eine Formtheorie, die Foucault allerdings nie selbst formuliert hat, die aber die einzige Möglichkeit zu bieten scheint, sich aus der metaphorischen Bredouille zu befreien." (ebd., S. 75f.). Bemerkenswert ist dabei, dass das im Aufsatz skizzierte Verhältnis von Dispositiv und Form mit jenem von (Medien-)Dispositiv und (medialer) Form, das Leschke in seinem medienmorphologischen Ansatz konturiert, nicht ohne Weiteres kompatibel ist. In letzterem geht er von Einzelmediendispositiven aus, die gerade gänzlich anders funktionieren als Formen: „Medien sind durch ihre Dispositive geerdete Ordnungsmuster und das unterscheidet sie von Formen, die nur sich selbst und sich selbst Gleiches haben. Formen sind einförmig, Medien sind in ihre Dispositive zer-

Das Profilierungs-Dispositiv stellt hier aufgrund der Tatsache, dass es von einer spezifischen Medialität ausgeht, einen dankbaren Sonderfall dar. Während beispielsweise im Sexualitäts-Dispositiv die Sexualität als zentrales Konzept die Formfrage offen lässt bzw. gar nicht erst explizit stellt, ist das Profil-Konzept aus sich heraus mit der Formfrage verknüpft und gleichzeitig eine Antwort darauf: Das, was nämlich die Integrität des Profilierungs-Dispositivs konstituiert und die verschiedenen Diskurse, Institutionen, Praktiken, Technologien usw. aneinander anschließt, ist in erster Linie die Form des Profils selbst. Geht man nun, wie Hartmut Winkler, davon aus, dass „[a]lle Medien und Zeichen […] Form" sind und damit eine „Vorartikulation, die aktuelle Artikulationen allererst ermöglicht"[1023], lassen sich die spezifischen formalen Eigenschaften des Profil-Konzepts als Aspekte ihrer Medialität modellieren. Das Profil als abstraktes formales Konzept, so könnte man in der Kombination der Überlegungen Leschkes[1024] und Winklers pointieren, lässt sich als Medium des Profilierungs-Dispositivs veranschlagen, das die Elemente aneinander anschließt. Wie kann nun aber die spezifische Medialität des Profil-Konzepts, deren Horizont in Kapitel 1.3 bereits grob skizziert wurde, vor dem Hintergrund der Genealogie theoretisch konturiert werden?

Profile zeichnen sich durch eine gleichzeitige Analyse und Synthese aus, insofern sie Merkmale zunächst isolieren und sogleich auf formalisierte Weise miteinander kombinieren. Ihrer ‚isolationistischen' Seite lässt sich medientheoretisch mit einigen von Winklers Überlegungen zur Rolle der Isolation näher kommen. Winkler geht hinsichtlich des Konzepts der Isolation davon aus, „daß die distinkten Einheiten, bevor sie zur Auswahl zur Verfügung stehen, der amorphen, kontinuierlichen Umwelt überhaupt erst abgerungen werden müssen bzw. auf das Amorphe als ihr Gegenüber immer schon bezogen sind".[1025] Isolation sieht er zunächst analog zur oben verhandelten Klassifizierung als Grenzfall zwischen einem biologischen und einem (medien)kulturellen Phänomen. Wie Winkler herausarbeitet, hatte

> die Gestalttheorie […] gezeigt, daß bereits die Wahrnehmung im Figur- Grund-Verhältnis Objekte konstituiert, daß also bereits auf der Stufe der Wahrnehmung ‚isolationistische' Kräfte in Tätigkeit

streut. Dennoch etablieren beide Ordnungen, allerdings auf eine ziemlich verschiedene Weise." (Leschke, Rainer (2010): *Medien und Formen. Eine Morphologie der Medien*. Konstanz: UVK, S. 183.) Leschke scheint in den Begrifflichkeiten Thieles – zumindest wäre dies eine Erklärung – im einen Fall vom Dispositiv-Netze-Ansatz und im anderen Fall vom Mediendispositiv-Ansatz auszugehen. Im letztgenannten verlaufen Formen dann im transversal vernetzten Mediensystem quer zu den einstmals voneinander klar getrennten Einzelmediendispositiven (vgl. ebd., S. 188ff.).

1023 | Winkler, Hartmut (2008a): Zeichenmaschinen. Oder warum die semiotische Dimension für eine Definition der Medien unerlässlich ist. In: Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hg.): *Was ist ein Medium?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 211-221, hier S. 214.

1024 | Dies trifft jedoch nur auf Leschkes Überlegungen aus dem Text von 2015 zu; seine medienmorphologische Position bedürfte für eine solche Kombination der Modifizierung: So geht Leschke in seiner Monografie von 2010 nicht davon aus, dass Formen konstitutiven Anteil an (Medien-)Dispositiven haben können, sondern dass sie (nach transversaler Integration aller Mediendispositive) deren Ordnungsleistung übernehmen (vgl. Leschke (2010): *Medien und Formen*, S. 188); mediale Formen als Ordnungsstruktur innerhalb von Dispositiven scheinen dagegen nur im Dispositiv-Netze-Ansatz denkbar, den Leschke in seiner Medienmorphologie nicht verfolgt.

1025 | Winkler (1997): *Docuverse*, S. 225.

> sind. Und sie hatte vermutet, daß auch Tiere über analoge Mechanismen verfügen. Dies zeigt, daß die Isolation die prekäre Grenze tatsächlich überschreitet; so falsch es wäre, sie zu einem Naturphänomen zu erklären, so falsch wäre es, sie als vollständig arbiträr und als eine reine Projektion zu betrachten.[1026]

Wenngleich die Gestalttheorie als Zeuge dieser Überlegung sicher voraussetzungsreich ist, macht sie doch deutlich, dass Isolation als eine sehr basale funktionale Komponente jedweder Wahrnehmung und Medialität veranschlagt werden kann. Am Beispiel von Schrift und Sprache bzw. gar ‚dem Symbolischen' insgesamt führt Winkler diesen grundlegenden Ansatz medientheoretisch weiter aus:

> Am Modell der Schrift wird augenfällig, daß das Symbolische selbst auf Separation und auf die Herausbildung isolierter Einheiten angewiesen ist. […] Die Schrift also legt nur offen, was eigentlich eine Eigenschaft der Sprache darstellt. So beeindruckend komplex die Sprache ist, so eindeutig funktioniert sie auf Basis vordefinierter Elemente, die aus einem Bestand ausgewählt und nach bestimmten Regeln zu Syntagmen angereiht werden.[1027]

Unter Bezugnahme auf die Sprachphilosophie konstatiert er „daß erst unter dem Einfluß der Sprache das Denken überhaupt Kontur gewinnt und ohne die sprachlichen Distinktionen im Amorphen bliebe".[1028] Das Amorphe erscheint hier also als das Unvermittelbare und Medialisierung als Prozess der Überführung des Amorphen in isolierte Einheiten bzw. wie Winkler es hinsichtlich der Schrift formuliert als den Prozess, „Trennungen in amorphes Material hineinzutragen".[1029] Isolation wäre dementsprechend konstitutiv für jedwede Medialität bzw. geht Winkler davon aus, dass „kein Medium der Isolation entkommt"[1030] und insofern jedes Medium eine analytische Seite haben muss. Die Analyse durch Isolation kann dabei als Rasterung vorgestellt werden.[1031] Das Raster kann dabei auf zwei Ebenen als Modell funktionieren: paradigmatisch als Modell eines Tableaus aller verfügbaren isolierten, dekontextualisierten und durch Differenz sich auszeichnenden Elemente und syntagmatisch als Darstellung spezifischer und kontextgebundener Anordnungen dieser Elemente. Wenn oben also gesagt wurde, das Profil wäre analytisch und synthetisch zugleich, so scheint dies auch für Sprache und Schrift und mit Winkler gar für alle Medien zu gelten. Spezifisch ist jedoch die Form, in der beide Ebenen sich darstellen und miteinander verschränken. Winkler wählt als Kriterium den Grad der Isolation wie er sich auf Ebene der Form als Formalisierung darstellt: „Wenn alle Medien und Zeichen Form sind, unterscheiden sie sich allerdings im Grad ihrer Formalisierung".[1032] An verschiedenen Stellen illustriert er die Grade der Formalisierung verschiedener Medien in Tabellen wie sie in Abb. 103 zu sehen ist.

1026 | Winkler (1997): *Docuverse*, S. 242.
1027 | Ebd., S. 237.
1028 | Ebd., S. 238.
1029 | Ebd., S. 239.
1030 | Ebd., S. 243.
1031 | Winkler schreibt in diesem Sinne: „Der Begriff der Isolation macht deutlich, daß es tatsächlich um Raster geht". Ebd..
1032 | Winkler (2008a): Zeichenmaschinen, S. 215.

Zwischen Bildmedien und sprachbasierten Medien sieht Winkler dabei einen „logische[n] *Sprung*“:

> In Realwahrnehmung und Bildmedien liegt die Mustererkennung auf Seiten des Rezipienten; er ist es, der den Bildraum in signifikante Einheiten zerlegt (‚Segmentierung‘). (Hintergrund ist seine Bildkompetenz, sein kodifiziertes Wissen.) Im Fall konstituierter Zeichensysteme (Sprache, Schrift, Formalsprachen) liefert die signifikanten Einheiten bereits der Code. Musterbildung wie Segmentierung sind *vorgeprägt*.[1033]

	Realwahrnehmung	Bildmedien	Sprache, Schrift	Formalsprachen, Mathematik
(Kontinuum des Wahrgenommenen) →	Gestalterkennung →	Schematisierung →	vorsegmentierte Einheiten →	
	↓			
	Schemata	↓		
		Schemata, Stereotypen	↓	
			konstituierte Zeichen	↓
				formale Zeichen, formale Regeln

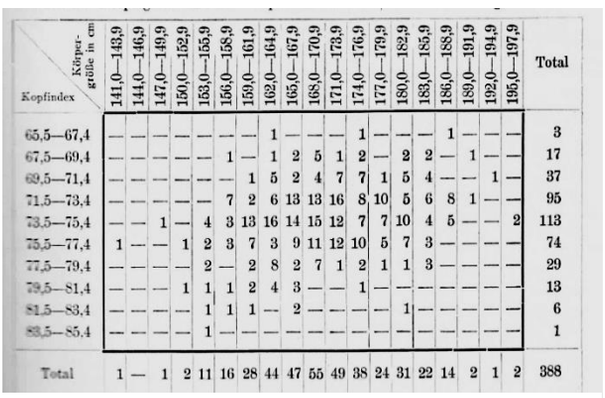
Abbildung 103: Schema des Formalisierungsgrads verschiedener Medien nach Winkler

Auch wenn der konstatierte Sprung eher als Kontinuum zu denken wäre (denn auch in Bildmedien können Muster bereits in der Produktion angelegt werden und andersherum ist die Isolation innerhalb der Sprache auch ein Stück weit von den RezipientInnen erst zu rekonstruieren), ist die von Winkler aufgeworfene Frage nach der Vorprägung gerade für die Theoretisierung des Profil-Konzepts sehr produktiv. Denn in Profilen ist die Vorprägung nicht nur funktional vorhanden, sondern ganz offensichtlich und explizit ausgestellt: Sie basieren ja gerade auf *distinkten* Merkmalen und heben damit das, was innerhalb der Sprache Winkler zufolge implizit bzw. naturalisiert geschieht, an die Oberfläche. Die Reinigungsarbeit, die genealogisch anhand der Karteikarte, des Formulars, der Lochkarte, der Computertechnologie, der Faktorenanalyse, der Bildung von Items usw. aufgezeigt wurde, gipfelt im Profil insofern als sie bzw. ihr Ergebnis gleichzeitig dessen konstitutive Funktion und explizites Oberflächenphänomen ist.

Andererseits, und damit kommen wir zur synthetischen Seite, zeichnen sich Profile dadurch aus, dass sie mehrere isolierte Merkmale strukturiert zusammenführen. Im Vergleich zu Kennzahlen beispielsweise, deren synthetische Funktion, wie Stefan Böhme herausgearbeitet hat, darin liegt, „vielfältige und vielschichtige Abläufe, Handlungen, Eigenschaften oder Zusammenhänge in eine einzelne Zahl zu verdichten“[1034], erfolgt die Synthese in Profilen gerade unter Erhaltung der darin eingehenden Einheiten. Während Böhme vor dem Hintergrund der Kennzahlen-Thematik zu dem Schluss kommt „Tendenziell führt Verdatung folglich zu *Eindimensionalität*“[1035] ist vor dem Hintergrund des Profil-Konzepts der umgekehrte Schluss zu ziehen: Verdatung führt tendenziell zu *Mehrdimensionalität*. Oder präziser: zunehmende Verdatung produziert zwar in großer Zahl eindimensionale – mit Winkler: isolierte – Einheiten wie z. B. Kennzahlen, doch erfordert gerade die große Zahl dieser Einheiten eine multidimen-

1033 | Winkler, Hartmut (2008b): *Basiswissen Medien*. Frankfurt am Main: Fischer S. 272 (Herv. im Original).
1034 | Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 5.
1035 | Ebd., S. 84 (Herv. im Original).

sionale Form, in der sie integriert werden können. Profile, das ist die hier vertretene These, konstituieren einen solchen integrativen Rahmen, durch den sie Bedeutung stiften, die über die einzelnen Merkmale, die es arrangiert, hinausgeht. Während Kennzahlen neben Koordinatensystemen und darin eingetragenen Kurven adäquates Medium des von Link beschriebenen Normalismus sind, ermöglichen Profile gerade die Kombination mehrerer Kennzahlen und damit die Verortung in mehreren Normalfeldern. Einige der in der Genealogie des Profilierungs-Dispositivs angeführten Darstellungen von Messwertkombinationen deuten eine derartige, zumindest zweidimensionale Normalverteilung bereits an (s. Abb. 104). Damit überschreitet das Profil-Konzept durch seine mehrdimensionale Syntheseleistung klassische normalistische Perspektiven.



Kopfindex \ Körpergröße in cm	141,0—143,9	144,0—146,9	147,0—149,9	150,0—152,9	153,0—155,9	156,0—158,9	159,0—161,9	162,0—164,9	165,0—167,9	168,0—170,9	171,0—173,9	174,0—176,9	177,0—179,9	180,0—182,9	183,0—185,9	186,0—188,9	189,0—191,9	192,0—194,9	195,0—197,9	Total
65,5—67,4	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	3
67,5—69,4	—	—	—	—	—	1	—	1	2	5	1	2	—	2	2	—	1	—	—	17
69,5—71,4	—	—	—	—	—	—	1	5	2	4	7	7	1	5	4	—	—	1	—	37
71,5—73,4	—	—	—	—	—	7	2	6	13	13	16	8	10	5	6	8	1	—	—	95
73,5—75,4	—	—	1	—	4	3	13	16	14	15	12	7	7	10	4	5	—	—	2	113
75,5—77,4	1	—	—	1	2	3	7	3	9	11	12	10	5	7	3	—	—	—	—	74
77,5—79,4	—	—	—	—	2	—	2	8	2	7	1	2	1	1	3	—	—	—	—	29
79,5—81,4	—	—	—	1	1	1	2	4	3	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	13
81,5—83,4	—	—	—	—	1	1	1	—	2	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	6
83,5—85,4	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Total	1	—	1	2	11	16	28	44	47	55	49	38	24	31	22	14	2	1	2	388

Abbildung 104: Tabelle bei Rudolf Martin als Andeutung eines zweidimensionalen Normalfelds (1928)

Gleichzeitig integrieren Profile – das deutete sich bereits im Rahmen der semantiktheoretischen Ausführungen zu Profilen und Merkmalen in Kapitel 1.2 sowie zur Repräsentation von Kollektiven und Individuen in Kapitel 3.5 an – durch ihre Form die Klasse und den Einzelfall. Die Integration erfolgt dabei auf zwei Ebenen. Zum einen sind Profile begrifflich und konzeptuell in der Lage, sowohl Kollektive als auch Individuen zu repräsentieren: Es ist umstandslos möglich, über ‚das Profil des Schläfers' zu sprechen und mit demselben Begriff über ‚das Profil von Andreas Weich' und dabei in beiden Fällen eine formalisierte Zusammenstellung von Merkmalen zu meinen. Zum anderen, auch das wurde in Kapitel 1.2 bereits deutlich, stellen Profile durch Merkmale und deren Ausprägungen systematisch (potenziell) Einzigartigkeit über kombinierte Allgemeinheiten her, insofern jedes Merkmal ein Set an Ausprägungen ermöglicht, die ihrerseits als Klassen zu verstehen sind und die Kombination verschiedener Merkmale und deren Ausprägungen eine Schnittmenge aus Klassen generiert, die dann zum Besonderen hin tendiert. Die Mehrdimensionalität und die Gleichzeitigkeit von Analyse und Synthese greifen also auch das Schema der Produktion von Bedeutung auf, wie es in der (vorwiegend strukturalistischen) Semantiktheorie modelliert wird. Strukturalistische Semantiktheorie und die Produktion von Wissen in Form von Profilen scheinen systematisch epistemologisch miteinander verknüpft und die zeitlichen Überlappungen der Formulierung von strukturalistisch und logisch-analytischen Theorien wie jenen von Frege, Carnap oder Hjelmslev mit dem Aufkommen bestimmter Profil-Konzepte auch archäologisch aufschlussreich.

Sowohl archäologisch als auch genealogisch lässt sich die beschriebene Mehrdimensionalität darüber hinaus aus der Tradition der Formularisierung ableiten, in der immer schon mehrere verschiedene Daten gemeinsam in einem Formular arrangiert wurden. Im Anschluss an Winkler, der seinerseits auf Hartmut Böhme rekurriert, können Formulare als formalisierte

Abbildung von Sachverhalten und Phänomenen verstanden werden. In einer Reihung steigender Formalisierung verschiedener Medienformen modelliert er eine Art Prozesslogik:

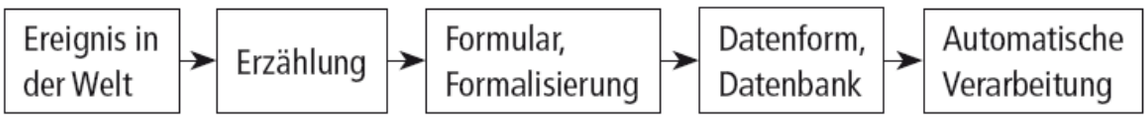


Abbildung 105: Formularisierungsprozess nach Winkler

In dieser Logik sind Profile als Formen zu veranschlagen, deren spezifische Leistung darin liegt, sowohl Isolation und damit eine Datenförmigkeit und automatische Verarbeitbarkeit als auch den Erhalt mehrerer Dimensionen und damit eine immanente Produktion von Bedeutung und zu gewährleisten. Letztere erfolgt dabei im Einklang mit den in Kapitel 1.2 angestellten semantiktheoretischen Überlegungen, denen zufolge Bedeutung durch eine Kombination von isolierbaren Merkmalen konstituiert wird. Profile bilden vor diesem Hintergrund Raster, deren einzelne Einträge für sich genommen als aus der ‚natürlichen' Sprache ‚herausgeschälte' bzw. ‚gereinigte' Daten oder gar nummerische Werte umstandslos in computerbasierte Datenverarbeitungsprozesse eingebunden werden können und gleichzeitig führt dieses Raster Merkmale zusammen, die in ihrer Kombination Bedeutung generieren und so an lebensweltliche Kommunikationspraktiken anschlussfähig sind. Profile schlagen damit im Modell von Winkler/Böhme eine Brücke zwischen den Ereignissen in der Welt, deren erzählerischer Medialisierung und einer automatisierbaren Verarbeitung. Profile sind folglich, anders als z. B. Narrationen, Beschreibungen und Portraits oder aber reine Datenansammlungen, in der Lage, sowohl im Rahmen von Datenverarbeitungen prozessierbar zu sein, als auch semantische und diskursive Bedeutsamkeit zu entfalten. Sie schlagen gewissermaßen eine Brücke zwischen ‚Maschinensprache' und diskursiv anschlussfähigen Wissensgegenständen wie dem Charakter oder der Person. Somit integrieren sie computerbasierte Verwaltungs- und Berechnungsprozesse mit tradierten diskursiven Objekten und Praktiken, was ihre Popularität innerhalb der gegenwärtigen Medienkulturen plausibel erscheinen lässt.[1036] Die Kombination der in der Genealogie verschiedentlich herausgearbeiteten medientechnischen Interoperabilität des Profil-Konzepts mit der hier skizzierten Vermittlung zwischen bzw. gleichzeitigen Gewährleistung von Bedeutung und Prozessierbarkeit liefert genau jene Anschlussfähigkeit der Elemente des Dispositivs auf der Ebene der Form, die Leschke analytisch einfordert.

1036 | Diese These findet sich in identischer Form in Degeling, Martin/Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann, Bianca (Hg.) (in Vorb.): *Profile*. Lüneburg: Meson Press.

4.3 ELEMENTE, RELATIONEN, STRATEGIEN UND SUBJEKTE

Die genealogische Rekonstruktion hat eine Vielzahl an Diskursen, Praktiken, Materialitäten und Institutionen und deren Relationen zueinander aufgezeigt. Um das Profilierungs-Dispositiv an dieser Stelle pointiert zu konturieren, sollen einige der wichtigsten von ihnen nochmals exemplarisch in der Skizzierung typischer Konstellationen verdichtet werden. Ein Kernaspekt all dieser Konstellationen ist dabei nicht zuletzt die beschriebene formale Anschlussfähigkeit, die das Profil-Konzept als Medium des Profilierungs-Dispositivs gewährleistet.

Ein Merkmal des Profilierungs-Dispositivs ist die Verschränkung von Verwaltungstechniken und -praktiken mit jenen der Selbstdarstellung. Das Führen von Akten, Büchern, Registern und Datenbanken, das hat die Genealogie gezeigt, ist mit der Existenz als legitimes oder (im Falle der Ausgrenzung) illegitimes und in bestimmten Kommunikationsräumen adressierbares Subjekt verknüpft. Nur wer über die Zusammenstellung von Merkmalen innerhalb der Bürokratie abgebildet ist, hinreichend eindeutig beschrieben und so identifizier-, adressier- und authentifizierbar, ist anschlussfähig an die und handlungsfähig in der Sphäre der Verwaltung und Kommunikation. Über diese gewissermaßen administrative Verwaltung hinaus spielt jedoch auch die Verwaltung der Wesenseigenschaften eine wichtige Rolle. Diskursiv verschränken sich dabei Konzepte wie Charakter und Persönlichkeit mit jenen der Akte und des Falls – und das nicht mehr nur in der Psychologie, Psychiatrie, Psychotechnik, Kriminologie oder Kriminalistik, sondern, beispielsweise in SNS oder schon in kindlichen Freundebüchern, auch in populären Diskursen und Praktiken der Selbstdarstellung. Die Computertechnik als Verwaltungstechnik scheint dabei eine Art Katalysatorfunktion zu erfüllen, insofern sie in eine Vielzahl von Lebensbereichen implementiert ist und in ihnen Verwaltungspraktiken zumindest ermöglicht, ggf. sogar nahelegt. Während beispielsweise die Nutzung eines Drehscheibentelefons eher Praktiken und Subjektpositionen des Funkens und Fernmeldens hervorbringt, ist die Nutzung eines digitalen Telefons mit integriertem ‚Telefonbuch' bzw. Kontakt- und Anruflisten potenziell eher mit dem Verwalten u. a. von Namen, Nummern und Adressen verbunden – durch Smartphones ergibt sich eine Vielzahl weiterer Möglichkeiten wie die Verwaltung von Apps, Designs, persönlichen Daten usw. Gleichzeitig, und auch dies ist ein zentrales Merkmal des Profilierungs-Dispositivs, werden Techniken und Praktiken der Fremdverdatung mit jenen der Selbstverdatung verschränkt. Das Profil wird sowohl zur datenförmigen Abbildung des Selbst durch sich selbst, als auch durch andere genutzt. Selbstdarstellung und -beobachtung und Datenauswertung durch Dritte vollziehen sich in ein und demselben Medium. Personalisierung sowohl im Sinne des Werdens zu einer anschlussfähigen Person, als auch im Sinne einer Zurichtung der Umwelt gemäß der eigenen Präferenzen ist im Profilierungs-Dispositiv konstitutiv mit dem Erfasstwerden und der Auswertung der persönlichen Daten verbunden. Selbstbehauptung verschränkt sich so potenziell immer auch mit Disziplin und Kontrolle, der Wunsch, auffindbar zu sein immer auch mit dem Unbehagen, gefunden werden zu können. Dabei schließt das Profil-Konzept staatliche, wirtschaftliche und private Techniken, Praktiken und Institutionen aneinander an und irritiert so traditionelle Differenzierungen und Grenzen.

Profile stellen dabei Interoperabilität zwischen verschiedenen Sphären her und auch wenn ein Profil zu einem bestimmten Zweck angelegt wurde, kann es zu einem völlig anderen genutzt werden. Hinzu kommt, dass kaum zu überblicken ist, welche Profile überhaupt in welchen Sphären und zu welchen Zwecken angelegt werden. Die Offensichtlichkeit von Profilen als Darstellungsform und operationales Interface z.B. in SNS ist verschränkt mit der Opazität dessen, welche Profile im Hintergrund angelegt und prozessiert werden. Nützliche oder gar subjektkonstitutive Funktionalitäten gehen dabei einher mit der Unabsehbarkeit und Unsichtbarkeit von ‚Nebenwirkungen'. Die Kombination der Irritationen traditionell abgegrenzter Sphären mit der Ambivalenz aus Offensichtlichkeiten und Opazitäten, so scheint es, führen zu Datenschutzdebatten und diskursiven Kompensationsversuchen wie dem ‚Privacy Paradox'.[1037]

Entgrenzungen

In einer heuristischen und verdichtenden Kategorisierung der im Rahmen der Genealogie beschriebenen Elemente und Relationen lassen sich, so die These, drei typische und auf verschiedenen Ebenen miteinander verschränkte Konstellationen beschreiben, die genealogisch in das Profilierungs-Dispositiv eingehen: das Labor, die Anstalt und das Büro. Im Profilierungs-Dispositiv werden dabei Aspekte der genannten genealogischen Linien miteinander integriert und verallgemeinert. Überspitzt ließe sich behaupten, dass sich das Profilierungs-Dispositiv dadurch auszeichnet, dass es das Büro, das Labor und die Anstalt, die sich gerade durch ihre Abgrenzung konstituieren, auf spezifische Weise entgrenzt.

Labor

In der Genealogie des Profilierungs-Dispositivs spielen verschiedene Laboratorien eine Rolle: exemplarisch das anthropometrische Labor Galtons aber beispielsweise auch die Labore der experimentellen Psychologie oder die psychotechnischen Testlabore. Das Labor kann allgemein als ein spezifischer und abgegrenzter Ort der Wissensproduktion veranschlagt werden. Wie Rolf Nohr herausarbeitet, wird mit

> dem Begriff ‚Labor' […] zunächst und umgangssprachlich eine Differenz eingeführt. Das Labor ist zunächst ein anderer ‚Ort' als die ‚Orte' der Feldforschung, der Simulationspraxis, der Denkstube, der Langzeitbeobachtung oder schlicht: des Alltags. Das Wort ‚Labor' suggeriert die *Instanz* oder *Architektur*, in Form einer Wissenschaftlergruppe, eines Raumes, von Apparateeinsätzen oder Experimenten. Vor allem aber suggeriert Labor die räumliche Trennung von 'normalem Leben' und Wissensproduktion: eine gesellschaftliche Differenzierung, die in Konsequenz auch zu spezialisierten Artikulationspraxen führt.[1038]

1037 | Vgl. hierzu auch meinen Beitrag sowie die Beiträge von Fabian Pittroff und die Thesen von Martin Degeling in: Degeling, Martin/Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann, Bianca (Hg.) (in Vorb.): *Profile*. Lüneburg: Meson Press.
1038 | Nohr (2014): *Nützliche Bilder*, S. 81 (Herv. im Original).

Das Labor konstituiert sich also durch eine Abgrenzung zur übrigen Welt[1039], sowohl auf Ebene der Räumlichkeit und der Sozialität als auch des Wissens. In der Link'schen Nomenklatur und in Nohrs Formulierung markiert der „Begriff ‚Labor' […] dann einen Ort, an dem eine spezifische Form von Wissen hergestellt wird, die als gesteigert und – im Sinne des hier verhandelten Arguments – als ‚spezialdiskursiv formatiert' gelten kann".[1040] Nohr folgend, wirken im Labor

> Handlung, Diskurs, Dispositiv und Architektur (im Sinne der Instanzen) daran […], ein als ‚realweltlich' konzeptualisiertes Ding insofern zu ‚bearbeiten', als es von seiner epistemischen Uneindeutigkeit ‚gereinigt' und zu einem ‚benutzbaren' Ding gemacht wird. ‚Nutzen' meint hier zunächst die Bearbeitbarkeit des Dinges im Sinne der Gewinnbarkeit von Wissen oder Erkenntnis, meint aber folgend auch, dass das so reduzierte Ding zur Stabilisierung von Diskursen sinnvoll einsetzbar ist. Das Objekt, auf das sich ein „Wille zum Wissen" gerichtet hat, wird zu einem (reduzierbaren, exkludierten, nackten) Ding, welches nunmehr selbst ein Objekt des Wissens ist.[1041]

Die im Rahmen der Genealogie des Profilierungs-Dispositivs in den Blick genommenen Labore transformieren bzw. entwerfen die profilierten Menschen dabei als wissbare Objekte bzw. bringen sie den Menschen durch die Profilierung erst als Wissensobjekt hervor. In einem arrangierten Setting werden die Profilierten mit spezifischen Umständen konfrontiert und ihr Verhalten im Angesicht dieser Umstände erfasst, um daraus ein Profil zu erstellen oder aber ein bestehendes Profil, das ggf. bereits die Grundlage für die spezifische Ausformung des Arrangements geliefert hat, zu modifizieren. Vom spezifischen Exemplar im Sinne des konkreten Untersuchungsobjekts wird das Wissen dabei ggf. abstrahiert und auf eine allgemeine Ebene überführt: Der getestete Mensch ist immer auch ein Exemplar der Menschheit und das individuelle Profil bis zu einem gewissen Grad immer auch ein kollektives.

Diese Verallgemeinerung des Wissens lässt sich diskurstheoretisch mit interdiskursiven Koppelungen in Verbindung bringen. Denn gleichzeitig zur Abgrenzung und Schließung ist das Labor eingebunden in das Wechselspiel aus gesellschaftlicher Differenzierung und Entdifferenzierung und dementsprechend potenziell durch inter(spezial)diskursive Koppelungen mit anderen Spezialdiskursen, Interdiskursen und dem Elementardiskurs verbunden. Wie Nohr – insbesondere im Hinblick auf ‚Nützliche Bilder' – feststellt, lässt sich das Labor als eine „Konstellation" veranschlagen, „*die von der Alltagswirklichkeit geschieden dennoch auf All-*

1039 | Siehe vor medientheoretischen Hintergrund einer Abgrenzung bzw. Isolation des Labors auch Winkler: „Der klarste Fall einer solchen Grenzziehung ist das Labor. Um die internen Prozesse kontrollieren zu können, werden die Umweltinteraktionen soweit wie möglich abgeschnitten, und um mit einem begrenzten Satz von Variablen zu operieren, nimmt man die Einbuße realistischer Vielfalt in Kauf. Das Einfamilienhaus, die Insel und die Nation – sie alle stehen für die Phantasie, die Interdependenzen zu kappen und den Binnenraum dann zu beherrschen; Isolation erscheint als die Bedingung für Identität, und das Gefühl der Gefährdung wird auf die Sicherung der Grenzen projiziert." (Winkler (1997): *Docuverse*, S. 233).
1040 | Nohr (2014): *Nützliche Bilder*, S. 83.
1041 | Ebd., S. 81f.

tagswahrnehmung wirkt und dabei Wissen mit Visuellem verschmilzt“.[1042] Das im Profil formatierte Wissen über ‚den Menschen‘ aus dem Labor diffundiert also gewissermaßen in die Alltagswirklichkeit und dient dort als allgemeine Applikationsvorgabe für die Subjekte:

> Wo der Interdiskurs Subjektivierungsangebote unterbreitet ist der Elementardiskurs der Ort, an dem dieses Subjektivierungswissen tatsächlich übernommen und handlungsrelevant gemacht wird. Wir können den Elementardiskurs (als *common sense*) aber auch als gesellschaftliches Orientierungswissen begreifen, also als einem Ort, an dem intersubjektiv ausgehandeltes Wissen zur Verhandlung angeboten und damit konstitutiv für Intersubjektivität, Gemeinschaft und Erfahrung wird.[1043]

In diesem Zusammenhang spricht Nohr verschiedentlich von der Bereitstellung von allgemeinem Orientierungswissen durch die Popularisierung von spezialdiskursivem Wissen.[1044] Dabei bedeutet die „Bereitstellung von gesellschaftlichem Orientierungswissen […] ‚abstrakte‘ Wissens- und Handlungsmuster für eine Medienkultur bereit zu halten, die das Subjekt adaptieren und an die sich das Subjekt akkommodieren kann“.[1045]

Im Fall des Profilierungs-Dispositivs betrifft nun die Kategorie des Orientierungswissens weniger eine inhaltliche, sondern vielmehr eine formale Ebene des Wissens: Das Profil wird zu einer möglichen Form für die Subjektivierung, die im Rahmen der Wissensproduktion im Labor gerade eine *Objekt*ivierung ist. Das Profilierungs-Dispositiv popularisiert weniger Ergebnisse aus dem Labor, sondern vielmehr die Verfahren der Wissensproduktion selbst. Es etabliert eine Art ‚entgrenztes Labor‘, in dem sich die Profilierten zu jeder Zeit potenziell in einer Test- bzw. Experimentalsituation wähnen müssen. Was in Computerspielen noch sehr offensichtlich bzw. auch narrativ markiert ist[1046], funktioniert z. B. bei Facebook eher latent: Das profilierte Subjekt ist sich zwar ggf. der Tatsache bewusst, dass das eigene Verhalten erfasst wird, jedoch nicht, zu welchem Zweck. Erst die nachgelagerten Verfahren der Auswertung konstituieren eine Laborsituation oder eben nicht. Vor dem Hintergrund der Genealogie lässt sich beispielsweise die Angst davor, dass man in einem Bewerbungsgespräch auf Fotos, Äußerungen, ‚Freunde‘, ‚Gefällt mir‘-Klicks o. ä. angesprochen wird, als eine rückwirkende ‚Laborisierung‘ modellieren, die den Alltag nachträglich zu einer Art psychotechnischem Testlabor oder Assessment Center macht. Data-Mining-Verfahren und vor allem das abstrakte Wissen über deren Existenz sorgen zudem dafür, dass ein latentes Bedenken vorherrscht, der eigene ‚Datenschatten‘ könnte einen jederzeit in Form einer Auswertung der hinterlassenen Spuren einholen. In dem Moment, in dem ein derartiges Auswertungsverfahren tatsächlich einsetzt, ist man dann immer schon im Labor gewesen – und wird es fortan auch immer sein. Gleichzeitig stellt das Profilierungs-Dispositiv jedoch auch die Subjektposition des Laboranten bzw. der Laborantin bereit, der bzw. die, z. B. im Rahmen von Quantified-Self Applikationen und Praktiken, sich selbst und andere zu einem objektivierbaren Wissensgegenstand macht.

1042 | Nohr (2014): *Nützliche Bilder*, S. 60 (Herv. im Original).
1043 | Ebd., S. 271 (Herv. im Original).
1044 | Vgl. ebd., S. 232.
1045 | Ebd., S. 273.
1046 | Vgl. erneut Nohr (2015): Now let‘s continue testing.

Besserungsanstalt

In der Genealogie des Profilierungs-Dispositivs spielen zudem verschiedene Besserungsanstalten eine Rolle: die psychiatrischen Kliniken, in denen Kretschmer seine Typenlehre entwarf, oder die von Foucault beschriebenen Disziplinaranstalten – Kollegs, Schulen, Krankenhäuser, Gefängnisse, Fabriken usw. Auch die Besserungsanstalt kann zunächst als abgeschlossener Raum veranschlagt werden. Wie Foucault für die Disziplinaranstalten des „klassischen Zeitalters" konstatiert, erfordern sie „die bauliche Abschließung eines Ortes von allen anderen Orten".[1047] Die Anstalten „organisieren einen analytischen Raum"[1048], der „nach dem Prinzip der elementaren Lokalisierung oder der *Parzellierung*"[1049] gestaltet ist. Die geschlossenen Räume errichten eine Ordnung „gegen die ungewissen Verteilungen, gegen das unkontrollierte Verschwinden von Individuen, gegen ihr diffuses Herumschweifen, gegen ihre unnütze und gefährliche Anhäufung: eine Antidesertions-, Antivagabondage-, Antiagglomerationstaktik. Es geht darum, die Anwesenheiten und Abwesenheiten festzusetzen und festzustellen; zu wissen, wo und wie man die Individuen finden kann".[1050] Die Räume sind dabei verwoben mit Registraturen und der Führung von Akten, was Foucault u. a. am Krankenhaus anschaulich macht:

> [E]twas später schafft man ein System zur Feststellung der wirklichen Zahl der Kranken, ihrer Identität, ihrer Zugehörigkeit; dann reglementiert man ihr Kommen und Gehen, und zwingt sie, in den Sälen zu bleiben; an jedem Bett ist der Name des Darinliegenden angebracht; jedes behandelte Individuum wird in ein Register eingetragen, das der Arzt bei der Visite konsultieren muß; dazu kommen später die Isolierung der Ansteckenden, die getrennten Betten. Allmählich verfeinert sich ein administrativer und politischer Raum zu einem therapeutischen Raum […].[1051]

Die räumlichen und diskursiven Ordnungen bilden in ihrer Verflechtung Foucault zufolge „Mischräume: sie sind real, da sie die Anlage der Gebäude, der Säle, der Möbel bestimmen; sie sind ideal, weil dieser Anordnung Charakterisierungen, Schätzungen, Hierarchien entsprechen".[1052] Beide Ebenen verschränken sich im Konzept des „lebenden Tableaus" das „zugleich eine Machttechnik und ein Wissensverfahren" darstellt.[1053] Im Zuge der Etablierung einer ‚Disziplinargesellschaft' sieht Foucault derartige Räume sich vervielfachen und ausbreiten: „Die Disziplinarinstitutionen haben sich vervielfältigt, ihr Netz ist immer umfassender geworden und immer mehr sind sie aus ihrer Randlage herausgerückt: was einst eine Insel war, ein bevorzugter Platz, eine vorübergehende Maßnahme oder ein besonderes Modell, wird jetzt zur allgemeinen Formel."[1054] Foucault attestiert diesem Wandel eine Tendenz der Öffnung, wenn er die ‚klassischen' und die verallgemeinerten Formen der Disziplin einander gegenüberstellt:

1047 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 181.
1048 | Ebd., S. 184.
1049 | Ebd., S. 183 (Herv. im Original).
1050 | Ebd.
1051 | Ebd., S. 185.
1052 | Ebd., S. 190.
1053 | Ebd.
1054 | Ebd., S. 269.

> [A]uf der einen Seite die Disziplin als Blockade, als *geschlossene* Anstalt, die innerhalb bestimmter Grenzen auf negierende Funktionen ausgerichtet ist […]. Auf der anderen Seite die Disziplin als panoptischer Betrieb, als *Funktionszusammenhang* […]. Der Übergang von einem Projekt zum anderen, vom Modell der Ausnahmedisziplin zu dem der verallgemeinerten Überwachung, beruht auf […] der Formierung der „Disziplinargesellschaft".[1055]

Die Tendenz zur Vervielfältigung und Öffnung begründet Foucault unter anderem mit der Wende von der Funktion der Ausschließung zur jener der Integration:

> Die Disziplinen werden immer mehr zu Techniken, welche nutzbringende Individuen fabrizieren. Darum rücken sie von den Rändern der Gesellschaft weg und von ihrer Rolle als Ausschließung oder Sühnung, Einsperrung oder Rückzug, immer mehr ab; darum lösen sie allmählich ihre Verwandtschaft mit den religiösen Regeln und Klausuren. Und darum tendieren sie dazu, sich in die wichtigeren, zentraleren, produktiveren Bereiche der Gesellschaft, in ihre großen Hauptfunktionen einzuschalten: in die manufakturmäßige Produktion, die Vermittlung von Kenntnissen und Fähigkeiten, den Kriegsapparat. Daraus ergibt sich auch die im 18. Jahrhundert zu beobachtende Tendenz, die Zahl der Disziplinarinstitutionen zu vermehren und die bestehenden Apparate zu disziplinieren.[1056]

Die derart integrierten, vervielfältigten und tendenziell geöffneten Disziplinarinstitutionen neigen gleichzeitig zu einer Entgrenzung, in der bereits Charakteristika der von Deleuze skizzierten Kontrollgesellschaft aufscheinen:

> Während sich auf der einen Seite die Disziplinarinstitutionen vervielfältigen, tendieren ihre Mechanismen dazu, sich über die Institutionen hinaus auszuweiten, sich zu „desinstitutionalisieren", ihre geschlossenen Festungen zu verlassen und „frei" zu wirken. Die massiven und kompakten Disziplinen lockern sich zu weichen, geschmeidigen, anpassungsfähigen Kontrollverfahren auf.[1057]

Bereits die Disziplinargesellschaft, so kann man im Anschluss an die hier entfaltete Argumentation folgern, zeichnen sich durch eine Entgrenzung des Konzepts der Besserungsanstalt aus. Bis zur Kontrollgesellschaft ist es nun tatsächlich nur noch ein sehr kleiner Schritt. Deleuze treibt die Entgrenzung lediglich ein Stück weiter, indem er den ursprünglich geschlossenen Anstalten nicht nur eine Vervielfältigung und Öffnung attestiert, sondern eine Krise: „Wir befinden uns in einer allgemeinen Krise aller Einschließungsmilieus, Gefängnis, Krankenhaus, Fabrik, Schule, Familie."[1058] Die Kontrolle kommt nun ohne diese Einschließungsinstitutionen aus und ermöglicht eine sowohl räumliche als auch normative Dynamik: „Die Einschließungen sind unterschiedliche Formen, Gußformen, die Kontrollen jedoch sind eine Modulation, sie gleichen einer sich selbst verformenden Gußform, die sich von einem Moment zum anderen verändert, oder einem Sieb, dessen Maschen von einem Punkt zum anderen variieren."[1059] Während in der Disziplinargesellschaft räumlich-symbolische Tableaus (Klassenräume, Gär-

1055 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 269 (Herv. AW).
1056 | Ebd., S. 271.
1057 | Ebd.
1058 | Deleuze (1993[1990]): Postskriptum, S. 255.
1059 | Ebd., S. 256.

ten, …) errichtet wurden, ist die Kontrolle im Symbolischen dynamisiert (z. B. durch beliebige Rekombinationen von Daten in relationalen Datenbanken oder Data Mining Technologien) und räumlich entgrenzt. Während der geordnete Raum eine visuelle Sichtbarkeit als Machttechnologie nutzen konnte – ideales Diagramm der Disziplinargesellschaft ist für Foucault nicht zufällig der Pan*optismus* –, erfolgt die Überwachung nun tendenziell auf der Ebene des Symbolischen. Wie Dietmar Kammerer argumentiert, ist zwar das „skopische Regime ist in der Kontrollgesellschaft nicht verschwunden", aber „transformiert worden".[1060] „Was die informationsgestützte Kontrollgesellschaft sucht", so Kammerer weiter, „ist weder Bild noch Zahl, sondern etwas, worin beides übereinkommt: das universelle *Raster*."[1061] Ein solches Raster findet sich im Konzept des Profils, das sich als Alternative zu jenem des räumlich-visuellen Tableaus etabliert hat. Zur räumlichen Dynamik bzw. Mobilität kommt eine normative hinzu. So gibt es keine festen Ideale mehr, sondern eine Vervielfältigung der Zustände, die sich situativ gerade als nützlich erweisen. Während die Disziplin als eine Dressur auf einen bestimmten Zielzustand hin zu veranschlagen ist, geht es bei der Kontrolle um situative Passungen – ähnlich Links Unterscheidung zwischen Proto-Normalismus und flexiblem Normalismus.[1062]

Das Profilierungs-Dispositiv scheint nun mit dieser Entgrenzung und Dynamisierung in Zusammenhang zu stehen. Genealogisch steht das Profil in enger Verbindung zu den Dokumentationen und Dossiers der geschlossenen Disziplinaranstalten, die noch im Zusammenspiel von Anforderungs- und Leistungsprofilen in den psychotechnischen und Gilbreth'schen Ausbildungs- und Trainingsverfahren sich zeigen. Die Verbreitung des Profil-Konzepts geht jedoch mit der beschriebenen Entgrenzung und Dynamisierung einher: Das Profil des perfekten Managers ist weit weniger starr als jenes des perfekten Straßenbahnfahrers und wer sein Leistungsprofil entsprechend anpassen möchte, kann dies nicht in einer geschlossenen Besserungsanstalt erreichen, sondern über fortwährendes ‚lebenslanges Lernen' in verschiedensten Kontexten. Das Tableau, als das man ein Nutzer-Profil bei Facebook noch bezeichnen könnte, ist nur eine möglich Ordnungsform der stets dynamisch erstellbaren Profile aus der Menge der erfassten Daten und je nach Situation kann ein anderes generiert werden. Die Zielsetzungen wechseln dabei ebenfalls situativ: Es gibt nicht ein bestimmtes Anforderungsprofil, dem man sein Leistungsprofil anzunähern hat, sondern man muss in einem gegebenen Kontext jeweils ‚passen'. Und entgegen der starren Kontexte der Disziplinargesellschaft muss sich keineswegs immer das Subjekt den Gegebenheiten anpassen. Wie schon in der Objektpsychotechnik aufscheint, kann das Profil eines Subjekts auch genutzt werden, um seinen Kontext entsprechend anzupassen. Im Konzept der Personalisierung z. B. von Werbung und Empfehlungen, Nachrichten oder Schwierigkeitsgraden in Computerspielen transformiert sich die einseitige Anpassung zu einem Wechselspiel. Dementsprechend geht es auch weniger um „normierende Sank-

1060 | Kammerer (2008): *Bilder der Überwachung*, S. 141.
1061 | Ebd. (Herv. im Original).
1062 | Vgl. exempl. Link (1997): *Versuch über den Normalismus*, S. 75ff.

tionen“[1063] als um Umsortierungen oder Personalisierungen oder aber Anreize. Es geht nicht zwingend darum, zu „korrigieren“[1064], sondern darum, Passung herzustellen – auf welchem Weg auch immer.

Doch wie schon im entgrenzten Labor schreiben sich auch in der entgrenzten und transformierten Anstalt verschiedene Logiken ein bzw. werden bestimmte Konstellationen der klassischen Anstalt potenziell immer mitgeführt und können jederzeit in Aktualität umschlagen. Während z. B. die Aspekte des Trainings und der Anpassung an spezifische Ideale bei der Optimierung eines Charakterprofils in *World of Warcraft* noch sehr deutlich zu Tage treten, ist die Ausrichtung an impliziten Idealen bei Facebook, wie z. B. eine möglichst hohe Zahl an ‚Freunden‘ oder ‚Gefällt mir‘-Klicks, eher latent. Doch auch hier kann jeder Post als Ausdruck eines Verhaltens veranschlagt werden, das sogleich einer Prüfung unterzogen und bewertet werden kann. Bei einem negativen Ausgang der Prüfung (z. B. keinen ‚Gefällt mir‘-Klicks oder anderen Reaktionen) kann – ganz im Sinne der von Foucault beschriebenen normierenden Sanktionierung – das Verhalten zukünftig angepasst werden. Wer mit seinem Profil konfrontiert wird, kommt kaum umhin, sich in irgendeiner Form dazu zu verhalten und es ggf. anzupassen.

Das Subjekt im Profilierungs-Dispositiv ist also eines, das sich im Angesicht seines Profils potenziell selbst situativ diszipliniert. Gleichzeitig – und hier wäre Deleuze zumindest zu relativieren – sind die traditionellen Ein- und Ausschließungssysteme durchaus noch vorhanden und durch die Interoperabilitäten, die das Profil-Konzept herstellt, potenziell immer mit den entgrenzten oder gar nach wie vor geschlossenen Besserungsanstalten verknüpft. Plakatives Beispiel sind operationale Verknüpfungen von Krankenkassen – und damit der Klinik als klassischer Besserungsanstalt – und populären Selbstvermessungspraktiken.[1065] Wie schon hinsichtlich des Labors lässt sich also argumentieren, dass sich das Subjekt im Profilierungs-Dispositiv permanent in einer potenziellen und entgrenzten Besserungsanstalt wähnen muss, die jederzeit aktuell und zudem mit klassischen Besserungsanstalten verschränkt werden kann.

Büro

Eine ähnliche Konstellation wie für das Labor und die Besserungsanstalt lässt sich für die Rolle des Büros im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs beschreiben. In der Genealogie spielten Registraturen, Formulare, Akten und später dann Computer und ihre Derivate z. B. im Rahmen von Kirchenbüchern, Zensus-Büros, Straftäter-Karteien uvm. eine wichtige Rolle – und selbst noch die Stammbücher sind als Form einer buchhalterischen Selbstdarstellung zu veranschlagen. Sie alle lassen sich mehr oder weniger als Büros bzw. bürokratische Techniken modellieren. Wie auch das Labor und die Besserungsanstalt, zeichnet sich das Büro zunächst durch eine Abgrenzung zur übrigen Welt aus und ist, wie Hartmut Böhme in seinem Aufsatz

1063 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 229.
1064 | Ebd., S. 232.
1065 | Vgl. hierzu auch Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 226ff.

„Das Büro als Welt – Die Welt im Büro“ schreibt, ein Teil des jahrhundertelangen europäischen Projekts, „das unordentliche Leben dadurch zu bewältigen, daß man geschlossene Räume schafft, in denen all das Wimmelnde anständig auftritt“.[1066] Böhme formuliert in diesem Sinne pointiert: „Ein Büro kann Büro nur sein, wenn es die Welt in ‚Büro‘ und ‚Nicht-Büro‘ einteilt.“[1067] Während – verkürzt gesagt – das Labor innerhalb seiner Grenzen in erster Linie Wissen bzw. Wissensobjekte und die Besserungsanstalt in erster Linie spezifisch zugerichtete Subjekte generierte, generiert das Büro in erster Linie Daten und ‚Fälle‘, die es verarbeitet. Dementsprechend ist für Böhme „ein Büro […] ein formal abgegrenzter Raum mit einer informationsverarbeitenden Binnenstruktur, die In/Output-Beziehungen regularisiert“.[1068] An der Grenze zum Büro findet dabei eine Übersetzungsarbeit statt, die alles in eine Form bringt, die mit den Prozessen innerhalb des Büros kompatibel ist:

> Was auch immer inhaltlich die Arbeit eines Büros sein mag: Es kommt ‚etwas hinein‘, wird ‚verarbeitet‘ und ‚geht wieder hinaus‘ – doch nur in der Form von Zeichen. [...] Um ‚*was-auch-immer*‘ es sich handelt, es hat eine Chance, zu einem ‚Vorgang‘ im Büro zu werden nur dann, wenn ‚es‘ sich in formalisierte Operationen sprachlicher, informationeller, mathematischer, statistischer, graphischer Art übersetzen läßt. Nur dann kann etwas, das ‚in der Welt draußen‘ alles mögliche ist, zu einem Vorgang werden [...].[1069]

Nach dieser Formatierung ist ‚alles mögliche‘ mehr oder weniger unterschiedslos im Büro verwaltbar: „Ein Asylbewerber, eine Herzoperation, ein Auto, ein Krimineller, ein Steuerzahler, eine Bahnstrecke – sie alle sind vor dem Büro gleich.“[1070] Insofern nimmt das Büro in Relation zum Labor und zur Besserungsanstalt eine Sonderstellung ein, da sie beide bürokratisch verwaltet werden (können).

Im Rahmen einer verschiedentlich konstatierten zunehmenden Bürokratisierung, die (spätestens) seit Beginn der Moderne Einzug hält, werden immer mehr Lebensbereiche tendenziell gemäß der Prinzipien eines Büros organisiert.[1071] Max Weber, der Bürokratie als idealtypische Herrschaftsform modelliert hat, schreibt in diesem Sinne: „Die Entwicklung ‚moderner‘ Verbandsformen auf *allen* Gebieten (Staat, Kirche, Heer, Partei, Wirtschaftsbetrieb, Interessentenverband, Verein, Stiftung und was immer es sei) ist schlechthin identisch mit Entwicklung und stetiger Zunahme der *bureaukratischen* Verwaltung“.[1072] Böhme behauptet gar eine quasi-ontologische Dimension der Bürokratisierung innerhalb der Moderne, wenn er schreibt: „Nur

---

1066 | Böhme, Hartmut (1998): Das Büro als Welt – Die Welt im Büro. In: Lachmayer, Herbert/Louis, Eleonora (Hg.): *Work & Culture. Büro. Inszenierung von Arbeit*. Klagenfurt: Ritter Verlag, S. 95-103, hier S. 98.
1067 | Ebd.
1068 | Ebd.
1069 | Ebd., S. 97 (Herv. im Original).
1070 | Ebd., S. 98.
1071 | Vgl. exempl. die Überblickswerke Jacoby, Henry (1969): *Die Bürokratisierung der Welt. Ein Beitrag zu einer Problemgeschichte*. Neuwied und Berlin: Luchterhand; Leuenberger, Theodor (1975): Bürokratisierung und Modernisierung der Gesellschaft. Bern und Stuttgart: Verlag Paul Haupt.
1072 | Weber, Max (1980[1921]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie.* 5. Rev. Auflage, Tübingen: Mohr, S. 128 (Herv. im Original).

die Dinge, Phänomene, Lebewesen, Menschen, Einrichtungen existieren wirklich, von denen es ‚Papiere' oder, sagen wir: Datensätze gibt. Und das ‚Papier' und der ‚Datensatz' werden erzeugt, gespeichert, verwaltet und gegebenenfalls makuliert und gelöscht – eben im Büro. *Die moderne Welt ist, insofern das Büro ist*."[1073] Auch wenn Böhme hier möglicherweise ein Stück zu weit geht, scheint doch die Tendenz richtig zu sein. In einer Vielzahl von Bereichen existieren – integriert in die geschäftsmäßigen Prozesse, aber doch funktional abgegrenzt von ihnen – bürokratische Verwaltungseinheiten, ohne die kein operationales Handeln möglich ist. Wer in der Registratur des Meldebüros nicht vorhanden ist, ist im juristischen Sinne als Rechtssubjekt nicht existent, ohne eine ordentliche Buchführung kann kein Unternehmen mehr bestehen usw.

Eine Pointe von Böhmes Text ist nun, dass er am vorläufigen Höhepunkt der Bürokratisierung eine Öffnung des geschlossenen Raums des Büros aufkommen sieht. In ebenso technikdeterministischer wie den Vorstellungen der 1990er Jahre entsprechenden Argumentation führt die Popularisierung des Computers als universelle Büromaschine Böhme zufolge zunächst zu einer Art Kolonialisierung der Lebenswelt durch die Bürokratie: „Der Computer ist dabei vermutlich die ultimative Integration aller historischen Bürotechniken, zugleich aber auch das zentrale Medium der kommenden Freizeit- und Entertainmentindustrie, schließlich das Steuerungsinstrument auch für die auf Stoffwechsel beruhende Industrie: Also ist der Computer das Integral unserer Gesellschaft."[1074] Wenn die Welt zunehmend über Computer funktioniert bzw. mittels des allgegenwärtigen Computers nahezu immer und überall bürokratisch verwaltet werden kann, ist das Büro ubiquitär und in gewisser Weise entgrenzt: „Prinzipiell könnte sich auch die klassisch-moderne Einteilung der Welt in Büro und Nicht-Büro auflösen."[1075] Während Böhme dabei in erster Linie an ‚Telearbeit' von BüromitarbeiterInnen denkt, könnte man im Anschluss an seine Einstufung des Computers als „Integral unserer Gesellschaft" noch weitreichender folgern, dass die Subjekte umgekehrt im alltäglichen Computergebrauch in die Position von Büroangestellten versetzt werden, die das, mit dem sie gerade computervermittelt zu tun haben, bürokratisch verwalten. Laut Böhme war „für die Klienten bisher das Büro eine Blackbox, wenn und weil sie aus der Welt des Nicht-Büros kamen, so wird jetzt das Büro (und der Angestellte) selbst zur Umwelt eines vollends ins Unsinnliche zurückgezogenen Systems".[1076] Aus dieser Perspektive bewegen wir uns im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs permanent in einem entgrenzten Büro, deren Angestellte und Klienten bzw. ‚Vorgänge' wir gleichzeitig bzw. situativ in wechselnder Folge sind.

In der Zusammenschau wird deutlich, dass sich das Profilierungs-Dispositiv dadurch auszeichnet, dass es die auf Abgrenzung angewiesenen Konzepte des Labors, der Besserungsanstalt und des Büros entgrenzt. Wo auch immer das Profil-Konzept implementiert ist, werden dabei potenziell Subjektpositionen des Untersuchungsobjektes, des Laboranten, des Patienten,

1073 | Böhme (1998): Das Büro als Welt – Die Welt im Büro, S. 99 (Herv. im Original).
1074 | Ebd., S. 102.
1075 | Ebd.
1076 | Ebd., S. 102f.

des Aufsehers, des Verwalters und des Klienten/Vorgangs entworfen. In der Entgrenzung werden sie zu alltäglichen Subjektivierungsmöglichkeiten, die situativ wechselnd bzw. gar gleichzeitig wahrgenommen werden können. Doch welche Position in welchem Kontext eingenommen wird, ist zumeist nicht beliebig. Insbesondere zum Wissensobjekt, zum Patienten oder Klienten/Vorgang wird man häufig gemacht: Im Umgang mit Amazon, Facebook oder Google bleibt einem keine Wahl, diese Positionen zu bekleiden. Und wichtig ist dabei auch: Die entgrenzten Labore, Besserungsanstalten und Büros existieren im Profilierungs-Dispositiv nicht statt, sondern parallel zu ihren weiterhin abgegrenzten Artgenossen. Das Fahndungsbüro beispielsweise hat zwar gewissermaßen eine entgrenzte Entsprechung in Facebook, existiert aber nach wie vor im geschlossenen Kontext der Strafverfolgung; eine Fitness-App mag beispielsweise einer entgrenzten gesundheitlichen Besserungsanstalt gleich kommen, abgegrenzte Krankenhäuser gibt es aber nach wie vor; bei Amazon mag man sich in einem entgrenzten Marktforschungs-Labor bewegen, entsprechende abgegrenzte Institute werden dadurch jedoch nicht obsolet. Denn eine Pointe des Profilierungs-Dispositivs besteht darin, dass die beschriebenen entgrenzten Konzepte und Logiken bisweilen sogar eng mit ihren traditionellen, auf Abgrenzung basierenden Artgenossen verbunden sind – ein plakatives Beispiel ist hier die bürokratische Selbstverwaltung bei Facebook auf der einen und die geheimdienstlichen Büros der NSA auf der anderen Seite. Gerade über das Konzept des Profils werden also die entgrenzte, fluide und die abgegrenzte Sphäre interoperabel. In einer Verallgemeinerung der Kategorien von Foucault und Deleuze lässt sich vor diesem Hintergrund argumentieren, dass das Profilierungs-Dispositiv über das Profil-Konzept Aspekte der Disziplinar- und Kontrollgesellschaft integriert. Zu einem ähnlichen Schluss gelangt auch Stefan Böhme in Hinblick auf Kennzahlen: „Selbstverdatung schreibt damit die zunehmende Ausbreitung einer Kontrollgesellschaft fort, lässt jedoch zugleich Zugriffsmöglichkeiten für Disziplinierung zu.“[1077]

Passung

Die Strategie des Profilierungs-Dispositivs besteht vor diesem Hintergrund in der Hervorbringung einer Subjektivität, die durch sich selbst und andere gewusst, gebessert und verwaltet werden kann. Es geht darum, in Form des Profils das Subjekt für sich selbst und andere beschreibbar zu machen, um es entsprechend bestimmter Anforderungsprofile anzupassen oder aber im Sinne eines ‚matchings‘ in eine Konstellation zu integrieren, in die es bereits passt bzw. sie ihrerseits an des Subjekt angepasst wird. Müsste man die Strategie des Profilierungs-Dispositivs auf einen zentralen Begriff bringen, so wäre es aus Sicht der im Rahmen dieser Arbeit entfalteten Genealogie und ihrer dispositivtheoretischen Interpretation also der der *Passung*. Damit unterscheidet sie sich beispielsweise deutlich von einer auf eindimensionalen Kennzahlen basierten Strategie der Normalisierung, in der sich die Subjekte stets im Hinblick auf ein Merkmal in Richtung der Mitte der Normalverteilung orientieren und somit zur Einförmigkeit tendieren. Eine Strategie der Passung zielt demgegenüber gerade auf die Unter-

1077 | Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 10.

schiedlichkeit der Subjekte, die sie im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs durch die Integration einer Vielzahl von Merkmalen ins Werk setzt. In Bezug auf manche Merkmale ist dabei sicher ein Streben in Richtung des statistischen Mittelwertes erwünscht, doch eben keinesfalls in allen. Ein in allen Merkmalen ‚normales' Subjekt wäre genau der Inbegriff von ‚Profillosigkeit', die es z. B. dem Imperativ des Bewerbungsdiskurses zufolge um jeden Preis zu vermeiden gilt. Erst die Ausbrüche in Richtung der Minima oder Maxima auf verschiedenen Merkmalsskalen machen ein Profil in diesem Kontext funktional. Im Rahmen der Strategie der Passung wird die gewissermaßen eingehegte Abweichung so zum Imperativ. Das Profil-Konzept bildet dabei quasi einen medialen Katalysator zur Herstellung von Vergleichbarkeit und der Hervorbringen von Passungen. In diesem Sinne wäre Stefan Böhme durchaus zuzustimmen, wenn er eine „Vergleichsgesellschaft" diagnostiziert.[1078] Doch anders als bei dem von ihm untersuchten Konzept der Kennzahl wäre damit keine Gesellschaft gemeint, die, wie er formuliert „in pathologischem Ausmaß an der Frage interessiert ist, was besser ist als was, was mehr ist als was, und wie man etwas besser oder mehr machen könnte"[1079], sondern eine Gesellschaft, die zentral an der Frage interessiert ist, was bzw. wer wozu/wohin/zu wem am besten passt bzw. passend zu machen ist. Damit ist jedoch keineswegs eine emphatische Gesellschaft der Vielfalt und Einzigartigkeit behauptet – es soll nicht jede und jeder einfach sein oder werden, wie er oder sie will. Es geht vielmehr darum, die Subjekte über das Profil ins Werk zu setzen und für spezifische nützliche Zwecke verfügbar bzw. – auch im wörtlichen Sinne des Anglizismus und den darwinistischen Konnotationen – ‚fit' zu machen.[1080] Verfügbarkeit geht dabei mit dem Konzept des ‚matchings' einher – und das in mindestens zweierlei Hinsicht: Zum einen, insofern mittels des Profil-Konzepts durch den Abgleich von Leistungs- und Anforderungsprofilen jede und jeder ‚an die passende Stelle' organisiert werden kann. Zum anderen, insofern Ist-Profile durch Arbeit am eigenen Selbst an Soll-Profile angepasst werden. Die prototypische Subjektposition im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs ist insofern Subjekt *und* Objekt der Profilierung bzw. Anpassung. Gleichzeitig finden über das Profil auch Anpassungen der Umwelt an das Subjekt statt – ein Moment, das in dieser Form auch innerhakb der disziplinar- und kontrollgesellschaftlichen Konzepte so zunächst nicht vorkommt. Doch ist hier keineswegs von einer emanzipatorischen Ermächtigung des Subjekts auszugehen, das souverän seine Umwelt gestalten könnte. Es geht vielmehr um das gegenseitige sich Fügen auf Grundlage dahinterliegender Strukturen, die auf Reibungslosigkeit und Funktionalität abzielen. Norbert Ricken spricht in diesem Sinne von der Ablösung des Subjektparadigmas zugunsten eines Funktionsparadigmas: „Passung und Zulassung vs. Störung markieren den Beobachtungsmodus der neuen Mechanismen und eben nicht Selbstbestimmung vs. Fremdbestimmung. Im Vordergrund steht daher Zweckdienlichkeit – wobei die Zwecke selbst zunehmend weniger diskutiert und problematisiert werden, weil sie der individuellen Selbstbestim-

1078 | Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 214.
1079 | Ebd.
1080 | Konzepte wie das zunehmend populäre ‚fitbit' tragen damit die Strategie des Profilierungs-Dispositivs bereits im Namen.

mung und -verwirklichung anheimgestellt sind.“[1081] Vor diesem Hintergrund wird letztendlich auch die Frage nach der Unterscheidung von Selbst- und Fremdverdatung tendenziell obsolet. Praktiken des Sich-Profilierens und des Profiliert-Werdens sind keine Gegensätze, ihre Gleichzeitigkeit kein Paradox, sondern gerade der Kern des Profilierungs-Dispositivs, das auf Passung abzielt. Wer dabei wen verdatet, ist wesentlich weniger relevant als die Tatsache der Verdatung an sich, sich profilieren und profiliert werden, zwei Seiten derselben Medaille.[1082] Das Subjekt ist im Profilierungs-Dispositiv immer schon Objekt und Subjekt zugleich und nur in der Objektivierung als Subjekt zu haben. Wie die Genealogie u. a. anhand der Konstitution juristischer Subjekte in Melderegistern, der Konstitution des arbeitenden Subjekts durch Psychotechnik und Scientific Management oder auch des vernetzten Subjekts in Facebook deutlich macht, ist in Umkehrung gegenwärtiger Privacy-Debatten nicht nur von personenbezogenen Daten, sondern immer auch von der datenbezogenen Person auszugehen. Aus dieser Sicht sind wir gewissermaßen nie privat gewesen, sondern das Private und seine gegenwärtige Irritation nur diskursive Oberflächenphänome der Dynamiken verschiedener, aber immer konstitutiv aufeinander bezogener Profilierungen und der damit einhergehenden Subjektivierungen.

Selbstverdatungsmaschinen

Spätestens an dieser Stelle ist noch einmal auf die titelgebenden Selbstverdatungsmaschinen zurückzukommen. Eingangs wurde auf der begrifflichen Ebene erläutert, dass sie als Maschinen veranschlagt werden können, die ein bestimmtes Selbst verdaten, mit deren Hilfe man sein eigenes Selbst verdatet, die sich selbst verdaten oder die selbsttätig eine Verdatung durchführen (siehe Kapitel 1). Im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs und dessen Genealogie lassen sich nun verschiedene Medientechniken als Maschinen veranschlagen, auf die eine oder mehrere dieser Begriffsauslegungen zutreffen: von der mit Messlinien versehenen Schattenrisstechnik über die Bertillonage, Profil-Formulare bis zu Charakterprofilen in Computerspielen, den Datenbanken und Algorithmen von Empfehlungssystemen und Partnerbörsen und Interfaces von SNS. Diese kursorische Aufzählung macht deutlich, dass es nicht darum gehen kann, eine idealtypische Definition von Selbstverdatungsmaschinen zu formulieren um zu entscheiden, welche Medientechniken berechtigterweise als solche bezeichnet werden können und welche nicht. In der Rückschau auf die vorliegende Arbeit lassen sich als Selbstverdatungsmaschinen vielmehr all jene Medientechniken bezeichnen, die konstitutiven Anteil an der Genealogie und der Stabilisierung des Profilierungs-Dispositivs haben. Dabei ist deutlich geworden, dass keinesfalls nur jene Medien als Selbstverdatungsmaschinen zu bezeichnen sind, die, wie z. B. Facebook, explizit mit dem Profil-Begriff in Verbindung stehen, sondern

1081 | Ricken, Norbert (2015): Bildung als Dispositiv. Bemerkungen zur (Macht-)Logik eines Subjektivieurngsmusters. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung.* Wiesbaden: Springer VS, S. 41-58, hier S. 52.
1082 | Vgl. auch Weich (in Vorb.): Sich profilieren und profiliert werden.

all jene, die das Profil-Konzept als spezifischen Modus der Repräsentation, Generierung oder Prozessierung von Wissen über ein bestimmtes Selbst implementieren.

Rückblickend auf die Arbeit lässt sich der Begriff der Selbstverdatungsmaschine jedoch auch auf einer abstrakteren Ebene verstehen. Im Anschluss an Deleuzes Interpretation von Foucault und vor dem Hintergrund der Plausibilisierung eines Profilierungs-Dispositivs lässt sich eben jenes selbst als eine Maschine der Selbstverdatung gesamtgesellschaftlichen Ausmaßes veranschlagen.[1083] Auf Grundlage dieser abstrakten Selbstverdatungsmaschine können konkrete technische Selbstverdatungsmaschinen erst ihre gesellschaftsrelevante Funktionalität erlangen. Deleuze schreibt in diesem Sinne:

> Damit überhaupt technische Maschinen erscheinen, bedarf es schon einer ganzen Gesellschaftsmaschine mit ihrem Diagramm und ihren Verbindungen, die deren Auftauchen ermöglichen. Mehr noch, damit in einer Gesellschaft etwas als Werkzeug konstituiert wird, damit Werkzeuge aufgegriffen und ausgewählt werden und sich zu technischen Maschinen verbinden können, bedarf es einer vollständigen Gesellschaftsmaschine, die ihrer Auswahl vorangeht. Kurz, es gibt eine menschliche Technologie, die tiefer, verborgener und auch ‚abstrakter' ist als die technische Technologie.[1084]

In Übereinstimmung mit dem in dieser Arbeit konturierten Verständnis einer Mediengenealogie sind die ‚technischen' Selbstverdatungsmaschinen so als Medientechniken zu verstehen, die Dank der ‚gesellschaftlichen' Selbstverdatungsmaschine konstituiert bzw. ausgewählt werden. Wie Andrea Seier anmerkt, legt das Zitat von Deleuze jedoch eine Vorgängigkeit des Sozialen gegenüber dem Technischen nahe, die bei Foucault so nicht vorfindlich ist.[1085] Und auch der hier verfolgte Ansatz einer Mediengenealogie geht im Einklang mit dem Dispositiv-Konzept von einer Verflechtung von sozialen und technischen bzw. diskursiven, sozialen, apparativen, institutionellen etc. Elementen aus. Insofern ist auch die ‚gesellschaftliche' Selbstverdatungsmaschine immer schon auch technisch verfasst und sind die ‚technischen' Selbstverdatungsmaschinen immer schon auch gesellschaftlich. Wie in der vorliegenden Arbeit gezeigt wurde, sind es aus genealogischer Perspektive sogar nicht zuletzt ‚technische' Selbstverdatungsmaschinen, die neben vielen anderen Faktoren den Weg zur ‚gesellschaftlichen' Selbstverdatungsmaschine bzw. dem Profilierungs-Dispositiv bereitet haben.

4.4 URGENCE(S)

Geht man hinsichtlich des Profilierungs-Dispositivs von einer Strategie aus, deren Ziel es ist, ‚passende' Subjekte zu generieren, stellt sich die Frage nach dem Notstand, auf den sie reagiert. Als Konsequenz aus den vielfältigen Herkünften und der in der Genealogie begründeten Grundannahme einer Multikausalität ist dabei jedoch nicht von einem, sondern von mehreren Notständen bzw. einer Art Notstandskonstellation auszugehen. Aus welchen Gründen also ist

1083 | Deleuze (1991[1986): Was ist ein Dispositiv?, S. 153-162, zum Dispositiv als Maschine: S. 154.
1084 | Deleuze, Gilles (1992[1986]): *Foucault*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 123.
1085 | Seier (2011) Un/Verträglichkeiten, S. 162ff.

eine derartige Passung notwendig? In einer ersten Annäherung lassen sich zunächst Parallelen zu Foucaults Analysen der Ziele der Disziplinarmacht ziehen. In *Überwachen und Strafen* schreibt er, es gälte, „die Fügsamkeit und die Nützlichkeit aller Elemente des Systems zu steigern".[1086] Profile, das wurde hinsichtlich der Strategien und Subjektivierungen deutlich, gewährleisten nun genau die geforderte Fügsamkeit, insofern sie sowohl bestehende, zueinander passende Elemente identifizierbar machen und aneinander fügen als auch den Imperativ der Anpassung von Ist- an Soll-Profile ins Werk setzen, der die Elemente derart an sich arbeiten lässt, dass sie sich letztendlich fügen und einfügen. Der so skizzierte „Zweck der Disziplinen", schreibt Foucault, „entspricht einer bekannten historischen Situation" am Ende des 18. Jahrhunderts, in der zum einen die Bevölkerungszahlen ansteigen und zum anderen der Produktionsapparat „immer ausgedehnter, komplexer, kostspieliger wird" wodurch bisherige, feudal geprägte Ordnungsinstitutionen quantitativ und qualitativ überfordert werden.[1087] „Die Disziplin" dagegen, schreibt Foucault, „vermag die Widrigkeit der Massenphänomene zu verringern: sie kann an der Vielfältigkeit dasjenige reduzieren, was sie unhandlicher als eine Einheit macht; sie kann dasjenige einschränken, was sich der Ausnutzung ihrer Elemente sowie ihrer Summe widersetzt; sie kann alles reduzieren, was in ihr die Vorteile der Zahl zu vernichten droht".[1088] Das Wechselspiel aus ‚Massenphänomenen' und dem effizienten ‚Fügen' und ‚Passend-Machen' besitzt nun auch für das Profilierungs-Dispositiv einige Plausibilität. Doch kann selbstverständlich eine Erklärung für das Aufkommen der Disziplin, die das 18. Jahrhundert betrifft, nicht ohne Weiteres das Aufkommen des Profilierungs-Dispositivs in den letzten Dekaden plausibel machen. Im Folgenden sollen daher die spezifischen Notstände seit Beginn des 20. Jahrhunderts herausgearbeitet werden, auf die das Profilierungs-Dispositiv als Antwort veranschlagt werden kann und ggf. auch jene Strukturen, die angesichts dieser Notstände in Krisen geraten.

Zahl und Differenzierung

Zunächst scheinen die von Foucault für das späte 18. Jahrhundert herausgearbeiteten Tendenzen bis zum 20. Jahrhundert sich fortzusetzen. Die Bevölkerungszahlen steigen und die industrielle Produktion wird weiter ausdifferenziert und benötigt mehr und mehr qualifiziertes Personal. Traditionelle Verwaltungs- und Ausbildungstechniken geraten an ihre Kapazitätsgrenzen und werden durch neue ersetzt. Im Rahmen der Genealogie des Profilierungs-Dispositivs wurden einige von ihnen beschrieben. Im Bereich des Bildungswesens führt die allgemeine Schulpflicht zur Notwendigkeit einer Differenzierung der Schülerschaft, die innerhalb des traditionellen Schulsystems nicht gewährleistet werden kann und z. B. durch Intelligenztests oder auch die Erstellung von psychologischen Profilen nach Rossolimo hergestellt wird. Alle sollen jene Ausbildung erfahren, die zu ihnen passt. Karl Bartsch schreibt ganz in diesem Sinne:

1086 | Foucault (1977[1975]): *Überwachen und Strafen*, S. 280.
1087 | Ebd.
1088 | Ebd., S. 281.

> Auf der geistigen Bildung ruht die Zukunft des Volkes. Ist man davon schon längst überzeugt gewesen, so hat sich gerade jetzt nach dem Weltkriege mit allen seinen Umwälzungen auf allen Gebieten diese Erkenntnis vertieft. Allüberall ist man bemüht, das Bildungsniveau der Volksmassen zu heben und dem einzelnen Individuum Gelegenheit zu geben, sich je nach seiner Anlage zu entwickeln und zu bilden.[1089]

Die traditionelle Berufsausbildung im Meister-Schüler-Verhältnis gerät angesichts der Zahl und Differenzierung ebenfalls an ihre Grenzen und wird z. B. durch standardisierte psychotechnische Auswahl- und Ausbildungsverfahren auf Passung und Anpassung umgestellt. Die Zensus-Büros reagieren insbesondere in den USA auf die zunehmenden Bevölkerungszahlen und gleichzeitig versucht die Eugenik, die Bevölkerung nach sozialdarwinistischen Maßgaben zu differenzieren und zu formen. Im Anschluss an Beniger führt zudem die im Rahmen der Modernisierung etablierte massenhafte Produktion, Distribution, Konsumption von Gütern zur Überlastung traditioneller Informationsverarbeitungssysteme: „The complex social system that arose with the growth of capitalism and improved transportation and communication would have overwhelmed any information-processing system that operated on a case-by-case basis or by the particularistic considerations of family and kin that characterized preindustrial societies.“[1090] Während auf der Ebene der staatlichen und wirtschaftlichen Verwaltung Informationsverarbeitungssysteme in die Krise geraten, gilt Gleiches auf Seiten der Bevölkerungen für Identitäts- und Selbstkonzepte. Die singulären Charakterstudien der Physiognomik und der Charakterkunde werden zunehmend unpraktikabel und so entstehen standardisierte Verfahren wie die bereits genannten IQ-Tests und Profilierungsverfahren. Die Selbstdarstellung erfolgt gerade im wirtschaftlichen Kontext zunehmend über standardisierte Lebensläufe und Portfolios, zu denen spätestens seit den 1920er Jahren eine umfangreiche Beratungsliteratur aufkommt. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts weitet sich, wie Traue herausgearbeitet hat, das Konzept der Beratung weiter aus:

> Optionalisierende Beratung antwortet auf eine Krise der Gouvernementalität […]. Die Anforderungen, sich fortwährend als freies Subjekt zu imaginieren und zu schreiben ruft Orientierungsbedarf hervor und erfordert dezentrale soziale Vermittlungsinstanzen, die bei der Bewältigung dieses Anforderungsprofils behilflich sind und es bei jenen durchsetzen, die glauben, sich noch entziehen zu können. Beratung ist eine dieser Instanzen, obgleich sie nicht nicht [sic!] auf diese Funktion beschränkt ist [...].[1091]

Mit Luhmann ließen sich auf Ebene der Individuen auch Notstände im Kontext des Übergangs zur funktionalen Differenzierung plausibilisieren. Während in stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften kohärente Inklusionsstrukturen zur Selbstwerdung bereitgestellt wurden, ist die „Inklusion in die Gesellschaft ist jetzt nicht mehr durch den Geburtsstand gegeben. Man kann sich daher auch nicht mehr auf Sozialisation im Familienhaushalt verlassen. Die Anforderun-

1089 | Bartsch (1926): *Das Psychologische Profil und seine Auswertung für die Heilpädagogik*, S. 6.
1090 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 434f.
1091 | Traue (2010): *Das Subjekt der Beratung*, S. 292.

gen beginnen von Funktionssystem zu Funktionssystem zu divergieren“.[1092] Dem Individuum wird Luhmann zufolge

> zugemutet, sich durch Bezug auf seine Individualität zu identifizieren, und das kann nur heißen: durch Bezug auf das, was es von allen anderen unterscheidet. Selbstbeobachtungen und Selbstbeschreibungen können sich jetzt nicht mehr, oder allenfalls äußerlich, an soziale Positionen, Zugehörigkeiten, Inklusionen halten. Dem Individuum wird zugemutet, in Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung auf seine Individualität zu rekurrieren.[1093]

Das Profil-Konzept kann nun, da es immer funktional ausgerichtet ist, sowohl innerhalb der Funktionssysteme die jeweiligen Selbstbeschreibungen ins Werk setzen als auch gerade durch diese allgemeine Verwendbarkeit, eine kohärente Form schaffen, die in der Lage ist, die funktionale Differenzierung auf Ebene der Individuen zum Teil zu reintegrieren. Diese Integrationskraft geht im Übrigen weit über jene der im Link‘schen Normalismus beschriebenen Kurvenlandschaften hinaus bzw. sind Profile gerade in der Lage, die unterschiedlichen Kennzahlen und Kurven jeweils als Merkmale zu integrieren – insofern kann das Profilierungs-Dispositiv auch auf Notstände antworten, auf die der Normalismus keine hinreichend funktionale Antwort liefern kann. Während der Normalismus davon ausgehen muss, dass die Mitte der Normalverteilung bei jedem Merkmal die stärkste Anziehungskraft besitzt und folglich allen in allen Eigenschaften eine Tendenz zur Normalität unterstellt wird, können Profile gerade abbilden, dass jedes Individuum sich hinsichtlich jedes einzelnen Merkmals ganz unterschiedlich in den jeweiligen Normalverteilungen positionieren kann und im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs auch soll. Die stabilisierende bzw. zu einer gesellschaftlich geteilten Normalität strebende Tendenz des Normalismus kann dabei durchaus in einigen Merkmalen greifen, in anderen aber nicht – und zwar gerade dadurch, dass das Profilierungs-Dispositiv nicht eine allgemeine Normalität einfordert, sondern ausdifferenzierte Profile der Individuen, die sich mit ausdifferenzierten Anforderungsprofilen abgleichen lassen. Die oben im Rahmen der Spezial-/Interdiskurs-Unterscheidung entfaltete These, dass das Profil als Begriff und Konzept eine integrative Funktion erfüllt und insbesondere dadurch als konstitutiv für eine Profilierungs-Dispositiv veranschlagt werden kann, kehrt hier nun also auf systemtheoretischer Ebene und vor dem Hintergrund eines gesellschaftlichen Notstands wieder.

Anonymisierung und Entzug

Teils zusammenhängend mit der Bevölkerungszunahme geraten auch traditionelle Identifizierungskonzepte in die Krise. Wie im Rahmen der Genealogie gezeigt wurde, reagierten bereits Verfahren wie die Bertillonage auf die Tatsache, dass in den großen Städten die Identifizierung von StraftäterInnen nicht mehr über Konzepte wie persönliche Bekanntschaften gewähr-

---

1092 | Luhmann, Niklas (1989): Individuum, Individualität, Individualismus. In: Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 149-259, hier S. 190.
1093 | Ebd., S. 215.

leistet werden konnte. Zur großen Zahl kam die Tatsache zunehmender Mobilität. StraftäterInnen bekamen so verschiedene Möglichkeiten ‚unterzutauchen'. Insbesondere im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts machten die Strategien der RAF die Defizite der zeitgenössischen Strafverfolgungsverfahren prominent deutlich. Die Rasterfahndung kann als eine mögliche Antwort auf diesen Notstand verstanden werden. Seit den Anschlägen vom 11.09.2001 haben sich die Notstände in der Figur des Schläfers verdichtet und Verfahren wie die jüngst erneut legitimierte Vorratsdatenspeicherung mitsamt profilbasierter Auswertungswerkzeuge heraufbeschworen. Das, was sich genauerer Kenntnis und Verfügbarkeit entzieht, soll dabei möglichst verfügbar gemacht werden. Vor diesem Hintergrund sind auch Maßnahmen von Medien- und Werbewirtschaft zu verstehen, ‚das Publikum' und ‚die KundInnen' über Zielgruppen- und Profil-Konzepte verfügbar zu machen. Gewissermaßen wird über die massenmediale Distribution – wie schon bei Beniger über die massenhafte Warendistribution – eine Anonymität der Kommunikation und damit ein Notstand hinsichtlich des Wissens über potenzielle AbnehmerInnen generiert, der seinerseits medial zu kompensieren versucht wird.

‚Informationsflut' oder: Control Crisis zweiter Ordnung

Das Aufkommen des Profilierungs-Dispositivs kann so auch als mediale Reaktion auf Notstände verstanden werden, die ihrerseits von Medien hervorgebracht wurden. Das gilt nicht nur für die Anonymität, die sich aus der technisch-apparativ vermittelten Kommunikation ergibt, sondern auch für Verwaltung von Informationen, die von jenen Medientechniken generiert werden, die ihrerseits selbst Informationen verwalten. Mit Vismann lässt sich eine solche Dynamik bereits für die Aktenführung konstatieren:

> Die List der Listen schlägt zurück: Sie schürt den Vollständigkeitswahn schriftlicher Regierung. Denn, wie die tabellarisch vorgehende Polizeywissenschaft dekretiert: Zur „historischen Wahrheit jeder Tabelle [...] gehört Vollständigkeit". [...] Der Thesaurus oder das Schatzkästchen, das die Episteme eines Staats verwahrt, reicht eher als Metapher für diese – moderne „Datenbanken" antizipierenden – Staatstafeln denn als reale Speicher. Die Wissensexplosion um 1700, welche die neuen Erhebungs- und Verarbeitungstechniken auslösen, zeitigen im Realen Aktenexplosionen. [...] Akten sind um 1700 vor allem durch ihr exponentielles Wachstum gekennzeichnet. Die Menge des Geschriebenen steigt, da immer mehr Lebensbereiche immer systematischer durchleuchtet und diskursiviert werden.[1094]

Eine ähnliche Konstellation lässt sich auch im Anschluss an Beniger beschreiben. Zunächst leitet er das Aufkommen von Kommunikations- und Informationstechnologien aus den Notständen der industriellen Revolution ab:

> As we have seen, what began as a crisis of safety on the railroads in the early 1840s hit distribution in the 1850s, production in the late 1860s, and marketing and the control of consumption in the early 1880s. As the crisis of control spread through the material economy, it inspired a continuing

1094 | Vismann (2000): *Akten*, S. 213f..

> stream of innovations, effected by transporters, producers, distributors, and marketers alike, reached something of a climax by the 1880s. With the rapid increase in bureaucratic control and a spate of innovations in industrial organization, telecommunications, and the mass media, the technological and economic response to the crisis – the Control Revolution – had begun to remake societies throughout the world by the beginning of this century.[1095]

Die Kontrolle der industriellen Dynamiken erfolgt ihm zufolge durch eine enorme Bürokratisierung: „Foremost among all the technological solutions to the crisis of control – in that it served to control most other technologies – was the rapid growth of formal bureaucracy.“[1096] Im 20. Jahrhundert, so ließe sich weiter argumentieren, generieren nun gerade die Technologien, die die Control Revolution hervorgebracht hat, ihrerseits eine Kontrollkrise, gewissermaßen eine ‚Control Crisis zweiter Ordnung‘, in der nicht die materielle Ökonomie, wie noch in der Industriellen Revolution, sondern eben gerade die Informationstechnologien der Control Revolution ihrerseits kontrolliert werden müssen. Beniger selbst weist gegen Ende seiner Studie bereits darauf hin: „[T]he information processing and flows need themselves to be controlled, so that informational technologies must continue to be applied at higher levels of control – certainly an ironic twist of the Control Revolution.“[1097] Die informationstechnischen Werkzeuge brauchen also ihrerseits informationstechnische bzw. organisatorische Lösungen. Wie Winkler bereits 1997 konstatiert, sind

> die Quantitäten […] schon jetzt ein Problem, das mit der Utopie eines ‚unmittelbaren‘ Zugriffs unmittelbar kollidiert. Sobald von Techniken der Datenselektion bzw. -kompression die Rede ist, wird deutlich, daß, auch wenn die Hardware einen ‚unmittelbaren‘ Zugriff erlaubt, das Problem auf der Ebene der Organisation zurückkehrt und hier ein völlig neues Feld sich eröffnet. Eine Recherche, die 12.000 Antworten zum Resultat hat, hat nicht Reichtum, sondern weißes Rauschen geliefert; und wenn keine Möglichkeit besteht, das Ergebnis weiter zu reduzieren, weil eine ‚Eingrenzung‘ auf mechanischem Weg nicht möglich ist oder kein Vertrauen besteht, daß die Eingrenzung dem inhaltlich Angestrebten tatsächlich näherkommt, so wird die Recherche als ein Fehlschlag verbucht werden müssen. Das Modell steht und fällt insofern mit den technischen Tools, die den Datenzugriff auf seiner organisatorischen Seite unterstützen.[1098]

Im Rahmen von Empfehlungssystemen und Personalisierungsverfahren wird diese These augenscheinlich bestätigt: Profile dienen hier dazu, die Informationsflut, die durch die computervermittelte Distribution entsteht, auf ein handhabbares Maß zu reduzieren: „Information overload is a phenomenon that has invaded every field in our lives, from work activities (decide which books to order, which emails to read first) to leisure time ones (which movies to see, which restaurants to go). One way to ease the problem is through the use of recommender systems, systems that try to match users and items/entities that might interest them.“[1099] Wie die

---

1095 | Beniger (1986): *Control Revolution*, S. 429.
1096 | Ebd., S. 279.
1097 | Ebd., S. 433f.
1098 | Winkler (1997): *Docuverse*, S. 176.
1099 | Tiroshi/Kuflik/Kay/Kummerfeld (2012): Recommender Systems and the Social Web, S. 60.

Beispiele im Zitat verdeutlichen, betrifft die Kontrollkrise zweiter Ordnung zudem im Gegensatz zu jener, die Beniger für das 19. Jahrhundert diagnostiziert, nicht nur staatliche und ökonomische Verwaltungen, sondern individuelle alltägliche Situationen. Die verallgemeinerte Kontrollkrise macht denn auch die oben skizzierte Entgrenzung des Büros plausibel und die Tatsache, dass sich die aktuelle Medienkultur dadurch auszeichnet, dass Medientechniken, die genealogisch gesehen Verwaltungsmaschinen (‚Business Machines') darstellen, in fast allen Bereichen des alltäglichen Lebens eine Rolle spielen. Und auch hier fallen durch die Kontrolltechnologien wiederum neue Daten an, die ihrerseits durch die Individuen selbst verwaltet werden müssen und gleichzeitig wieder von staatlichen und ökonomischen Verwaltungen genutzt werden können. Jürgen Link konstatiert ganz in diesem Sinne:

> Die eigentliche Revolution spielt sich auf dem Feld der Produktion individueller Daten ab: Mittels digitaler Internet-Plattformen verdaten nun gigantische Massen von Individuen tendentiell selbst ihren „life stream" mit dem Ergebnis der feinaufgelösten Verdatung von annähernden Grundgesamtheiten bestimmter Nischenkulturen (Konsum- und Lifestylepräferenzen, kulturelle Präferenzen). Diese Datenexplosion machen sich kommerzielle Firmen zunutze, indem sie automatisches *data mining* betreiben, Kundentrends analysieren und automatische Zusatzempfehlungen aufgrund statistischer Kopplungen verschicken (Beispiel Amazon).[1100]

Auf diese Weise entsteht ein komplexes Wechselspiel aus Kontrollbedarfen und -methoden, das im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs vor allem hinsichtlich der konstitutiven Gleichzeitigkeit von Selbst- und Fremdverdatung augenscheinlich wird. Profile können also als Reaktion auf die Datenflut der Computer selbst veranschlagt werden, insofern sie sie strukturieren helfen. Profilierung kann vor diesem Hintergrund als Kulturtechnik zur Reduzierung von Komplexität modelliert werden – und zwar auf mindestens zwei Ebenen: zum einen (relativ unspektakulär) insofern Profile komplexe Sachverhalte und Entitäten auf eine strukturierte Zusammenstellung von Merkmalen reduzieren; zum anderen (wesentlich spannender) insofern sie zentraler Bestandteil von Infrastrukturen sind, auf deren Grundlage sich emergente Muster und Schemata entwickeln, die dazu genutzt werden können, Komplexität zu reduzieren. Ein Beispiel hierfür ist Googles ‚Search, plus Your World', in dem die von den NutzerInnen in Google+ angelegten und gepflegten Profile genutzt werden, um möglichst präzise Suchergebnisse zu liefern.[1101] Die verteilten Aktivitäten der mittels der Profile miteinander vernetzten NutzerInnen lassen gewissermaßen auf Grundlage von Selbstverdatungsprozessen ‚von selbst' eine Struktur entstehen, die für jedes Profil individuelle Präferenzen ableitbar macht. Diese Konstellation lässt sich als ein Automatismus im Sinne des Paderborner Graduiertenkollegs[1102]

1100 | Link, Jürgen (2013): *Normale Krisen. Normalismus und die Krise der Gegenwart*. Konstanz: Konstanz University Press, S. 27 (Herv. im Original).

1101 | Siehe zu dieser Thematik auch Weich, Andreas (2013): These 7: Profile sind Selbst-Technologien. In: Bublitz, Hannelore/Kaldrack, Irina/Röhle, Theo/Zeman, Mirna (Hg.): *Automatismen – Selbst-Technologien*. München: Fink Verlag, S. 311-315.

1102 | In der Einleitung des ersten Bandes der Schriftenreihe heißt es dazu programmatisch: „Als Automatismen bezeichnet man Abläufe, die sich einer bewussten Kontrolle weitgehend entziehen. Die Psychologie kennt Automatismen im individuellen Handeln; die Soziologie untersucht Prozesse der

veranschlagen, insofern die spezifische Struktur von keiner zentralen Instanz geplant wird oder auch nur von einer solchen planbar wäre.[1103] Eine ähnliche Situation ergibt sich in profilbasierten Empfehlungssystemen wie jenem von Amazon.[1104] Profile sind in diesen Kontexten planvoll angelegte Strukturen, die in verschiedenen Konstellationen intentional eingesetzt werden können, um komplexitätsreduzierende Effekte zu zeitigen, die ihrerseits nicht zentral planbar sind.

Während Beniger die Lösung der ersten Kontrollkrise in zentralisierten Verwaltungstechnologien und -praktiken sieht, scheint die Kontrollkrise zweiter Ordnung mit derartigen Techniken nicht mehr handhabbar sondern auf ebensolche Automatismen angewiesen zu sein, die die Komplexität ‚quasi von selbst' reduzieren.[1105] Zentrale Planung und das zentral planende Subjekt geraten also in bestimmten Kontexten in eine Krise, auf die Automatismen, die über Profile ins Werk gesetzt werden, eine mögliche Antwort sind. Gleichzeitig verschränken Profile eben jene strukturbildenden Automatismen mit individuellen Selbsttechnologien, setzen also

---

Habitualisierung und der Konventionalisierung, Ökonomen haben den Markt als einen Automatismus beschrieben. Automatismen bringen – quasi im Rücken der Beteiligten – neue Strukturen hervor; dies macht sie interessant als ein Entwicklungsmodell, das in Spannung zur bewussten Gestaltung und zu geplanten Prozessen steht. Automatismen scheinen insbesondere in verteilten Systemen wirksam zu sein; Automatismen sind technische bzw. quasi-technische Abläufe; gleichzeitig stehen sie in Spannung zum Konzept des technischen Automaten." (Bublitz, Hannelore/Marek, Roman/Steinmann, Christina Louise/Winkler, Hartmut (2010): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Automatismen*. Paderborn: Fink, S. 9-16, hier S. 9).

1103 | Derartige Strukturen hat Winkler – wenn auch ohne Einbezug des Automatismen-Konzepts – bereits 1997 skizziert: „Um so wichtiger könnte deshalb eine dritte Ebene sein, die Aktivitäten schlichter ‚Nutzer' mit der Struktur des Netzes rückzukoppeln. Immer wieder ist die Utopie vertreten worden, die Wege der Nutzer im Netz zu protokollieren und die Recherche-Bewegungen selbst, anonymisiert selbstverständlich, ins Netz zurückzuschreiben: ‚Youngblood formuliert eine Maximalforderung an Netzwerke [...]: Emanzipation des Benutzers, Einschreibung in das System [...]. Ihre Reisen, ihre Ankunfts- und Abfahrtsorte zeichnen Adern, Pfade und Verkehrswege, markieren Knoten, Stützpunkte und Städte auf der einbildbaren Oberfläche, die dem Nachfolgenden als orientierungsstiftende Karte oder als Anlaß eigener Expeditionslust dienen mag. Mit jeder Reise dehnt und verwebt sich das Netz der Verknüpfungen zusehends'. Und dies brächte in der Tat eine völlig neue Art der Information ins Datenuniversum ein. Wie in einer Großstadt die Fußgängerströme darüber informieren, was wichtige oder zumindest frequentierte Orte sind, Haupt- und Nebenstraßen unterscheiden und die Zentren von der Peripherie, so könnte die Nutzerbewegung, im Netz selbst repräsentiert, ein ähnlich komplexes Mittel der Orientierung sein. Vom System her gedacht, wäre interessant, daß die Grenze zwischen Abfrage und Bereitstellung von Information, Lesen und Schreiben aufgehoben wäre; vor allem aber ergäbe sich ein neues Relevanz-Kriterium, das seine Qualität darin hätte, nur in geringem Maß steuerbar zu sein und anders als die traditionellen Links nicht auf einen einzelnen (machtvollen) Enunziator zurückzuverweisen. Daß diese Vorstellung nicht utopisch ist, zeigt die Tatsache, daß viele Datenbanken gegenwärtig bereits Nutzerstatistiken führen und als einen Teil ihres Service laufend veröffentlichen." (Winkler (1997): *Docuverse*, S. 182f.).

1104 | Siehe hierzu auch Othmer/Weich (2013a) Wirbst du noch oder empfiehlst du schon?.

1105 | Vor diesem Hintergrund ist auch Shapiros These einer neuen ‚Control Revolution' in den 1990er Jahren zu relativieren. Während er davon ausgeht, dass die NutzerInnen durch dezentralisierte Personalisierungen ermächtigt werden, ist eher davon auszugehen, dass sie durch die eigenen Wahlhandlungen und Profilierungen den mächtigen Institutionen wie Facebook, Google, Apple und Amazon die jeweiligen Dienstleitungen erst ermöglichen.

eine bestimmte Form der Subjektivierung als notwendigen Bestandteil der Automatismen ein. Vor diesem Hintergrund lassen sich Profile mit neoliberalen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodellen in Beziehung setzen. Diese fordern von den als frei veranschlagten Subjekten eine permanente Arbeit an sich selbst in verschiedensten Bereichen des alltäglichen Lebens. Wie Stefan Böhme herausarbeitet, läuft

> [d]ie zunehmende Verdatung unserer Gesellschaft […] daher eng verknüpft mit einer steigenden Verwettbewerblichung, die nicht nur die Wirtschaft oder Finanzmärkte betrifft, sondern auch Bereiche wie etwa Bildung (‚Exzellenzuniversitäten') oder Beziehungen (‚Partnerwahl'). Die spätmoderne Gesellschaft ist eine Wettbewerbsgesellschaft. Die Verteilung von Ressourcen und Privilegien erfolgt nicht vorrangig nach Tradition oder per autoritativer Entscheidung, sondern auf Basis individueller ‚Erfolge'. Konkurrenz wird damit zum „dominanten Interaktionsmodus westlicher Gesellschaften" und die „Herstellung oder Aufrechterhaltung von Wettbewerbsfähigkeit" zentrales Ziel für Individuen wie für Kollektive. Wettbewerb ersetzt zunehmend andere Modi gesellschaftlicher Interaktion wie zum Beispiel Zuteilung oder Kooperation.[1106]

Konzepte wie Charakter und Persönlichkeit geraten dabei als Konzeptualisierungen des Selbst zunehmend in die Krise, da sie bis zu einem gewissen Grad auf Annahmen von Statik und Kohärenz basieren. Das Profil ist im Vergleich zum Charakter oder der Persönlichkeit flexibel und zudem von ethisch-philosophischen Fragen weitestgehend abgekoppelt/gereinigt. Es ist zunächst rein funktional und ohne Anspruch auf dahinterliegenden Sinn (obgleich es strukturell gerade semantischen Sinn produziert) oder eine konsistente Identität. Profile sind immer zweckgerichtet, auf bestimmte Bereiche ausgerichtet, niemals abgeschlossen und zudem pro Individuum in großer Zahl gleichzeitig möglich. Außerdem stellen sie – wie auch Kennzahlen – Vergleichbarkeit und damit Möglichkeiten bereit, untereinander in Wettbewerb zu treten. Das Profil scheint also jenes Konzept zur Produktion von Wissen über Menschen zu sein, das ebenso neoliberalen wie poststrukturalistischen Subjekt-Konzepten am ehesten Rechnung trägt und im vielzahligen Zusammenspiel zudem geeignet, Automatismen entstehen zu lassen.

Wunschkonstellation

Ein weiterer Notstand lässt sich nicht zuletzt vor diesem Hintergrund auf ganz anderer, nämlich medienhistorischer und -theoretischer Ebene herausarbeiten. Die Annahme ist dabei, dass sich das Profil – und letztendlich auch das Profilierungs-Dispositiv – angesichts der historischen und systematischen Defizite anderer Medien etabliert hat. Mit Winkler lässt sich eine solche Dynamik als ein Wechselspiel aus Systemspannungen und Wunschkonstellationen modellieren. Er geht davon aus, dass „daß die Medienlandschaft von einer Vielzahl innerer Spannungen und Widersprüche durchzogen ist und daß die Beobachtung solcher Systemspannungen die Chance bietet, Hypothesen über ihren Ursprung aufzustellen".[1107] Diese Systemspannungen verortet Winkler einerseits auf einer systematischen und gewissermaßen medienim-

1106 | Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, 102f.
1107 | Winkler (1997): *Docuverse*, S. 16.

manenten Ebene, die er über (zumeist semiotisch und psychoanalytisch informierte) Medientheorie erschließt[1108], und andererseits auch auf einer historischen Ebene, die er über die medienhistoriografische Abfolge von Medienkonstellationen (und deren Krisen)[1109] in den Blick nimmt und auf der die systematische ‚Grundspannung' zu verschiedenen Zeiten spezifische Konkretisierungen erfährt. Auf dieser Grundlage richtet sich Winklers Blick jedoch „weniger auf die ‚Realitäten' des entsprechenden Mediums […] als auf die *Wunschkonstellationen*, die die Medienentwicklung zu einem konkreten Zeitpunkt bestimmen. Die grundlegende Annahme ist, daß die Dynamik der Medienentwicklung in bestimmten Wunschstrukturen ihre Ursache hat und daß die Mediengeschichte beschreibbare Sets impliziter Utopien verfolgt".[1110] Aus der Systemspannung können also bestimmte Zielsetzungen abgeleitet werden, die jedoch keinesfalls erreicht werden müssen.

Für das von ihm untersuchte ‚Docuverse' konstatiert er die Wunschkonstellation einer Externalisierung der Sprache, die er auf ein (für alle Medien) allgemeines „Grundmuster jeder Wunschstruktur"[1111] („ein Ganzes (die Sprache), das in zwei Seinsweisen zerfällt (Sprache_1 und Sprache_2), strebt nach der Aufhebung dieser Spaltung"[1112]) zurückführt und historisch mit den Krisen der Sprache und der Bilder in Beziehung setzt.[1113] Das ‚Docuverse' verspricht nun Winkler zufolge, die in die Krise geratene Sprache und die nach ihr in die Krise geratenen Bilder dadurch abzulösen, dass es die Spaltung zwischen der Sprache ‚in den Köpfen' (Sprache_1) und der Sprache als System (Sprache_2) überkommt, und beide Ebenen integrativ externalisiert.

1108 | Vgl. beispielsweise Winkler (1997): *Docuverse*, S. 48f.

1109 | Vgl. insbesondere ebd., S. 191-212.

1110 | Ebd., S. 16f. (Herv. im Original).

1111 | Ebd., S. 48.

1112 | Ebd., S. 48f.

1113 | An dieser Stelle bietet es sich an, kurz auf die Frage einzugehen, inwieweit diese medientheoretische Konzeption tatsächlich mit der dispositivtheoretischen Urgence zur Deckung gebracht werden kann und soll. Zunächst scheint das theoretische Modell einer Entwicklung, die ihre Motivation aus einer vorausgehenden problematischen Konstellation bezieht in beiden Fällen identisch. Beide Ansätze divergieren jedoch im Hinblick auf die Annahme, wie diese Situation zustande kommt. Während Winkler, wie gesagt, eine medientheoretisch begründete, medienimmanente Spannung als Grundmotiv annimmt, das die gesamte Medienentwicklung durchzieht und gewissermaßen Grundbaustein jeder historischen Konkretisierung ist, ist die Urgence in jeglicher Hinsicht ein rein historisches Produkt. Mit diesem Befund lässt sich auf mindestens zweierlei Weisen umgehen: Entweder kann die historische Rekonstruktion die Behauptung der systematischen Grundspannung als eine historische herausstellen oder die systematische Grundspannung auch im historischen Material auffinden. Für das hier verfolgte Projekt einer Rekonstruktion eines Profilierungs-Dispositivs ist der letztgenannte Weg eingeschlagen worden und dementsprechend wird im weiteren Verlauf des Kapitels eruiert, inwieweit sich der Befund einer (zudem singulären) Wunschkonstellation der „*Externalisierung der Sprache*" (Winkler (1997): *Docuverse,* S. 17 (Herv. im Original)) mit dem Konzept des Profils in Beziehung setzen lässt. Eine weitere Spannung beider Ansätze ergibt sich aus dem Stellenwert des herausgearbeiteten Paares aus Problem und Zielsetzung. In beiden Fällen wird zwar der „Druck in Richtung einer Lösung" (ebd.) konzeptualisiert, doch während Winkler den Wunsch von der tatsächlichen Implementierung und sogar der Implementierungsmöglichkeit weitestgehend ablöst, scheint Foucault das, was er als Ziel und Strategie des Dispositivs beschreibt weitaus wirksamer einzuschätzen.

Mit Blick auf das Profil als Medium scheint es auch hier um eine Art Externalisierung der Sprache zu gehen, jedoch um eine gänzlich andere. Das Profil tritt nicht mit dem Versprechen an, beide Sprachebenen zu externalisieren und so miteinander zu versöhnen, sondern die Bedeutungsproduktion der Sprache, wie sie die in Kapitel 1.2 skizzierte Semantiktheorie beschreibt, explizit und transparent zu machen. Dem Profil kommt demnach Bedeutung genau auf die Weise zu, wie jedwedem Begriff Bedeutung zukommt: durch die Kombination aus Merkmalen, die auf das Referenzierte zutreffen. Durch Merkmale und deren spezifische Zusammenstellung und damit die Integration von Allgemeinem und Besonderem, überkommt das Profil-Konzept dabei – überspitzt formuliert – den Notstand, der sich im Universalienstreit ausdrückt, insofern es ihn expliziert und im gleichen Zuge den Streit systematisch zu schlichten versucht: Sowohl begrifflich als auch strukturell umfasst es gleichzeitig die Ebene des Allgemeinen und des Besonderen und stellt gerade auf diese Weise Bedeutung her. Die Krise der Abstraktion/Verallgemeinerung im Angesicht des Singulären, die in der Sprachkrise problematisiert wird, tritt im Profil an die Oberfläche, insofern jedes Profil immer auf eine spezifische, singuläre Einheit sich bezieht und dabei offensichtlich ‚nur' über die Kombination allgemeiner Merkmale operiert. Gleichzeitig kann das Profil als Kompensationsversuch der Krise des einzelnen Begriffs – bei Hofmannsthal: „Es zerfiel mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile, und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen"[1114] – veranschlagt werden, insofern es gerade das, was sich nicht ‚mit einem Begriff umspannen' lässt, mit mehreren zu fassen versucht. Dass das Problem damit nur um eine Ebene verlagert wird, versteht sich dabei von selbst. Der Wunsch hinter dem Profil könnte jedoch trotzdessen sein, das Absinken der Bedeutung in die Selbstverständlichkeit zu hinterschreiten und die systematisch problematische Produktion von Bedeutung transparent und damit ggf. auch gewissermaßen beherrschbar zu machen. Profile wären aus dieser Perspektive ein Medium, das eine spezifische Medialität in der eigenen Struktur herausstellt. Allerdings reicht die Entselbstverständlichung nur genau eine Ebene weit, da die Merkmale innerhalb von Profilen – es wurde oben gesagt – ihrerseits zu allermeist ebenfalls aus Begriffen zusammengesetzt sind usf. Darüber hinaus bleiben Profile – beispielsweise als Grundlage personalisierter Werbung – bisweilen selbst implizit, also unter den Oberflächen verborgen und reproduzieren dadurch sogar in gewisser Weise die Verunsichtbarung, die auch sprachliche Bedeutungsproduktion auszeichnet.[1115] Nichtsdestotrotz ist das Profil-Konzept in der Lage, Bedeutung ‚herzustellen' und den Prozess dabei ‚auszustellen'. Aus dem oben angesprochenen Rauschen kann es Bedeutung generieren.

Ein weiterer Notstand, auf den eine solche Funktionalität als Antwort veranschlagt werden kann, ist die Tatsache, dass in computerbasierten Medien eine solche Masse an Daten generiert wird, dass die eigentlich angestrebte Ordnung und Kontrolle – ganz im Sinne Benigers – unterlaufen wird durch die Überforderung, die Daten zu handhaben. Unter dem Schlagwort ‚Big

1114 | Hofmannsthal, Hugo von (1902): *Ein Brief*; online einsehbar unter http://gutenberg.spiegel.de /buch/ein-brief-997/1; zuletzt eingesehen am 26.02.2016.

1115 | Bei Google ließ sich bis vor kurzem das implizite Profil, das der Personalisierung der Suchergebnisse zugrunde liegt, ausnahmsweise (zumindest teilweise) explizit anzeigen.

Data‘ wird genau diese Masse verhandelt. Das Profil-Konzept ist nun in der Lage, aus dieser ins Amorphe übersteigerten Informationsfülle[1116] wieder etwas Bedeutungsvolles zu machen, das anschlussfähig an menschliches Medienhandeln ist[1117] – genau aus diesem Grund wird beispielsweise die Erstellung von Profilen aus abstrakten Datenbeständen durch Geheimdienste zu einem allgemeinverständlichen Schreckensszenario. Profile bilden somit, wie oben angedeutet wurde, eine Art Schnittstelle bzw. Übersetzungsinstanz zwischen der ‚bedeutungslosen‘ computerbasierten Prozessierbarkeit auf der einen und der semantischen Bedeutungsproduktion auf der anderen Seite. Am einen Ende führt das Profilierungs-Dispositiv dabei in der Figur des ‚Profilers‘ eine Art hermeneutische Autorität ins Feld, die potenziell alles als Spuren ‚lesen‘ und daraus ein Täterprofil, mithin eine Bedeutung synthetisieren kann. Die Lesbarkeit der Welt kehrt so unter dem Vorzeichen des Profils wieder.[1118] Am anderen Ende implementiert es z. B. in profilbasierten Empfehlungssystemen eine Vielzahl von Profilen, die niemals von irgendeiner menschlichen Autorität ‚gelesen‘, sondern nur von Algorithmen prozessiert werden (können). Selbst noch die sichtbaren Ergebnisse der beispielhaft genannten Empfehlungssysteme entbehren im Vergleich mit klassischer Werbung jeglicher Semantik, insofern sie sich lediglich über Passgenauigkeit legitimieren.[1119] Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass im Profilierungs-Dispositiv über das Profil – und zwar sowohl als Begriff als auch als Konzept – nicht nur Diskurse aneinander angeschlossen werden, sondern auch die Sphären technischer Prozessierung und diskursiver Semantik. Der Notstand dahinter wäre dann genau das Auseinanderdriften dieser beiden Sphären: die alltägliche Tatsache von unüberschaubaren Datenmengen und undurchschaubarer Algorithmen auf der einen und der Bedarf nach Sinn und Bedeutung auf der anderen Seite. Im Rahmen der Durchdringung der gegenwärtigen Medienkultur mit computerbasierten Medien ergeben sich viele alltägliche Notwendigkeiten für eine derartige mediale Form. Andere Medien wie Bilder, Bewegtbilder oder Tonaufzeichnungen und mediale Formen wie die Narration, die Biografie usw. erscheinen für diese Schnittstelle weitegehend ungeeignet bzw. mindestens nicht naheliegend – wenngleich durch Verfahren wie Sprach- und Gesichtserkennung eine derartige Übersetzung durchaus angestrebt wird. Einzig Computerspiele scheinen eine ähnlich organische Integration von Prozessierbarkeit und Bedeutung herstellen zu können – und das, wenn es beispielsweise um die Prozessierbarkeit von Charaktereigenschaften in Rollenspielen geht, weder selten noch zufällig über die Form des Charakterprofils. Die Notwendigkeit des Profils lässt sich so im Anschluss an Winkler auch „aus den Widersprüchen und Defekten der vorhandenen Medien“[1120] heraus plausibilisieren.

1116 | Diese Entwicklung ist bemerkenswert, da die Computertechnik, wie Winkler herausarbeitet, gerade angetreten ist, klare Distinktionen in das Amorphe einzuschreiben: „Wenn oben die Frage den Wünschen galt, die die Implementierung der Rechner vorantreiben, so ist es nun der Schrecken, den diese Implementierung bannen will; und das clara et distincta, daran kann kein Zweifel bestehen, ist vor allem gegen das Amorphe gerichtet.“ (Winkler (1997): *Docuverse*, S. 301 (Herv. im Original)).
1117 | Eine ähnliche Argumentation findet sich in Othmer/Weich (2013b): Lost in Digitalisation?.
1118 | Vgl. hierzu auch Bidlo (2011): *Profiling*.
1119 | Vgl. hierzu auch Othmer/Weich (2013a): Wirbst du noch oder empfiehlst du schon?.
1120 | Winkler (1997): *Docuverse*, S. 17.

4.5 BRUCHLINIEN UND GRENZEN DES DISPOSITIVS UND SEINER BESCHREIBUNG

Dispositive zeichnen sich in der hier verfolgten Lesart des Konzepts durch eine tendenzielle Allgemeingültigkeit aus – dem Sexualitäts-Dispositiv bei Foucault kann kaum jemand entrinnen und auch Disziplin und Kontrolle scheinen unvermeidbare Tatsachen unserer Kultur zu sein. Die Behauptung eines Profilierungs-Dispositivs, es wurde oben gesagt, geht insofern ebenfalls mit der Annahme einer Allgemeingültigkeit und Unvermeidbarkeit der Praktik des Profilierens und der Implementierung von Profilen einher. Argumente dafür wurden im Verlauf der Arbeit einige hervorgebracht. Doch welche Grenzen hat die Allgemeingültigkeit und Unvermeidbarkeit – sowohl auf der Ebene realweltlicher Umsetzung als auch der analytischen Beschreibung? Welche Tendenzen der Auflösung des Dispositivs, welche Bruchlinien lassen sich erkennen bzw. antizipieren?

Grenzen des Dispositivs als Modell

Auf der Ebene der Beschreibung ist eine Eigenschaft des hier gewählten Ansatzes, dass die genealogische Rekonstruktion eines Dispositivs zwar als Geschichte der Gegenwart die aktuelle Lage im besten Fall zu verstehen hilft, indem sie Elemente auffindet, relationiert und ihr strategisches Zusammenspiel aufzeigt, dafür aber den Preis zahlt, stets nur Perspektiven[1121] und keine Wahrheiten, nur selektierte Ausschnitte und keine Vollständigkeiten, nur (Kor-) Relationen und mehrdeutige, aber keine einfachen, eindeutigen Kausalitäten hervorbringt. Andere AutorInnen hätten mit demselben theoretisch-methodischen Ansatz möglicherweise andere Diskurse in den Blick genommen, teils andere Schlüsse gezogen und andere Ergebnisse abgeleitet. Das hier beschriebene Profilierungs-Dispositiv ‚gibt' es also nicht – jedenfalls nicht in der Weise, in der es beispielsweise Zebras oder Wasserstoff gibt. Es versucht vielmehr Phänomene, die es gibt, einzuordnen, verständlich und plausibel zu machen. Intersubjektivität kann es im hier gewählten Rahmen nicht auf der Ebene eines Verfahrens geben, das bei gleicher Ausgangslage immer zum selben Ergebnis führt, sondern nur auf der Ebene einer intersubjektiv geteilten Plausibilität der dargestellten Rekonstruktion. Und auch die Plausibilität muss nicht in Gänze geteilt werden, sondern nur insoweit als sie hinreichenden Grund zu weiterer Auseinandersetzung bietet.

Eine weitere Eigenschaft dieses Ansatzes ist zudem, dass zwangsläufig eher Strukturen, Relationen und Kategorien von Akteuren denn konkrete Akteure und Individuen in den Blick geraten. Die Frage nach der spezifischen Rolle Facebooks für die Verbreitung des Profil-Konzepts beispielsweise ist eine durchaus interessante, ihre Beantwortung hätte jedoch eines anderen Forschungsdesigns bedurft. Ebenso fallen klassische Fragen nach akteursbezogenen

---

1121 | Nimmt man den dispositivtheoretischen Ansatz ernst, ist selbstverständlich auch die Perspektive des Autors nicht zuletzt durch das Dispositiv geformt, das es hier zu beschreiben galt. Zum einen kann die gesamte Arbeit als eine Art Profilierung des Profilierungs-Dispositivs veranschlagt werden und zum anderen – wesentlich relevanter – dient die Arbeit in ihrer Funktion als Dissertation nicht zuletzt der Profilierung des Autors selbst innerhalb des medienwissenschaftlichen Diskurses.

Machtverteilungen und Verantwortlichkeiten durch die dispositivtheoretische Ausrichtung aus dem Blickfeld. In weiteren Arbeiten können derartige Fragestellungen jedoch durchaus im Anschluss an die hier herausgearbeiteten Überlegungen und beispielsweise unter Zuhilfenahme von Jürgen Links Unterscheidung in disponierte und disponierende Subjekte (s. Kapitel 2.1) bearbeitet werden.

Grenzen des Dispositivs als Wirkungsgefüge und Möglichkeiten des Widerstands

Eine systematische Grenze jedes Dispositivs ist seine Eigenschaft, lediglich ein abstraktes Modell zu sein, das beobachtbare Tendenzen der Wirklichkeit verdichtet. Es beschreibt eine übergeordnete Konstellation, eine Art Programm, dessen Umsetzung auf der Ebene realer Wirkungsgefüge niemals total ist. Bezogen auf die skizzierten Konstellationen des Labors, der Besserungsanstalt und des Büros beispielsweise gilt, dass sie faktisch weit weniger steril und funktional sind, als ihre prototypische Beschreibung. Beispielhaft lädt das Labor zu ‚wilden' Experimenten ein, die gänzlich unvorhergesehene Ergebnisse produzieren können; die Besserungsanstalt produziert ebenso ein Milieu der Abweichung, wie sie selbige zu ‚bessern' sucht; das Büro ist keineswegs immer aufgeräumt und immer schon von ‚Welt' durchwirkt.[1122] Für die skizzierten Entgrenzungen gilt all dies umso mehr. In seiner Konturierung des unternehmerischen Selbst nimmt Bröckling vor ähnlichem Hintergrund eine Relativierung vor, die sich größtenteils auf das Profilierungs-Dispositiv bzw. das ‚profilierte Selbst' übertragen lässt:

> Ein unternehmerisches Selbst gibt es so wenig wie einen reinen Markt. […] So kohärent das Rationalitätsmodell, so ausgefeilt die Strategien der Zurichtung und Selbstzurichtung auch sein mögen, sie übersetzen sich niemals bruchlos in Selbstdeutungen und individuelles Verhalten. Gemessen an ihrem Anspruch ist die Produktion unternehmerischer Individuen wie andere Subjektivierungsprogramme auch zum Scheitern verurteilt.[1123]

Wenn eine zentrale Fragestellung der vorliegenden Arbeit lautet „Warum profilieren wir uns?", so ist damit unterstellt, *dass* wir uns profilieren, doch gibt es durchaus Möglichkeiten gesellschaftlich akzeptierter (wenn auch den hegemonialen Diskursen entsprechend kaum erfolgreicher) Existenz, die dies nur in sehr begrenztem Umfang tun. Gleichzeitig treffen auf jene, die sich bestens in das Profilierungs-Dispositiv einfügen, niemals alle möglichen Antworten auf die Frage nach dem ‚warum?' zu – zum einen, da die Antworten eine medienkulturelle und keine individuelle Ebene betreffen und zum anderen, da im Rahmen der Arbeit verschiedene Antworten auf die Frage gefunden wurden, die zwar nebeneinander ein plausibles Gesamtbild ergeben, im Einzelfall aber kaum alle gleichzeitig zutreffen. Die Leistung der Rekonstruktion des Profilierungs-Dispositivs kann demzufolge nicht sein, von ihm aus eindeutig auf die empirische Lebenswirklichkeit Einzelner zu schließen. Es dient genau andersherum als Rahmen und Erklärungsmodell zur Einordnung und zum besseren Verständnis konkreter Ein-

1122 | Vielen Dank an Julius Othmer für die Anregung zu diesen Bildern der Relativierung.
1123 | Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst*, S. 283.

zelfälle und Phänomene. Wenn nun die Umsetzung des Profilierungs-Dispositivs nicht als total angenommen wird, stellt sich die Frage nach Möglichkeiten des Widerstands.

Schaut man sich Diskurse zu Profilen und Widerständigkeit an, wird oftmals spielerisches Probehandeln, also das Herumspielen mit verschiedenen Selbstdarstellungen in Profilen, als Möglichkeit zur Dissidenz vorschlagen. Im Hinblick auf Facebook schreiben Oliver Leistert und Theo Röhle in diesem Sinne eine Verfallsgeschichte eben dieser Möglichkeit:

> Genau diese Qualität des Symbolischen, ein spielerisches Ausprobieren zu ermöglichen, [das es in den MUDs der 1990er Jahre noch gab] droht mit den Social Networks verloren zu gehen. Mit dem Zwang zum bürgerlichen Namen, der für die Social Networks konstitutiv ist, wird eine Verbindung zwischen Online- und Offline-Welt etabliert, seitdem gilt Anonymität als nicht mehr zeitgemäß. Trotz aller vermeintlichen Leichtigkeit umgibt die Plattform damit eine Aura der Ernsthaftigkeit und ‚Authentizität', die es von den experimentellen Zugängen der frühen virtuellen Räume fundamental unterscheidet.[1124]

Für die Betrachtung des spezifischen Falls von Facebook ist eine solche Verfallsgeschichte zwar einigermaßen schlüssig, doch reicht das Profilierungs-Dispositiv viel weiter, insofern es auch das spielerische Ausprobieren verschiedener Identitäten mittels Profilen noch einschließt. Was in der Ära des ‚Cyberspace' als emanzipatorisch und dissident veranschlagt wird, da es sich gegen etablierte Identitätsmodelle richtet, lässt sich aus anderer Perspektive sogar als Multiplizierung von Profilierungspraktiken innerhalb der Sphäre des Probehandelns interpretieren. Authentizität ist kein notwendiger Bestandteil von Profilierung und daher ihre Affirmation oder Vermeidung weder eine Stützung noch eine Unterwanderung des Dispositivs – und der ‚Nymwar'[1125] bei Facebook somit ein ‚Krieg' nicht *gegen* das Dispositiv, sondern *mitten darin*.

Wie so oft scheint der wirkungsvollste Widerstand auch im Falle des Profils der Entzug zu sein. Hier sind mindestens zwei Ebenen denkbar. Auf der ersten Ebene kann die aktive Profilierung des eigenen Selbst vermieden werden. Im beruflichen Kontext wäre darunter z. B. zu verstehen, sich nicht mit tabellarischen Lebensläufen zu bewerben und auf Merkmalsbeschreibungen wie ‚teamfähig', ‚engagiert' und ‚belastbar' zu verzichten. Auch das fortwährende Anhäufen von Zertifikaten und Nachweisen des lebenslangen Lernens oder die Selbstpräsentation auf Xing wären dann zu vermeiden. Gerade im akademischen Bereich gälte es dann auch, sich der Logik von Doktortiteln, ausgewiesenen Forschungsschwerpunkten usw. zu entziehen und Plattformen wie academia.edu zu meiden. Im freizeitlichen Kontext wäre die plakativste Form des Entzugs aus dem Profilierungs-Dispositiv, keine Profilseiten auf SNS wie Facebook oder auch datenschutztechnisch und politisch gesehen weniger problematischen Plattformen wie Diaspora anzulegen. Kurz gesagt, würde man sich mit Vergnügen jener Profillosigkeit hingeben, die in Bewerbungsratgebern als Super-GAU veranschlagt wird. Perfiderweise kann

---

1124 | Leistert, Oliver/Röhle, Theo (2011): Identifizieren, Verbinden, Verkaufen. Einleitendes zur Maschine Facebook, ihren Konsequenzen und den Beiträgen in diesem Band. In: Dies. (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 7-30, hier S. 23.
1125 | Vgl. hierzu ebd., S. 20.

jedoch die Profillosigkeit selbst zu einer Art Profil werden, insofern man sich mit ihr verdächtig macht, wie Andreas Bernard an einem Beispiel illustriert:

> Und wenn das ‚Profil' eineinhalb Jahrhunderte lang für die Klassifikation von Abweichung stand, lässt eine bestimmte Meldung aufhorchen, die vor etwa drei Jahren durch die Nachrichten ging, als wieder einmal mehrere kurz aufeinander folgende Amokläufe die USA erschütterten, in einem Kino in Denver, in einer Grundschule in Newport/Connecticut. Damals wurde eine psychologische Kommission gebildet, die sich mit dem Verhalten der Täter in den Sozialen Netzwerken beschäftigte. Denn den Psychologen war eine Gemeinsamkeit der beiden Mörder von Denver und Newport und anderen Amokläufern der jüngsten Geschichte aufgefallen: Sie alle hatten kein Profil auf Facebook und Twitter, hatten sich den omnipräsenten Kommunikations- und Selbstdarstellungsangeboten im Netz verweigert – und diese Askese wurde nun, für die Verhütung künftiger Verbrechen ähnlichen Typs, als eine Art Warnsignal gewertet. Man werde in Zukunft möglicherweise ähnliche Taten verhindern können, schrieb die Kommission in einem Bericht, wenn man bereits im Vorfeld auffällige Verhaltenstendenzen bei bestimmten Jugendlichen erkennen und sammeln könne.[1126]

Auf der zweiten Ebene kann versucht werden, sich der Profilierung durch andere soweit wie möglich zu entziehen. Das Einkaufen über Amazon oder die Nutzung von Payback-Karten zu vermeiden wären hier niederschwellige Maßnahmen. Im Internet können zudem Anonymisierungsdienste wie z. B. Tor-Netzwerke genutzt oder ‚Störfeuer' werden, die z. B. durch automatisch generierte Suchanfragen bei Google Daten produzieren, welche die Profilierungs-Algorithmen in die Irre führen sollen. Doch zum einen sind den technischen Möglichkeiten hier Grenzen gesetzt und zum anderen existieren verschiedene Berieche, die konstitutiv auf das Profiliert-Werden angewiesen und gleichzeitig schwer oder ungern zu vermeiden sind. Neben dem Meldewesen ist es beispielsweise das Sozialversicherungswesen, das auf legalem Wege nicht zu verlassen ist – ganz unabhängig von den Vorteilen, die eine Partizipation daran bietet. Eine pragmatische Form der Widerständigkeit liegt vor diesem Hintergrund möglicherweise darin, punktuell Sphären der Anonymität zu etablieren. Dabei gälte es in erster Linie, Handlungsfähigkeit ohne Zurechenbarkeit zu gewährleisten. Die Anonymous-Bewegung kann in diese Sinne als zumindest bedingt widerständige Reaktion auf das Profilierungs-Dispositiv gedeutet werden, insofern die Partizipierenden zumindest nach außen hin nicht bekannt sind und die politischen Aktionen nicht Einzelnen, sondern dem Kollektiv zugerechnet werden. Vermutlich findet jedoch intern durchaus eine Selbst-Profilierung der AktivistInnen statt. Anonymität kann also ein potenzielles Anderes des Profilierungs-Dispositiv sein, das jedoch praktisch nur punktuell gangbar und in Teilen selbst in eine Profil-Logik integrierbar ist.

Destabilisierung und Transformation

Dispositive sind nur temporär stabil und lediglich in ihrer Beschreibung still gestellt. Ebenso wie sie geworden sind, können sie auch wieder vergehen. Denkbar ist zunächst, dass das Dispositiv die Notstände, auf die es antwortet, nicht nur kompensiert, sondern sogar tilgt. Für die

1126 | Bernard (in Vorb.): Das Wissen des Profils.

meisten Dispositive, wie jenes der Sexualität bei Foucault, jenes der Verdatung bei Röhle oder auch des Sterbens bei Schneider, trifft dies jedoch nicht zu.[1127] Und auch die im Rahmen der vorliegenden Arbeit herausgearbeiteten Notstände scheinen durch das Dispositiv selbst nicht zu tilgen zu sein. Die Zahl und Differenzierung der Bevölkerung wird mittels der Profile handhabbar gemacht aber nicht reduziert, die Mittelbarkeit von Kommunikation und die damit Notwendigkeit der Herstellung von Zurechnung werden vom Dispositiv ebenfalls nicht ursächlich verändert, die ‚Informationsflut' und der Neoliberalismus werden nicht gebremst, sondern eher gefördert und die Initiierung von Automatismen durch aneinander anschlussfähige Profile bestätigt noch die Skepsis gegenüber zentralistischen Planungsstrategien. Die medientheoretisch begründeten Systemspannungen böten zwar die Möglichkeit des Überkommens, doch zum einen nur durch eine Fortsetzung des Dispositivs und zum anderen sind auf dieser Ebene eher unerreichbare Wunschkonstellationen formuliert worden, denn reale Wirksamkeiten. Hier wäre einzig das Zutagetreten der Tatsache, dass auch das Profil – wie alle Medien vor ihm – die Wunschkonstellation nicht einlöst, Anlass und Möglichkeit für das Aufkommen einer anderen medialen Form, die mit der Hoffnung verbunden wäre, der bzw. einer ähnlichen Wunschkonstellation näher zu kommen.

Die Notstände scheinen also aus dem Dispositiv selbst heraus nicht abgeschafft werden zu können. Eine andere Möglichkeit ist, dass sich – ggf. sogar durch das Dispositiv – neue Notstände entwickeln, die das Dispositiv zur Transformation zwingen oder ein konkurrierendes Dispositiv veranlassen. Ein potenzieller Notstand, der sich aus dem Funktionieren des Profilierungs-Dispositivs selbst ergibt, erwächst aus Determinationen und Schließungen. Was Pariser und vor ihm Shapiro hinsichtlich der Filter Bubbles beschrieben haben, kann als Folge des Profilierungs-Dispositivs veranschlagt werden. Die Tatsache, dass sich Lebenswirklichkeiten, -perspektiven und -möglichkeiten in vielen Fällen auf Profile gründen bzw. durch Profile determiniert werden, führt zum Bedarf nach Verfahren, diese Determinierungen zu durchbrechen. Eine extreme Verschärfung dieser Tendenzen ergäbe sich, sofern die im Rahmen der vorliegenden Arbeit immer wieder betonten Interoperabilitäten der für sich genommen funktional differenzierten Profile derart gesteigert würden, dass jede und jeder nur noch ein einziges, eine Art ‚Super-Profil' besäße, das alle Lebensbereiche informiert. Wäre das Dispositiv in diesem Sinne allumfassend, bedürfte es zweifellos einer Art Zufalls-Dispositiv, um ein Erstarren in den sich selbst stabilisierenden Profilierungszirkeln zu verhindern. Im Sinne einer Verkehrung der beschriebenen Strategie gälte es dann, Dinge und Subjekte ‚unpassend' zu machen. Ein weiterer kritischer Aspekt ist das Zusammenspiel aus Praktiken und Techniken des Sich-Profilierens und Profiliert-Werdens. Wie die Genealogie deutlich gemacht hat, sind beide Ebenen immer schon Teil derselben Medaille gewesen und es ist davon auszugehen, dass ein extremes Übergewicht einer der beiden Seiten das Dispositiv destabilisieren könnte. Im einen Extrem würde sich jede und jeder mit Unmengen von Profilen darstellen, ohne dass ihnen je-

1127 | Vgl. für eine Beschreibung der genannten Dispositive exempl. Foucault (1983[1976]): *Der Wille zum Wissen*, Röhle (2010): *Der Google-Komplex*, S. 226ff. und Bührmann/Schneider (2012[1008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv*, S. 136ff.

mand Drittes eine Relevanz beimessen würde. Im anderen Extrem würden permanent Profile von einem erstellt, ohne dass man selbst dazu Willens oder in der Lage wäre. Auch wenn, wie oben argumentiert wurde, die reichlich strapazierten Debatten um Privatheit, Datenschutz und Überwachung am Kern des Profilierungs-Dispositivs vorbei gehen, lassen sie ggf. doch eine Tendenz zum letztgenannten Extrem vermuten.

5. Schlüsse

> Zeitpunkt, an dem etwas aufhört, beendet wird; letztes Stadium; Ende […]
> letzter Abschnitt, […]
> Folgerung, Ableitung […]
> (Musik) abschließende Ton-, Akkordfolge, besonders Kadenz
>
> AUS DEM DUDEN ZUM BEGRIFF ‚SCHLUSS'

Am Beginn der Arbeit stand zunächst die Beobachtung einer von Spannungen durchzogenen Konstellation rund um den Begriff des Profils und Konzepte der Profilierung, die die Frage aufwarf, warum wir uns – trotz der Ambivalenzen – profilieren und die titelgebenden Selbstverdatungsmaschinen so verbreitet und populär sind. Ziel der Arbeit war es, diesen Fragenkomplex durch die genealogische Rekonstruktion dieser Konstellation als Profilierungs-Dispositiv zu bearbeiten. Zur ersten Annäherung wurden zunächst die verschiedenen Bedeutungen des Profil-Begriffs in historischen und aktuellen Diskursen zusammengetragen und Eingrenzungen und spezifische Fokussierungen auf ‚das Selbst' sowie Praktiken und Technologien der Registrierung, Erhebung, Auswertung und Einordnung, Auffindung und Authentifizierung, (Re-)Präsentation und Anpassung vorgenommen. Nach theoretischen und methodologischen Hinführungen zu einer dispositiv- und medientheoretisch basierten Mediengenealogie dienten jene Praktiken und Technologien als Raster für die genealogische Rekonstruktion. Dabei und in der anschließenden Konturierung des Profilierungs-Dispositivs als ein strategisches Ensemble zur Hervorbringung von Passungen konnte gezeigt werden, welche genealogischen Linien sich in ihm schneiden und welche Rolle die Medialität des Profil-Konzepts dabei spielt. Die Antworten auf die forschungsleitenden Fragen und die verschiedenen Schlüsse der Arbeit sollen abschließend in komprimierter – und d. h. unvermeidlich den Sachverhalten unangemessen verkürzter – Form rekapituliert werden.

Die Akzeptanz des Profil-Konzepts und der Praktiken der Profilierung kann vor dem Hintergrund der Genealogie zunächst darin begründet werden, dass sie auf lange genealogische Linien zurückgeführt werden können, die sie allgemein vertraut erscheinen lassen. Unter dem Begriff des Profils konvergieren diese Linien im Rahmen des Profilierungs-Dispositivs, das auf diese Weise sowohl (inter- und interspezial-)diskursiv als auch konzeptuell eine Integration und Verdichtung herstellt. Dabei reagiert es auf verschiedene Notstände. Der schieren Zahl

von Individuen innerhalb gemeinsamer bzw. aneinander angeschlossener Medienkulturen und der gleichzeitigen funktionalen gesellschaftlichen Differenzierung stellt es die zentrale Strategie der Herstellung von Passungen gegenüber – sowohl im Sinne eines katalytischen Zusammenbringens jener Individuen und Elemente, die zueinander passen, als auch im Sinne einer Anpassung von Individuen an ihnen äußerliche Gegebenheiten oder andersherum. Durch die multidimensionale Repräsentation und Prozessierung von Individuen erlaubt es dabei Steuerungs- und Selbststeuerungsmechanismen, die z. B. über Kennzahlen, Kurven und Statistiken im Sinne des Link'schen Normalismus nicht möglich sind. Als Teil der Strategie reagiert es zudem auf kulturelle und technische Anonymisierungen in vernetzten computerbasierten Medien, insofern es registerbasierte oder aber ‚fluide' Zurechenbarkeiten herstellt. Gleichzeitig schafft es durch die zweckorientierte Ermöglichung von Automatismen flexible und selbststeuernde Orientierungs- und Relevanzstrukturen, die u. a. auf eine ‚Informationsflut' bzw. in Fortführung von Beniger eine Control Crisis zweiter Ordnung reagieren, die sich aus der von ihm skizzierten Control Revolution ergibt und durch zentrale Planungen nicht mehr zu handhaben ist. Aus medientheoretischer Perspektive integriert das Profil-Konzept zum einen das Allgemeine und das Besondere und stellt zudem eine Anschlussfähigkeit zwischen datenförmiger Prozessierbarkeit und semantischer Bedeutungsproduktion her und reagiert damit jeweils auf das Auseinanderfallen beider Sphären. Die Akzeptanz und Popularität von Selbstverdatungsmaschinen als Medien des Profilierungs-Dispositivs ist vor diesem Hintergrund verständlich, insofern sie den verdateten Selbsten u. a. zurechenbare Existenzen, Passungen und Anpassungen, Orientierungen und Bedeutungsproduktionen ermöglichen, die in der gegenwärtigen Medienkultur auf anderen Wegen nur schwer zu haben sind. Die Wirkungen, die mit der Tatsache des Profils und der Profilierung einhergehen, werden insbesondere in den skizzierten Entgrenzungen der Konzepte des Labors, der Besserungsanstalt und des Büros deutlich, insofern Subjekte innerhalb des Profilierungs-Dispositivs als Test- und Wissensobjekte, mobilisierte ‚Insassen' und ‚PatientInnen' und bürokratische ‚Fälle' entworfen werden.

Im Aufgreifen der Foucault'schen Frage danach, ‚wie in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden' konnte damit zum einen eine mögliche Antwort für die Gegenwart herausgearbeitet, zum anderen aber auch gezeigt werden, dass das Profil als Medium bzw. seine Vorgänger und Entstehungsansätze auch in den von Foucault bearbeiteten historischen Konstellationen in vielen Fällen eine Rolle für die Subjektivierung spielen, ohne von ihm systematisch thematisiert zu werden. Gleichzeitig konnte angesichts der Grenzen des Normalismus mit dem Profilierungs-Dispositiv eine alternative Modellierung und Erklärung gegenwärtiger Subjektivierungs- und Regierungsverfahren entwickelt werden. Das Profil-Konzept und Praktiken der Profilierung über das Modell des Profilierungs-Dispositivs für den medienwissenschaftlichen Diskurs konturiert zu haben scheint vor diesem Hintergrund eine vielversprechende Grundlage für weitere Arbeiten zu sein. Der Anspruch der Arbeit, die Rolle des Profils und der Profilierung zu entselbstverständlichen und auf diese Art und Weise verständlich zu machen, ist dabei ein immanent kritischer. Im Anschluss an das oben ausgeführte Verständnis von Foucaults Konzepten der Archäologie, Genealogie und der Strategie bzw. des Dispositivs,

ging es darum, herauszuarbeiten, „welches die Bedingungen sind, die eine Singularität [hier: die Praktiken und Techniken der Profilierung] akzeptabel machen, die durch die Auffindung der Interaktionen und Strategien, in die sie sich integriert, einsichtig wird“.[1128] Indem das beschriebene Verfahren die Tatsache und die Akzeptanz der Profilierung wie oben beschrieben, dem Werden zuführt, stellt es ihre Möglichkeitsbedingungen und die Kontingenz ihrer Existenz heraus. Gerade vor dem Hintergrund der engen Verbindung zwischen dem Konzept des Profils und der Artikulation unserer Selbst ermöglicht die geleistete Arbeit also eine Form der Kritik, die in Foucaults Worten darauf abzielt, „aus der Kontingenz, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind, die Möglichkeit herauslösen, nicht mehr das zu sein, zu tun oder zu denken, was wir sind, tun oder denken“.[1129] Die Existenz von Selbstverdatungsmaschinen, von konkreten, alltäglichen und akzeptierten Techniken und Praktiken der Profilierung, in ihrem Werden rekonstruiert zu haben, ermöglicht es, die damit einhergehenden Strategien und Subjektivierungsweisen als nicht-notwendig zu erkennen und ggf. zu vermeiden oder Alternativen aufzutun. Gerade im Hinblick auf die im Rahmen der Arbeit entwickelte These, dass die Strategie des Profilierungs-Dispositivs im Kern auf Passungen abzielt, wäre also eine Möglichkeit der kritischen Praxis, *un*passend zu werden – und zwar, da selbst die Abweichung noch in die Logik des Profils fällt, insofern sie zum passenden Alleinstellungsmerkmal überformt wird, nicht im Sinne einer Unangepasstheit hinsichtlich spezifischer Anforderungen, sondern in der allgemeinen Zurückweisung der Frage nach der Passung an sich. Es ginge dann darum, sich der Übersetzung in Merkmale, der Kommensurabilisierung und der anschließenden Frage, ob und wohin man passt oder inwiefern man sich anzupassen hätte, soweit wie möglich zu entziehen. Geht man daran anschließend davon aus, dass die Strategie der Passung darauf abzielt, dass sich Dinge und Menschen einander ‚fügen‘ bzw. auf ihre gegenseitige ‚Fügsamkeit‘ hin befragt werden, benennt Foucault vor diesem Hintergrund mit einer seiner allgemeinsten Definitionen von Kritik – vielleicht weniger zufällig, als es scheint – pointiert eine mögliche kritische Haltung zur Profilierung, wenn er schreibt: „Dann ist die Kritik die Kunst der […] reflektierten Unfügsamkeit“.[1130]

1128 | Foucault (1992[1978]): *Was ist Kritik?*, S. 39.

1129 | Foucault, Michel [2005[1984]): Was ist Aufklärung? In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 687-707, hier S. 703.

1130 | Foucault (1992[1978]): *Was ist Kritik?*, S. 15. Im Original spricht Foucault, von „indocilité“, das durchaus mit „Unfügsamkeit“ übersetzt werden kann, etymologisch jedoch präziser auf „Unbelehrbarkeit“ bzw. „Ungelehrigkeit“ (gerade auch in Abgrenzung zu den „gelehrigen Körpern“/„corps dociles“ als Ziel der Disziplinarinstitutionen) zurückzuführen ist. Insofern ist der Reiz dieser semantischen Fügung eher Walter Seitter, denn Focualt selbst zu verdanken – oder aber dem Profilierungs-Dispositiv selbst.

Quellenverzeichnis

A mind needs books as a sword needs a whetstone, if it is to keep its edge.

TYRION LANNISTER

Accademia della Crusca (Hg.) (1612): *Vocabolario degli Accademici della Crusca.* Venedig: Giouanni Alberti.

Adelmann, Ralf (2011): Von der Freundschaft in Facebook. Mediale Politiken sozialer Beziehungen in Social Networking Sites. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 127-144.

Adelmann, Ralf (2013): Die Normalitäten des *Long Tail*. Zur „Sichtbarkeit" von mobilen Medien und Nischenkulturen. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 89-103.

Adelung, Johann Christoph (1798): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Th. 3: Von M - Scr*. Leipzig.

Aebbtlin, Georg (1669): *Anführung zu der Registratur-Kunst*. Ulm: Christian Balthasar.

Agamben, Giorgio (2008[2006]): *Was ist ein Dispositiv?* Zürich-Berlin: diaphanes.

Allerkamp, Andrea (2005): *Anruf, Adresse, Appell. Figurationen der Kommunikation in Philosophie und Literatur.* Bielefeld: Transcript.

Altendorf, Michael (2011): Social Media Targeting. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele.* Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 67-92.

Althusser, Louis (1977): Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Ders. (Hg.): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie.* Hamburg/Berlin: VSA, S. 108-153.

Ameland, Manfred/Bartussek, Dieter/Stemmler, Gerhard/Hagemann, Dirk (2006): *Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung.* Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Anderson, Chris (2008): The End of Theory: The Data Deluge Makes the Scientific Method Obsolete. In: *Wired*, 06/08; online einsehbar unter: http://www.wired.com/2008/06/pb-theory/; zuletzt eingesehen am 21.02.2016.

Anderson, Margo J. (2015): *The American Census. A Social History. Second Edition.* New Heaven/London: Yale University Press.

Andrejevic, Mark (2011): Facebook als neue Produktionsweise. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 31-49.

Aristoteles (2006[4. Jh. v. Chr.]): *Physiognomik. Der Zusammenhang zwischen Körper und Seele und der Ausdruck der Seele durch den Körper*. Zürich: Carl Huter Verlag.

Asendorpf, Jens B. (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Heidelberg: Springer.

Bahnsen, Julius (1867): *Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.* Leipzig: F.A. Brockhaus.

Balzer, Christian (2008): *Implizite Benutzerprofile für personalisierte Webseiten. Bildung und Verarbeitung von Non-Obvious User profiles mittels Clickstream-Auswertung.* Saarbrücken: Verlag Dr. Müller AG & Co. KG.

Barnes, Susan B. (2006): A privacy paradox: Social networking in the United States. In: *First Monday*, 11 (9).

Barton, Matt (2008): *Dungeons and Desktops. The History of Computer Role-Playing Games.* Wellesley Massatchusetts: A K Peters Ltd.

Bartsch, Karl (1926): *Das Psychologische Profil und seine Auswertung für die Heilpädagogik. Ein Beitrag zur Erforschung der psychischen Funktionen des normalen und des anormalen Kindes*. Halle: Carl Marhold.

Baudry, Jean-Louis (1994[1975]): Das Dispositiv: Metapsychologische Betrachtung des Realitätseindrucks. In: *Psyche*, 11, Stuttgart, S. 1047-1074.

Bauer, Franz J. (2004): *Das ‚lange' 19. Jahrhundert. Profil einer Epoche*. Stuttgart: Reclam.

Baumann, Zygmunt/Lyon, David (2013): *Liquid Surveillance. A Conversation.* Cambridge/ Malden: Polity Press.

Becker, Peter (2005): *Dem Täter auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminalistik.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Beniger, James R. (1986): *The Control Revolution. Technological and Economic Origins of the Information Society.* Cambrigde: Harvard University Press.

Benz, Winfried (Hg.) (2004): *Handbuch Qualität in Studium und Lehre: Evaluation nutzen – Akkreditierung sichern – Profil schärfen*. Stuttgart/Berlin: Raabe.

Berchtold, Nicola (2007): Spuren des „Berufsverbrechers". Die Daktyloskopie als Identifizierungstechnik in deutschen Großstädten um 1900. In: Zurawski, Nils (Hg.*): Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen" Welt.* Frankfurt am Main/New York: Lang, S. 39-58.

Bernard, Andreas (in Vorb.): Das Wissen des Profils. In: Degeling, Martin/Othmer, Julius/Weich, An-dreas/Westermann, Bianca (Hg.): *Profile*. Lüneburg: Meson Press.

Bertillon, Alphonse (1895a): *Das anthropometrische Signalement, autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. v. Sury*. Bern und Leipzig: Siebert.

Bertillon, Alphonse (1895b): *Das anthropometrische Signalement. 2. vermehrte Auflage mit einem Album, autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. v. Sury*. Bern und Leipzig: Siebert.

Beyer, Andreas/Schütte, Ulrich (1993[1983]): Zu dieser Ausgabe. In: Dies. (Hg.): *Andrea Palladio: Die vier Bücher zur Architektur. Nach der Ausgaben Venedig 1570. I Quattro Libri Dell'Architettura.* 4. Auflage. Zürich und München: Artemis, S. 10.

Beyrow, Matthias (1998): *Mut zum Profil. Corporate Identity und Corporate Design für Städte*. Stuttgart: avedition.

Bidlo, Oliver (2011): *Profiling. Im Fluss der Zeichen.* Essen: Oldib-Verlag.

Biermann, Kai (2010): Dank „Places" mit dem Finger auf andere zeigen. Facebook hat den Lokalisierungsdienst „Places" gestartet. Der kann nützlich sein, aber es empfiehlt sich, einige Funktionen besser gleich wieder abzuschalten. In: *Die Zeit*, 19.08.2010.

Bierwisch, Manfred (1966): Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden. In: Enzensberger, Hans Magnus (Hg.): *Kursbuch 5. Mai 1966.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 77-152.

Birkhan, Barbara (2010). Das Dispositiv – die andere Seite des Diskurses. Review Essay: Andrea D. Bührmann & Werner Schneider (2008). Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse [73 Absätze]. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 11 (2), Art. 9, online einsehbar unter: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs100298; zuletzt eingesehen am 06.02.2016.

Bittner, Jochen (2001): Gesucht: Männlich, arabisch, kinderlos, reisefreudig. In: *Die Zeit*, 04.10.2001.

Bittner, Jochen (2005): Denn sie wissen, was wir tun. Geheimdienste und Polizei erfahren mehr über die Bevölkerung, als die Verfassung erlaubt. Und kaum einer merkt, wie seine Freiheit schwindet. In: *Die Zeit*, 03.03.2005.

Block, Burkhard (1981): *Die Eignungsprofilerstellung von Führungspersonen des mittleren Managementbereiches zur Auslese externer Bewerber.* Bochum: Brockmeyer.

Böckler, Georg Andreas (1991[1698]): *Die Baumeisterin Pallas/Oder der in Teutschland erstandene Palladius. Kommentierte und illustrierte Übersetzung der ersten zwei Bücher von Andrea Palladios I Quattro Libri dell'Architettura. Faksimile der Ausgabe Nürnberg 1698. Mit einer Einführung von Bernd Vollmar.* Nördlingen: Verlag Dr. Alfons Uhl.

Böhme, Hartmut (1998): Das Büro als Welt – Die Welt im Büro. In: Lachmayer, Herbert/Louis, Eleonora (Hg.): *Work & Culture. Büro. Inszenierung von Arbeit.* Klagenfurt: Ritter Verlag, S. 95-103.

Böhme, Stefan (2014): Das Spiel mit der Zahl. In: Ders./Nohr, Rolf F./Wiemer, Serjoscha (Hg.): *Diskurse des strategischen Spiels. Medielität, Gouvernementalität, Topografie.* Münster: Lit, S. 159-184.

Böhme, Stefan (2014): *Maschinen der Konkurrenz.* Unveröffentlichte Dissertation.

Böhme, Stefan/Nohr, Rolf F. (2009): *Die Auftritte des Krieges sinnlich machen. Johann C. L. Hellwig und das Braunschweiger Kriegsspiel.* Braunschweig: Appelhaus-Verlag.

Böhme, Stefan/Nohr, Rolf F./Wiemer, Serjoscha (2012): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Sortieren, Sammeln, Suchen, Spielen. Die Datenbank als mediale Praxis.* S. 9-29.

Böhme, Stefan/Nohr, Rolf/Wiemer, Serjoscha (Hg.) (2012): *Sortieren, Sammeln, Suchen, Spielen. Die Datenbank als mediale Praxis.* Münster: Lit.

Bolter, Jay David/Grusin, Richard (2000) *Remediation. Understanding New Media.* Cambridge: MIT Press.

Bortz, Jürgen (1984): *Lehrbuch der empirischen Forschung. Für Sozialwissenschaftler.* Berlin/Heidelberg: Springer.

boyd, danah m./Ellison, Nicole B. (2007): Social network sites: Definition, history, and scholarship. *Journal of Computer-Mediated Communication*, 13(1), article 11.; online einsehbar unter: http://jcmc.indiana.edu/vol13/issue1/boyd.ellison.html; zuletzt eingesehen am 06.02.2016.

Braun, Dirk/Schmoll, Lars (2014): Zur Entwicklung und zum Umgang mit dem Kompetenzraster. In: Dies. (Hg.): *Kompetenzorientiert unterrichten – kompetenzorientiert ausbilden. Ein Kompetenzraster für die schulische Aus- und Fortbildung.* Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 12-17.

Brauns, Jörg (2003): *„Schauplätze". Untersuchungen zur Theorie und Geschichte der Dispositive visueller Medien*; online einsehbar unter: http://e-pub.uni-weimar.de/volltexte/2004/78/pdf/Brauns.pdf; zuletzt eingesehen am 03.08.2013.

Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (2012): Recognition and Registration: The Infrastructure of Personhood in World History. In: Dies. (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History.* Oxford: Oxford University Press, S. 1-36.

Bröckling, Ulrich (2002): Diktat des Komparativs. Zur Anthropologie des „unternehmerischen Selbst". In: Ders./Horn, Eva (Hg.): *Anthropologie der Arbeit.* Tübingen: Gunter Narr Verlag, S. 157-173.

Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich/Horn, Eva (2002): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen: Gunter Narr, S. 7-16.

Bronnmann, Wilhelm (1988): *Schulen mit Profil.* Kiel: Schmidt und Klaunig.

Bublitz, Hannelore (2010): *Im Beichtstuhl der Medien. Die Produktion des Selbst im öffentlichen Bekenntnis.* Bielefeld: Transcript.

Bublitz, Hannelore (2013): Vermessung und Modi der Sichtbarmachung des Subjekts in Medien-/Datenlandschaften. In: *Nebulosa. Zeitschrift für Sichtbarkeit.* 04/13, S. 21-32.

Bublitz, Hannelore/Marek, Roman/Steinmann, Christina Louise/Winkler, Hartmut (2010): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Automatismen.* Paderborn: Fink, S. 9-16; online einsehbar unter: http://digital.ub.uni-paderborn.de/ubpb/urn/urn:nbn:de:hbz:466:2-10716; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Bublitz, Hannelore/Marek, Roman/Steinmann, Christina Louise/Winkler, Hartmut (Hg.) (2010): *Automatismen.* Paderborn: Fink; online einsehbar unter: http://digital.ub.uni-paderborn.de/ubpb/urn/urn:nbn:de:hbz:466:2-10716; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Bührmann, Andrea/Schneider, Werner (2012[2008]): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse.* 2., unveränderte Auflage. Bielefeld: Transcript.

Bürkle, Hans (1998[1991]): Die Kunst, sich zu vermarkten – Marketing in eigener Sache. In: Ders./Brogsitter, Bernd (Hg.): *Die Kunst, sich zu vermarkten. Ein Bewerbungsratgeber für ein- und Umsteiger.* 4. Auflage. Stuttgart: Schäffer-Poeschel Verlag, S. 3-5.

Burkhardt, Marcus (2015): *Digitale Datenbanken. Eine Medientheorie im Zeitalter von Big Data.* Bielefeld: Transcript.

Burnett, John/Bush, Alan (1986): Profiling the Yuppies. In: *Journal of Advertising Research,* 26 (2), S. 27-35.

Canetti, Alfred (1966): *Das ist unser Jahrhundert. Profil einer Epoche in Bildern und Dokumenten*. Zürich/Stuttgart: Fretz und Wasmuth Verlag AG.

Canguilhem, Georges (1979): Der Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. In: Wolf Lepenies (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 22-37.

Carnap, Rudolf (1966[1928]): *Der logische Aufbau der Welt.* Hamburg: Felix Meiner Verlag.

Cattell, James McKeen (1886): Psychometrische Untersuchungen, Erste Abtheilung. In: *Philosophische Studien 3*, S. 305-335.

Clarke, Roger (1988): Information Technology and Dataveillance. In: *ACM*, 31 (5), S. 498-512.

Clarke, Roger (1993): Profiling: A Hidden Challenge to the Regulation of Data Surveillance. In: *Journal of Law and Information Science*, 4 (2), S. 403-419.

Cobler, Sebastian (1981): DAZUSY, PSI und MOPPS. Computer auf den Spuren von „Risikopersonen". In: Micherl, Karl Markus/Spengler, Tilmann (Hg.): *Kursbuch 66. Die erfaßte Gesellschaft.* Berlin: Kursbuch/Rothbuch Verlag, S. 7-18.

Coté, Mark/Pybus, Jennifer (2011): Social Networks: Erziehung zur Immateriellen Arbeit 2.0. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 51-73.

Cruciger, Mauritius (1799): *Leipzig im Profil: Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde*. Solothurn: Benedict Krüger und Adolph Weber.

Davidson, Jim (1982): Natural Language Access to Databases: User Modeling and Focus. In: Canadian Society for Computational Studies of Intelligence (Hg.): *Proceedings of the fourth biennial conference of the Canadian Society for Computational Studies of Intelligence: University of Saskatchewan, Saskatoon, Saskatchewan, 17-19 May, 1982*. Toronto: Canadian Society for Computational Studies of Intelligence, S. 17-19.

Debus, Friedhelm (2012): *Namenkunde und Namengeschichte. Eine Einführung.* Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Decker, Oliver (2007): Alle Karten in der Hand. Panoptismus und die Gesundheitskarte. In: Zurawski, Nils (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen" Welt.* Frankfurt am Main/New York: Lang, S. 159-176.

Decker, Oliver/Grave, Tobias (2011): Überwacht oder überwach? Elektronische Gesundheitskarte und Patientenakte. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 210-222.

Degeling, Martin/Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann, Bianca (Hg.) (in Vorb.): *Profile*. Lüneburg: Meson Press.

Degeling, Martin (in Vorb.): Googles Interessenprofiling. In: Ders./Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann/Bianca (Hg.): *Profile.* Lüneburg: Meson Press.

Deleuze, Gilles (1991[1986]): Was ist ein Dispositiv? In: Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hg.): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 153-162.

Deleuze, Gilles (1992[1986]): *Foucault.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Deleuze, Gilles (1993[1990]): Postskriptum über die Kontrollgesellschaften. In: Ders. (Hg.): *Unterhandlungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 254-262.

Della Porta, Giambattista (1586): *De humana physiognomonia libri IIII*. Vici Aequensis: Apud Iosephum Cacchium.

Della Porta, Giambattista (1601): *Menschliche Physiognomy, daß ist, Ein gewisse Weiß vnd Regel, wie man auß der eusserlichen Gestalt, Statur, vnnd Form deß Menschlichen Leibs, vnd dessen Gliedmassen ... schliessen könne, wie derselbige auch innerlich ... geartet sey ; Jn vier vnterschiedene Bücher abgetheilet ...*, Franckfurt am Mayn: Romani Beati Erben.

Derrida, Jaques (2004[1972]): *Die différance.* In: Engelmann, Peter (Hg.): *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart.* Ditzingen: Reclam, S. 76-113.

Deutsche Hollerith Maschinen Gesellschaft (1935): *Festschrift zur 25-Jahrfeier der Deutschen Hollerith Maschinen Gesellschaft*. Elsner: Berlin-Lichterfelde.

Devery, Christopher (2010): Criminal Profiling and Criminal Investigation. In: *Journal of Contemporary Criminal Justice*, 26 (4), S. 393-409.

Dietrich, Horst (2011): Realtime Targeting im Internet. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele.* Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 43-54, hier S. 48f.

Döring, Daniela (2011): *Zeugende Zahlen. Mittelmaß und Durchschnittstypen in Proportion, Statistik und Konfektion.* Berlin: Kadmos.

Döring, Nicola (2003): *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen.* 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Göttingen u. a.: Hogrefe, Verlag für Psychologie.

Donick, Mario (2013): Hörverhaltensstatistiken bei *last.fm* als Kontext für Kommunikation. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 105-113.

Dorer, Johanna (1997): Das Internet und die Genealogie des Kommunikationsdispositivs: ein medientheoretischer Ansatz nach Foucault. In: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hg.): *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse.* Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 247-257.

Dotzler, Bernhard/Schüttpelz, Erhard/Stanitzek, Georg (2001): Die Adresse des Mediums. Einleitung. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.): *Die Adresse des Mediums.* Köln: DuMont.

Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.) (1987): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Athenäum.

Drösser, Christoph (1999): Doppelgänger im Netz. Internet-Surfer hinterlassen Spuren. Datensammler erstellen daraus persönliche Profile. In: *Die Zeit*, 22.07.1999.

Drunen, Peter van (2006): Röntgenfotos des Geistes. Der Rohrschach-Test und andere projektive Verfahren. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand. 100 Jahre Psychometrie.* Göttingen: Vanderhoeck und Ruprecht, S. 81-101.

Dülmen, Richard van (2001): Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart.* Köln: Böhlau, S. 1-7.

Dürer, Albrecht (1970[1528]): *Vier Bücher von der menschlichen Proportion*. London: Wagner.

Eickmeier, Frank/Hansmersmann, Petra (2011): Datenschutzkonforme Nutzerprofile im Internet. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele.* Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 95-121.

Elmer, Greg (2004): *Profiling Machines: Mapping the Personal Information Economy*. Cambridge, Massachusetts/London, England: MIT Press.

Engels, Degenhard (1976): *Die erfolgreiche Bewerbung.* München: Florentz.

Engemann, Christoph (2013): Write me down, make me real – zur Gouvernemedialität digitaler Identität. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag, S.205-227.

Ernst, Wolfgang (2004): Das Gesetz des Sagbaren. Foucault und die Medien. In: Gente, Peter (Hg.): *Foucault und die Künste*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 238-259.

Etzemüller, Thomas (2007): *Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert.* Bielefeld: Transcript.

Everling, Oliver (Hg.) (2009): *Risikoprofiling von Anlegern: Kundenprofile treffend analysieren und in der Beratung nutzen*. Köln: Bank Verlag.

Ewald, Gottfried (1924): *Temperament und Charakter*. Berlin: Julius Springer.

Ewen, Elizabeth/Staurt Elizabeth (2009[2006]): *Typen und Stereotype. Die Geschichte des Vorurteils.* Berlin: Parthas.

Eybl, Franz M. (2010): Typus, Temperament, Tabelle. Zur anthropologischen und medientheoretischen Systematik der Völkerstereotypen. In: Borgstedt, Thomas/Czarnecka, Miroslawa/Jablecki, Tomasz (Hg.): *Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster*. Bern: Peter Lang, S. 29-44.

Fahrmeir, Andreas (2012): Too Much Information? Too Little Coordination? (Civil) Registration in Nineteenth-Century Germany. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History.* Oxford: Oxford University Press, S. 93-112.

Fano, Robert M. (1967): The Computer Utility and the Community. In: *IEEE: nal Convention Record Part 12*, S. 30-34; online einsehbar unter: http://www.multicians.org/fano1967.html; zuletzt eingesehen am 21.12.2015.

Feldhaus, Franz Maria (1967): *Geschichte des technischen Zeichnens.* 3., erweiterte und verbesserte Auflage. Wilhelmshaven: Kuhlmann.

Fink-Eitel, Hinrich (1989): *Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.

Fischermann, Thomas (2003): Großer Bruder im Netz. Jeder Click hinterlässt eine Spur – zur Freude von Polizei, privaten Firmen und Datendieben. In: *Die Zeit*, 04.12.2003.

Flemming, Rebecca (2012): Identity Registration in the Classical Mediterran World. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History.* Oxford: Oxford University Press, S. 169-190.

Foucault, Michel (1974[1966]): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1977[1975]): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1978[1977]): Ein Spiel um die Psychoanalyse. In: Ders. (Hg.): *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit.* Berlin: Merve, S. 118-175.

Foucault, Michel (1981[1969]): *Archäologie des Wissens.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1983[1976]): *Sexualität und Wahrheit I – Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1986[1984]): *Sexualität und Wahrheit II – Der Gebrauch der Lüste.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1987[1982]): Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Athenäum, S. 243-250.

Foucault, Michel (1992[1972]): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main: Fischer.

Foucault, Michel (1992[1978]): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.

Foucault, Michel (1993[1963]): *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks.* Frankfurt am Main: Fischer, S. 12.

Foucault, Michel (2001[1966]): Michel Foucault, „Die Ordnung der Dinge“ (Gespräch mit R. Bellour). In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band I. 1954-1969*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 644-652.

Foucault, Michel (2001[1971]): Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band II. 1970-1975*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 166-191.

Foucault, Michel (2003[1977]a): Gespräch mit Michel Foucault. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 186-213.

Foucault, Michel (2003[1977]b): Das Spiel des Michel Foucault. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 391-429.

Foucault, Michel (2003[1977]c): Macht und Wissen. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 515-534.

Foucault, Michel (2003[1974/1978]): Die Einbindung des Krankenhauses in die moderne Technologie. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III. 1976-1979*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 644-660.

Foucault, Michel (2004[1978]): *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2005[1980/1977]): Der Staub und die Wolke. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 12-25.

Foucault, Michel (2005[1980/1978]): Diskussion vom 20. Mai 1978. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 25-43.

Foucault, Michel (2005[1983]a): Zur Genealogie der Ethik: Ein Überblick über die laufende Arbeit. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 461-503.

Foucault, Michel (2005[1983]b): Über sich selbst schreiben. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 503-521.

Foucault, Michel [2005[1984]): Was ist Aufklärung? In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 687-707.

Foucault, Michel (2005[1984]): Die Sorge um die Wahrheit. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV. 1980-1988*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 823-836.

Foucault, Michel (2008[1963]): *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks.* Frankfurt am Main: Fischer.

Foucault, Michel/Honneth, Axel/Saar Michael (Hg.) (2008): *Michel Foucault. Die Hauptwerke*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2009[1967]): Über verschiedene Arten, Geschichte zu schreiben. Gespräch mit R. Bellours. In: Defert, Daniel/ Ewald, Fançois/Gehring, Petra (Hg.): *Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 23-41.

Franz, Johann G. (1784): *Versuch einer Geschichte der Physiognomik und der damit verbundenen Wissenschaften.* Wien und Leipzig: Friedrich August Hartmann.

Freitag, Adam (1631): *Architectura militaris nova et actua, oder Newe vermehrte Fortification*, Leyden: Elzeviers.

Friedrich, Hans (1978): *Lebenslauf und Bewerbung. Beispiele für Inhalt, Form und Aufbau.* Niederhausen/Taunus: Falken-Verlag.

Frieling, Ekkehart/Sonntag, Karlheinz (1999): *Lehrbuch Arbeitspsychologie.* 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Huber.

Füssel, Stephan (Hg.) (2008): *Städte der Welt: 363 Kupferstiche revolutionieren das Weltbild; Gesamtausgabe der kolorierten Tafeln 1572-1617; nach dem Original des Historischen Museums Frankfurt = Civitates orbis terrarum von Georg Braun und Franz Hogenberg*, Hong Kong u. a.: Taschen.

Funke, Joachim (2006): Alfred Binet (1857-1911) und der erste Intelligenztest der Welt. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 23-40.

Furetière, Antoine (1690): *Dictionaire universel, Contenant generalement tous les mots françois tant vieux que modernes, & les termes de toutes les sciences et des arts*. Rotterdam/Haye: Leers, S. k.A; online einsehbar unter: http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k50614b/f1678.image; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Furttenbach, Joseph (1635): *Architectura Universalis. das ist: von Kriegs-, Statt- u. Wasser-Gebäwen; erstlich, wie man d. Statthor u. Einlaß zu Wasser u. zu Land ... erbawen; zum andern, wie im Stattgebäw d. Schulen ... zuverfertigen seyen; drittens, in was Gestalt auff d. siessen fliessenden Wassern, d. wehrhaffte Flöß, sowol auch d. Schiff u. Formen also zuer-*

bawen ... zum vierdten, e. Pulfferthurn, ingleichem e. Zeughauß nach rechter bequemer Manier zu erbawen. Ulm: Meder.

Gabriel, Gottfried (1980): Merkmal. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Ders. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 5.* Basel u. a.: Schwabe, S. 1153-1154.

Galton, Francis (1874): Proposal to apply for anthropological statistics from schools. In: *Journal of the Anthropological Institute*, 3, S. 308-311.

Galton, Francis (1888): A Morning with the Anthropometric Detectives. An Interview with Mr. Francis Galton, F.R.S. In: *Pall Mall Gazette* (November 16), S. 1-2.

Galton, Francis (1890): Why do we measure mankind? In: *Lippincott's Monthly Magazine* 45, S. 236-241.

Gayken, Sandro (Hg.) (2013): *Jenseits von 1984. Datenschutz und Überwachung in der fortgeschrittenen Informationsgesellschaft. Eine Versachlichung.* Bielefeld: Transcript.

Gehring, Petra (2009): Foucaults Verfahren. In: Dies./Defert, Daniel/Ewald, Françis (Hg.): *Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 373-393.

Geier, Franz (1976): *Risikoprofil der koronaren Herzerkrankung: Untersuchung zur Erfassung der Risikofaktoren bei koronarangiographisch fassbaren Veränderungen*. Düsseldorf: Universitätsverlag.

Geißler, Pascal (2015): Kalkularisierung und die Erweiterung von Planbarkeit in der Moderne. In: Koch, Matthias/Köhler, Christian/Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Planlos! Zu den Grenzen von Planbarkeit.* Paderborn: Fink, S. 51-63.

Geisthövel, Alexa (2013): *Intelligenz und Rasse. Franz Boas' psychologischer Antirassismus zwischen Amerika und Deutschland, 1920-1942.* Bielefeld: Transcript.

Gerlitz, Carolin (2011): Die Like Economy. Digitaler Raum, Daten und Wertschöpfung. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 101-122.

Giese, Fritz (1923): *Psychotechnisches Praktikum*. Halle: Wendt und Klauwell.

Giese, Fritz (1928): *Psychotechnik*. Breslau: Ferdinand Hirt.

Glahn, Richard von (2012): Household Registration, Property Rights, and Social Obligations in Imperial China: Principles and Practices. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History.* Oxford: Oxford University Press, S. 39-66.

Glöckner Hertle/Wünsche, Michael (2000): *Qualitätsmanagement in Kindertagesstätten: Maßstäbe setzen – Profil gewinnen*. Offenbach: Burckhardthaus-Laetare-Verlag.

Gould, Stephen Jay (1988[1981]): *Der falsch vermessene Mensch.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Greve, Goetz/Hopf, Gregor/Bauer, Christoph (2011): Einführung in das Online Targeting. In: Dies. (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele.* Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 3-21.

Griesebner, Andrea/Lutter, Christina (2005): Geschlecht und „Selbst" in Quellen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung.* Göttingen: Wallstein, S. 51-70.

Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1889): *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Bd. 13.* Leipzig: Hirzel; online einsehbar unter http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GP07877; zuletzt eingesehen am 19.02.2013.

Groebner, Valentin (2004): *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters.* München: Beck.

Gross, Franz Heinrich (Hg.) (1981): *Diflunisal – Profil einer neuen Substanz.* München: Zuckerschwerdt Verlag.

Großmann, Gustav (1927): *Sich selbst rationalisieren. Mit Mindestaufwand persönliche Bestleistungen erzeugen.* Stuttgart: Verlag für Wissenschaft und Verkehr.

Gürteler, Alfred (1936): *Neue Stelle durch richtige Bewerbung. Voraussetzungen und Möglichkeiten bessere Bewerbungsbriefe zu schreiben. Mit Musterbeispielen.* 7. Auflage. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.

Gugerli, David (2006): Suchmaschinen und Subjekte. In: Engell, Lorenz (Hg.): *Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa?).* Weimar: Universitätsverlag, S. 137-154.

Gugerli, David (2007): Die Welt als Datenbank. Zur Relation von Softwareentwicklung, Abfragetechnik und Deutungsautonomie. In: Ders. (Hg.): *Nach Feierabend. Züricher Jahrbuch für Wissensgeschichte 3. Daten.* Zürich/Berlin: Diaphanes, S. 11-36.

Haberkorn, Knut (1992): *So bewerbe ich mich erfolgreich.* 6., aktualisierte Auflage. Ehningen bei Böblingen: expert-Verlag.

Hall, Travis (2013): *Fixing Identity. A socio-hostorical Analysis of State Practices of Identification mediated through Technologies of the Body*. Unveröffentlichte Dissertation.

Haller, Rudolf (1971): Begriff I (allg.). In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Ders. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 1.* Basel u. a.: Schwabe, S. 780-785.

Hamann, Alexander (2007): *Geschichte(n) der Biometrie*. Studienarbeit an der HU Berlin; online einsehbar unter: https://www2.informatik.hu-berlin.de/~ahamann/studies/Geschichte%28n%29_der_Biometrie.pdf; zuletzt eingesehen am 04.08.2015.

Hamann, Götz/Rohwetter, Marcus (2009): Google weiß, wo du bist. Der Datenkrake hat ein enormes Gedächtnis – und will noch mehr erfahren. Nun sollen die Menschen Google auf dem Handy ständig bei sich tragen. In: *Die Zeit*, 05.02.2009

Hanke, Christine (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung. Zur Konstitution von „Rasse" und „Geschlecht" in der physischen Anthropologie um 1900.* Bielefeld: Transcript.

Hans, Jan (2002): Das Medien-Dispositiv. In: Zentrum für Medien und Medienkultur/Medienzentrum des FB 07 der Universität Hamburg (2001/2002): „Medientheorie". Themenheft der Medienkultur-Zeitschrift *tiefenschärfe*, S. 22-28, hier S. 24.; online einsehbar unter: http://www.slm.uni-hamburg.de/imk/tiefenschaerfe/tiefenschaerfe_Winter2002_03.pdf; zuletzt eingesehen am 24.05.13.

Hartling, Florian (2009): *Der digitale Autor. Autorschaft im Zeitalter des Internets*. Bielefeld: Transcript.

Heimhalt, Hans Höfer von (1915): *Anleitung zum geologischen Beobachten, Kartieren und Profilieren.* Braunschweig: Vieweg und Sohn.

Heinrich, Dieter (1990): *Profit durch Profil. Die zentrale Unternehmens-Idee: das Stärkste, was ein Unternehmen haben kann*. Stuttgart: Schäffer Verlag.

Helwig, Giesela/Spittmann-Rühle (1987): *Das Profil der DDR in der sozialistischen Staatengemeinschaft. Zwanzigste Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. 9. bis 12. Juni 1987*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik Berend von Nottbeck.

Helwig, Paul (1965[1951]): *Charakterologie*. 4. Auflage der 2., vollständig überarbeiteten Auflage. Leipzig: Teubner.

Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (2011): Sichtbarkeitsregime: Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 7-24.

Hess, Volker (1999): Die moralische Ökonomie der Normalisierung Das Beispiel Fiebermessen. In: Mehrtens, Herbert/Sohn, Werner (Hg.): *Normalität und Abweichung Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 222-243.

Hickethier, Knut (1995): Dispositiv Fernsehen. Skizze eines Modells. In: *montage/av*, 4 (1), S. 63-83.

Hildebrandt, Mireille (2008a): Profiles and correlatable humans. In: Stehr, Nico/Weiler, Bernd: *Who Owns Knowledge? Knowledge and the Law*. New Brunswick/London: Transaction, 265-283.

Hildebrandt, Mireille (2008b): Defining Profiling. A New Type of Knowledge? In: Dies./Gutwirth, Serge (Hg.): *Profiling the European Citizen. Cross-Disciplinary Perspectives.* Dordrecht: Springer Science + Business Media B.V, S. 17-30.

Hildebrandt, Mireille/Gutwirth, Serge (Hg.) (2008): *Profiling the European Citizen. Cross-Disciplinary Perspectives*. Dordrecht: Springer Science + Business Media B.V.

Hippner, Hajo/Hubrich, Beate/Wilde, Klaus D. (Hg.) (2011): *Grundlagen des CRM. Strategie, Geschäftsprozesse und IT-Unterstützung.* 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Gabler.

Hoffmann, Hans F. (1931): *Sich erfolgreich bewerben!: das Wesen d. Stellensuchens; die Vorbereitung u. Durchführung d. Bewerbung; Bewerbungsschreiben, eigene Anzeigen u. persönl. Vorstellung f. d. Angestellten in kaufm. u. a. Berufen*. Bonn: Stollfuß.

Hoffmann, Jens/Musolff, Cornelia (2000): *Fallanalyse und Täterprofil. Geschichte, Methoden und Erkenntnisse einer jungen Disziplin.* Bönen/Wiesbaden: Kettler/BKA.

Hoffmann, Wolfgang (1988): Alles unter Kontrolle. Computer helfen bei der perfekten Überwachung am Arbeitsplatz. In: *Die Zeit*, 06.05.1988.

Hofmannsthal, Hugo von (1902): *Ein Brief*; online einsehbar unter http://gutenberg.spiegel.de/buch/ein-brief-997/1; zuletzt eingesehen am 26.02.2016.

Hofstätter, Peter R. (1960): *Das Denken in Stereotypen.* Göttingen: Vanderhoeck & Ruprecht.

Hofstätter, Peter R. (1977): *Persönlichkeitsforschung.* 2. Auflage. Stuttgart: Kröner.

Horn, Eva (2002): Test und Theater. Zur Anthropologie der Eignung im 20. Jahrhundert. In: Bröckling, Ulrich/Dies. (Hg.): *Anthropologie der Arbeit*. Tübingen: Gunter Narr, S. 109-125.

Hornung, Gerrit (2011): Kontrollierte Vernetzung – vernetzte Kontrolle? Das Recht in Zeiten des Ubiquitous Computing. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.):

Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert. Wiesbaden: VS Verlag, 245-262.

Hubig, Christoph (2000) „Dispositiv" als Kategorie. In: *Internationale Zeitschrift für Philosophie*, Heft 1/00, S. 35-47.

International Business Machines Corporation (1990): *IBM OS/2 Extended Edition Version 1.2 Cookbook/International Technical Support Center, Austin, Tex. Teil: Database Manager – User Profile Management (Data Access Control): Document Number GG24-3559*. Research Triangle Park: IBM.

Jacoby, Henry (1969): *Die Bürokratisierung der Welt. Ein Beitrag zu einer Problemgeschichte*. Neuwied und Berlin: Luchterhand.

Jäger, Sigfried (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner/Hirseland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band I: Theorien und Methoden.* Opladen: Leske und Budrich, S. 81-112.

James, William (1920): *Psychology. Briefer Course.* New York: Henry Holt and Company, S. 176.

Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (2005): Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung. In: Dies. (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung.* Göttingen: Wallstein, S. 7-27.

Jaquet-Chiffelle, David-Olivier (2008): Reply: Direct and Indirect Profiling in the Light of Virtual Persons. In: Hildebrandt, Mireille/Gutwirth, Serge (Hg.): *Profiling the European Citizen. Cross-Disciplinary Perspectives*. New York: Springer, 34-46.

Kammerer, Dietmar (2007): Welches Gesicht hat das Verbrechen? Die „bestimmte Individualität" von Alphonse Bertillons „Verbrecherfotografie". In: Zurawski, Nils (Hg.): *Sicherheitsdiskurse. Angst, Kontrolle und Sicherheit in einer „gefährlichen" Welt.* Frankfurt am Main/New York: Lang, S. 27-37.

Kammerer, Dietmar (2008): *Bilder der Überwachung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler.

Karolyi, L. v. (1971): *Anthropometrie. Grundlagen der anthropometrischen Messung.* Stuttgart: Gustav Fischer.

Kittler, Friedrich (1986): *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin: Brinkmann & Rose.

Klages, Ludwig (1964[1910/1926]): *Die Grundlagen der Charakterkunde.* 12. Auflage. Bonn: Bouvier u. Co. Verlag.

Klahold, André (2009): *Empfehlungssysteme. Recommender Systems. Grundlagen, Konzepte und Lösungen.* Wiesbaden: Vieweg+Teubner.

Kleinz, Torsten (2013): Big Data hilft den Geheimdiensten. NSA und GCHQ suchen nicht nach der Nadel im Heuhaufen, sie suchen Muster. US-Unternehmen wie Palantir oder auch Microsoft haben die nötige Technik entwickelt. In: *Die Zeit*, 26.06.2013.

Kliche, Thomas (2001): Das moralisch abgezogene und das kapitalisierte Selbst. Psychotests, die Erbauungsliteratur flexibler Normalisierung. In: Gerhard, Ute/Link, Jürgen/Schulte-

Holtey, Ernst (Hg.): *Infografiken, Medien, Normalisierung*. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren, S.115-126.

Klingst, Martin (2001): Datenschutz = Terroristenschutz? Unsinn! In: *Die Zeit*, 04.10.2001.

Kloss, Ingomar (2012): *Werbung. Handbuch für Studium und Praxis*. 5., vollständig überarbeitete Auflage. München: Verlag Franz Vahlen.

Köhler, H. (1860): *Über das Profil und die Fabrikation der Eisenbahnschienen*. Bochum: Stumpf.

Kohlheim, Rosa (1995a): Typologie und Benennungssysteme bei Familiennamen: prinzipiell und kulturvergleichend. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold/Löffler, Heinrich/Steger, Hugo/Zgusta, Ladislav (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik.* Berlin/New York: De Gruyter, S. 1247-1259.

Kohlheim, Rosa (1995b): Entstehung und geschichtliche Entwicklung der Familiennamen
in Deutschland. In: Eichler, Ernst/Hilty, Gerold/Löffler, Heinrich/Steger, Hugo/Zgusta, Ladislav (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik.* Berlin/New York: De Gruyter, S. 1280-1284.

Korff, Ernst (1971[1967]): *Leiten und Führen. Profil und Funktion des leitenden Angestellten.* Heidelberg: I. H. Sauer-Verlag.

Kormann, Eva (2004): *Ich, Welt und Gott. Autobiographik im 17. Jahrhundert.* Weimer/Wien: Böhlau.

Kormann, Eva (2005): Ich und Welt in der Autobiographik des 17. Jahrhunderts. In: Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung.* Göttingen: Wallstein, S. 97-107.

Krajewski, Markus (2002): *Zettelwirtschaft. Die Geburt der Kartei aus dem Geiste der Bibliothek.* Berlin: Kadmos.

Krajewski, Markus (2007): In Formation. Aufstieg und Fall der Tabelle als Paradigma der Datenverarbeitung. In: Gugerli, David (Hg.): *Nach Feierabend. Züricher Jahrbuch für Wissensgeschichte 3. Daten.* Zürich/Berlin: Diaphanes, S. 37-55.

Krämer, Sybille (1998): Was haben die Medien, der Computer und die Realität miteinander zu tun? Zur Einleitung in diesen Band. In: Dies. (Hg.): *Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien.* Frankfurt: Suhrkamp, S. 9-26.

Krämer, Sybille (2001): *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Krämer, Sybille (2008) *Medium, Bote, Übertragung. Eine kleine Metaphysik der Medien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kreissl, Reinhard/Ostermeier, Lars (2011): Wer hat Angst vorm Großen Bruder? Datenschutz und Identität im elektronischen Zeitalter. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert.* Wiesbaden: VS. Verlag, S. 281-298.

Kretschmer, Ernst (1921): *Körperbau und Charakter*. *Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten.* Berlin: Springer.

Kromrey, Helmut (2002): *Empirische Sozialforschung Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung.* 10., vollständig überarbeitete Auflage. Opladen: Leske und Budrich.

Kronfeld, Arthur (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde.* Berlin: Julius Springer.

Krünitz, Johann Georg (1811): *Oekonomische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft. Band 117: Prämie - Protea*; online einsehbar unter http://www.kruenitz1.uni-trier.de//xxx/p/kp07777.htm; zuletzt eingesehen am 16.07.2011.

Kühl, Eike (2015): Mehr Faces für Facebook. Was Google kann, kann Facebook schon lange: Der neue Foto-Dienst Moments erkennt die Nutzer anhand ihrer Gesichter. Mitglieder in Europa bleiben verschont – vorerst. In: *Zeit Online*, 18.06.2015.

Küpper, Heinz (Hg.) (1984): *Illustriertes Lexikon der deutschen Umgangssprache: in 8 Bänden. Bd. 6: Nase - Saras*. Stuttgart: Klett.

Laase, Christian Maria (2011): Neue Wege im Online Targeting. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele*, Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 197-210.

Lachmann, Wilhelm (1851): *Nivellement des Harz-Gebirges: oder die Meereshöhe von 413 Punkten im Harzgebirge und am Rande desselben, Städte, Flecken, Dörfer, Forsthäuser, Hütten, Weiler, Mühlen, Gruben und Stollen, Berge, Klippen, Burgen, Quellen, Bäche u.s.w. basirt auf 1600 hypsometrischen und 580 trigonometrischen Messungen, ausgeführt in den Jahren 1826 bis 1849, nebst kritischer Zusammenstellung früherer Messungen von v. Villefosse, v. Veltheim, Berghaus, Fr. Hoffmann u. a. und 7 Profil-Durchschnitten des Harz-Gebirges*, Braunschweig.

Lamberti, Georg (2006a): Zur Entwicklung der Psychometrie nach James McKeen Cattell (1860-1944). In: Ders. (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9-21.

Lamberti, Georg (2006b): Die Psychotechnik in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. In: Ders. (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 41-57.

Langer, Antje/Macgilchrist, Felicitas/van Dyk, Silke/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (2015): Discourse an beyond? Zum Verhältnis von Sprache, Materialität und Praxis. In: Angermüller, Johannes/Herschinger, Eva/Macgilchrist, Felicitas/Nonhoff, Martin/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1. Theorien, Methodologien und Kontroversen.* Bielefeld: Transcript, S. 347-364.

Lammenet, Erwin (2012): *Praxiswissen Online-Marketing. Affiliate- und E-Mail-Marketing, Suchmaschinenmarketing, Online-Werbung, Social Media, Online-PR.* 3. Auflage. Wiesbaden: Gabler Verlag.

Lavater, Johann Caspar (1968a[1775]): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Band 1.* Zürich: Orell Füssli Verlag.

Lavater, Johann Caspar (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Band 2.* Zürich: Orell Füssli Verlag.

Lavater, Johann Caspar (1969[1778]): *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Band 4.* Zürich: Orell Füssli Verlag.

Lavater, Johann Caspar (1991[1772]): *Von der Physiognomik.* Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag.

Legnaro, Aldo (2011): Biometrie: Auf der Suche nach dem fälschungssicheren Individuum. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 191-209.

Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.) (2011): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript.

Leistert, Oliver/Röhle, Theo (2011): Identifizieren, Verbinden, Verkaufen. Einleitendes zur Maschine Facebook, ihren Konsequenzen und den Beiträgen in diesem Band. In: Dies. (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 7-30.

Leistert, Oliver (2015): The kids are alright, but what about Facebook? In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung.* Wiesbaden: Springer VS, S. 171-188.

Leschke, Rainer (2003): *Einführung in die Medientheorie*. München: Fink.

Leschke, Rainer (2010): *Medien und Formen. Eine Morphologie der Medien.* Konstanz: UVK

Leschke, Rainer (2015): „Die Einsamkeit des Mediendispositivs in der Vielheit
der Medien." Zur Logik des Wandels von der Ordnung des traditionellen zu der eines postkonventionellen Mediensystems. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung.* Wiesbaden: Springer VS, S. 71-85.

Leuenberger, Theodor (1975): *Bürokratisierung und Modernisierung der Gesellschaft*. Bern und Stuttgart: Verlag Paul Haupt.

Leußner, Wolfgang/Hippner, Hajo/Wilde, Klaus D. (2011): CRM – Grundlagen, Konzepte und Prozesse. In: Hippner, Hajo/Hubrich, Beate/Wilde, Klaus D. (Hg.): *Grundlagen des CRM. Strategie, Geschäftsprozesse und IT-Unterstützung.* 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Gabler, S. 15-55.

Leußner, Wolfgang; Hippner, Hajo; Wilde, Klaus D. (2011): Kundeninformationen als Basis des CRM. In: Hippner, Hajo/Hubrich, Beate/Wilde, Klaus D. (Hg.): *Grundlagen des CRM. Strategie, Geschäftsprozesse und IT-Unterstützung.* 3. Auflage. Wiesbaden: Gabler, S. 731-755.

Lichtenberg, Georg Christoph (1778): *Über Physiognomik wider die Physiognomen*. Göttingen: Johann Christian Dieterich.

Lilienthal, Erich (1933): *Profil des Unternehmers*. Berlin: Elsner.

Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird.* 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Link, Jürgen (2007): Dispositiv und Interdiskurs. Mit Überlegungen zum ‚Dreieck' Foucault – Buordieu – Luhmann. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf (Hg.): *Foucault in den Kulturwissenschaften. Eine Bestandsaufnahme.* Heidelberg: Synchron, S. 219-238.

Link, Jürgen (2008): Dispositiv. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, S. 237-242.

Link, Jürgen (2013): *Normale Krisen. Normalismus und die Krise der Gegenwart*. Konstanz: Konstanz University Press.

Lischka, Konrad (2010): Wie Handys die Welt beobachten. In: *SpiegelONLINE*, 23.07.2010.

Loebel, Jens-Martin (2013): Privacy is Dead. Ein Fünf-Jahres-Selbstversuch der bewussten Ortsbestimmung mittels GPS. In: Bublitz, Hannelore/Kaldrack, Irina/Röhle, Theo/Zeman, Mirna (Hg.): *Automatismen – Selbst-Technologien*. München: Fink Verlag, S. 143-163.

Lösch, Andreas/Spreen, Dierk/Schrage, Dominik/Stauff, Markus (2001): Technologien als Diskurse – Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Technologien als Diskurse. Konstruktionen von Wissen, Medien und Körpern.* Heidelberg: Synchron, S. 9-20.

Lombroso, Cesare (1887): *Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. Hamburg: J. F. Richter.

Lovink, Geert (2011): Anonymität und die Krise des multiplen Selbst. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript.

Luhmann, Niklas (1989): Individuum, Individualität, Individualismus. In: Ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 3.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 149-259.

Lyon, David (1994): *The Electronic Eye. The Rise of Surveillance Society.* Minnesota: University of Minnesota Press.

Lyon, John B. (2007): „The Science of Sciences". Replication and Reproduction in Lavater's Physiognomics. In: *Eighteenth-Century Studies*, 40 (2), S. 257-277.

Lyons, John (1980[1977]): *Semantik. Band I.* München: C. H. Beck.

Lyotard, Jean-François (1982): *Essays zu einer affirmativen Ästhetik.* Berlin: Merve.

Manovic, Lev (1999): „Database as symbolic form." In: *Convergence*, 5 (2), S. 80-99.

Manovic, Lev (2001): *The Language of New Media.* Massatchusetts: MIT Press.

Manteufel, Andreas (2006): „Von den Möglichkeiten einer psychologischen Menschenauslese". Psychodiagnostik im Kriegsdienst der deutschen Wehrmacht. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 60-79.

Martin, Rudolf (1928): *Lehrbuch der Anthropologie. In systematischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der anthropologischen Methoden. Für Studierende, Ärzte und Forschungsreisende. Band 1.* Zweite, vermehrte Auflage. Jena: Gustav Fischer Verlag.

Martin, Rudolf (1929): *Anthropometrie. Anleitung zu Selbständigen anthropologischen Erhebungen*. Berlin: Julius Springer.

McLuhan, Marshall Herbert (1995[1962]): *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters.* Bonn/Paris: Addison-Wesley.

Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago/London: Chicago University Press.

Mendrina, Thomas (2011): Targeting im Display-Engine-Marketing: Programmatischer Einkauf von Zielgruppen mit Realtime Bidding. In: Bauer, Christoph/Greve, Goetz/Hopf, Gregor (Hg.): *Online Targeting und Controlling. Grundlagen – Anwendungsfelder – Praxisbeispiele.* Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Gabler, S. 55-65.

Merian, Matthäus/Zeiller, Martin (1656): *Topographia Sveviae. Das ist Beschreib- vnd Aigentliche Abcontrafeitung der fürnembsten Stätt vnd Plätz in Ober vnd Nider Schwaben. Hertzogthum Würtenberg Marggraffschafft Baden vnd andern zu dem Hochlöbl:Schwabischen Craiße gehörigen Landtschafften vnd Orten.* Frankfurt am Main: Matthäus Merian.

Mersch, Dieter (2006): Mediale Paradoxa. Zum Verhältnis von Kunst und Medien. Einleitung in eine negative Medienphilosophie. In: *Sic et Non. zeitschrift für philosophie und kultur. im netz*; online einsehbar unter: http://sicetnon.org/index.php/sic/article/viewFile/115/130; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Mersch, Dieter (2009[2006]): *Medientheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Mittelstraß, Jürgen (1971): Begriff II (log). In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Ders. (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 1.* Basel u. a.: Schwabe, S. 785-787.

Mobasher, Bamshad (2007): Data Mining for Web Personalization. In: Brusilovsky, Peter/Kobsa, Alfred/Nejdl Wolfgang (Hg.): *The adaptive web. Methods and strategies of web personalization*. Berlin/New York: Springer, S. 90-135.

Moede, Walther (1930): *Lehrbuch Psychotechnik*. Berlin: Julius Springer.

Mooers, Calvin N. (1950): Information retrieval viewed as temporal signaling. In: *Proceedings of the International Congress of Mathematicians*, 1, S. 572-573.

Morgenroth, Markus (2014): *Sie kennen dich! Sie haben dich! Sie steuern dich! Die wahre Macht der Datensammler*. München: Droemer.

Mormann, Hannah (2013): Zur informationstheoretischen und organisationstheoretischen Formlaisierung von Organisation. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 69-86.

Mosel, Michael (2009): Das Computerspiel-Dispositiv. In: Ders. (Hg.): *Gefangen im Flow? Ästhetik und dispositive Strukturen von Computerspielen.* Boizenburg: Verlag Werner Hülsbusch, S. 153-180.

Müller, Andreas (2004): Lernen ist eine Dauerbaustelle. Kompetenzraster als Arbeits-, Selbstführungs- und Evaluationsinstrumente. In: Czerwanski, Annette/Grieser, Dorit/Solzbacher, Claudia/Vollstädt, Witlof (Hg.): *Förderung von Lernkompetenz in der Schule. 2. Praxisbeispiele und Materialien.* Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung, S. 112-117.

Münker, Stefan/Roesler Alexander (Hg.) (2008): *Was ist ein Medium?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Münsterberg, Hugo (1920): *Grundzüge der Psychotechnik.* 2., mit ergänztem Literaturverzeichnis versehene Auflage. Leipzig: Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Münte-Goussar, Stephan (2015): Dispositiv – Technologien des Selbst – Portfolio. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 109-127.

Müri, Walter (1953): Melancholie und schwarze Galle. In: *Museum Helveticum: schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft*, 10 (1), S. 21-38.

Musolff, Hoffmann (Hg.) (2006): *Täterprofile bei Gewaltverbrechen. Mythos, Theorie, Praxis und forensische Anwendung des Profilings*. Heidelberg: Springer Medizin.

Musolff, Cornelia (2006): Täterprofile und Fallanalyse. Eine Bestandsaufnahme. In: Dies./Hoffmann, Jens (Hg.): *Täterprofile bei Gewaltverbrechen. Mythos, Theorie, Praxis und forensische Anwendung des Profilings*. Heidelberg: Springer Medizin, S. 1-23.

Musil, Robert (1922): Psychotechnik und ihre Anwendungsmöglichkeit im Bundesheere. In: Ders. (Hg.): *Beitrag zur Beurteilung der Lehren Machs und Studien zur Technik und Psychotechnik*, 177-200. Hamburg: Rowohlt Verlag, S. 177-200.

N. N. (1803): *Dresden im Profil: ein Buch zur Ansicht für Jedermann*. Cairo: Bonaparte.

N. N. (1930): *Die individuelle Bewerbung. Schriften der Gegenwart Nr. 1.* Berlin: A. H. Müller.

N. N. (2014): Volkszählung. In: *Wikipedia*; online einsehbar unter http://de.wikipedia.org/wiki/Volksz%C3%A4hlung; zuletzt eingesehen am 15.03.2014.

Nestlé (1960): *Nestlé im Profil*. Vevey: Nestlé Alimentana.

Neubert, Christoph (2001): Elektronische Adressenordnung. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.): *Die Adresse des Mediums*, Köln: DuMont, S. 34-63.

Nohr, Rolf F. (2012): The Booth as an ‚Other Space'. Medial Positionings. In: Eckel, Julia/Leiendecker, Bernd/Olek, Daniela/Piepiorka, Christine (Hg.): *(DIS)ORIENTATION – (Dis)Orienting Media and Narrative Mazes.* Bielefeld: Transcript, S. 35-53.

Nohr, Rolf F. (2014): *Nützliche Bilder. Bild, Diskurs, Evidenz.* Münster: LIT Verlag.

Nohr, Rolf F. (2015): „Now let's continue testing". Portal and the Rat in a Maze. In: Ders./Neitzel, Britta/ Hensel/Thomas (Hg.): *„The cake is a lie". Polyperspektivische Betrachtungen des Computerspiels am Beispiel von ‚Portal'*. Münster: LIT, S. 199-223.

Nübling, Damaris/Fahlbusch, Fabian/Heuser, Rita (2012): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik.* Thübingen: Narr.

Öttl, Christine/Härter, Gitte (2004): *Schriftliche Bewerbung: mit Profil zum Erfolg*. München: Gräfe und Unzer.

Osgood, Charles Egerton/Suci, George J./Tannenbaum Percy H. (1957): *The Measurement of Meaning.* Illinois University Press.

Othmer, Julius/Weich, Andreas (2013a): „Wirbst du noch oder empfiehlst du schon?" Überlegungen zu einer Transformation der Wissensproduktion von Werbung. In: *ZfM Nr. 9 Werbung*. S. 43-52.

Othmer, Julius/Weich, Andreas (2013b): Lost in Digitalisation? Profiles as Means of Orientation in Computer Based Media. In: Eckel, Julia/Leiendecker, Bernd/Olek, Daniela/Piepiorka, Christine (Hg.): *(DIS)ORIENTATION – (Dis)Orienting Media and Narrative Mazes.* Bielefeld: Transcript, S. 55-71.

Othmer, Julius/Weich, Andreas (in Vorb.): Unentschieden? Subjektpositionen des (Nicht-)Entscheiders in Empfehlungssystemen am Beispiel von Amazon. In: Conradi, Tobias/Hoof, Florian/Nohr, Rolf F. (Hg.): *Medien der Entscheidung*. Münster: Lit.

Paice, C. D. (1977): *Information Retrieval and the Computer.* London: Macdonald and Jane's.

Palladio, Andrea (1581[1570]): *I Qvattro Libri Dell'Architettvra. Ne' quali, dopo vn breue trattato de' cinque ordini, [e] di quelli auertimenti, che sono piu necessarij nel fabricare; Si Tratta Delle Case Private, delle Vie, dei Ponti, delle Piazze, dei Xisti, et de' Tempij*. Venedig: Carampello; online einsehbar unter: http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/palladio1581; zuletzt eingesehen am 31.01.2016.

Pariser, Eli (2011): *The Filter Bubble. What the Internet Is Hiding from You.* London: Penguin Books.

Parr, Rolf/Thiele, Matthias (2004): Eine ‚vielgestaltige Menge von Praktiken und Diskursen'. Zur Interdiskursivität und Televisualität von Paratexten des Fernsehens. In: Kreimeier, Klaus/Stanitzek, Georg (Hg.): *Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen.* Berlin: Akademie Verlag, S. 263-284.

Parr, Rolf (2008): Interdiskurstheorie/Interdiskursanalyse. In: Ders./Kammler, Clemens/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.* Stuttgart: Metzler, S. 202-206.

Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.) (2013): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag.

Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (2013): Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt. Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 7-23.

Pfeifer, Wolfgang et al. (2005[1989]): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Phillips, Edward (1658): *The new world of English words, or, A general dictionary.* London: Printed by E. Tyler, for Nath. Brooke.

Phillips, Edward (1696): *The new world of English words, or, A general dictionary.* London: Verlag: k. A.

Phillips, Edward (1720): *The new world of English words, or, A general dictionary.* London: Printed: k. A.

Pias, Claus (2000): *Computer Spiel Welten.* (Dissertation); online verfügbar unter https://e-pub.uni-weimar.de/opus4/frontdoor/index/index/docId/35; zuletzt eingesehen am 20.02.2016.

Pias, Claus (2002): *Computer Spiel Welten.* München: sequenzia.

Piller, Frank Thomas (2007): Mass Customization. In: Albers, Sönke/Herrmann, Andreas (Hg.): *Handbuch Produktmanagement*. Gabler Verlag Wiesbaden, 3. Auflage, S. 943-968.

Pittroff, Fabian (in Vorb.): Profile als Labore des Privaten. In: Degeling, Martin/Othmer, Julius/Weich, Andreas/Westermann, Bianca (Hg.): *Profile.* Lüneburg: Meson Press.

Pomey, Francisco (1700): *Das Grosse Königliche Wörter-Buch: I. Teutsch-Frantzösisch-Lateinisch. II. Frantzösisch-Lateinisch-Teutsch. III. Lateinisch-Teutsch-Frantzösisch .../Hiebevor in Frantzösischer und Lateinischer Sprach außgefertiget von P. Francisco Pomey, Soc. Jesu, Nunmehro auch in die Teutsche übersetzet*. Franckfurt am Mäyn: Andreä.

Püttjer, Christian/Schnierda, Uwe (2003): *Die Bewerbungsmappe mit Profil für Führungskräfte.* Frankfurt am Main: Campus.

Püttjer, Christian/Schnierda, Uwe (2006): *Professionelle Bewerbungsberatung für Hochschulabsolventen. Tätigkeitsprofil – Anschreiben – Lebenslauf – Zeugnisse.* Frankfurt am Main: Campus.

Quételet, Adolphe (1871): *Anthropométrie ou Mesure des différentes facultés de l'homme.* Brüssel: Muquardt.

R. (1781): *Profile der Elb-Tieffen in der Gegend von Brunsbüttel im Sommer A[nn]o 1770 gemessen und Copir. Mense July A[nn]o. 1781.*

Rammsayer, Thomas/Weber, Hannelore (2010): *Differentielle Psychologie – Persönlichkeitstheorien*. Göttingen/Bern/Wien/Paris/Oxford/Prag/Toronto/Cambridge, MA/Amsterdam/Kopenhagen/Stockholm: Hogrefe.

Redslob, Edwin (1960): *Berlins geistiges Profil.* Berlin-Charlottenburg: Dt. Werkbund Berlin e.V.

Regener, Susanne (1999): *Fotografische Erfassung. Zur Geschichte medialer Konstruktionen des Kriminellen*. Fink: München.

Reichert, Ramón (2008): *Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0*. Bielefeld: Transcript.

Reichertz, Jo (2006): Meine Mutter war eine Holmes. Über Mythenbildung und die täglich Arbeit der Crime-Profiler. In: Musolff, Corinna/Hoffmann, Jens (Hg.): *Täterprofile bei Gewaltverbrechen. Mythos, Theorie, Praxis und forensische Anwendung des Profilings*. Heidelberg: Springer, S. 27-50.

Ricken, Norbert (2015): Bildung als Dispositiv. Bemerkungen zur (Macht-)Logik eines Subjektivieurngsmusters. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung.* Wiesbaden: Springer VS, S. 41-58.

Rieger, Stefan (1999): Steigerungen. Zum Verhältnis von Mensch, Medium, Moderne. In: Graevitz, Gerhart von (Hg.): *Konzepte der Moderne*. Stuttgart: Metzler, S. 417-439.

Rieger, Stefan (2001): *Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ritter, Gehrhard (1936): *Friedrich der Große: ein historisches Profil*. Leipzig: Quelle & Meyer.

Röhle, Theo (2010): *Der Google-Komplex. Über Macht im Zeitalter des Internets*. Bielefeld: Transcript.

Röhle, Theo (2011): Strategien ohne Strategen. Intentionalität als „Strukturentstehung durch Verflechtung“? In: Conradi, Tobias/Derwanz, Heike/Muhle, Florian (Hg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen.* München: Fink, S. 173-192.

Röhle, Theo/Leistert, Oliver (2011): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net.* Bielefeld: Transcript.

Rohracher, Hubert (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*. Leipzig/Berlin: Teubner.

Rose, Nikolas S. (1998[1996]): *Inventing Our Selves. Psychology, Power and Personhood.* Cambridge, England/New York: Cambridge University Press.

Rose, Sala Rosa (2005): Weimar als Ursprungsort der Verbreitung von Franz-Joseph Galls Schädellehre. In: Theile, Gert (Hg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*. München: Fink, S. 65-77.

Rossolimo, Grigori Iwanowitsch (1926): *Das Psychologische Profil und andere experimentell-psychologische, individuale und kollektive Methoden zur Prüfung der Psychomechanik bei Erwachsenen und Kindern*. Halle: Carl Marhold.

Ruoff, Michael (2007): *Foucault-Lexikon*. Paderborn: Fink.

Ruppert, Evelyn S. (2011): Making Populations: From Census to Metrics. In: Hempel, Leon/Krasmann, Susanne/Bröckling, Ulrich (Hg.): *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 157-173.

Saito, Osamu/Sato, Masahiro (2012): Japan's Civil Registration Systems Before ans After the Meiji Restoration. In: Breckenridge, Keith/Szreter, Simon (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History.* Oxford: Oxford University Press, S. 113-136.

Salton, Gerald (1964): THE SMART SYSTEM – AN INTRODUCTION. In: *ISR-7* (64,6), S. I-1 bis I-11.

Sarodnick, Florian/Brau, Henning (2010): *Methoden der Usability Evaluation. Wissenschaftliche Grundlagen und praktische Anwendung*. 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Bern: Verlag Hans Huber.

Sarasin, Philipp (2012): *Michel Foucault zur Einführung*. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Hamburg: Junius Verlag.

Schaar, Peter (2014): *Überwachung total: Wie wir in Zukunft unsere Daten schützen*. Berlin: Aufbau-Verlag.

Schabacher, Gabriele (2001): Lokalisierbarkeit – Materialität – Technik. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Eckhardt, Schumacher (Hg.): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont, S. 19-24.

Schiffbaustahl-Kontor, Essen-Ruhr (Hg.) (1908): *Verzeichnis der Normalprofile für Schiffbaustahle*. Aachen: La Ruelle'sche Accidenzdruckerei.

Schlosser, Otto (1975): *Sozialwissenschaftliche Zusammenhangs-Analyse und Profil-Cluster-Analyse*. Berlin: Technische Universität.

Schlotheuber, Eva (2005): Der Mensch am Scheideweg. Personenkonzeptionen des Mittelalters. In: Jancke, Gabriele/Ulbrich, Claudia (Hg.): *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung.* Göttingen: Wallstein, S. 71-96.

Schmitthenner, Heinrich (1934): *China im Profil*. Leipzig: Bibliographisches Institut.

Sulzer, Johann Georg (1774): *Allgemeine Theorie der Schönen Künste, Band 2*. Leipzig: Weidmann, S. 925-926.

Schmölders, Claudia (1994): Das Profil im Schatten. Zu einem physiognomischen „Ganzen" im 18. Jahrhundert. In: Schings, Hans-Jürgen (Hg.): *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 242-259.

Schmölders, Claudia (1995): *Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik*. Berlin: Akademie Verlag.

Schnabel, Werner Wilhelm (2003): *Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts.* Tübingen: Niemeyer.

Schnabel, Werner Wilhelm (2010): Selbstinszenierung in Texten und Bildern. Stammbücher und Stammbucheinträge aus Helmstedt. In: Bruning, Jens/Gleixner, Ulrike (Hg.): *Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576-1810.* Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek, S. 68-77.

Schneider, Irmela/Otto, Isabell (2007): Strategien der Verdatung. Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Formationen der Mediennutzung II. Strategien der Verdatung.* Bielefeld: Transcript.

Schneider, Manfred (2005): „Diebs-Mörders-Dichters-Kitzel". Hegels Kritik der Phrenologie. In: Theile, Gert (Hg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*. München: Fink, S. 79-92.

Schöner, Erich (1964): *Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie.* Ausgabe 4 von Sudhoffs Archiv: Beihefte. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag GmbH.

Schönfeldt, Klaus (1962): *Die Temperamentenlehre in deutschsprachigen Handschriften des 15. Jahrhunderts.* Heidelberg: Universität Heidelberg.

Schuhfried, Gernot (2006): Das Zeitalter der computergestützten psychologischen Diagnostik. In: Lamberti, Georg (Hg.): *Intelligenz auf dem Prüfstand – 100 Jahre Psychometrie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 121-136.

Schwinges, Rainer Christoph (1993): Die Zulassung zur Universität. In: Rüegg, Walter (Hg.): *Geschichte der Universität in Europa. Band I: Mittelalter*. München: C. H. Beck, S. 161-180.

Seier, Andrea (1999): Kategorien der Entzifferung. Macht und Diskurs als Analyseraster. In: Dies./Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea/Seier, Andrea (Hg.): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults.* Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 75-85.

Seier, Andrea (2011) Un/Verträglichkeiten. Latours Agenturen und Foucaults Dispositive. In: Conradi, Tobias/Derwanz, Heike/Muhle, Florian (Hg.): *Strukturentstehung durch Verflechtung. Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*. München: Fink, S. 151-172.

Seitz, Christian (2005): *Ein Framework für die profilbasierte Gruppenbildung in ad hoc Umgebungen*. Aachen: Shaker.

Shapiro, Andrew L. (1999): *The control revolution. How the Internet is putting individuals in charge and changing the world we know.* New York: Public Affairs.

Siegert, Bernhard (1993): *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post. 1751-1913.* Berlin: Brinkmann und Bose.

Siegert, Bernhard/Vogl, Joseph (1999): *Europa. Kultur der Sekretäre.* Zürich: Diaphanes.

Simon, Jürgen (1982): Die fragwürdige Sammelei. Datenschutz und Rasterfahndung. In: *Die Zeit*, 18.11.1982.

Solove, Daniel J. (2004): *The digital person. Technology and privacy in the information age.* New York: New York University Press.

Spies, Steffen/Fisseler, Dirk (Hg.) (1994): *Produkte mit Profil. Spitzenmanager und ihre Wege zum Erfolg*. Frankfurt am Main/Wiesbaden: FAZ und Gabler.

Spitz, Malte (2014): *Was macht ihr mit meinen Daten?* Hamburg: Hoffmann und Campe.

Stauff, Markus (2005): *Das neue Fernsehen. Machtanalyse, Gouvernementalität und digitale Medien*. Münster: Lit Verlag.

Stauff, Markus/Thiele, Matthias (2007): Mediale Infografiken. Zur Popularisierung der Verdatung von Medien und ihrem Publikum. In: Schneider, Irmela/Otto, Isabell (Hg.): *Formationen der Mediennutzung.* Bielefeld: Transcript, S. 251-267.

Stern, Wiliam (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen.* 3. Auflage. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.

Stichweh, Rudolf (2001): Adresse und Lokalisierung in einem globalen Kommunikationssystem. In: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Eckhardt, Schumacher (Hg.): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont, S. 25-33.

Stüber, Eva (2011): *Personalisierung im Internethandel. Die Akzeptanz von Kaufempfehlungen in der Bekleidungsbranche.* Wiesbaden: Gabler.

Szreter, Simon (2012): Registration of Identities in Early Modern English Parishes and amongst the English Overseas. In: Ders./Breckenridge, Keith (Hg.): *Recognition and Registration: Documenting the Person in World History.* Oxford: Oxford University Press, S. 67-92.

Tafreschi, Agnes (2006): *Zur Benennung und Kategorisierung alltäglicher Gegenstände. Onomasiologie, Semasiologie und kognitive Semantik.* Kassel: Kassel University Press.

Terman, Lewis (1925[1919]): *The Measurement of Intelligence. An Explanation of and a complete Guide for the use of the Stanford Revision and Extension of the Binet-Simon Intelligence Scale*. London: Harrap.

Theophrast/Binder, Wilhelm (1865[3. Jh. v. Chr.]): *Theophrasts Charaktere.* Stuttgart: Krais & Hoffmann; online einsehbar unter: http://ora-web.swkk.de/digimo_online /digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=14585&p_ab=0; zuletzt eingesehen am 31.01.2016.

Thiele, Matthias (2015): Vom Medien-Dispositiv- zum Dispositiv-Netze-Ansatz. Zur Inteferenz von Medien- und Bildungsdiskurs im Klima-Dispositiv. In: Othmer, Julius/Weich, Andreas (Hg.): *Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 87-108.

Thümmel, Wolf (2000): Merkmal. In: *Metzler-Lexikon Sprache.* Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 433-434.

Tiroshi, Amit/Kuflik, Tsvi/Kay, Judy/Kummerfeld, Bob (2012): Recommender Systems and the Social Web. In: Ardissono, Liliana/Kuflik, Tsvi (Hg.): *Advances in user modeling. Workshops: revised selected papers. Heidelberg: Springer*, S. 60-70.

Tramm, K. A. (1921): *Psychotechnik und Taylor-System*. Berlin: Julius Springer.

Traue, Boris (2010): *Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik*. Bielefeld: Transcript.

Trommsdorff, Volker/Teichert, Thorsten (2011): *Konsumentenverhalten.* 8. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

Uebel, Cornelia/Thoms, Eva-Maria (1989): Haßloch ist überall. In der Pfalz realisiert die Werbewirtschaft ihren Traum vom gläsernen Konsumenten. In: *Die Zeit*, 13.10.1989.

Ulrich, Otto (2000): Abschied vom privaten Leben. Das ungezügelte Internet bedroht die bürgerliche Demokratie. Die Politik unterschätzt das Problem. In: *Die Zeit*, 14.11.2000.

US-Census-Bureau (2002): *Measuring America. The Decennial Censusses From 1790 to 2000.*; online einsehbar unter: https://www.census.gov/prod/2002pubs/pol02marv.pdf; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Vec, Miloš (2002): *Die Spur des Täters. Methoden der Identifikation in der Kriminalistik (1879-1933).* Baden-Baden: Nomos.

Vitruv (1524): *De architectura*. Venedig: da Sabio.

Vismann, Cornelia (2000): *Akten. Medientechnik und Recht.* Frankfurt am Main: Fischer.

Vöhringer, Margarete (2007): *Avantgarde und Psychotechnik. Wissenschaft, Kunst und Technik der Wahrnehmungsexperimente in der frühen Sowjetunion*. Göttingen: Wallstein.

Vogl, Joseph (2008): Genealogie. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.): *Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, S. 255-258.

Vormbusch, Uwe (2004): Accounting. Die Macht der Zahlen im gegenwärtigen Kapitalismus. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 14 (1), S. 33-50.

Vormbusch, Uwe (2013): Taxonomien des Flüchtigen. Das Portfolio als Wettbewerbstechnologie der Marktgesellschaft. In: Passoth, Jan-Hendrik/Wehner, Josef (Hg.): *Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt.* Wiesbaden: VS Verlag, S. 47-67.

Weber, Max (1980[1921]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. Rev. Auflage. Tübingen: Mohr.

Weeber, Richard (1926): Das Psychobiogramm und dessen Bedeutung für den Gerichtsarzt. In: *Deutsche Zeitschrift für die gesamte gerichtliche Medizin*, 9 (1), S. 618-621.

Wehner, Joseph (2008): „Taxonomische Kollektive" – Zur Vermessung des Internets. In: Willems, Herbert (Hg.): *Weltweite Welten. Internet-Figurationen aus wissenssoziologischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 363-382.

Weihe, Richard (2005): Gesicht und Maske. Lavaters Charaktermessung. In: Theile, Gert (Hg.): *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Maß*. München: Fink, S. 35-63.

Weich, Andreas (2012): ‚Plus Your World'. Profiling the Self between Analytics and Technologies of the Self. In: Noon, Derek/Giardina, Marco (Hg.): *7th Annual CGC Conference Proceedings*. Ottawa: National Arts Centre, S. 19-24.

Weich, Andreas (2013): These 7: Profile sind Selbst-Technologien. In: Bublitz, Hannelore/Kaldrack, Irina/Röhle, Theo/Zeman, Mirna (Hg.): *Automatismen – Selbst-Technologien*. München: Fink Verlag, S. 311-315.

Weich, Andreas (in Vorb.): Sich profilieren und profiliert werden – zur (Medien-)Genealogie zweier Seiten einer Medaille. In: Ders./Degeling, Martin/Othmer, Julius/Westermann, Bianca (Hg.): *Profile.* Lüneburg: Meson Press.

Weisbach, Augustin (1878): *Körpermessungen verschiedener Menschenrassen*. Berlin: Wiegandt, Hempel & Parey.

Höfer, Ute/Siegert, Marcus/Wenzlau, Andreas/Wohlrab, Sabine (2003): *KundenProfiling – Die Methode zur Neukundenakquise.* Erlangen: Publicis.

Wiedemann, Carolin (2010): *Selbstvermarktung im Netz. Eine Gouvernementalitätsanalyse der Social Networking Site ‚Facebook'*. Saarbrücken: Universaar.

Wiedemann, Carolin (2011): Facebook: Das Assessment-Center der alltäglichen Lebensführung. In: Leistert, Oliver/Röhle, Theo (Hg.): *Generation Facebook. Über das Leben im Social Net*. Bielefeld: Transcript, S. 161-181.

Wimmer, Mario (2013): Dispositiv. In: Frietsch, Ute/Rogge, Jörg (Hg.): *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*. Bielefeld: Transcript, S. 123-128.

Winkler, Hartmut (1997): *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer.* München.

Winkler, Hartmut (1999): Jenseits der Medien. Über den Charme der stummen Praxen und einen verdeckten Wahrheitsdiskurs. In: Hebeker, Eike/Kleemann, Frank/Neymanns, Harald

(Hg.): *Neue Medienumwelten. Zwischen Regulierungsprozessen und alltäglicher Aneignung*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 44-61.

Winkler, Hartmut (2004a): *Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Winkler, Hartmut (2004b): Mediendefinition. In: *Medienwissenschaft – Rezensionen, Reviews*. 1/04, S. 9-27.

Winkler, Hartmut (2004c): Übertragen – Post, Transport, Metapher. In: Fohnnann, Jürgen (Hg.): *Rhetorik. Figuration und Performanz.* Stuttgart/Weimar, S. 283-294.

Winkler, Hartmut (2008a): Zeichenmaschinen. Oder warum die semiotische Dimension für eine Definition der Medien unerlässlich ist. In: Münker, Stefan/Rösler, Alexander (Hg.): *Was ist ein Medium?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 211-221.

Winkler, Hartmut (2008b): *Basiswissen Medien.* Frankfurt am Main: Fischer.

Winthrop-Young, Geoffrey (2002): Going Postal to Deliver Subjects: Remarks on a German Postal Apriori. In: *Angelaki. Journal of the Theoretical Humanities,* 7 (3), S. 143-158.

Wippich, Uwe (2012): Eugenische Daten – Die Datenbanken des Eugenics Record Office. In: Böhme, Stefan/Nohr, Rolf F./Wiemer, Serjoscha (Hg.): *Sortieren, Sammeln, Suchen, Spielen. Die Datenbank als mediale Praxis.* Münster: LIT Verlag, S. 97-121.

Wundt, Wilhelm (1874): *Grundzüge der physiologischen Psychologie*. Leipzig: Wilhelm von Engelmann.

Yerkes, Robert M./Yoakum, Clarence S. (1920): *Army Mental Tests*. New York: Henry Holt and Company.

Zedler, Johann-Heinrich (1741): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschafften und Künste, Welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden. Band 29: Pr-Pz*. Leipzig und Halle: Zedler.

Zentrale Studienberatung der TU Braunschweig (Hg.) (seit 2010): *Studieren mit Profil: Masterstudiengänge der TU Braunschweig*. Braunschweig: TU Braunschweig.

Zentrum für Medien und Medienkultur/Medienzentrum des FB 07 der Universität Hamburg (2003): „Medien-Dispositive“. Themenheft der Medienkultur-Zeitschrift *tiefenschärfe*; online einsehbar unter: http://www.slm.uni-hamburg.de/imk/tiefenschaerfe/tiefenschaerfe_Winter2002_03.pdf; zuletzt eingesehen am 24.05.13.

Zimmermann, E. (1923): *Liste 33: Über Psychotechnik*. Leipzig/Berlin: Zimmermann.

Genannte Filme und Fernsehserien:

Aktenzeichen XY… ungelöst (1967-2016, ZDF, D)

The Silence of the Lambs (1991, Orion Pictures, USA)

Profiler (1996-2000, NBC, USA)

Pulp Fiction (1994, Miramax, USA)

Genannte Spiele:

All Star Baseball (1941-2016, Cadaco, USA)
Dungeons and Dragons (1974-2016, TSR/Wizards of the Coast, USA)
FIFA 16 (2015, Electronic Arts, USA)
Portal (2007, Valve, USA)
Strat-O-Matic Baseball (1962-2016, Strat-O-Matic Game Company, USA)
The Stanley Parable (2010/2013, Valve, USA)
Wizardy (1981, Sir-Tech Software, CA)
World of Warcraft (2004-2016, Blizzard, USA)

Abbildungen

Abbildungen aus der Umschlagsgestaltung: Eigene Profilfotografie und psychologisches Profil nach Rossolimo (1926); Quelle: Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 13.

Abbildung 1: Teppich von Bayeux (Ausschnitt, 11. Jh.); Quelle: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Odo_bayeux_tapestry.png; zuletzt eingesehen am 16.01.2016, CC Public Domain.

Abbildung 2: „Porfil der Vestung Hochen Twiel“. Quelle: Merian/Zeiller (1656[1643]): *Topographia Sveviae,* Quelle: gemeinfrei.

Abbildung 3: Durchschnitt und Profilo in Joseph Furttenbachs *Architectura vniversalis* (1635); Quelle: Furttenbach (1635): *Architectura Universalis*, S. 39f., gemeinfrei.

Abbildung 4: Profil und Maßtabelle einer Wehranlage in Adam Freitags *Architectura militaris* (1631); Quelle: Freitag (1631): *Architectura militaris*, S. 31f. und 40f., gemeinfrei.

Abbildung 5: Profil einer Eisenbahnschiene (1860) und Stahlprofildarstellungen und -tabellen (1908); Quellen: Köhler (1860): *Über das Profi*, Faltblatt auf der letzten Seite; Schiffbaustahl-Kontor, Essen-Ruhr (Hg.) (1908): *Verzeichnis der Normalprofile für Schiffbaustahle*, S. 16f.

Abbildung 6: Profile der Elb-Tiefen (1779/1781); Quelle: R. (1781): *Profile der Elb-Tieffen,* gemeinfrei, vielen Dank an dieser Stelle an die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg für die Zurverfügungstellung des Scans.

Abbildung 7: Geologisches Profil mit Messdaten (1915); Quelle: Heimhalt (1915): *Anleitung zum geologischen Beobachten, Kartieren und Profilieren*, S. 37, gemeinfrei.

Abbildung 8: Psychologisches Profil nach Rossolimo (1926); Quelle: Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 13.

Abbildung 9: Variablen-Profile in der empirischen Sozialforschung (1975); Quelle: Schlosser (1975): *Profil-Cluster-Analyse*, S. 44.

Abbildung 10: Schematische Darstellung der Überschneidung von Klassen; Quelle: Lyons (1980[1977]): *Semantik*, S. 170.

Abbildung 11: Startbildschirm von facebook.com; Quelle: www.facebook.com, zuletzt eingesehen am 24.02.2014.

Abbildung 12: Kategorien zur Erstellung eines Profils bei Facebook; Quelle: www.facebook.com, zuletzt eingesehen am 24.02.2014.

Abbildung 13: Platzhalter für Profilbild in Facebook; Quelle: www.facebook.com, zuletzt eingesehen am 24.02.2014.

Abbildung 14: Willkommens-Seite bei Facebook; Quelle: www.facebook.com, zuletzt eingesehen am 24.02.2014.

Abbildung 15: Suchmaske in Facebook; Quelle: www.facebook.com, zuletzt eingesehen am 24.02.2014.

Abbildung 16: Kirchenbücher von Gröben (1578) und von Daisbach (1722); Quellen: http://kirchenbuch-groeben.de/seite-012-013/; zuletzt eingesehen am 16.01.2016 sowie http://www.daisbach.de/geschichte/genealogie/genealogie.htm; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Abbildung 17: Edict, Wegen eines Vor die Magdeburgische Ritterschafft Aufzurichtenden besonderen und allgemeinen Land-Buchs Und Registratur Magdeburg (1729); Quelle: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:3:1-272926-p0016-7; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Abbildung 18: Illustration zunehmender Formalisierung von Karteikarten bei Krajewski; Quelle: Krajewski (2007): In Formation, S. 44.

Abbildung 19: Holleriths Tabelliermaschine mit Abtastvorrichtung (1935); Quelle: Deutsche Hollerith Maschinen Gesellschaft (1935): *Festschrift*, S. 61.

Abbildung 20: Schematische Darstellung der Transformation vom beschrifteten zum gelochten ‚Zählblättchen' bei Volkszählugen (1935); Quelle: Deutsche Hollerith Maschinen Gesellschaft (1935): *Festschrift*, S. 53.

Abbildung 21: Stellenwertlogik in der Datenverarbeitung (1977); Quelle: Paice (1977): *Information Retrieval and the Computer*, S. 12.

Abbildung 22: Illustration der Klassenlogik in der objektorientierten Programmierung; Quelle: http://www2.math.uni-wuppertal.de/~axel/skripte/oop/oop1_1.html; zuletzt eingesehen am 16.01.2016.

Abbildung 23: Erhebungsbögen des US-Zensus von 1790 und 1890; Quellen: https://www.census.gov/history/www/through_the_decades/questionnaires/1790.html und https://www.census.gov/history/www/through_the_decades/questionnaires/1890_2.html; zuletzt eingesehen am 16.01.2016, gemeinfrei.

Abbildung 24: Signalement und Gedächtnisbild nach Bertillon (1895); Quelle: Bertillon (1895a): *Das anthropometrische Signalement*, Tafeln 78-81.

Abbildung 25: Schematisierte Darstellung typischer Augenbrauenformen bei Lavater (1778); Quelle: Lavater (1969[1778]): *Physiognomische Fragmente Band 4*, S. 256.

Abbildung 26: Erstellung eines Schattenrisses bei Lavater 1776; Quelle: Lavater (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente Band 2*, S. 93.

Abbildung 27: Schattenriss mit Messlinien bei Lavater (1776); Lavater (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente Band 2*, S. 99.

Abbildung 28: Instrumente zur Vermessung der Stirn bei Lavater (1778); Quelle: Lavater (1969[1778]): *Physiognomische Fragmente Band 4*, S. 238.

Abbildung 29: Gall‘scher Schädel (1812); Quelle: Fotografie eines Exponats aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg; Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Franz _Joseph_Gall#mediaviewer/Datei:Gall%27scher_Sch%C3%A4del.jpg; zuletzt eingesehen am 21.01.2016; CC-BY-SA 3.0, Urhaber der Fotografie: Bullenwächter..

Abbildung 30: Auszüge eines Psychobiogramm-Formulars nach Ernst Kretschmer (1926); Quelle: Kronfeld (1932): *Lehrbuch der Charakterkunde*, S. 282f.

Abbildung 31: Übersicht und Detailanleitung der Maßnahme für die Bertillonage (1895); Quelle links: Bertillon (1895b): *Das anthropometrische Signalement. 2. vermehrte Auflage*, k. Seitenangabe; Quelle rechts: Bertillon (1895a): *Das anthropometrische Signalement*, S. 19.

Abbildung 32: Prototypische Nasenprofile nach Bertillon (1895); Quelle: Bertillon (1895a): *Das anthropometrische Signalement*, Tafel 36.

Abbildung 33: Auszug aus einer Tabelle zur Definition der Begrifflichkeiten nach Bertillon (1985); Quelle: Bertillon (1895a): *Das anthropometrische Signalement*, k. Seitenangabe.

Abbildung 34: Anthropometrische Schädelvermessung; Quelle: Karolyi (1971): *Anthropometrie*, S. 35.

Abbildung 35: Instrumentarium zur Schädelvermessung und dessen Anwendung; Quelle: Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 5. und S. 18.

Abbildung 36: Standardisierte Ansichten in der anthropometrischen Fotografie (1928); Quelle: Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 45.

Abbildung 37: Arrangement zur Erstellung anthropometrischer Fotografien (1928); Quelle: Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 44.

Abbildung 38: Illustrationen idealtypischer Lippenformen in der Anthropometrie (1928); Quelle: Quelle: Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 548.

Abbildung 39: Ausschnitt eines Beobachtungsblatts nach Rudolf Martin (1928); Quelle: Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, Anhang.

Abbildung 40: Messblatt aus Galtons Labor; Quelle: Cold Spring Harbor Laboratory; online einsehbar unter: http://content.dnalc.org/content/c12/12082/12082.jpg; zuletzt eingesehen am 23.01.2016.

Abbildung 41: Stand auf der Eugenic and Health Exhibition und Auswertungsbogen; Quellen AmPhilSoc; online einsehbar unter: http://diglib.amphilsoc.org/fedora/repository/graphics:1657 zuletzt eingesehen am 15.12.2020; Cold Spring Harbor Laboratory; online einsehbar unter: http://www.eugenicsarchive.org/eugenics/topics_fs.pl?theme=8&search=&matches=; zuletzt eingesehen am 14.06.2015.

Abbildung 42: Fotografie eines Sieger-pärchens der Fitter Family Contests; Quelle: AmPhilSoc; online einsehbar unter: https://diglib.amphilsoc.org/islandora/object/graphics:1680; zuletzt eingesehen am 15.12.2020.

Abbildung 43: Auszüge aus dem Erhebungsbogen des ERO (1922); Quelle: http://diglib .amphilsoc.org/islandora/object/graphics%3A1424; zuletzt eingesehen am 23.01.2016.

Abbildung 44: Schematische Darstellung des Prinzips eines Kompetenzrasters; | Quelle: Braun/Schmoll (2014): Zur Entwicklung und zum Umgang mit dem Kompetenzraster, S. 12.

Abbildung 45: Koffer und Utensilien eines ‚Binetariums'; Quelle: Funke (2006): Alfred Binet, S. 36.
Abbildung 46: Protokollierungsbogen der Profil-Methode nach Rossolimo (1926); Quelle: Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 9.
Abbildung 47: Ausdifferenzierung der Psychologie nach Giese (1923); Quelle: Giese (1923): *Psychotechnisches Praktikum*, S. 9.
Abbildung 48: Aufmerksamkeitsprüfer von Zimmermann (1923); Quelle: Zimmermann (1923): *Liste 33*, S. 71.
Abbildung 49: Systematisierung psychologischer Forschungsperspektiven nach Stern (1911); Quelle: Quelle: Stern (1921[1911]): *Die Differentielle Psychologie*, S. 180.
Abbildung 50: Act-and-React-Tets-System ART 90 Aktuelle computerbasierte Testumgebungen der Firma Schuhfried; Quelle: Katalog der Firma Schuhfried von 2009/2010, Abb. auf S. 10ff.; online einsehbar unter: http://www.schuhfried.com.au/fileadmin/content/2_Kataloge_en/Vienna_Test_System_en_Katalog_SCHUHFRIED.pdf; zuletzt eingesehen am 10.01.2016.
Abbildung 51: Gestaltpsychologische Testfrage bei Parship; Quelle: www.parship.de (zuletzt eingesehen am 20.04.2014).
Abbildung 52: Gesellschaftsspiel auf Basis des Rohrschach-Tests (1957); Quelle: Drunen (2006): Röntgenfotos des Geistes, S. 98.
Abbildung 53: Prototypische Darstellungen der vier Temperamentstypen bei Lavater (1772); Quelle: Lavater (1991[1772]): *Von der Physiognomik*, Kapitel 8.
Abbildung 54: *Völkertafel/Kurze Beschreibung der in Europa befintlichen Völckern und Ihren Aigenschaften* (1725); Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/V%C3%B6lkertafel_%28Steiermark%29#/media/File:V%C3%B6lkertafel.jpg; zuletzt eingesehen am 27.01.2016.
Abbildung 55: Charakterologische Klassifikationstabelle bei Bahnsen (1867); Quelle: Bahnsen (1867): *Beiträge zur Charakterologie*, S. 24.
Abbildung 56: Fotografien prototypischer Konstitutionen nach Kretschmer (1920er Jahre); Quelle: Karolyi (1971): *Anthropometrie*, S. 80f.
Abbildung 57: Korrelationstabelle von Konstitutionstypen und Pathologien (1934); Quelle: Rohracher (1934): *Kleine Einführung in die Charakterkunde*, S. 22.
Abbildung 58: Häuffungsschema nach Volz (1895); Quelle: Hanke (2007): *Zwischen Auflösung und Fixierung*, S. 46.
Abbildung 59: Persönlichkeitspsychologische Prototypen; Quelle: Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 161.
Abbildung 60: Statistische Korrelierung von Schädelvolumen und Devianzen/Pathologien (1887); Quelle: Lombroso, (1887): *Der Verbrecher*, S. 138.
Abbildung 61: Psychotechnisches Profil nach Giese (1928); Quelle: Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 40.
Abbildung 62: Tabellarische Darstellung von Anforderungs- und Leistungsprofilen (1981); Quelle. Block (1981): *Die Eignungsprofilerstellung*, S. 53.
Abbildung 63: Schematische Darstellung des Empfehlungssystems von Amazon; Quelle: Klahold (2009): *Empfehlungssysteme*, S. 95.

Abbildung 64: Formel zur Berechnung der Kosinus-Ähnlichkeit; Quelle: https://de .wikipedia.org/wiki/Kosinus-%C3%84hnlichkeit; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.
Abbildung 65: Koordinatenkreuz mit Vektoren zur Illustration des Konzepts der Kosinus-Ähnlichkeit (eigene Darstellung).
Abbildung 66: Schematische Darstellung des OSI-Modells; Quelle: ISO/EIC 7498-1 (1996[1994]): *Information technology— Open Systems Interconnection—Basic Reference Model: The Basic Model, 29 (Table 12 – Communication involving relay open systems)*; online einsehbar unter: http://standards.iso.org/ittf/PubliclyAvailableStandards /s020269_ISO_ IEC_7498-1_1994(E).zip; zuletzt eingesehen am: 10.10.2012.
Abbildung 67: ‚Punch Photography' (19. Jahrhundert); Quelle: http://discussion. cprr.net/2007/01/punch-photograph-railroad-ticket.html; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.
Abbildung 68: Ausschnitt aus dem Patent für ein Bahn-Ticket mit ‚Punched Photograph' (1888); Quelle: http://patentimages.storage.googleapis.com/pages/US380566-1.png; zuletzt eingesehen am 31.01.2016.
Abbildung 69: Exemplarische Steckbriefe von 1835 und 1878; Quellen: https://commons .wikimedia.org/wiki/File:Steck.jpg und http://www.adelskartei.de/061.htm; zuletzt eingesehen am 31.01.2016.
Abbildung 70: Steckbrief einer Wahlkandidatin in einer Regionalzeitung; Quelle: *Neue Deister Zeitung* vom 18.09.2009.
Abbildung 71: Steckbrief bei einer Online-Fahndung des LKA Niedersachsen; Quelle: http://www.lka.polizei-nds.de/fahndung/fahndung_social_networks/hannover-unbekannter-ueberfaellt-taxifahrer-110865.html; zuletzt eingesehen am 31.01.2016.
Abbildung 72: Aufbau eines Täterprofils in der OFA; Quelle: Hoffmann/Musolff (2000): *Fallanalyse und Täterprofil*, S. 185.
Abbildung 73: Suchergebnisse und merkmalsbasierte Suchmaske bei Facebook.
Abbildung 74: Typologien in der 'Völkertafel', bei Lavater und Kretschmer; Quellen: s. Abb. 52, 53 und 55.
Abbildung 75: Darstellung einer Bevölkerungsentwicklung; Quelle: https://www.wzb.eu/de/publikationen/datenreport/datenreport-2013; zuletzt eingesehen am 15.12.2020.
Abbildung 76: Darstellung einer Bevölkerungsentwicklung; Quelle: http://www.bpb.de /nachschlagen/datenreport-2013/bevoelkerung-und-demografie/172698/demografischer-wandel; zuletzt eingesehen am 14.02.2016.
Abbildung 77: TV-ZuschauerInnenstatistik vom 24.02.2016; Quelle: http://www.dwdl.de /zahlenzentrale/#tvquoten; eingesehen am 26.02.2016.
Abbildung 78: Visualisierung auf Grundlage der Nutzungsdaten bei *last.fm;* Quelle: http:// www.last.fm/user/C26000/journal/2006/07/30/383m_last.fm_extra_stats
Abbildung 79: Verschränkung der eigenen Hörpraktiken mit jenen einer globalen HörerInnenschaft; Quelle: http://www.last.fm/dashboard.
Abbildung 80: Schattenriss mit Messlinien bei Lavater (1776) und Schattenriss Goethes (1782); Quellen: Lavater (1968b[1776]): *Physiognomische Fragmente Band 2*, S. 99 und http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/Images/db/wiss/goethe/goethe-

motive_auf_postkarten/goethe-silhouetten/G-Silh.__1782__Ser._1__Nr._1-12__150_500x750_.jpg; zuletzt eingesehen am 14.02.2016.

Abbildung 81: Bertillonage von Joseph Stalin (1912); Quelle: Hulton Archive London. http://www.gettyimages.de/detail/nachrichtenfoto/card-from-the-register-of-the-st-petersburg-imperial-nachrichtenfoto/2660389; zuletzt eingesehen am 14.02.2016.

Abbildung 82: Darstellung eines Psychologischen Profils nach Rossolimo (1926); Rossolimo (1926): *Das Psychologische Profil*, S. 13.

Abbildung 83: Polaritätsprofil der Geschlechter bei Hofstätter (1960) (weibl.: gestrichelte Linie); Quelle: Hofstätter (1960): *Das Denken in Stereotypen*, S. 23.

Abbildung 84: Auswertungsprofil bei Parship; Quelle: www.parship.de (zuletzt eingesehen am 20.04.2014).

Abbildung 85: Aktuelle Profildarstellungen aus der empirischen Persönlichkeitsforschung; Quelle: Asendorpf (2007): *Psychologie der Persönlichkeit*, S. 41.

Abbildung 86: *Strat-O-Matic Baseball* (1961); Quelle: Barton (2008): *Dungeons and Desktops*, S. 14.

Abbildung 87: Spielerprofil von Lionel Messi in *FIFA 16*; Quelle: http://www.play3.de/2015/09/06/fifa-16-die-50-besten-spieler-platz-10-bis-1/; zuletzt eingesehen am 14.02.2016; *FIFA 16* (2015, Electronic Arts, USA).

Abbildung 88: Karten aus verschiedenen Spielen von Weltquartett: Quelle: weltquartett.de; zuletzt eingesehen am 29.02.2016.

Abbildung 89: Charakterbogen der ersten Edition von *Dungeons and Dragons* (1974); Quelle: https:// theiddm.wordpress.com/2011/09/19/an-education-in-first-edition/; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.

Abbildung 90: Charakterprofil aus *World of Warcraft* (Stand 2011).

Abbildung 91: Schema eines Stammbucheintrags nach Schnabel (2003:146); Quelle: Schnabel (2003): *Das Stammbuch*, S. 146.

Abbildung 92: Stammbuchseite aus dem Stammbuch des Johann Valentin Deyger (1553); Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/Stammbuch_%28Freundschaftsalbum%29#/media/File:Stammbuch_J_V_Deyger.jpg; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.

Abbildung 93: Silhouette in einem Stammbuch (1796); Quelle: http://home.online.nl/mpaginae/Alba/AAenSaarda.htm; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.

Abbildung 94: Formalisierte Selbstdarstellung in einem Freundebuch; Quelle: http://presse.haefft-verlag.de/wp-content/uploads/Lernfreunde_Freundebuch_Innenseiten.jpg; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.

Abbildung 95: Profilseite bei Facebook als ‚sekretärsmäßige' Repräsentation des Selbst.

Abbildung 96: Screenshot eines Dashboards von fitbit Quelle: Böhme (2014b): *Maschinen der Konkurrenz*, S. 171.

Abbildung 97: Tabellarischer Lebenslauf (1936); Quelle: Gürteler (1936): *Neue Stelle durch richtige Bewerbung*, S. 22

Abbildung 98: Schematische Darstellung der Profil-Methode nach Püttjer/Schnierda; Quelle: http://www.karriereakademie.de/die-puttjer-schnierda-profil-methode; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.

Abbildung 99: Veränderung der Arbeitsvorgänge durch psychotechnische Maßnahmen bei Musil (1922); Musil (1922): Psychotechnik und ihre Anwendungsmöglichkeit im Bundesheere, S. 191.
Abbildung 100: Talentbaum in *World of Warcraft* (Stand 2011).
Abbildung 101: Nach psychotechnischen Maßgaben gestaltete Schreibtische; Quellen: Giese (1928): *Psychotechnik*, S. 65 und Tramm (1921): *Psychotechnik und Taylor-System*, S. 97.
Abbildung 102: Werbeanzeige von Apple aus der Kampagne „What's on your PowerBook?" (1992); Quelle: http://www.macmothership.com/gallery/newads5 /WhatsOnYourPowerBook5.jpg; zuletzt eingesehen am 30.01.2016.
Abbildung 103: Schematisch des Formalisierungsgrads verschiedener Medien nach Winkler; Quelle: Winkler (2008b): *Basiswissen Medien*, S. 271.
Abbildung 104: Tabelle bei Rudolf Martin als Andeutung eines zweidimensionalen Normalfelds; Quelle: Martin (1928): *Lehrbuch der Anthropologie*, S. 99.
Abbildung 105: Formularisierungsprozess nach Winkler; Quelle: Winkler (2008b): *Basiswissen Medien*, S. 152.